

Die
Nachtmahlsbrüder
in Rom.
Ein Roman
von
Ernst Willkomm
in sechs Büchern.

Leipzig, 1847.
Verlag von C. E. Kollmann.

ERSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. DIE FREUNDE.

Am Tage aller Seelen im Jahre 1844 lehnte ein Mann von etwa dreißig Jahren an dem Geländer der Phokasäule in Rom und überblickte sinnend den verwilderten *Campo vaccino*. Die Sonne versank eben hinter den Höhen des Coelius und vergoldete mit feurigen Flammen die Trümmer der verschwundenen Tempel, die Triumphbögen das Capitol und die geheimnißvolle trotzige Ruine des *torre de Conti*, der seine stumpf abgebrochenen Zinnen über die niedrigeren Häuser der neuen Stadt erhebt. In der milden Abendstille war auf dem wenig belebten ehemaligen Forum nichts zu hören, als das melancholische Schrillen der zahlreichen Marmorsägen unter den gesprengten Wölbungen des Friedenstempels das dumpfe Klopfen der Stellmacher und das heisere rauhe Geschrei der Campagnabauern, welche Mühe hatten, ihre wild gewordenen grauen Stiere zu bändigen? deren eine ansehnliche Menge auf dem zerstampften Boden des entweichten Forums wiederkäuend in ihren Jochen lagerten. Eins von diesen Thieren hatte sich losgerissen und zeigte dem fluchenden Bauer die Hörner, indem es bald rechts bald links der gegen ihn geschwungenen Schlinge geschickt auswich. Ein Peitschenschlag, der das Auge des schönen Stieres traf, machte ihn wild, brüllend hob er den Schweif, senkte den mächtigem breit gehörnten, Kopf und brach in gewaltigen Sprüngen durch

die erschrocken auseinander stäubenden Bauern. Fessel-frei stürmte die grimmige Bestie quer über das Forum, wandte sich dann plötzlich etwas rechts und rannte im donnernden Galopp auf der zum Titusbogen hinauffüh-renden Straße fort, gefolgt von den gellend schreienden Campagnolen.

Bei diesem Anblick erhob sich der Mann an der Pho-kassäule und sah mit lebhafter Theilnahme den an ihm vorüberstürmenden Bauern und dem weit voraus geeil-ten Stiere nach, dessen grau schimmernde Gestalt im aufwirbelnden Staub und purpurnen Sonnennebel pfeil-schnell dahinschoß. Im Augenblicke, wo der Stier die Wölbung des Triumphbogens betreten wollte, zeigte sich unter derselben ein Zug rothgekleideter junger Männer, die paarweise, die Kleineren zuerst, die Größeren hinter ihnen, vom Colosseum her die alte Straße gegen das For-um heraufwandelten. Ueberrascht von dem unerwarteten furchtbaren Anblick des wüthenden Thieres stießen die schweigend daher schreitenden blaßwangigen Jüng-linge einen gemeinsamen Schrei des Entsetzens aus und wichen, Diese nach der Seite des Palatin, Jene nach dem mit zerbrochenen Säulenstümpfen bedeckten Trümmer-wall aus, über dessen braunen Ziegelmauern die maje-stätische Doppelrotunde des Tempels der Venus und Ro-ma in die klare Abendluft aufstiegen. Die schönen Wöl-bungen beider Rotunden leuchteten jetzt in sonnigem Aether, der mit zauberischem Glanz über allen Gegen-ständen flimmerte.

Dieser heftige Aufschrei der Erschrockenen, vielleicht auch das brennende Roth ihrer langen flatternden Gewänder, machte den Stier stutzig. Er hemmte seinen Lauf, kehrte dann seitwärts springend um und lief somit den Bauern in die Hände, die ihn jetzt leicht einfingen und durch das aufgelegte schwere hölzerne Joch auch schnell bändigten.

Um diese Zeit schlug es auf dem Thurm des Capitols vierundzwanzig, was in dieser Jahreszeit fünf und einem Viertel unsrer Uhr entsprechen würde. Gleich darauf erklang vielstimmiges Glockengeläut, das sonnige Abendlicht wich bläulicher Dämmerung und aus dem tiefen Blau des Himmels schauten die reinen Silberflammen der Sterne herab auf die dunkelnde Erde. Mechanisch schlossen sich die Jünglinge wieder paarweise aneinander, schlügen ein Kreuz über Stirn, Mund und Brust, nahmen ihre dreieckigen Hüte ab und schritten betend weiter.

Auch der Mann an der Phokassäule bekreuzte sich, lüftete den Hut und sprach lispelnd ein Gebet. Da bemerkte er den nahenden Zug der deutschen Seminaristen, vom *Collegio romano* und ging ihm mit beflügelten Schritten entgegen.

»Guten Abend, Bruder Antonio,« redete er den Aufsicht führenden Priester an, der ernsthaft hinter dem Zuge fortschritt. »Endlich finde ich Dich! Wie lebst Du?«

»Emanuel!« rief freudig erstaunt der junge Priester aus und drückte inbrünstig die Hand des Fremden. »Emanuel, Du hier in Rom! – Was führt Dich hieher? Treibt Dich

die Sehnsucht zurück über die Berge? Seit wann bist Du hier?«

»Seit zwei Stunden. Ich suchte Dich im Colleg, hörte, daß Du mit den Zöglingen ausgegangen seist und da zog es mich nach achtjähriger Abwesenheit doch zuerst wieder hieher unter diese Welt heidnischer Trümmer, den herrlichsten Triumphbogen des siegenden Christenthums!«

Die Blicke beider Freunde begegneten sich und in diesen, Blickem lag eine Welt von Fragen. Fest geschlossen aber blieben die Lippen Beider, nur der lange warme Händedruck sagte ihnen, daß sie sich verstanden.

In einiger Entfernung hinter den nur leise unter sich sprechenden Seminaristen langsam fortgehend, begannen sie dann mit ebenfalls sehr gedämpfter Stimme folgendes Gespräch.

»Du kommst aus Deutschland, Emanuel?«

»Direct aus Deutschland. Vor zwölf Tagen war ich noch am Rhein, dessen grüne Wellen die ersten blätterdünnen Eisschollen ansetzten! Man reist heut zu Tage sehr schnell.«

»Wenn man Eile hat,« sagte Antonio, einen forschenden Blick auf seinen weltlich gekleideten Begleiter werfend.

»Die Welt hat jetzt immer Eile, mithin müssen auch wir sie haben.«

»Die gute, in sich klare, nach allen Seiten hin bestimmte Welt nicht,« entgegnete Antonio. »Sie bleibt ruhig unter allen Stürmen der Zeit; sie war dieselbe vor dreihundert Jahren, sie wird noch dieselbe sein nach einem Jahrtausend. Aber mir scheint, Dich hat die scharfe nordische Luft, die zu rascher Bewegung nöthigt, ein wenig angesteckt!«

»Sehr möglich; indeß – sind noch keine Depeschen hier angekommen?«

»Seit etwa vierzehn Tagen bemerkte ich, daß mehr Briefe als gewöhnlich im Colleg abgegeben wurden, doch habe ich nicht gefragt, mich um nichts bekümmert, da das nicht meine Sache ist. Wir gehen nur sicher, wenn wir genau thun, was uns vorgeschrieben wird.«

»Du weißt also nichts?«

»Was, Emanuel! – Daß es draußen über den Bergen wieder rumort? Daß schlimme Gesellen und böse Buben die Gläubigen lästern? Daß man ihres Eifers lacht, ihrer Ohnmacht spottet? Gewiß, Emanuel, das Alles weiß ich, wissen wir Alle. Aber mas weiter?«

»Was weiter!« wiederholte Emanuel nachdenkend. Ihr seid hier wirklich merkwürdig ruhig.«

»Die Folge unserer Gelübde,« sagte wunderbar lächelnd Antonio. »Oder hast Du mich je unruhig, heftig, bewegt gesehen?«

»Nein wahrhaftig nicht, und darum, Du weißt es, ward ich Dein Freund, darum nahm ich Dich mir zum Muster. Deine freundliche, heitere Gelassenheit bändigte die aufbrausende Heftigkeit meines reizbaren Temperamentes.

Und dennoch – dennoch bin ich noch weit hinter. Dir zurückgeblieben!«

Emanuel seufzte bei diesem Geständniß, Antonio drückte ihm tröstend die Hand und flüsterte ihm zu: »Geduld und Muth, mein Freund! Wir straucheln nur, um in der Prüfung reif zum endlichen Siege zu werden!«

Sie hatten jetzt das Capitol erstiegen. Emanuel kehrte sich um und ließ seine kühlen großen Augen über das mit Dämmerglanz erfüllte Forum gleiten, bis sie an dem epheuumspönnenen Quaderrande des Colosseums haften blieben, das groß und hehr aus den leisen Schatten des Abends heraufragte.

»Wie wird die Welt aussehen,« sagte er wehmüthig, »wenn dereinst vom Dome Sanct Peters auch nur eine solche hohle Mauerschale übrig geblieben ist?«

»Emanuel, Du lästerst!« flüsterte in verweisendem Tone der Priester seinem Freunde zu. »Dahin kommt es nie, kann es nie kommen, denn auf einen Fels ist Petri Kirche gegründet.«

Emanuel schwieg und schritt an der Seite Antonios schräg über den Platz des Capitols an der Reiterstatue Marc Aurels vorüber bis zur breiten Treppe, die hinabführt in die neue bewohnte Stadt. Mitten auf dieser saß noch ein greiser blinder Bettler in schwarzem schadhaf-ten Pilgergewande, in der Rechten seine Büchse haltend

und mit der Linken den langen Stab umfassend, mit dessen Hülfe er sich spät Abends nach seiner Wohnung fühlte. Er schüttelte die Büchse, als er das Rauschen der vielen Tritte hörte, und sagte mit wehmüthig bittendem Tone in italienischer Sprache:

»Gnädige Herren, ein Armer grüßt! Ein verlassener armer Blinder bittet Ew. Gnaden um eine kleine Gabe des Mitleids. Beim Schmerz der allerheiligsten Madonna habt Erbarmen mit einem gebrechlichen armen Blinden! Oeffnet die Hand der Barmherzigkeit und die Madonna wird Euch gnädig sein im Leben und Sterben!«

Emanuel warf einen Bajocco in die Büchse, während Antonio achtlos und kalt an dem Unglücklichen vorüberging.

»Du mußt glücklich sein oder aufgeregt,« sagte der Priester in seiner unerschütterlichen ruhigen Freundlichkeit. »Das betrübt mich.«

»Warum?«

»Warum es mich betrübt oder warum Dich für aufgeregt halte? Je nun, weil Du so freigebig bist und diesem ewigen Schreihalse Deine Börse öffnest. Und es betrübt mich, weil ich mit Bedauern sehe, daß Du Einer der Unsern bist und doch noch schwanken, Dich von Stimmungen doch noch beherrschen lassen kannst!«

»Du irrst, Antonio. Die Strapazen der überschnellen Reise haben mein Blut in Wallung gebracht. Vergib mir dies. Ich weiß meine Gedanken zu zügeln, doch dem Blut zu gebieten und ihm zu sagen: Fließe ruhig, gemessen,

still einen Tag wie den andern, dazu habe ich keine Gewalt.«

»Nun ich meine es nicht so bös,« versetzte der Priester, »als Freund nur wollte ich Dich aufmerksam machen, daß ein strenger Richter Dich erkennen könnte.«

»Und dafür danke ich Dir von Herzen,« sagte Emanuel warm, indem er dem Freunde und Landsmanne die Hand drückte.

Sie hatten die breite Straße *d'Ara Celi* betreten und die dunkeln Massen des Professhauses der Jesuiten, sowie die schöne Façade der Jesuitenkirche ward jetzt sichtbar. Emanuel blieb stehen und hielt den Priester zurück.

»Was willst Du?« fragte Antonio. »Erschrickst Du vor den tiefen Schatten dieser Gebäude, die der Mond wie schwarze Teppiche über die Straße breitet? Ehedem sind wir häufig Arm an Arm lautlos auf diesen Schattenteppichen gewandelt.«

»Laß die Schüler voraus – so! Nun kann ich mich meines Auftrages entledigen. (Im Angesicht unserer Kirche zu Rom,) sagte der Hochwürdigste zu mir (überreiche Bruder Antonio dieses Schreiben.) – Du siehst, noch bin ich ein gehorsamer würdiger Sohn unserer Kirche.«

»Was bedeutet das?« sagte Antonio, »Ein Brief von unserm würdigen –«

»Von ihm selbst. Er ist's, der mich sendet.«

Der geistliche Bruder erbrach das Schreiben und durchflog es mit schnellem Auge unter der mattbrennenden Lampe eines Madonnenbildes, das seitwärts in einer

Mauerblende angebracht und mit frischen Blumen umsteckt war.

»Du hast Depeschen an den Secretär unseres Obersten?« fragte er, den Brief gelassen wieder zusammenfaltend.

»So ist es. Von Dir soll ich erfahren, durch wessen Hand sie überreicht werden sollen.«

»Ganz richtig. Man hat Dich prüfen, Deine Treue auf die Probe stellen wollen. Sie hat sich bewährt, Emanuel, und zur Belohnung sollst Du ganz allein der Ueberbringer dieser, ich vermuthe, höchst wichtigen Depeschen sein.«

»Das überrascht und erfreut mich. Aber wann kann ich dem Manne vorgestellt werden?«

»In diesem Augenblicke nicht, da er beim General wichtig beschäftigt ist. Ich soll Dich führen, schreibt der Hochwürdige Bischof; finde Dich also um die dritte Nachtstunde, oder, wenn Dir das geläufiger ist, um acht ein Viertel in der Kirche *del Gesù* ein und erwarte mich am Altar vor der Statue des heiligen Loyola. Auf Wiedersehen.« –

»Du wirst mich finden,« sagte Emanuel, winkte dem Freunde auf römische Weise einen Abschiedsgruß zu und bog links ab in eine Seitengasse, während der Ordenspriester mit seinen Zöglingen in der finstern Flur des Professhaufes verschwand.

ZWEITES KAPITEL. DIE WEINSCHENKE.

Ehe wir fortfahren in unserer Erzählung, möge der Leser es uns gestatten, einen Blick auf die Lebensschicksale Emanuels zu werfen. Dieser junge Mann war der Sohn armer Aeltern aus Rheinbaiern. Schon in früher Jugend zeigte er Neigung zu stiller Zurückgezogenheit und erregte durch sein nachdenkliches Wesen die Aufmerksamkeit des Priesters, an dessen Altar er häufig als Chorknabe administrirte. Auf Befragen des leutseligen freundlichen Mannes gestand er diesem mit schüchternem Erröthen, daß es sein beglückendster Wunsch sei, dereinst gleich ihm an gottgeweihter Stätte Messe zu lesen und das Hochamt zu halten. Der Priester versprach, für Erfüllung eines so frommen Wunsches sich zu verwenden, benutzte seine Verbindungen unter dem höheren Clerus und erhielt dadurch hinreichende Mittel, um dem jungen Menschen eine wissenschaftliche Ausbildung geben zu lassen. Emanuels Aeltern waren über so unverdiente Gnade hoch entzückt, weihten aus Dankbarkeit der Jungfrau Maria von ihrem sauer Ersparnen ein paar Altarkerzen und standen nicht eine Minute an, einzuwilligen, daß ihr einziger Sohn nach zurückgelegter Schulzeit und nöthiger Vorbildung das deutsche Collegium in Rom beziehe und dort die Priesterweihe erhalte.

Das Wort »Rom« begeisterte den angehenden Jüngling und mit nie ermattendem Eifer gab er sich den Studien hin, um nur ja recht bald die Hauptstadt der christlichen

Welt betreten und im Anschauen des Stellvertreters Christi auf Erden sich zu seinem hohen Berufe heiligen zu können.

Als kaum achtzehnjähriger Jüngling überstieg Emanuel die Alpen. Jubelnd begrüßte er das sonnige Land der Hesperiden, schwelgte in den Zauberreizen seiner Natur, bewunderte die Marmorhallen, Paläste und Kirchen seiner imposanten Städte? berauschte sich in den süßen Geheimnissen seiner Kunstschatze und betrat endlich von heiligen Schauern überrieselt die ewige Stadt. Ob die ersten gewaltigen Eindrücke der ehemaligen Weltstadt auch später dieselben blieben in seiner Erinnerung, können wir weder bejahen noch verneinen. Emanuel hat darüber nie eine Meinung geäußert. Wir wissen nur, daß er nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Rom stiller und ernster wurde, daß seine bis dahin blühende Gesichtsfarbe einem fahlen matten Gelb Platz machte, das begeisterungsglänzende Auge fieberhaft zu glühen begann und sein ganzes Aeußere die Haltung eines Menschen annahm, den ein in tiefster Seele heimlich wüthendes Fieber langsam verzehrt. Dennoch erkrankte er nicht, noch gab er je zu, daß seine Gesundheit leidend sei und ärztlicher Hülfe bedürfe. Man schrieb die Veränderung allgemein den Einwirkungen des ungewohnten Climas zu, begnügte sich, für das Wohl des jungen Mannes zur Madonna zu beten und überließ ihn übrigens sich selbst und seinen Studien.

Emanuel lebte lange Jahre in Rom, erhielt die Priesterweihe und trat später in den Orden der Gesellschaft Jesu. Auf Befehl seiner Obern kehrte er nach Deutschland zurück, nicht aber in Gestalt eines Ordensbruders, sondern als weltlicher Geschäftsreisender. Als solcher hatte er die widersprechendsten Aufträge und Instruktionen erhalten, je nachdem er diese oder jene Gegend des weiten deutschen Vaterlandes besuchte. Er war bekannt als jovialer Weinreisender, als geschwätziger Tabuletträmer, als Traktätschenhändler und als Verkäufer vom Papst geweihter Schaumünzen und Ablaßzettel auf ein gemeines Jahr. In allen diesen verschiedenen Branchen, die eine nicht alltägliche Gewandtheit im Umgange mit Vornehm und Gering, eine seltene geistige Geschmeidigkeit und gänzliche Selbstverläugnung erforderten, machte er Glück und erwarb sich das volle Zutrauen seiner Vorgesetzten. Man glaubte, den so bildungsfähigen jungen Mann mit wichtigeren Sendungen beauftragen zu können und machte ihn daher – versteht sich ganz in's geheim – zum Emissär der römischen Propaganda in Deutschland ...

In dieser neuen Eigenschaft war Emanuel unermüdlich thätig, dem so gefürchteten Orden der Gesellschaft Jesu unter Vornehmen und Reichen Freunde zu erwerben und dahin zu wirken, daß die Gewonnenen unmerklich die absoluteste Gewalt bekämen über die Massen. Die Erscheinungen die sich nach drei- bis vierjähriger Wirksamkeit des klugen Emissärs in den ersten vierziger Jahren an vielen Orten Deutschlands zeigten, rechtfertigten die

Erwartungen seiner Vorgesetzten. Nochmals kamen ihm neue Instructionen zu und mit dem pünktlichsten Gehorsam bemühte sich Emanuel, auch diese nach besten Kräften und Vermögen zu befolgen. Wenn er diesmal vom Glück weniger begünstigt ward, so konnte doch Niemand ihn einer Fahrlässigkeit oder gar übereilten Handelns zeihen. Vielmehr lag die Schuld, daß mancher Anschlag mißlang, an den veränderten Zeitverhältnissen, den politischen Stimmungen des Volkes im Ganzen und Großen, und der ungemeinen Reizbarkeit des religiösen Gefühls unter der anscheinend so ruhigen, blind gläubigen Masse. Die fernen Leiter in Rom hatten in ihrer Weisheit vergessen, den bald fallenden bald steigenden Pulsschlag der Zeit in ihrem Calcul mit einzurechnen und danach ihre Maßregeln vorsichtig zu bemessen. Sie hatten nicht bemerkt, daß die Atmosphäre in Deutschland schon seit geraumer Zeit schwül und bleiern wie vor einem Erdbeben über dem Lande lag, und daß ein kleiner Funke den ganzen weiten schwefelschwangeren Dunstkreis in lichte Flammen setzen könne. Selbst als jener Funke den angesammelten Zündstoff wirklich schon in Brand gesetzt hatte, ahnten die heimlichen Rechner in Rom nichts und ihr Barometer zeigte noch dieselbe geistige Schwere der Luft wie vor zehn Jahren.

Zu schnell zu unerwartet war die Erschütterung gewesen und zu weitgreifend konnten die Folgen sein, um den zunächst einzuschlagenden Weg ganz allein selbst

vertreten zu können. Emanuels Wirkungskreis war vorerst völlig zerstört, eine Sendung als beendigt zu betrachten. Ueberdies hatte man Verdacht gegen ihn geschöpft und es konnte ihm bei der mißlichen Stimmung des niedern Volkes etwas Unangenehmes begegnen. Unbemerktes Zurückziehen stilles Verschwinden gebot unter solchen Verhältnissen die Lebensklugheit, mußte die höhere Weisheit des Ordens billigen. Der Mann der That, Bischof Finster, dem Emanuel vorzugsweise empfohlen war und unter dessen Oberaufsicht er handelte, erwählte ihn zum Ueberbringer vieler wichtigen Depeschen an die höchsten geistlichen Behörden in Rom, und so kam es, daß Emanuel wider Erwarten und nach einer sturmähnlichen Reise sich plötzlich wieder inmitten der heiligen Stadt sah, deren großes Bild eine mehr als siebenjährige Abwesenheit in seiner Seele nicht hatte verwischen oder nur erbleichen lassen können. –

Nach dieser nothwendigen Abschweifung knüpfen wir den abgerissenen Faden unserer Erzählung wieder an.

Als Emanuel von seinem Freunde Abschied genommen hatte, lenkte er in die nächste Gasse ein, die links abbog. Ohne bestimmtes Ziel überließ sich der Emissär dem Zufall, weit mehr mit sich, seinen Gedanken und der Wichtigkeit seiner Sendung beschäftigt, als mit der profanen Außenwelt, die mit frecher Zudringlichkeit ihr Recht geltend zu machen strebte. Indeß war Emanuel noch nicht Philosoph genug oder bei aller methodischen Zuschitzung doch zu unverwüstlich derber Naturmensch, um sich ganz straflos in den leidenschaftlichen Lärm des

Volkslebens zu begeben, der in jenem Labyrinth enger und schmutziger Gassen tobt, das sich längs der Tiber hinzieht und erst an dem graziösen Säulenrund des verwaisten Vestatempels sein Ende erreicht. Es ergötzte ihn, die aufgeputzten Fleischbuden wieder zu betrachten und dem unermüdlichen Geschwätz der Federviehhändler zu zuhören, die hinter ihren Buden standen, Truthhühner, Gänse und Enten rupften und sie mit rothen Bändchen reihenweis vor den Buden aufhingen. Die Lorbeerzweige zwischen den fetten Thieren, die zahllosen gaukelnden Lichtflämmchen in und vor den Buden, das Schreien und Lachen von Käufern und Verkäufern und die knurrende Geschäftigkeit eines Rudels dürrer verwilderter Hunde, die sich um den Abfall des Federviehs unter den Buden und mitten auf der Straße bissen, machten ihn vergnügt lächeln.

»Ja, das Rom!« sagte er still befriedigt, »das Rom der Kleinbürger wie ich es immer kannte. Sei mir willkommen, Du heitere Welt lustiger Alltäglichkeit! Auch in Schmutz und Gestank bleibst Du immer poetisch, immer schön, wie die Menschen, die Dich bewohnen.«

Ein Trupp Eseltreiber kam ihm entgegen, deren Thiere mit schönen, mattgrünen glänzenden kleinen Citronen, wie sie in Mittel- und Unteritalien allgemein zu fast jeder Fleischspeise genossen werden, schwer bepackt waren. Die Treiber brauchten ihre kurzen Stachelstöcke nur zu

häufig, um die Lastthiere zu schnellerem Gange zu bewegen, und ihr heiseres Ah das sie jedesmal dabei ausstießen, begrüßte Emanuel als einen bekannten Ton, so wenig harmonisch er auch seinem verwöhnten Ohr klang.

Auf zweiräderigen Karren fuhr in kurzem Trabe ein Weinbauer quer über die Straße, sein glockenbehängenes Fuhrwerk mit dem unbeholfenen Schirmdach von rohem Fell durch lautes Geschrei überlärmend. Hinter ihm her zog jubelnd eine Schaar schwarzhaariger Jungen und klammerte sich an eins der langen und flachen Fässer, das aus dünnem Spalt das rothe süße Traubenblut auf die Erde goß.

Während nun der Fuhrmann lästerlich fluchend abstieg um den Ritz zu verstopfen, erhoben sich hundert unnütze Hände zum Helfen und versperrten binnen wenigen Secunden die enge Straße. Emanuel sah sich plötzlich umgeben von einem lebhaft gesticulirenden Schwarm schreiender Menschen, von denen zwar Keiner etwas that, die aber doch Alle Rath gaben und ihre Dienste anboten.

Fest eingekleilt in diesen Menschenknäuel konnte Emanuel weder vor- noch rückwärts. Er mußte gezwungen den Verlauf der Sache abwarten, die sich bedeutend verzögern zu wollen schien, da nichts zur Hand war, was dem Weinbauer dienen konnte. Während nun der Emisär mit unverkennbarem Behagen an diesem seit Jahren ihm wieder fremd gewordenen Leben des heißblütigen Volkes sich weidete, hörte er hinter sich leises Geflüster einer Frauenstimme. Er kehrte sich rasch um und sein

Blick begegnete den funkelnden Augen einer ächt römischen Schönheit.

»Nur dahinein!« flüsterte das Mädchen ihrem Begleiter zu, den der lange lockige blonde Bart und die bleiche Gesichtsfarbe als einen Nordländer bezeichneten. »In diesem Gewirr erkennt uns Niemand und Tommaso sucht uns am allerwenigsten auf dieser Seite.«

Behend schlüpfte die schlanke Gestalt durch den schreienden Haufen, ihr nach wie eine Schlange wand sich der starke stämmige Nordländer. Ohne langes Bedenken folgte auch Emanuel ihrer Spur, was keine Schwierigkeiten hatte, da das weiße Kopftuch des Mädchens auch in dem trüben Dämmer der schlecht erleuchteten Straße weithin sichtbar blieb.

»Das sieht ganz aus wie ein Abenteuer,« sagte er zu sich selbst, »wer weiß, ob ich nicht ein gutes Werk stifte, wenn ich den beiden jungen Leuten folge!«

Sein Gewissen, an derartiges Gedankenspiel seit Jahren gewöhnt, war auf der Stelle durch dies Verschleiern eines vom bloßer Neugier aufgestachelten Gelüstes beschwichtigt, billigte seinen Entschluß und schon der nächste Augenblick sah den Emissär im bescheidener Entfernung vom dem flüchtigen Paare an der Schattenseite der Häuser fortschleichen.

Am finstern Halbrund des Marcellustheaters hemmten die Flüchtigen ihre Schritte, blieben stehen und sahen sich um. Emanuel duckte sich hinter den vorragenden Pfeiler einer Thür, um die Furchtsamen nicht zu verscheuchen. Als das Paar sich unbeobachtet glaubte, klinkte es die Thür einer Weinschenke auf, durch deren Ritze man den klaren Lichtschein zweier römischen Lampen funkeln sah.

»Kein Zweifel mehr, es ist ein Deutscher,« sagte Emanuel halblaut vor sich hin. »Die alte Dichterkneipe besuchen jetzt nur wenige Fremde noch, denn sie ist heruntergekommen und eine Herberge geworden für zanksüchtiges römisches Gesindel. Wenn jetzt der Dichter des Faust noch lebte und zurückkäme nach Rom, um das Grab seines einzigen Sohnes zu besuchen, würde er die Osteria nicht wieder erkennen, wo er seiner Zeit unter begeistersten Freunden manche Foglietta geleert haben mag.«

Emanuel stand jetzt dem verwitterten alten Theater des Marcellus grade gegenüber. Der oberste Rand des hohen schwarzen Gebäudes war mit einem Saum blitzenden Mondsilbers eingefaßt, das je nach der größern oder geringeren Höhe der gegenüberstehenden Häuser bald in breite oder schmale Franzen getheilt in die vermauerten

Fensterhöhlen niederhing. In den vielen Handwerkerbuden, mit denen jetzt der untere Theil des ehemals prachtvollen Gemäuers ausgebaut ist, herrschte noch rege Thätigkeit. Schlosser, Schuhmacher, Drechsler, Klempner arbeiteten so munter fort, als sei es heller Mittag. Emanuel warf noch einen Blick auf den halb zerstörten Prachtbau aus Roms weltbeherrschenden Zeiten, und trat dann ebenfalls in die Weinschenke, die bei allen Deutschen unter dem Namen der »Goethekneipe« bekannt war.

Hinter einem kleinen viereckigen Tisch von Ulmenholz, der von häufig darauf vergossenem Weine, schwarz und klebrig geworden war, saß das Pärchen traulich mit einander plaudernd. Eine langhalsige, strohumflochte Flasche Orvieto, Fiasco genannt, und ein paar dünne Scheiben feinen Zwiebackes standen noch unberührt vor ihm. Beim Eintritt des Emissärs schleuderte die Schöne einen ihrer versengenden Flammenblicke aus den großen leidenschaftlichen schwarzen Augen auf ihn, fuhr aber sogleich in ihrem Gespräch fort, da sie einen unschädlichen Fremden vor sich sah.

Emanuel hielt das Mädchen für eine Albanerin, da sie Rock und Schürze, Haar und Kopftuch genau nach Albaner Sitte trug. Auch die sehr schlanke Gestalt, der volle Busen, der stolze Blick und die strenge Schönheit der üppig schwelenden Lippen schien seine Ansicht ja bestätigen. Er ließ sich eine halbe Foglietta Rothwein geben, kaufte einem Olivenhändler, der seine Waare ausbot, für einen Bajocco einen Teller der beliebten ölichen Früchte ab und hielt ein frugales Abendmahl.

Einem verwöhnten Manne würde diese ehemals berühmte Weinschenke nicht angemuthet haben. Der Fußboden bestand aus schlecht gehaltenen, von Schmutz und Feuchtigkeit geschwärzten Ziegeln, nicht weniger schwarz und unrein sahen Tische und Bänke aus. An Stühlen war durchaus kein Ueberfluß und bei den vorhandenen mußte man sich in Acht nehmen, daß sie nicht unter Einem zusammenbrachen. Ueber dem Schenktisch an der Wand hing ein Bild der Madonna, mit verwelkten Blumen umwunden und von öliger Lampe angeschmaucht. Darunter war noch ein geweihtes Crucifix von Lorbeerholz angebracht.

Konnte man sich über diese störenden Kleinigkeiten, wie den Schmutz der Tische, die klebrigen Gläser, den fettem Wirth mit seiner weißen Jacke, deren Aermel das Blut sehr vieler Enten und Hühner eingesogen haben mußte, hinwegsetzen, so war der Aufenthalt in dieser Osteria unterhaltend und angenehm. Der Wein war rein und billig, und da meistentheils Volk aus den niedern Ständen, Trasteveriner, Campagnabauern und Söhne des Gebirges hier ihr Glas tranken, fehlte es nie an charakteristischen Gesprächen und Scenen; denn der ächte Römer in seiner Eigenthümlichkeit, seinem wunderlichen Gemisch von Stolz, Muth und räuberischem Gelüst hat sich nur unter dem niedern Volk rein erhalten.

Auch jetzt waren die beiden größten Tische mit Handwerkern aus der Nachbarschaft, mit Stiertreibern und ähnlichem Volk besetzt, die Wein und Broccolisalat tüchtig zusprachen und sich dabei lebhaft unterhielten. Sie

waren eben dabei, die vor Kurzem erfolgte Ernennung zweier Kardinäle durchzuhecheln, wobei sie ganz unbarmherzig zu Werke gingen und weder die hohen Kirchenfürsten noch selbst den heiligen Vater schonten.

»Vier tausend Scudi!« sagte ein Emanuel grade gegenüberstehender Pachter, seine stämmigen Beine mit den sie schützenden braunen Gamballen, wie der Römer die ledernen Schienen heißt, die er zum Schutz gegen Schlangenbiß und Dornenstich zu tragen pflegt, gegen den Tisch stoßend, daß die Gläser zitterten, »bei allen Heiligen, das ist ein hübsches Taschengeld, um bei guter Zeit selig zu werden!«

»Wie meint Ihr das, Stefano?« fragte ein Klempner, der mit Schurzfell und aufgestreiften Hemdärmeln hinter dem Tische saß, eine Cigarre rauchte und bereits die zweite Foglietta angerissen hatte. »Hilft reich sein zur himmlischen Seligkeit?«

»Das will ich meinen, Cospetto di Bacco!« lachte der Pachter. »Wie viele Seelenmessen kannst Du lesen lassen für tausend Scudi?«

»Weiß nicht, Stefano.«

»Diavolo, ich auch nicht! Aber mehr sind es, als wir zusammen, ich und Ihr, Paoli in unsren Sacktaschen schütteln! Nun freilich, es läßt sich begreifen, warum sie so viele schöne runde Silberstücke kriegen. Wenn der heilige Vater von seinem irdischen Priestersitz einmal abgerufen wird, um das rothsamtene Fußbänkchen neben dem Throne Christi im Himmel einzunehmen, will er Bekannte, gute Freunde um sich haben? denen er durch

einen einzigen kaum bemerkbaren Augenwink zu verstehen geben kann: Seht Ihr, so habt Ihr vor mir gesessen, als ich unten auf Erden noch rechtmäßiger Statthalter meines Herrn und Meisters war!«

Die Umsitzenden lachten über diese malitiöse Bemerkung des trockenen Pachters, der gelassen sein Glas austrank und nachdem er gefragt, wie spät am Tage es sei, sich noch eine halbe Foglietta geben ließ.

»Kann mir Einer sagen,« sprach ein Dritter, »warum nach jeder Kardinalswahl zwei Abende hinter einander die Stadt erleuchtet wird oder doch werden soll? Denn es brennen immer nur anderthalb Lichter vor zwei Fenstern, ausgenommen in den Palästen der Großen die Ehren halber ihre Einkünfte in Gesellschaften verprassen.«

»Das weißt Du nicht, Kohlkopf?« erwiederte der Pächter. »Ei so dank' ich meinem Schutzpatron, daß er mich oben in Subiáco und nicht hier in der heiligen Stadt hat zur Welt kommen lassen!«

»Nicht geschimpft, Stefano! Redet, wenn Ihr gescheidter seid, als andere Mutterkinder, aber hütet Euch, Eure Worte so spitzig zu stellen, sonst könnte es mir einfallen, sie für Messer zu halten und –«

Er fuhr mit heftigem Griff an die verblaßte rothseidene Schärpe, die seine Hüften umwand, und blickte dabei den übermüthigen Stierpächter so giftig an, als wolle er ihn mit Blicken tödten.

»Keinen Streit!« fiel beruhigend der Klempner ein. »Stefano ist ein Spaßvogel, dem man ein zweideutiges

Wort nicht aufmutzen darf, und ich wette, es ist eine verschmitzte Teufelei, die er uns auftischen wird.«

»Hören und Glauben sind zweierlei Dinge,« sagte der Pachter, »es wird Niemand dazu gezwungen, außer wenn Einer zur Beichte geht. Dort ist's aber ein Anderes, denn es handelt sich um Ausbesserung des Fußweges nach dem Himmel, wobei Jeder selbst Hand anlegen muß, soll's was Gescheidtes werden. – Um aber auf die Erleuchtung der Stadt zurückzukommen, so wird sie vom heiligen Vater deshalb zwei Abende lang anbefohlen, damit sich die neuernannten Kirchenfürsten an den Glanz gewöhnen, der sie fortan umgeben soll und sodann, um den armen Teufeln, die vom Handel mit Wachslichtern leben, einen kleinen Verdienst zufließen zu lassen. Weiß doch ein Jeder von uns rechtgläubigen Christen, daß man nirgends weniger Lichter anzündet als in unserer Kirche! Wohlan, möge es noch recht oft neue Kardinäle zu machen und viele hunderttausend Wachslichter zu Gottes Ehre zu verbrennen geben!«

Die Umsitzenden stimmten lachend in diesen Wunsch des verschlagenen Fuchses ein und leiteten das Gespräch dann auf andere alltägliche Gegenstände. Emanuel war keine Sylbe entgangen. Es wunderte ihn, daß der wohlhabende Pachter so ganz unverhohlen sich über anerkannte Mißbräuche lustig mache; denn obwohl er wußte, daß es der Römer liebt, Alles zu bespötteln, und selbst Papst und Kirche nicht zu verschonen, fiel ihm doch die

Manier auf, in der es hier geschah. Sein in der ausgebildeten Schule des Argwohns geschliffener Geist witterte ketzerische Luft und dies genügte, um ihn den Mann schärfer in's Auge fassen zu lassen.

Es waren inzwischen noch mehrere Gäste gekommen, so daß der beschränkte Raum ziemlich gefüllt war. Auch zwei Knaben von höchstens zwölf bis dreizehn Jahren traten jetzt ein und unterhielten die Gesellschaft durch schlecht gespielte Musikstücke und Absingen einiger Volkslieder. Eins dieser Lieder, das die poetische Liebeserklärung eines jungen Burschen an sein Mädchen enthielt, machte bei den leicht entzündlichen Römern allgemeines Glück. Die Knaben wurden lebhaft beklatscht, es regnete halbe Bajocchi in ihre offenen blechernen Büchschen, die sie Jedem hinhielten, und Wein ließ man ihnen geben, so viel sie nur trinken wollten. Nachdem sie sich erquickt hatten, mußten sie das Lied noch einmal singen.

Emanuel hatte bemerkt, daß die Schöne während des erstmaligen Vortrages des reizenden Liedchens ihren jugendlichen Geliebten immer zärtlicher anblickte. Jetzt als der erste Vers zu Ende ging, der mit einfacher Aufforderung zum Tanze schloß, konnte sich die feurige Albanerin nicht enthalten, in die Antwort des an des Mädchens Stelle sprechenden Knaben mit einzustimmen und das einfache, aber doch so viel sagende »*ma che?*« womit jeder Vers des Liedes endigte, schnippisch und mit fast zornig aufgeworfener Lippe dem lächelnden Geliebten zuzurufen.

Diese kleine improvisirte Komödie fand sogleich Beifall bei allen Gästen. Sie riefen einstimmig ihr »*brava! brava!*« dem reizenden Geschöpf zu, das, ermuntert durch solchen Beifall und dem gewaltigen Drang des eigenen liebebedürftigen Herzens folgend, jetzt aufsprang, den Tisch zurückschob, die Hände auf ihre vollen Hüften stemmte und den üppigen Oberkörper langsam hin- und herwiegend, mit zierlichem Fuß den Tact sanft zum zweiten Verse schlug. Dieser endigte mit einer schüchternen Liebeserklärung, welche das Mädchen mit höhnischer Verbeugung und einem bedauerlich abweisenden »*ma che!*« beantwortete.

Dringender, feuriger, kecker rollen dem bezauberten Jünglinge im dritten Verse die beschwörenden Worte von den zitternden Lippen. In heftig flehenden Gebehrden umkreist er tanzend die Spröde, deren erglühendes Auge, deren hochklopfender Busen und kokett in den Nacken geworfener Kopf ihm baldigen Triumph verheißt: Die Albanerin mit dem Liede fühlend und von den Wortflammen des Gedichtes selbst im Innersten ergriffen, gab sich ungebändigt der Stimmung hin, die sie befallen hatte und spielte, immer dem Geliebten im Auge, das im süßen Gefühl erster Liebesseligkeit aufathmende Mädchen meisterhaft. Schon weniger trotzig, nur etwas geärgert noch und von ungekannter Ahnung durchzuckt, entschwebte diesmal das abweisend fragende: »*ma che?*« ihren Lippen.

Ermuthigt durch die steigende Unsicherheit, durch Beben des Busens, Niederschlagen der feurigen Augen,

durch schnell wechselndes Erröthen und Erblassen, über- schüttet nun der kühn gewordene Werber die Schöne mit flammenden Liebesworten. Wie ein Sciroccosturm braust seine entfesselte Leidenschaft über das macht- und schutzlose Kind dahin und reißt es unaufhaltsam fort in seine vernichtenden Wirbel. Ich lasse Dich nicht, ruft er zuletzt aus, nicht im Leben nicht im Tode; mein sollst und mußt Du sein, hier auf Erden wie in jener Welt, mein in den peinigenden Flammen des Fegefeuers und unter dem ewigen Friedenszelt der Seligkeit, mein ewig und überall, oder -«

Da breitet die Schöne ihre Arme gegen ihn aus und mit dem entzückenden Ruf »*ma che!*« ihre ganze liebe- glühende Seele ihm zuauchzend, fliegt sie besiegt dem stürmischen Werber entgegen, umschlingt im seligen Ge- fühl des neuen Glückes den gewonnenen Geliebten und tauscht Brust an Brust und Mund an Mund mit ihm die feurigsten Küsse.

Von eigener Leidenschaftlichkeit und dem Zauber des Liedes hingerissen, war die schöne Albanerin unaufgefordert zur trunkenen Sängerin geworden. Treu den Worten des Liedes hatte sie Anfangs die stolze Spröde, dann die schelmisch Lauschende, endlich die zitternd Ueberwun- dene mimisch dargestellt, und mit dem letzten Ausruf des Entzückens warf sie sich vor Aller Augen dem Gelieb- ten jubelnd in die Arme und drohte ihn mit ihren Küssen zu ersticken.

Da ward die Thür der Osteria von außen heftig aufge- stoßen und ein bleicher Römer in der gefälligen Tracht

der Eminent oder Stutzer aus dem Volke stürzte herein, stieß einen pfeifenden Schrei aus und warf sich mit hoch geschwungenem Dolch auf die zärtliche Gruppe.

»Verdammte Schlange!« zischte der Wüthende mit bleichen bebenden Lippen. »Möge Madonna Dir gnädig sein!« Und wie ein blauer Funke zuckte der scharfe Stahl gegen die Brust des jubelnden Mädchens.

Die Arme wäre unrettbar verloren gewesen, hätte nicht ein Dritter den tödtlichen Streich des Rasenden parirt. Dieser Dritte war Emanuel. Sein ruhig beobachtendes Auge, das mit feuriger Theilnahme den zierlichen Bewegungen des muntern Mädchens gefolgt war, hatte doch alter Gewohnheit nach jeden Einzelnen der Gesellschaft scharf betrachtet. Das Aufreißen der Glasthür, das Her einstürzen des leidenschaftlich Aufgeregten konnte ihm daher nicht entgehen, und Böses ahnend erhob er sich zugleich mit dem rasch vorschreitenden Eminenten. So gelang es ihm den Arm des Wüthenden mit starkem Griff zu erfassen und den Todesstoß von der unbeschützten Brust des Mädchens glücklich abzuwehren.

»Ha, Tommaso!« schrie die Albanerin auf, umschlang inniger mit ihrem vollen Arm den Geliebten und durchbohrte mit verachtungsprühenden Blicken den entwaffneten Römer.

»O Teresella!« stammelte dieser. »Habe ich das um Dich verdient, Undankbare? Aber trotze nicht auf den Schutz der Heiligen, Treulose! Mein Stahl ist scharf zu jeder Stunde und sicher wird es im den nächsten dreimal

vierundzwanzig Stunden eine geben, die auf dem Zifferblatt Deines Lebens schwarz angemerkt ist. Vor ihr zittere, Vermaledeite!«

»Ich zittere nicht, denn ich liebe ihn,« sagte das Mädchen stolz und küßte dem Geliebten die Stirn, »Dich aber, wilde Bestie, Dich verachte ich. Fahr zur Hölle!«

Tommaso hatte sich inzwischen zu Emanuel gewendet, der ihm geschickt den Dolch entwunden hatte und mit vorwurfsvollen Blicken den vor Wuth und Eifersucht zitternden Eminente beherrschte.

»Und wer seid Ihr, Signor,« sagte der Römer, noch immer mehr zischend als sprechend, »wer seid Ihr, daß Ihr Euch erfrecht, meinem gerechten Zorn in die Zügel zu fallen und das Leben einer nichtsützigen Hündin, einer elenden Dirne zu beschützen, die so geschmacklos ist, einem blutlosen Fremden, einem plumpen deutschen Barbaren mich aufzuopfern, mich, den ächten Enkel römischer Helden? Fürchtet meine Rache, Signor, und meidet meine Wege! Ich habe Euch gewarnt, Ihr Alle hört es, darum komme Euer Blut über Euch selbst, wenn die Stunde Eures Verhängnisses schlägt!«

Tommaso griff nach dem Dolche, den Emanuel inzwischen ruhig auf den Tisch gelegt hatte, und wollte ihn wieder zu sich stecken. Der Emissär wehrte ihn ab und erfaßte die scharfe Waffe.

»Ich bin Priester,« sagte er ruhig, indem er seinen modernen Hut abnahm und durch leises Kopfsenken die Tonsur sehen ließ. »Als Geweihter des Herrn verbiete

ich Euch jegliche Rache, gegen wen sie immer gerichtet sein mag! Dankt Gott und der heiligen Madonna, daß sie Euch bewahrt haben vor schnödem Morde durch meine Gegenwart. Die Nähe des Ewigen hat Euch beschützt, und ich, sein unwürdigster Knecht, war sein Gesandter! – Geht, Tommaso,« fuhr er fort, »geht hin und thut Buße! Beichtet Euer schweres Vergehen mit zerknirschtem Herzen und fleht zur heiligen Jungfrau, daß sie Euch Verzeihung erwirke durch ihre Fürbitten bei dem Allmächtigen!«

So groß war der Eindruck dieser mit Würde gesprochenen Worte auf die leicht entzündbaren Südländer, daß nicht nur Tommaso vor Emanuel in die Knie sank, sondern daß auch alle übrigen Gäste, die während des stürmischen Auftrittes ihre Plätze verlassen hatten, sich tief vor dem Priester beugten und von ihm gesegnet zu werden begehrten.

Auch Teresella trat rasch vor, ergriff die Hand des Emissärs, küßte sie brünstig und überschüttete ihn mit einer Fluth dankender Worte. Nur ihr Geliebter, der fortwährend seine blitzenden blauen Augen auf den schlanken Eminente heftete, war bisher allein stumm geblieben. Jetzt, als Tommaso nach empfangenem Segen die Osteria verließ, zog er die Schöne mit Heftigkeit an sich, küßte sie auf den trotzig schönen Mund und sagte:

»Endlich bist Du mein, lieber süßer Trotzkopf. Aber das Tanzen und Komödiespielen werde ich mir künftig hin verbitten. Auch Ihr, werther Herr habt Dank für so uneigennützig geleistete Hilfe! Ohne Euch, wer weiß, ob

nicht jetzt das Blut zweier Gemordeten um Rache zum Himmel schrie!«

»Gott wollte es nicht,« sagte Emanuel bedeutungsvoll seine großen Augen schwärmerisch zum Himmel aufschlagend. Dann fügte er in deutscher Sprache hinzu:

»Irre ich nicht, so finde ich in Ihnen einen Landsmann. Sie sind wahrscheinlich Künstler?«

Ein frohlockendes Lächeln verklärte die offenen Gesichtszüge des bärtigen jungen Mannes und aufspringend reichte er dem Priester seine Rechte und schüttelte ihm mit brüderlichem Druck in herhaft deutscher Weise die dargebotene Hand.

»Grüß Gott! Grüß Gott!« rief er freudig aus, seine süddeutsche Abstammung damit bekundend. »Woher des Landes? Sind Sie schon lange in Rom? Und Ihr Name, hochwürdiger Herr, dem ich verbunden bin bis in den Tod für sein großmüthiges Handeln?«

»Vom Rhein, junger Freund und Landsmann,« versetzte Emanuel lächelnd. »Täuscht mich nicht Alles, so werden unsre Wiegen wohl nicht gar zu weit vom einander entfernt gestanden haben. Sie sind Katholik?«

»Ja, ich gehöre noch der alten Mutterkirche an, obwohl ich nicht läugnen will, daß mir zuweilen ketzerische Gedanken aufsteigen. Habe ich solche verführerische Stunden, dann vertiefe ich mich in meine Kunst, und fest und gereinigt bin ich noch immer aus jeder Versuchung bisher hervorgegangen.«

»Die Kunst ist eine Tochter des Himmels, wenn sie beiträgt zur Verherrlichung unserer heiligen Religion!«

»So habe ich sie immer aufgefaßt, theurer Landsmann, und nirgend, mein' ich, kann man inniger und tiefer davon überzeugt werden, als hier in Rom, der Mitte und dem Brennpunct alles ächt christlichen Lebens. Aber wie kommt es, Herr Pater, daß wir uns nicht schon früher getroffen haben? Ich komme doch sonst viel zusammen mit Deutschen und kenne von Person Alle, die sich hier aufhalten!«

»Ich war lange nicht in Rom. Erst heut –«

»Sind Sie wieder zurückgekehrt? O sagen Sie mir, bester Herr, wie war es Ihnen, als Sie vielleicht nach langer Abwesenheit aus dem braunen Hügelland der Campagna die Kuppel Sanct Peters sich wieder erheben sahen? Mich dünkt, dieser Augenblick muß etwas schauerlich Heiliges, etwas zum Tode Entzückendes haben!«

Emanuel lächelte. »Wüßte ich nicht, daß Sie Künstler sind,« sagte er, »so würde mir diese schwärmerische Entzückung, dies Auflodern Ihres ganzen Wesens es verrathen haben. – Ja?« fuhr er fort, »ein Funken heiligen Feuers durchzuckt unser Herz, durchleuchtet unser feuchtes Auge, erwärmt zu höherem Leben unser ganzes Empfinden beim Wiedererblicken Sanct Peters, wenn – wir uns nicht beherrschen können, wie das eigentlich Aufgabe und Pflicht jedes denkenden guten Christen ist!

Lodovico – so wollen wir den Maler nennen – Lodovico ließ forschend secundenlang seinen Blick auf dem ruhigen Antlitz des Priesters ruhen. Dann sagte er kühl:

»Halten Sie es für Sünde, einem schönen reinen Gefühle, einem erhebenden Gedanken sich ganz und innig hinzugeben? Sie würden dann alle Begeisterung und selbst die hohe Selbstaufopferung unserer erhabensten Märtyrer verdammen müssen.«

»Das sei ferne, junger Freund! Ich verehre jene geistige Verzückung, die Ungeahntes schafft, Unbegreifliches vollbringt, so sehr wie Sie selbst, aber ich schätze ruhige Selbstbeherrschung gleich freudigster Selbstaufopferung durch Märtyrertod, wenn sie den Zweck hat, Großes, Heiliges, Unveränderliches zu fördern.«

»So glauben Sie also, Selbstbeherrschung, Abtötung aller heftig aufbrausenden Gefühle, Erstickung wilder funkender Gedanken sei gleich dem Thun eines Märtyrers, gleich einer ewig denkwürdigen großen That?«

»Gewiß, junger Freund.«

»Und darum jubelten Sie nicht, als Sie die ewige Stadt zu Ihren Füßen liegen sahen?«

»Mein Jubel war ein stilles Dankgebet zu Gott.«

»Und klopfte nicht Ihr Herz, daß Sie glaubten es wolle die Brust zersprengen?«

»Wärmer fühlte ich mein Blut durch die Adern strömen, doch mein Gebet beruhigte es schnell und ohne Bewegung konnte ich die Hauptstadt der Christenheit betreten.«

»Dann bewundere ich Sie,« versetzte Lodovico, »und aufrichtig möchte ich das Geheimmittel kennen lernen, das solche Wunder wirkt. Vielleicht wäre es ihm auch möglich, mir das zu verschaffen, was mir fehlt, was mich

unglücklich macht und was zu ändern doch nicht in meinen Kräften steht!«

»Jung, kräftig, Künstler, geliebt von einer schönen feurigen Römerin und doch unglücklich?« sagte der Priester. »Das verstehet ich nicht! Das klingt ja beinahe, als hätten Sie aus unserm gemeinsamen Vaterlande ein Stückchen jenes Mißmuthes mit über die Alpen hieher geschleppt, der jetzt unsere besten Jugendkräfte verzehrt?«

»Nicht doch, werther Herr und Landsmann; ich bin glücklich, zufrieden, heiter und guten Muthes, aber –«

»Aber?«

»Wenn ich nun nicht böse werden soll, Lodovico, so sprich wieder einmal ein verständliches Italienisch,« warf Theresella schmollend ein, »Euer Kauderwälsch klingt ja, Gott sei mir gnädig, als ob Gänse und Raben durch einander schnatterten und krächzten!«

»Geduld, süßes Herz, nur wenige Augenblicke noch! Es gilt das Glück Deiner Zukunft.«

»Liebe mich herzinnig und treu, und meine Zukunft ist ein milder sonnenwarmer Tag!«

»Nun, junger Freund, Sie bleiben mir die Antwort schuldig?« mahnte der Emissär.

»Ich wünschte so sehr in Rom zu bleiben,« sagte der Maler seufzend, »um an der Seite dieses liebenswürdigen Kindes nur meiner Kunst leben und, will's Gott und die heilige Jungfrau, etwas Unvergängliches in ihr leisten zu können.«

»Hindert Sie Jemand daran?«

»Nicht Jemand, aber Etwas.«

»Dies Etwas?«

»Mangel an zureichenden Mitteln! Ich bin arm, werther Freund, habe, was ich besaß, während der drei Jahre, die ich nun hier lebe, dem Studium der Kunst geopfert, besitze jetzt kaum das Allernöthigste und könnte, selbst wenn ich es wollte, nicht einmal nach Deutschland zurückkehren. Ueberdies sind meine armen wackern Aeltern, fromme Ackersleute am Fuße des Schwarzwaldes, gestorben, haben nichts hinterlassen, als ein kleines verschuldetes Gütchen, das meine Geschwister, ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester, mühsam bearbeiten, um sich kümmерlich zu ernähren, und so wüßte ich denn wirklich nicht, was ich daheim sollte! Und dennoch – hier bin ich ebenfalls überflüssig – ich gerathe in Schulden, da mich aus Mangel an reichen Gönnern meine Kunst noch nicht nährt – kann dabei nicht vor-, nicht rückwärts und – bin zum Sterben verliebt in ein Mädchen, das ebenfalls nichts hat, als Schönheit des Leibes und der Seele, ein heißes liebereiches Herz und ein Gemüth, so heiter und sonnig, wie der Himmel, unter dem es geboren ward. Ist das nun nicht zum Teufelholen oder – verzeihen Sie – zum Verzweifeln?«

»Lieber, bester Lodovico! So habe ich Dich am liebsten,« flüsterte ihm Teresella zu. »Wenn Du so zürnst und die blauen Sterne Deiner schönen Augen wie feuchter Stahl glänzen, möchte ich vor Entzücken sterben an Deinem Herzen! Was ist's das Dich so aufbringt?«

»Still, still, meine Seele!«

Emanuel zog die Uhr. »Schon über halb acht,« sagte er leise vor sich hin, nahm eine Karte aus seiner Brieftasche, schrieb etwas darauf und reichte sie dem Maler.

»Ich bedaure, daß ich diesmal mich nicht länger mit Ihnen unterhalten kann, junger Freund,« sagte er. »Ein Geschäft von größter Wichtigkeit ruft mich ab. Doch bitte ich dringend, lassen Sie dies zufällige Zusammentreffen nicht unser letztes sein! Religion, Vaterland und Gesinnung machten uns zu Freunden, zu Vertrauten, und es müßte schlimm zugehen in dieser Welt, wenn es nicht möglich sein sollte, einem wackern Freund von edlem Streben und tüchtiger Gesinnung auf irgend eine Weise raten oder zu helfen. Besuchen Sie mich, wie und wann Sie können. Auf baldiges Wiedersehen! Möge Madonna Sie und Ihr Mädchen mit liebendem Mutterarm beschützen!«

Noch ehe der Maler danken konnte, hatte Emanuel die Osteria verlassen und war hinter den breiten Schatten des Marcellustheaters verschwunden.

DRITTES KAPITEL. DIE KIRCHE DEL GESÙ.

»Was hat der fromme Mann darauf geschrieben?« fragte das neugierige Mädchen, die Karte berührend, welche der Maler noch in der Hand hielt.

»Seine Wohnung und die Stunde, wo ich ihn sicher treffen kann.«

»Wirst Du ihn besuchen?«

»Wenn ich hoffen dürfte –«

»Was? Hat er Dir Versprechungen gemacht?«

»Nicht so geradezu. Aber der Mann scheint Verbindungen zu haben – er kennt Rom – ist vielleicht ein einflußreicher, Priester, der bei den Mächtigen Zutritt hat, auf dessen Worte man lauscht, dessen Winke man für Befehle hält! – Ja, Teresella, ich werde doch seiner Einladung folgen und das schon am morgenden Tage.«

»Recht so, mein wackrer Blondbart! Auf gutes Gelingen Deiner Pläne und unsere baldige Vereinigung!«

Teresella füllte eigenhändig die Gläser, stieß an und setzte das ihrige an den Mund. Lodovico sahträumerisch vor sich hin.

»Du weigerst Dich zu trinken?« sagte das Mädchen mit zorngeschwellter Lippe und gefährlich blitzenden Augen. »Ei seht den Schuft! Weil ich von Vereinigung spreche, zieht die feige Seele ein schiefes Gesicht und weigert sich zu trinken! Die ewig flammende Hölle in Dein Herz, lächelnder Satan!«

»Teresella! Pfui! Meinst Du, eine Furie könne mich glücklich machen?« erwiederte, empört über das Be tragen des leidenschaftlichen Mädchens, Lodovico. »Ist denn Nachdenken Treubruch? Unwillkürliches Zaudern absichtliches Verschmähen? Nein, Teresella, wenn solch nichtswürdiger Argwohn auf dem Grunde Deiner Seele schlummert und bei geringfügigster Gelegenheit wie ein scheußliches Ungethüm mit glühenden Augen und flatterndem Schlangenhaar sich in Dir emporreckt, dann passen wir nicht für einander. Laß uns dann lieber scheiden, weil es noch Zeit ist, ohne Groll, ohne Vorwurf.«

»Cazzo. Wie wild er jetzt wird, mein Deutscher!« rief schnell versöhnt die leicht entzündbare Albanerin. »Laß sein, gutmüthiger, lieber Narr! Streich Dir die Falten aus der Stirn, sieh in meine Augen, die Du ja immer Dianenspiegel nennst und in deren feurigen, dunklen Wellen Deine Seele so gern plätschert, wie Du sagst, und vergib, o vergib mir, wenn ich Dich beleidigt habe!«

Sie fiel ihm ungestüm um den Hals, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen und beruhigte den leicht Versöhnlichen dadurch eben so schnell, als sie ihn vorher durch ihre aufbrausende Heftigkeit beleidigt hatte.

»So!« sagte die Schöne, als sie sich überzeugt halten durfte, ihren Freund vollkommen wieder gewonnen zu haben. »Und nun laß uns den neu geschlossenen Bund durch einen abermaligen kühlen Trunk weihen!«

Lodovico mußte lachen, zog das Schelmengesicht an seine Brust und bestellte eine zweite Flasche kühlenden Orvieto. –

Wir verlassen jetzt das kosende Pärchen und folgen dem vorausgeeilten Priester.

Dieser fühlte sich in dem Augenblicke, als er aus enger Straße auf die mondbeglänzte *Piazza di Campitelli* trat, unerwartet fest gehalten. Auf dem ziemlich weiten Platze war Niemand zu sehen, er selbst stand noch im Schatten der Häuser und glaubte sich von einem der vielen kecken Straßendiebe angefallen die überall in Rom am meisten aber in den fashionablen Quartieren ihr Freibeuterwesen treiben. Er kehrte sich hastig um und blickte in das bleiche Gesicht Tommaso's, des Trasteveriners.

»Verzeiht, Signor,« sagte der Eminente, einen Kuß auf die Hand des Emissärs hauchend. »Eure Worte sind wie brennende Funken in mein Herz gefallen und haben mir gezeigt, daß es erfüllt ist von Lieblosigkeit und bösen Gelüsten. Ihr habt mich überzeugt durch die Gewalt Eurer Rede, daß ich ein sündhafter schlechter Mensch bin, der aus thörichter schnöder Leidenschaft, noch dazu einer Dirne wegen die schon zehn Anbeter gehabt hat, im Begriffe stand, einen Mord zu begehen! O ich schaude-re jetzt selbst zurück vor solcher That, noch mehr vor mir, der ich sie verüben wollte, und je mehr ich darüber nachdenke, desto lebhafter wird in mir das Bedürfniß, als meine Sünden in das geheilige Ohr eines Beichtigers niederzulegen und für einen reuig Zerknirschten die Ab-solution zu erbitten. – Gewiß hochwürdiger Herr, Euch wird es möglich sein, mir noch heut den Weg zu einem Beichtiger zu zeigen. Ich bitte Euch darum, denn ohne ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Sünden und Verge-hungen abgelegt zu haben, wage ich nicht mehr zu leben, mein Auge nicht mehr zum Himmel aufzuschlagen.«

Emanuel gefiel die Sprache des jungen Hitzkopfes. Das Zittern seiner Stimme, das hastige Drängende in seinem ganzen Wesen zeugten von Aufrichtigkeit und er hätte kein Priester mit Leib und Seele sein müssen, wie es Emanuel doch wirklich war, wenn er zu dem Zerknirschten nicht eine Art Zuneigung hätte fassen sollen.

»Ist es auch wirklich Ernst mit Eurer Reue, Tommaso?« sagte er sanft und freundlich.

»Beim Seelenheil der Madonna!«

»So begleitet mich! Obwohl es eine ungewohnte Stunde ist, um Beichte zu hören, will ich Eurer Bitte doch nicht entgegen sein.«

»Dank, tausend Dank, hochwürdiger Herr! Ihr selbst
—«

»Nein, Tommaso. Obschon Priester, ist es mir jetzt doch nicht gestattet, Beichte zu hören. Ein Freund von mir, ein frommer, gottgefälliger Mann wird Eurer warten.«

Dem Trasteveriner schien dies nicht ganz angenehm zu sein, indeß schwieg er und schritt an der Seite Emanuels demüthig fort bis in die Nähe des Profefshauses der Jesuiten.

»Wo führt Ihr mich hin?« fragte jetzt Tommaso, als er Thurm und Portal der Kirche *del Gesù* im still verklärenden Feuer des Mondes über die Häuser hervorragen sah.

»Zu den Vätern Jesuiten, Tommaso. Habt Ihr etwa kein Vertrauen zu diesen würdigen Männern? Ueberlegt es Euch, noch ist es Zeit: Niemand zwingt Euch, zu beichten, wenn Ihr nicht wollt.«

»Verzeihung, hochwürdiger Herr!«

»So ist es noch Euer Wille?«

»Immer und ewig!«

Emanuel schritt die breiten Stufen hinan, die zur großen Eingangspforte führen. Diese war jetzt in so später Abendstunde verschlossen. Eine kleinere Thür, in der Verbindungsmauer zwischen Kirche und Profefshaus angebracht, drehte sich nach leis anklingendem Schellenzug in ihren Angeln. Emanuel trat ein und winkte dem

Trasteveriner, seinem Beispiel zu folgen. Lautlos fiel die Thür wieder ins Schloß und beide Männer befanden sich in fast undurchdringlicher Finsterniß. Emanuel jedoch, von früher her mit den Oertlichkeiten in diesen mächtigen Gebäuden bekannt, erfaßte die Hand seines Begleiters und führte ihn durch einen kurzen Gang über hellere Räume in die Vorhalle der Kirche selbst. Hier bedeutete er ihn zu warten, bis er abgerufen werde, stieß dem braunrothen schweren Ledervorhang zurück, womit in Rom alle Eingänge zum Innern der Kirche verhangen sind, und trat in die stillen weiten und hohen Hallen. --

Graue duftige Dämmerung erfüllte die gewaltigen Räume. Das bläuliche Licht des Mondes, durch hohe Fenster gedämpft hereinfallend ließ alle Gegenstände wie von glänzendem Nebel umfloßen erscheinen. Vor dem Hochaltar und den zunächst befindlichen beiden Seitenaltären, die zugleich eine Art Kapelle bilden, brannten stille Flammen aus kostbar gearbeiteten goldenen und silbernen Ampeln. Auf seine Geruchsnerven wirkte noch jetzt der aromatische Weihrauchduft, der in den besuchtesten Kirchen Rom's sich nie ganz verliert. Heut als am Tage aller Seelen hatte man von früh bis Abends Messe gelesen, und von dem kostbaren Gewürz des Morgenlandes war mehr als an gewöhnlichen Werkeltagen verbraucht worden. An solchen Festen zeigt man auch den Gläubigen die sonst verhüllte silberne Statue des heiligen Loyola, die rechts vom Hochaltar über dem Altar der ersten Seitenkapelle ihren Platz hat. Die Kirchendiener mußten heut sehr eilig gewesen sein, denn noch jetzt sah

man zum Theil den weißen Silbermantel des merkwürdigen Mannes durch die offen gelassenen Fugen hindurchschimmern. –

Kirchenräume haben bei nächtlicher Weile auch für den beherztesten Mann etwas Unheimliches. Die schon dunkeln Wölbungen die dröhnende weite Leere, in der jeder Tritt, selbst der leiseste, seltsam wiederhallt; hier bestäubte Gemälde in knisternden Goldrahmen, die vor Alter schwarz geworden sind, dort der geschnörkelte Schmuck gottgeweihter Stätten, die eines Laiem frivoler Fuß nie betrat; unter dem scheu dahin wandelnden Füße verborgene Grüfte mit silberbeschlagenen Särgen und hoch über dem Haupt säuselndes Flüstern, das vom Spiel des Windes herrührt, der mit tönendem Finger draußen an die Scheiben klopft; dies Alles stürmt mit einem Male auf uns ein, befängt unsere Sinne und umweht uns mit Schauern banger Furcht und hoher Andacht.

Emanuel fühlte nichts von dieser Doppelempfindung. Lange Gewohnheit hatte die feineren Lebensnerven längst in ihm abgetötet und ihn in dem Sinne, wie gläubige Laien es erfassen, für wahre Andacht eben so unzugänglich gemacht, als für das kühle Frösteln der Furcht. Er war zum Instrument herabgesunken, ohne daß er es bemerkt hatte, ohne daß er fühlte, was ihm durch schulgerechtes Heranbilden zu einem brauchbaren und zuverlässigen Ordensbruder künstlich entwendet worden war. Sein Herz mit als dem Herrlichen, das es umschließt, das die süßesten Träume des Lebens schlummernd birgt, war fast spurlos verschwunden.

Auf leiser Sohle glitt der Emissär wie ein Schatten durch das weite Mittelschiff der Kirche, beugte tief vor dem Hochaltare sein Knie und ließ sich dann auf dem Altarstufen der Kapelle betend nieder? die Loyola's silbernes Standbild verbirgt. Als er mit gekrümmter Hand die üblichen drei Kreuze über sich schlug, verhallten zwei lange dumpfe Glockenschläge in der Luft. Sie sagten ihm, daß er die Stunde pünktlich eingehalten habe.

Ein Geräusch, das er bald darauf von der Sakristei her vernahm, machte ihn aufblicken. Ehe er sich aber erhob, küßte er noch andächtig die marmorne Altarstufe. Zugleich ward die Sakristeithür von Innen geöffnet, der flatternde Schimmer eines unruhig brennenden Lichtes fiel grell gegen einen der Marmorpfiler, doch nur einen Augenblick lang. Die dunkle Gestalt eines Priesters im Ordensrock der Jesuiten trat dazwischen und suchte mit forschendem Auge in der dunkeln Vertiefung des Schiffes den bereits seiner Harrenden.

»Bist Du es? Emanuel?« flüsterte er, daß seine gedämpften Wortlaute seltsam an den hallenden Wänden fortrauschten.

»Ich bin es,« erwiederte der Emissär, stand auf und ging seinem Freunde entgegen.

»Beeilen wir uns,« sagte Antonio, seine Hand mit kühllem Druck in die Emanuels legend. »Du wirst erwartet. Es sind außer Dir noch drei unserer Freunde im Auslande angelangt die Alle noch vor Mitternacht auf Audienz

warten. Der geheime Secretär wird sich sehr beeilen müssen, wenn er so Viele in so kurzer Zeit genügend hören will.«

Antonio hatte währenddem seinen Jugendfreund in die Sacristei geführt, das Licht ergriffen und schritt ihm nun behend voraus nach einem Corridor, der vermittelst gewundener Gänge mit dem Profefßhause in Verbindung stand.

»Gestatte, daß ich dir schnell eine Bitte vortrage,« sagte auf diesem Wege immer nur flüsternd der Emissär zu dem Priester. »Ein kleines Abenteuer, von dem ich Dir später mehr erzählen werde, brachte mich mit einem jungen Menschen in Berührung, der im Begriff stand, einen Mord zu begehen.« –

»Einen Mord!« wiederholte sein Begleiter. »Heiliger Antonio, Du mein großer Schutzpatron, wie verdorben ist doch die Welt! Möchte es dem Herrn gefallen, sie zu züchtigen!«

»Ein Wort zu rechter Zeit gesprochen,« fuhr Emanuel fort, »ließ dem Halbwilden sein Unrecht einsehen, schwere, aufrichtige Reue überkam ihn und fast erliegend unter der Last seiner Missetthaten bat er mich wiederholt, seine Beichte zu hören. Du weißt, wie ich verhindert bin, solchem Wunsche zu willfahren; ich brachte ihn daher mit, um Dir diesen christlichen Liebesdienst zu übertragen. Er wartet in der großen Vorhalle.«

»Des Herrn Wille geschehe!« sagte Antonio. »Als Dein getreuer Bruder will ich dem Armen die Beichte abnehmen und die Absolution ertheilen.«

»Ich wußte, daß Du es würdest. Nimm meinen Dank dafür. – Doch, wir sind zur Stelle wenn ich nicht irre.«

»Klopfe dreimal an diese Thür und man wird Dir öffnen,« sagte Antonio.

Mit schnellem Handgruß und kurzem bezeichnenden Wink der Augen schieden Beide von einander. Die Flamme des Lichtes in Antonio's Hand wehte um die scharfe Ecke des gepflasterten Ganges, als Emanuel in kurzen Pausen dreimal behutsam an die Thür klopfte. Gleich darauf wurde geöffnet und der Emissär trat in ein geschmackvolles schönes Vorzimmer. Eine hohe Messinglampe mit drei Armen, wie sie überall im Römischen gebräuchlich sind, brannte auf schmalem Tische an der Wand und warf unter dem grünseidenen Schirm hervor ihr helles Licht auf die äußerst hagere Gestalt eines greisen Dieners, der auf einfachem Rohrstuhle neben dem Tische saß, und wie ein Pagode unaufhörlich mit Kopf und Händen wackelte. Emanuel wollte ihn fragen, ob er den geheimen Secretär des Generals sprechen könne, ohne aber eine solche Frage abzuwarten, drehte der greise Diener seinen wackelnden Kopf dem Fremden zu, erhob in gleicher Weise die wackelnde Rechte und sagte kurz:

»Für Sie zu Hause. Schon gemeldet.«

Er zeigte auf eine Flügelthür von Buchsbaummaser, die in der stumpfen Ecke des reinlichen, in Form eines regelmäßigen Dreiecks gebauten Vorzimmers bis fast an die Decke hinanreichte.

Emanuel folgte auch dieser Weisung, klopfte wieder dreimal, worauf ohne erfolgte Aufforderung einzutreten, beide Flügel nach Innen zurückwichen und ihn einließsen.

Der Emissär befand sich im nächsten Augenblicke einem Manne vom imponirender Gestalt und durchdringendem Blickde gegenüber.

VIERTES KAPITEL. DER SECRETÄR.

Pater Ghiberti war ein Mann von kaum vierzig Jahren, weltmännisch gebildet, durch viele Reisen mit halb Europa wohl vertraut, von Natur schlau und mit seltenem Scharfsinn begabt, den er jedoch, wenn es ihm zweckmäßig dünkte, so geschickt in sich verstecken konnte, daß bedeutende Erfahrung dazu gehörte, um zu errathen, was der geistesgewandte Mann in sich barg.

Ghiberti trug die gewöhnliche Kleidung der Jesuiten. Am Gürtel blitzte das stählerne Crucifix. Sein schwarzes, sehr kurz abgeschnittenes Haar ließ einen classisch geformten schönen Kopf sehen. Auf dem Scheitel zeigte sich eine ziemlich ansehnliche Tonsur, wie sie fast alle Priester in Italien tragen. Der zweikrempige feine Castorhut lag zur Seite eines runden Tisches, der mitten im Zimmer stand, von heller Lampe genügend erleuchtet ward und mich einer großen Anzahl Briefschaften von allen Formen handhoch bedeckt war. Ghiberti saß in geschmackvollem niedrigen Lehnsessel so an diesem Tische, daß er seinen Rücken dem Licht zukehrte und dies mit vollem Schein auf die offenen Briefschaften und

Depeschen fiel, mit deren aufmerksamer Durchsicht er beschäftigt war.

Bei Emanuels Eintritt erhob er sich, erwiederte die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Emissärs durch gemessene Erwiederung und zeigte mit der Hand auf einen einfachen Sessel, der seinem Stuhl grade gegenüber stand. Das volle Licht der Lampe lag auf diesem und den Mienen dessen, der sich darin niederließ, während das Gesicht Ghiberti's im Schatten blieb.

»Sie kommen aus Deutschland,« redete der Bewohner dieses stillen, ja todten Zimmers, denn seine Fenster gingen auf einen von hohen Gebäuden rings umschlossenen Hof, den Emissär in deutscher Sprache an, »und haben, wie ich höre, Ihre Reise in kaum zwölf Tagen zurückgelegt. Erlauben Sie mir, Ihnen vor Allem dafür meinen Dank auszusprechen.«

»Es war meine Pflicht,« versetzte etwas schüchtern Emanuel.

»Ich bitte nun um Ihre Briefe.«

Emanuel überreichte ihm eine wohl verschlossene Brieftasche, die Ghiberti ruhig öffnete, fünf bis sechs Briefe daraus nahm und sie darauf dem Eigentümer wieder zustellte.

»Sie erlauben,« sagte er, den umfangreichsten zuerst erbrechend. »Wahrscheinlich werde ich genöthigt sein, über den Inhalt dieser Briefe mich länger mit Ihnen unterhalten zu müssen, deshalb ziehe ich diesen kürzesten Weg vor.«

Ohne das geringste Zeichen des Mißmuthes, der Verwunderung, des Zorns oder der Freude von sich zu geben, las der besonnene Mann das bedeutend lange Schreiben ruhig zu Ende. Dann legte er es vor sich auf den Tisch ließ seine breite intelligente Stirn in die Höhlung der linken Hand sinken und saß einige Minuten in tiefes Nachdenken verloren. Hierauf ergriff er einen Silberstift, durchlief nochmals einzelne Stellen des Briefes und notirte sich Einiges auf einen dünnen Streifen feinsten Seidenpapieres. Nachdem auch dies geschehen war, schob er diesen Streifen unter einen ehernen Briefbeschwerer, auf dessen Rücken sich zwei Schlangen gegen einander bäumten. Emanuel glaubte in diesem Augenblick ein geheimnißvolles Lächeln seine bleichen ausgearbeiteten Züge durchzucken zu sehen.

Ohne sich weiter um die Anwesenheit des Emissärs zu kümmern, verfuhr Ghiberti ganz in gleicher Weise auch mit den übrigen Briefen. Niemand wäre im Stande gewesen, aus den Bewegungen des Lesenden auf den Inhalt der Depeschen zu schließen, denn Ghiberti blieb vollkommen regungslos dabei, wie eine Statue. Nicht einmal die Hand bewegte sich, in welcher das Blatt ruhte. Nur wenn die Lesung beendigt war, machte der ungewöhnliche Mann immer dieselbe Bewegung, ohne seine halbliegende Stellung im Lehnsessel nur um eine Linie zu verändern. Einzig und allein in den großen schwarzen Augen,

die tief eingesunken unter dem scharf vortretenden Stirnknochen lagen und von bräunlichen Reifen umgeben waren, bemerkte Emanuel deutlich zu verschiedenen Malen das Aufzucken einer dunkelglühenden Flamme.

»Nun,« sagte Ghiberti, indem er den letzten Brief bei Seite legte, »da gibt es ja auf einmal recht viel Bewegung in Ihrem Vaterlande. Mit Vorsicht geleitet, kann sie von guter Wirkung sein. Sie waren in dem Landstriche, den man Schlesien nennt?«

»Meine Reiseroute lautete dahin.«

»Wie lange hielten Ihre Geschäfte Sie in jener Provinz auf?«

»Ueber fünf Monate.«

»Ganz recht, ich erinnere mich. Ihre Berichte über die Gesinnung des Volkes lauteten damals befriedigend. Kirchlicher Sinn und unbedingte Anhänglichkeit an das Priesterthum war charakteristisches Kennzeichen der Landbewohner.«

»So war es vor zwei Jahren, jetzt —«

»Sahen Sie den Mann, der jenen berüchtigten Brief schrieb und gegenwärtig an der Spitze der Schiesmatiker steht?«

»Ein einziges Mal hörte ich ihn Messe lesen.«

»Hat er eine gute Stimme, ergreifenden Vortrag?«

»Es ist mir nicht aufgefallen.«

»Er besitzt Ehrgeiz, ja?«

»Den Keim dazu.«

»Der Mann ist nicht recht behandelt worden. Hier in Rom hätte nichts der Art geschehen können. Schnelle Beförderung würde ihn andern Sinnes gemacht haben.«

»Ich halte ihn für einen Charakter, Hochwürden.«

»Was will das sagen! Ein Jüngling, der frühzeitig in unsere Hände fällt, dessen Anlagen wir erkennen, lässt sich einen Charakter anbilden, der uns nützt. Es bedarf dazu nur geistiger Führung und unablässiger Ueberwachung. Jetzt freilich, jetzt ist es zu spät, man müßte denn –«

Der Glockenzug am Profefßhaus ward dreimal schnell hintereinander gezogen, daß die schreiende Schelle vernehmlich in allen Zimmern des weitläufigen Gebäudes gehört wurde.

»Dreimal?« sagte Ghiberti wie in Gedanken, »und es ist schon über halb neun Uhr? Seltsam!«

»So weit ich Gelegenheit hatte, die neu entstandene Bewegung in Deutschland zu verfolgen,« fiel Emanuel ein, »ist sie eine durchaus ernst gemeinte, die außerordentlichen Anklang findet und schwerlich je wieder ganz unterdrückt werden kann.«

»Das wäre nicht einmal wünschenswerth. Das Unreine mag sich immerhin ausscheiden, es liegt nichts daran; unsere Aufgabe ist, Acht zu geben, daß es nicht ansteckend unter den Gesunden um sich greift!«

»Dies eben geschieht in Deutschland.«

»Geschieht? Davon ist mir nichts bekannt. Auch die Briefe melden kein Wort davon. Sie irren sich.«

»Aber ich sah es selbst während der Reise!« –

»Sind Reiche, Vornehme, Mächtige bei der neu entstandenen Secte? – Nein! – Stehen kluge gelehrte Männer von wissenschaftlichem Rufe an ihrer Spitze? – Abermals nein! Nur das Volk, der eigentliche Pöbel revoltirt!«

»Ich muß bekennen, daß Sie vollkommen unterrichtet sind.«

»Nun dann hat die Bewegung selbst auch keine Bedeutung, dann ist der gesunde Körper unserer kirchlichen Gemeinschaft noch nicht angesteckt,« sagte der Jesuit mit freundlichem Lächeln.

»Man vermutet aber für die Zukunft eine Verbindung der Sectirer mit den Bewegungsmännern im Protestantismus.«

»Grade das ist der Punct, den wir fest in's Auge fassen, von dem aus wir dem kindisch lärmenden Feinde eine Gegenmine graben müssen. Es wäre dann nicht unmöglich, daß bei der Explosion die alte und neue reformirte Kirche brüderlich einträchtig in die Luft flöge. Unvorsichtig, das müssen Sie zugeben, merkwürdig unvorsichtig sind unsere Gegner. Ich freue mich schon auf ein kräftiges Zusammenstoßen.«

»Widerstand gibt Kraft,« sagte Emanuel, »und das deutsche Volk, Signor, ist unbeschreiblich zäh!«

»Desto besser! Man kann ihm dann etwas zumuthen und an ihn herumzerren, ohne zu befürchten, daß es zerreißen werde.«

Dreimaliges Klopfen veranlaßte den geheimen Secrétaire mittelst eines Zuges die Thür zu öffnen. Der kleine

alte Mann aus dem Vorzimmer überreichte mit tiefer Verbeugung einen Brief.

»Aus Posen,« sagte Ghiberti, das Siegel betrachtend. »Von unserm sehr thätigen Emissär Kretowski. Ich will doch sehen, was er uns Wichtiges mitzutheilen hat.«

Der Secretär erbrach das Schreiben, das von bedeutender Länge war, und las es langsam und aufmerksam durch.

»In der That,« sagte er hierauf zu Emanuel, »das sind Neuigkeiten höchst erfreulicher Art! Die Polen zeigen wieder einmal Lust, einen kleinen Aufstand organisiren zu wollen, wissen aber natürlich nicht, wie sie es anfangen sollen, um zu reussiren. Die blöden Kinder! Da haben sie nun den gescheidten Einfall gehabt, sich an unsere Gesellschaft zu wenden und anzufragen ob wir wohl helfen würden, wenn sie brav losschlügen? Wie gefällt Ihnen das?«

»Ich habe keine Einsicht in die Sache.«

»O da ist auch gar nicht nöthig! Aber hören Sie! Unser Emissär schreibt wörtlich:

Z...i, einer der einflußreichsten polnischen Patrioten und den Plänen unseres Heiligen Ordens blind ergeben, stellte kürzlich die ernst gemeinte Frage an mich, ob ich bei unserm hochwürdigsten General vermitteln wolle, den Orden um eine Anleihe anzugehn? – Höchst naiv, nicht wahr? – Die Vorbereitung und Ausführung ihrer patriotischen Pläne erheischt ausreichende Geldmittel

die im Augenblick nicht disponibel wären. Ginge der Orden darauf ein so könne Z...i aus eigener Machtvollkommenheit gleichsam als Pfand das unermeßliche Vermögen einer aus Polen stammenden Familie einsetzen, deren Mitglieder jetzt zerstreut theils in Deutschland, theils in Italien lebten. Dem Orden solle dann nur die Verpflichtung auferlegt sein, die zerstreuten Mitglieder dieser Familie, die in Uneinigkeit unter sich leben aufzusuchen und ihre Versöhnung herbeizuführen. Das jetzige Oberhaupt derselben, Graf Michael Sembronowski, habe sich vor drei Jahren in Rom aufgehalten, doch wisse er nicht, wo er sich gegenwärtig mit seiner Familie befindet.« –

»Sembronowski?« unterbrach Emanuel den Lesenden.

»Kennen Sie die Familie? Ich erinnere mich durchaus nicht, einem Manne dieses Namens in den römischen Gesellschaftskreisen begegnet zu sein.«

»Ein Sembronowski war im vorigen Jahre am Rhein. In Homburg vor der Höhe machte er einige Zeit großes Aufsehn durch sein enormes Glück im Spiel. Er soll über hunderttausend Gulden in wenigen Tagen gewonnen haben. Man hielt ihn für einen Glücksritter von Profession, eine Meinung, der sein Auftreten durchaus widersprach. Er besaß den feinsten gesellschaftlichen Ton, war viel gereist, der anmuthigste Unterhalter, hatte außerordentliches Glück bei dem schönen Geschlecht und imponirte in der Gesellschaft durch sein rücksichtsloses Verdammen aller geoffenbarten Religionen. Seinem Bekenntnisse nach war er Katholik.«

»Warum thaten Sie dieses Mannes nie Erwähnung?« fragte stirnrunzelnd Ghiberti den Emissär. »In rechter Hand muß solch ein Mann ja ein unbezahlbares Instrument sein. Glücksritter, welche Geld, Glück im Spiel und Beifall bei Frauen haben, sind nie gering zu achten. Sie haben sehr gefehlt, uns von der Existenz dieses Mannes nichts gemeldet zu haben!«

»Ich bitte um Auferlegung mäßiger Disciplin,« sagte demüthig Emanuel.

»Hm!« fuhr Ghiberti fort. »Katholik und doch irreligiös, Weltmann, wahrscheinlich auch Dialektiker – mich dünkt, aus diesem Manne wäre noch etwas zu bilden. Könnte man seiner nur habhaft werden!«

»Dazu, Hochwürdiger, will ich meine Hand gern bieten. Ich weiß, daß jener Sembronowski von Homburg nach Baden-Baden, von da nach Genf ging, wo er mehrere Monate lebte. Einer meiner vertrauten Freunde aus Bern war häufig mit ihm zusammen gewesen und schrieb mir, daß ihm selten ein Mensch von widerstreitenden Ansichten vorgekommen sei. Gewiß hat dieser nicht unterlassen die Spur des merkwürdigen Spielers weiter zu verfolgen.«

»Gut. Schreiben Sie noch in dieser Nacht an Ihren Freund. Der Glückspilz kann, wenn nicht zu etwas Bessemrem mindestens, zu vortrefflichem Köder verbraucht werden. Auch den übrigen in der Welt verstreuten Mitgliedern dieser Familie muß schleunigst nachgespürt werden, und verhält es sich, wie Z...i behauptet, so kann sich mit Genehmigung unseres gemeinsamen Obern der

Orden an der beabsichtigten Schilderhebung der Pole recht gern betheiligen. Es ist dies ein Weg, der zu den einflußreichsten Stellen im Staatsleben und zu allgemeiner Ausbreitung unserer heiligen Brüderschaft über ganz Europa führen muß. Um solchen Preis,« setzte er lächelnd hinzu, »könnte die Kirche wohl auch den Austritt einiger tausend ohnmächtiger Schismatiker aus ihrem Schooße verschmerzen!«

Langsam erhob sich Ghiberti aus seinem Lehnsessel, damit anzeigen, daß er die Unterredung abzubrechen wünsche. Emanuel folgte seinem Beispiel.

»Ueber Ihre nächste Zukunft kann ich heut noch nicht verfügen,« sagte der Secretär. »Morgen erst erhalte ich neue Verhaltungsbefehle. Diesen werden auch Bestimmungen für Sie beigefügt sein. Betrachten Sie sich nur als flüchtig einkehrenden Gast in Rom und halten Sie sich stets reisefertig. Es hängt von dem General ab, ob Sie alsbald wieder nach Deutschland abgehen oder in anderer Weise in neuen und folgenreicheren Wirkungskreisen verwandt werden sollen. Mündlicher Empfehlung durch mich dürfen Sie versichert sein. Auf baldiges Wiedersehen! Und vergessen Sie nicht, jenes räthselhaften GIücks-ritters wegen an Ihren Freund zu schreiben!«

Wie von geheimen Mächten bewegt, öffnete sich vor dem Emissär die Flügelthür, ohne daß er sie berührte, der mit Kopf und Händen wackelnde Diener im Vorzimmer verbeugte sich schweigend, erschloß auch die zweite Thür geräuschlos, wie bei seinem Kommen, und wieder befand sich Emanuel allein auf dem langen Corridor,

der von zwei düster brennenden Lampen und dem matt durch schmale Fenster schimmernden Licht des Mondes unheimlich beleuchtet wurde.

Er wunderte sich, daß Antonio sich nirgends blicken ließ, Seine Unterredung hatte über eine Stunde gedauert und in dieser Zeit mußte doch der Trasteveriner seine Beichte abgelegt haben. Absichtlich zögerte Emanuel, um seinen Freund zu erwarten, dieser wollte aber nicht kommen. Verstimmt stieg er bedächtig, immer zaudernd und lauschend, die Treppe hinab, durchschritt Höfe und Gänge und trat wieder im die Sacristei. Eine fast bis an den Leuchter herabgebrannte Kerze flimmerte hier auf dem mit schwarzem Tuch überzogenen Tische. Die Thür zur Kirche stand halb offen. In der Kirche selbst war es noch eben so still, wie vor einer Stunde, nur dunkler, da die wandelnde Mondscheibe hinter irgend ein benachbartes Gebäude zurückgezogen hatte.

Emanuel schritt am Hochaltar vorüber, um das Schiff zu kreuzen und durch die ihm bekannte Pforte das Freie zu gewinnen. Da glitt ein Schatten längs der Pfeiler hin und von einem der Beichtstühle her kam mit zu Boden geschlagenen Blicken langsam Schritts der Ordensbruder.

»Antonio!« rief ihm Emanuel flüsternd zu. »Mein Schützling muß viele Vergehen zu beichten gehabt haben.«

Der Priester blickte auf, Emanuel sah in ein todtenblas-
ses Gesicht.

»Hilf Gott!« sagte er, »Du bist krank! Dachte ich mir's doch, daß Dir etwas begegnet sein müsse. Komm, ich will Dich nach Deinem Zimmer geleiten.«

»Es ist nicht nöthig. Die Beichte des Eminente hat mich ein wenig angegriffen.«

»War sie so fürchterlicher Art?«

»Es war die seltsamste, die ich je gehört.«

»Und hast Du ihn absolvirt?«

»Gewiß, und ich glaube damit ein gutes Werk gestiftet zu haben. Der gute Mensch ist uns von heute an sicher.«

»Uns! Du sprichst in Räthseln.«

»Nun, so zerbrich Dir immerhin den Kopf, um zu rat-
hen,« versetzte Antonio lächelnd. »Vielleicht gibst Du mir
ebenfalls bald etwas auf zu raten. Gute Nacht.«

»Auf Wiedersehen!«

Ohne Händedruck schieden diesmal die Freunde, Emanuel, um in seiner Wohnung den versprochenen Brief zu schreiben, Antonio, um mit schnellen Schritten zu Ghiberti zu eilen.

FÜNTES KAPITEL. EINE BEICHTE.

Kaum hörbares Klopfen schreckte den alten Diener aus gedankenlosem Hinbrüten auf. Mechanisch griff er nach dem Zuge, um den späten Besuch einzulassen, war aber nicht wenig erstaunt, den Ordensbruder Antonio eintreten zu sehen.

»Ist Signor Ghiberti allein?« fragte der Jesuit hastig.
Der schwache Greis machte eine bejahende Gebehrde.
»Vortrefflich, so kann ich ihn unverweilt sprechen.«

Auf Antonio's dreimaliges Klopfen ward die Thür geöffnet und der Jesuit befand sich allein mit dem vertrautesten Freunde des Generals.

»Ah! Sie sind es!« sagte Ghiberti, von seiner Arbeit aufblickend. Er war eben mit Schreiben beschäftigt. »Und in Aufregung, wie ich mit großer Bekümmerniß bemerke! O wie viel gebricht Ihnen noch zu einem würdigen Mitgliede unserer heiligen Gesellschaft!«

»Ich fühle, daß fehle, Signor Ghiberti, ich fühle es mit Schmerzen. Dennoch kann ich mich dieser Schwäche nicht schämen.«

»Auch noch stolz muß ich Sie finden? Diese Schlange glaubte ich in Ihnen gänzlich zertreten zu haben.«

»Es ist nicht Stolz, was mich vielleicht unbedachte Worte sprechen läßt, es ist Ueberraschung, Erstaunen!«

»Reden Sie,« sagte der Secretär, indem er die Feder aus der Hand legte und eine nachlässige Stellung annahm. »Daß ich einen ruhigen, klaren, besonnenen Vortrag jeder andern Art der Mittheilung vorziehe, bemerke ich nur, um Ihnen den Ton anzugeben, bis zu welchem Sie Ihre thöricht erregten Gefühle herabstimmen sollen.«

»Ich habe Ihnen, wie es die Regel des Ordens in besonders dringenden und wichtigen Fällen erheischt, eine Beichte, mitzutheilen, die ich so eben angehört,« sagte Antonio.

»Sieh da, eine Beichte!« lächelte Ghiberti. »Es kommt dies in neuester Zeit immer seltener vor, doch hoffe ich,

wir werden in den nächsten Monaten wieder öfters der gleichen, den Gewissen dritter Personen sein aufgedrückte Siegel zu lösen haben. Nun was hat man Ihnen denn so Wichtiges verrathen, mein Freund? Kramte ein verliebtes Mädchen seine allerliebsten Dummheiten vor Ihnen aus und zählte Ihnen ihre süßen verborgenen Sünden vor, um den läuternden Flammen des Fegefeuers entgehen? Solche Schäkereien ergötzen, wenn man ernsthaft verlangen darf, daß vor Allem Wahrheit, lautere volle Wahrheit nöthig ist, um Vergebung zu erhalten«

»So ganz schuldloser Art ist *die* Beichte nicht, zu deren Mittheilung ich mich verpflichtet halte. Es war ein Mordlustiger, der um Vergebung flehte.«

»Ich habe deren in meinem Leben siebzehn absolvirt,« sagte mit kalter Ruhe Ghiberti. »Sie waren nicht halb so schuldig, als der armseligste Ketzer. Doch lassen Sie hören!«

»Ohne Zweifel,« begann Antonio, »sind Ihnen noch die mancherlei Vorgänge erinnerlich, die bei dem letzten Octoberfeste in Villa Borghese die Volksbelustigungen auf einige Zeit unterbrachen.«

»Doch nicht so ganz. Helfen Sie meinem Gedächtniß auf und ich werde mich entsinnen.«

»Unter Anderm,« fuhr Antonio fort, »entzückte Einheimische und Fremde ein auffallend schönes Tänzerpaar, das mit unermüdlicher Asdauer und seltener Grazie die Saltarella aufführte. Das Mädchen, jung, schlank und bildschön, war aus Albano und trug die malerische

Tracht ihrer Heimath, ihr Partner, als schmucker Eminente gekleidet, wohnte in Trastevere und rühmte sich von Cato abzustammen. Sie kennen ja –«

»Den zwar lächerlichen, aber bisweilen doch sehr nützlichen Dünkel dieser hitzigen Raufbolde. Nur weiter!«

»Die Tänzer waren Liebesleute, Signor Ghiberti, wie dies meistens bei solchen der Fall ist, die sich öffentlich zum Vergnügen der Menge sehen lassen. Römische Mädchen lieben nun zwar, sagt man, feurig, doch nicht immer beispiellos treu. Die schöne Albanerin entdeckte während des Tanzes das blühende Gesicht eines Fremden eines blonden Sohnes von jenseits der Berge, der seine himmelblauen sanften Augen mit bittender Zärtlichkeit auf die Tänzerin richtete. Geschmeichelt von solcher Aufmerksamkeit erlaubte sich Teresella einige Kokettierien, indem sie ihrerseits ebenfalls die Macht ihrer Augen erprobte und durch üppig-graziöse Wendungen mit ihren Körperreizen spielte. Diese Künste blieben nicht wirkungslos. Der Fremde, bezaubert von der reizenden Sirene, suchte sich ihr zu nähern, ward freundlich aufgenommen und vergaß sich im Rausch seines Glückes so sehr, daß er dem nur zum Schein widerstrebenden Mädchen einen Kuß raubte.«

»Ganz recht, fiel Ghiberti ein. »Der Eminente fühlte sich dadurch beleidigt, stürzte sich mit Tigerwuth auf das Mädchen und hätte sie erwürgt, wären die Umstehenden

der Unvorsichtigen nicht zu Hilfe gekommen. Bei dieser Gelegenheit nannte der Fremdling den Trasteveriner einen Hund.«

»Seit jenem verhängnißvollen Abende,« fuhr Antonio fort, »entzog Teresella ihrem bisherigen Geliebten ihre Neigung. Sie nahm die Werbung des Fremden an und ward dessen erklärte Geliebte. Der Eminente, über solche Zurücksetzung empört, verfolgte die Treulose auf Schritt und Tritt, um sich an ihr zu rächen, konnte sie aber ungeachtet gespanntester Aufmerksamkeit nie ertappen. Natürlich haßte er auch seinen glücklichen Nebenbuhler, doch kam ihm nicht in den Sinn, diesem ein Leides zuzufügen. Nur das Glück, sein schönes Mädchen ungestört zu besitzen, wollte er dem Begünstigten nicht gönnen. Um wo möglich seine Absicht zu erreichen, mußte Tommaso genaue Erkundigungen über seinen Nebenbuhler einziehen und diese Erkundigungen sind es, die mich veranlassen, eine so späte Abendstunde zu ernster Unterhaltung mit Ihnen zu benutzen.«

»Tommaso also hat Ihnen gebeichtet? Traf etwa sein Stahl die Brust des treulosen Mädchens?

»Sein Zusammentreffen mit ihr würde jedenfalls dieses Ende genommen haben, wäre dem Ungestümen nicht zu rechter Zeit ein Dritter in den erhobenen Arm gefallen.«

»Und dieser Dritte –«

»War ein Priester ein Bruder unseres Ordens, ein deutscher Emissär.«

»Es gibt nur einen einzigen unserer deutschen Emissäre gegenwärtig in Rom. Dieser betrat erst heute die Stadt

und hat mich vor Kurzem verlassen. Wenn Ihr Beichtkind nicht gelogen hat, so kann nur Emanuel der Verhinderer des Mordes gewesen sein.«

»Emanuel gebührt dieses Verdienst,« sprach Antonio weiter, »doch ist dies nur in sofern von Wichtigkeit, als durch sein lobenswerthes, von Gott zugelassenes Einschreiten die nachfolgende Beichte hervorgerufen ward. Tommaso hätte vielleicht nicht daran gedacht, trotz seiner Zerknirschung, in die ihn die zurechtweisenden ernsten und väterlichen Worte Emanuels versetzten, hätte er nicht zufällig in dem weltlich gekleideten Priester einen Bruder unseres heiligen Ordens entdeckt. Wie vom heiligen Geist erleuchtet, trat Alles das, was er von dem Fremden erfahren hatte, in diesem Augenblicke vor seine Seele; eine Stimme rief ihm zu: Gehe hin zu den heiligen Vätern und erzähle ihnen, was Du von dem Fremden weißt, der Dich betrogen hat, und so getrieben von dem Doppelruf des Geistes und der Lust, Rache zu nehmen an dem, der ihm sein Liebstes entwendete, heftete er sich an die Fersen Emanuels und ließ nicht eher von ihm, bis dieser versprach, ihn zum Beichtstuhl zu geleiten. Während nun der Emissär seine Depeschen in Ihre Hände legte, ließ ich die Worte des Beichtenden tief in meine Seele fallen und bin nun hier, sie vor Ihnen getreulich zu wiederholen.«

»Sie machen in der That den Wunsch in mir rege, möglichst tief in die Verhältnisse des fremden jungen Mannes einzudringen. Beginnen Sie also die Wiederholung der Beichte!«

»Tommaso's Nebenbuhler,« begann Antonio auf's Neue,
»heißt Lodovico Sembronowski –«

»Sembro – Sembronowski?« wiederholte Ghiberti mit Lebhaftigkeit. »Doch nur weiter, weiter!«

»Sie kennen also diese Familie? Desto besser!«

Der Secretär winkte ungeduldig dem Priester, die Erzählung fortzusetzen.

»Aus alter polnischer Familie stammend, nöthigten politische und religiöse Wirren seine Großältern, ihr Vaterland zu verlassen und sich nach Deutschland überzusiedeln. Mit beträchtlichem Vermögen kauften sie sich in Franken an und lebten als Gutsbesitzer in national polnischer Sorglosigkeit verschwenderisch in den Tag hinein. Durch schlechten Haushalt und betrügerische Speichellecker verringerte sich das Vermögen der Ausgewanderten beträchtlich und ging später, als die französischen Heere halb Europa überschwemmten, gänzlich verloren. Die Familie kam an den Bettelstab, die alten, so stolzen, an Pracht, Luxus und sorgloses Leben von Jugend auf gewöhnten Edelleute starben vor Gram, und die Kinder gingen auf gut Glück in die weite Welt. Es waren blos zwei Söhne da, von denen der jüngste stillere sich dem Rheine zuwandte, durch Fleiß sich ein Häuschen und mit diesem die Hand eines Schwarzwälder Bauermädchen erwarb und in beschränkter Lage mit zufriedenem Gemüth ein dem Anscheine nach glückliches Leben mit ihr führte. Den Adel hatte er längst abgelegt, um mit diesem alle Ansprüche an glänzendere Existenz für immer aufzugeben. Das jüngste Kind dieses armen Ehepaars war

ein Sohn. Sie nannten ihn Ludwig. Frühzeitig entwickelte er Sinn für Kunst, zeichnete mit Kohle und Mörtel Gegenstände und Menschen und brachte es durch Unterstützung kunstsinniger Männer dahin, daß er die Akademie in Düsseldorf beziehen und später nach dem Vaterlande aller wahren Kunst, nach Italien wandern konnte. Als Geliebter Teresella's, der schönen Albanerin, als Gegner des rachsüchtigen Tommaso finden wir ihn jetzt in Rom.«

»Dies ist allerdings eine ganz interessante Lebensgeschichte,« bemerkte Ghiberti, »doch sehe ich noch keineswegs irgend etwas Erkleckliches für uns daraus hervorgehen.«

Antonio lächelte verschlagen und fuhr fort:

»Bei den Erkundigungen, welche Tommaso über den Maler einzog, erfuhr er, daß nahe Verwandte gleichen Namens seit Jahren schon in Rom und der Umgegend doch äußerst zurückgezogen von der Welt und ihren Zerstreuungen leben. Es sind steinreiche Grafen, in preußisch, russisch und österreichisch Polen mit nahe an hundert Gütern angesessen. Der Senior dieser großen Familie heißt Michael Sembronowski –«

»Ah – es beginnt zu tagen!« rief freudig bewegt Ghiberti. »Ich fühle Grund unter meinen Füßen. Endigen Sie, endigen Sie!«

»Er entging, sagt man, nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes nur dadurch der theilweisen Confiscation seines unermeßlichen Vermögens, daß er seinen ältesten Sohn, der sich am Aufstande seiner Landsleute

beteiligt hatte, ohne ein Wort der Einrede der russischen Rache opferte!«

»Ein Beweis von großer Klugheit, von schätzenswerten politischen Anlagen.«

»Seit jener Zeit ward der Graf melancholisch, menschenscheu, verließ sein Vaterland, lebte bald in England, bald in Frankreich und der Schweiz. Seit fünf Jahren hat er Italien zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte erwählt. Graf Michael Sembronowski, Signor, ist Mystiker geworden.«

»Weiß der Maler von dieser reichen Verwandtschaft?«

»Sechsmal wandte er sich, ohne je Antwort zu erhalten, schriftlich an seinen nahen Verwandten und bat um Unterstützung, damit er sich sorglos der Kunst hingeben könne. Als dies nichts fruchtete, machte er dem Grafen persönlich einen Besuch. Er ward auch wirklich vorgelassen, durfte dem Millionär seine Lage auseinander setzen, seine Armuth schildern, die Antwort auf all' seine ergreifenden Reden nun lautete aber kurz: Werde Protestant und fromm wie ich, und es soll Dir nicht fehlen an reichen Mitteln!«

»Der Maler ist katholisch?«

»Ein guter Sohn unserer, Kirche, Signor! Auf die Antwort des Grafen verbeugte er sich tief, sagte dem Mystiker: ›Ich mag kein Judas werden,‹ und ging arm, wie er gekommen, von dannen. Er soll häufig seitdem Mangel gelitten haben.«

»Und der Graf?«

»Graf Michael hat sich nie wieder um ihn bekümmert. Er verließ seine Wohnung und zog sich, um recht ungestört leben zu können, in's Gebirge, wo er ein versteckt gelegenes Schloß käuflich an sich gebracht hat und nur ganz vertraute Leute zu sich läßt.«

»Wie heißt das Schloß und wo liegt es?«

»Diese einzige Frage, konnte mir Tommaso nicht beantworten.«

»Wir müssen es aber wissen, bald wissen!« rief Ghiberti. »Das Schicksal der Welt kann von dieser Entdeckung abhängen.«

»Ich bedaure, daß ich nicht im Stande bin, irgend einen Vorschlag zu machen, der zum Ziele führen könnte.«

»Lodovico!« sagte Ghiberti aufstehend und mit heftigen Schritten das kühle Gemach durchwandernd. »Man muß sich dem jungen Manne, der eine so tüchtige Gesinnung hat, zu nähern suchen. Meinen Sie nicht, Antonio?«

Der Jesuit lächelte und machte nur eine stumme Verbeugung.

»Versprechen Sie sich nichts von einem solchen Schritte?«

»Wenn ihn Hochwürden für geeignet halten, wird er auch jedenfalls zum Ziele führen,« sagte Antonio immer lächelnd.

»Ich begreife Sie nicht mit Ihrem spöttischen Lächeln.«

»Sehr natürlich, Signor Ghiberti. Geht es mir doch eben so, wenn ich Sie betrachte und sehen muß, daß die

Beichte eines armseligen Trasteveriners Sie beinahe noch mehr erschüttert hat, als Ihren demüthigen Diener!«

»Sie haben Recht, Antonio,« versetzte Ghiberti und reichte dem Jesuiten die Hand. »Ich verdiene diese Zurechtweisung. – Aber es war eine gute Beichte – sie soll uns Früchte tragen!«

»Zur Ehre Gottes!« sagte Antonio, verbeugte sich fast bis zur Erde, küßte dem Obern die Hand und verließ ihn erst, als dieser ihm segnend den Scheitel berührt hatte.

SECHSTES KAPITEL. IM ATELIER.

Im Stock eines auf der *via Sistina* gelegenen Hauses hatte Lodovico sein Atelier aufgeschlagen. Es war ein kleines freundliches Zimmer, für einen Maler sehr passend, weil ein hochangebrachtes Fenster dem Gemach eine Art Oberlicht gab und alle Gegenstände gleich hell beleuchtete. An Luxusgegenständen war kein Ueberfluß in dieser bescheidenen Künstlerwohnung. Das Ameublement bestand blos aus einem Tisch, der mit Farbenkästen, Pinseln, Paletten und einigen langhäligen Orvietoflaschen belastet und keineswegs sauber gehalten war; drei wacklichen Rohrstühlen und zwei Staffeleien. Die mit einfachem Kalk angestrichenen Wände waren mit einer Menge halb und ganz ausgeführter Skizzen bunt behangen. Unter diesen fielen zwei besonders ins Auge, die eine, welche das Brustbild eines schönen nackten Weibes darstellte, das sich mit faltigem Gewande schamhaft den Busen deckte, während ihr feuchter Blick durch prächtig verworrene üppig schwarze Locken sehn suchtvoll in

die Ferne schweifte. Die zweite Skizze zeigte ein junges Mädchen in Albaner Costum unter Myrthengebüschen und blühendem Oleander knieend und eben im Begriff ein zierlich geflochtenes Körbchen mit frisch gepflückten Feigen und Trauben graziös auf ihr schönes Haupt schwingend. Das Profil des ächt römischen Gesichts war dem Beschauer zugekehrt und hatte jenen charakteristischen Ausdruck römischer Mädchen der auf bewundernswürdige Weise Spott und Stolz in sich vereinigt und gerade durch solchen herausfordernden Uebermuth süße Flammen in die Herzen der Männer schleudert.

Am nächsten Morgen nach den Ereignissen, die wir im Vorhergehenden zu schildern versuchten, saß unser junger Freund sinnend vor einer jener Staffeleien, auf der ein mittelgroßes beinah fertiges Gemälde stand. Lodovico spielte mit seinem Malerstock einem tüchtigen Stück leichten spanischen Rohres indem er abwechselnd bald auf dem Zeigefinger der linken, bald der rechten Hand balancirte. Mißlang ihm das geistreiche Kunststück, was häufig geschah, da seine Gedanken mit ganz andern Dingen beschäftigt zu sein schienen, so stützte er den Kopf auf den untergestemmteten Arm, sah lange auf das Gemälde vor sich und holte tief und seufzend Atem.

Das Gemälde stellte eine römische Gebirgslandschaft dar in dem heißen Colorit eines tausendfarbigen italienischen Sonnenuntergangs. Es war eine schöne, wunderbar treue, in Ausführung und Colorit trefflich gelungene Abbildung des sogenannten Aquäductenthales im Sabinergebirg eine Stunde hinter Tivoli. Den Vordergrund

bildete ein geborstener Mauerbogen mit hohem halbverfallenem Thurm, von dessen Zinnen herab in reich vorschlungenem Gewinde, das dunkle Blättergelock üppigen Epheus und anderer Schlinggewächse hing. Auf zerbrochenem Gesims am Fuß des Thores, durch welches die Straße nach Subiáco und Trevi führte, saß ein Priester mit langem greisen Bart. Ein Brevier lag auf seinem Schooß, neben ihm ein Krückenstock, denn der alte Mann war lahm, wie der Stelzfuß verrieth, der unter dem abgetragenen Chorrock hervorschaut. Ihm zu Füßen kniete ein junges Mädchen abermals, in der kleidsamen und heitern Tracht der Albanerinnen und küßte dem Alten die Linke, während dieser segnend mit der Rechten ein Kreuz über dem Scheitel der Knieenden schlug. Links von dieser Gruppe sah man in felsigem Bett unter Schilf und Gestrüpp die schnellen Wellen des Teverone schimmern und auf dem jenseitigen Ufer nach einem erst in weiter Ferne von hohen Gebirgen umschlossenen Thale die lange dunkle Bogenreihe einer alten Wasserleitung zwischen felsigem Land und bebauten Feldern fortlaufen. Weiter rechts gegen die Berge ragten massenhafte Trümmer eines zweiten Aquäducts mit doppelten Bogenreihen aus der stillen Landschaft hervor. Ein mit Ochsen bespanntes Fuhrwerk und einige Esel mit ihren Treibern belebten die an sich öde Gegend, die jetzt in einem Meer goldblauen Feuers schwamm. Olivenhaine, Lorbeerhecken, schlanker Cypressen und stachlichte Aloe schienen durchleuchtet vom purpurnen Flammen der Fahlen scharfkantigen Kämme der fernsten Gebirge

glänzten wie im Feuer vergoldet die näheren und niedrigeren überzogen ein purpurvioletter Duft, lichte Bläue erfüllte das weite Nilthal und tieferes Dunkel schloß die nebliche Schlucht, in deren hohler Tiefe der Teverone schäumte!

Dies anmuthige Gemälde war fertig bis auf wenige Striche, aber grade für diese Striche schien dem Maler Stimmung und Muth zu fehlen, und so blieb das entzückende Landschaftsbild von einem Tage zum andern unbeendigt.

Nachdem Lodovico geraume Zeitträumerisch sein Spiel fortgesetzt hatte, schien ihn plötzlich ein glücklicher Gedanke zu beseelen. Er stand hastig auf, ergriff die Palette, auf der bereits die Farben aufgesetzt waren, ordnete die Pinsel heftete seine glänzendem Augen mit freudigem Lächeln auf seine Schöpfung und begann eifrig dem Gestrüpp, an rankenden Gewächsen und Ueberresten zu Tage blitzenden Mosaiks neben der Straße zu malen. Während dieser Arbeit hielt er in abgebrochenen Sätzen folgendes Selbstgespräch:

»Gewiß, das Anerbieten beunruhigt mich, und doch – doch mag ich es nicht unbenutzt lassen. – Der Mann war so freundlich – so zuvorkommend – so uneigennützig! – Wie leicht konnte er ein Opfer werden von des verrückten Tommaso's Wuth! – Und dann – er ist ja mein Landsmann!«

Lodovico malte eifrig fort und ließ mit wenigen festen Pinselstrichen einen Cactusstrauch auf felsigem Grunde

erwachsen. Dann lehnte er sich zurück, daß der altersschwache Stuhl unter ihm knisterte, sah scharf auf das Bild, nahm einen andern Pinsel, tauchte ihn in verschiedene Farben und überzog, als die Mischung seinen Beifall hatte, mit sanft milderndem Ton eine schräg hervorspringende Gebirgspartie, die mit ihren violetten Schatten den tiefen Einschnitt einer Schlucht andeuten sollte.

»So, das verbindet Sonnenwärme und Dämmerungskühle vortrefflich,« sagte er beifällig. »Ich fühlte das Mangelhafte und konnte es diese letzten Tage her, wo ich so aufgereggt war, doch nicht finden.«

Emsig fortarbeitend sprang Lodovico nach einiger Zeit wieder auf den Gegenstand über, der ihn seit der verflossenen Nacht am meisten beschäftigte.

»Bei Gott und allen Heiligen, wenn mir der gutherzige Priester irgendwie helfen könnte, ich wüßte nicht, was ich begönne vor Lust und Dankbarkeit! – Nun eine bessere Wohnung würde ich mir doch wohl vor Allem suchen müssen, den diese hier – (dabei ließ der junge Mann seine Blicke mit schalkhaftem Ausdrucke durch das Gemach schweifen) – je nun, sie hat freilich nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einem Raume im Vatican, auch raucht der verdammt Ofen, wenn ich mich aus Liebe zur Kunst bisweilen genöthigt sehe einzuheizen, und ziehe ich die landesübliche Sitte vor, mir für vieles Geld ein Kohlenbecken zu halten, so macht mir der fatale Dunst einen Kopfschmerz, als lebte ich noch in der schönen kühlen Heimath und hätte mich im Lieblingsgetränk der nordischen Götter berauscht – indeß ein

armer Teufel muß Gott für Alles danken, auch für Prügel und Mückenstiche, die beide, wie man's immer nehmen mag, zu guter Letzt doch auch Gaben des Herrn sind und bleiben.«

Die verkrüppelten schlängenartig gewundenen Wurzeln eines umgebrochenen Oelbaums waren an der steilen Felsenwand gewachsen, die rechts den Rahmen des Gemäldes bildete. Lodovico lächelte und fuhr fort:

»Meine kleine liebliche Teresella ist bei alledem eine wilde Katze, der ich je eher je lieber die zierlichen Klauen verschneiden muß. – Spreizt sie sich nicht gleich wie ein Stacheligel, wenn sie Ursache zu haben glaubt, daß ich einer andern Schönen wohlgefällig in die Augen geschaut habe? Das wäre mir aber gelegen! – Das könnte mich fördern in meiner Kunst! – Das würde mich bei guter Zeit zu einem stockrömischen Erzphilister machen! – (Lodovico malte jetzt mit einer wahren Wuth.) – Mithin – nun ja, ich sehe wirklich nicht, was dabei bedenklich sein soll, obwohl's die Enkelin vom Albalonga's Beherrschern findet – mithin muß es mir gestattet sein, nach wie vor, wo immer ich sie finde, die Schönheit des Weibes gründlich zu studiren. – Und daß ich darin nicht zu weit gehen, das rein künstlerische Gefallen an schönen Formen nicht verwechseln werde mit unreinem Gelüst, das gar nichts zu schaffen hat mit der Kunst, nun dafür stehe ich ein, Du kleine Ungläubige mit den arabischen Räthselaugen! – Und selbst an meiner Treue wagte sie zu zweifeln!« fuhr er nach einer Weile fort. »Wie beleidigend, wie erniedrigend das für mich sein muß! – Ich und

untreu! Ich, ein Deutscher, was den Ort meiner Geburt anbetrifft, ich untreu ihr gegenüber, dem leicht entzündbaren, sinnlich glühenden Mädchen vom Fuß des alten Tempelberges! – Wahrhaftig es wäre ärgerlich, wenn es nicht gar so lächerlich wäre! – Und sicher, ich hätte sie auch sitzen lassen und wäre auf- und davongegangen, wenn – nun was denn? Hätte ich nicht das gegründetste Recht dazu gehabt? – unbestreitbar, und gewiß ich hätte es gethan bei jedem andern Mädchen, nur weil mir Teresella doch soviel Liebe und Anhänglichkeit bewiesen hat und sie den Verfolgungen des widerlichen Tommaso schutzlos preisgegeben wäre, habe ich's nicht über's Herz bringen können. – Wahrhaftig nur deswegen, aus keinem andern Grunde!«

Im Eifer der Arbeit und ganz in seine Gedanken vertieft hatte Lodovico nicht bemerkt, daß sich die Thür seines Ateliers leise öffnete und der dunkellockige schöne Kopf seiner anmuthigen Geliebten, halb verdeckt von dem blendend weißen, am untern Rande mit Spitzen umsäumten Tuche neugierig lauschend durch den Spalt schaute.

Mit funkelnden Augen trat Teresella jetzt in das kleine Atelier, machte dem Maler einen tiefen Knicks und sagte mit grollender Stimme spöttisch:

»Tausend Dank für Ihre Gnade, Herr Großmuth! Die Enkelin der Beherrscher von Alba Longa wird unausprechlich beglückt sein, sich als gehorsamer Hund demüthig zu den Füßen des Herrn Fremden zu legen.«

Das in ihrem Zorn wunderschöne Mädchen stand vor dem betroffenen Maler mit der majestätischen Haltung einer Königin. Lodovico, obwohl ein wenig betroffen, freute sich doch über die herrliche Erscheinung und versetzte lächelnd, indem er der Zürnenden gutmüthig die Hand entgegenstreckte:

»Grüß Gott, mein wildes Täubchen. Hast Du mich behorcht, lieber Schelm? Es freut mich, daß Du schon so viel von meiner Muttersprache begriffen hast.«

»Sieh Dich vor, daß die Taube nicht zum Geier wird, Undankbarer!«

»Alle Wetter! Was hab denn verbrochen?«

Teresella trat dicht vor ihn, legte stolz die linke Hand auf ihre Hüfte und die Rechte drohend gegen ihn erhebend, fragte sie ungestüm:

»Du hast in Worten zu Dir selbst gesprochen, die ich nicht hören mag. Ich verstand sie nicht, sie haben mir aber Deine Gedanken verrathen und diese Gedanken sind unwürdig. Du liebst mich nicht, Du willst blos mit mir spielen.«

»Teresella!«

»Still, es ist so! Wer neben seiner Geliebten noch ein anderes Weib schön finden kann, liebt nicht; er will nur tändeln und scherzen. Und Du siehst jedes Mädchen mit verliebten Augen an.«

»Mein allerliebstes Kind,« erwiederte Lodovico, das bekleidete Mädchen auf ein Bänkchen niederziehend, »bedenke, was recht und billig ist! Als Künstler muß ich die

Schönheit suchen, wo immer ich sie finde. Mannigfaltigkeit der Schönheit ist der Lebensquell, aus dem ich mich und meine Kunst nähre. Und ich meine, ein solches Betrachten schöner Gegenstände, gleichviel, ob sie belebt oder leblos sind, müsse eben so unschuldig sein, als das Gebet vor verschiedenent Altären. Oder geschieht Dir, trautes Herz, etwa ein Abbruch, wenn ich sage: sieh, wie schön diese oder jene Dame! Ihre Tracht, ihre Haltung, ihre Neigung des schönen Hauptes gibt mir Gelegenheit und Entwurf einer angenehmen Skizze, aus der in Zukunft ein bedeutendes Bild entstehen kann. Und nicht anders, ich versichere Dich, nicht anders ist mein Wohlgefallen am Schönen! Wirst Du mir nun glauben?«

Teresella sah dem Maler lange ernst in die Augen. Nach einiger Zeit milderte sich die gebietende Strenge ihrer stolzen Gesichtszüge, ein Seufzer entslüpfte dem schwelenden frischen Munde und die Hand des jungen Mannes ergreifend, sagte sie:

»Lodovico, mein Freund, ich will eine gutmüthige Thörin sein und Deinen Worten glauben, verhehlen aber kann ich Dir nicht, daß mich das wunderliche Bedürfniß Deiner Neigung noch oft sehr sehr unglücklich machen wird..«

Und Teresella senkte ihr Haupt und verhüllte sich mit dem Zipfel ihres Kopftuches das Gesicht, um ein paar hervorrollende Thränen zu verbergen.

»O, o, nicht doch, Leben meiner Seele,« sagte Lodovico zärtlich. »Sei fröhlich und guten Muths und vertraue meiner Liebe. Wenn ich Dich je wirklich beleidige, sollst

Du das Recht haben, mich mit der silbernen Nadel, die im Glanz Deiner schwarzen Flechten wie ein Lichtfunke zittert, zu durchbohren, und ich verspreche Dir, mich nicht vertheidigen zu wollen, noch zu zittern!«

»Lodovico es gilt!« rief heftig das Mädchen von Alba-no, sich rasch aufrichtend und mit einem wunderbaren Blick voll Liebesgluth und Rachelust den Geliebten über-flammend. »Ich werde Dich tödten, wenn Du mir untreu wirst, ich selbst mit eigener Hand – und dann,« setzte sie erbebend hinzu – »auf einsamen Campagnahügel unter Trümmern der Vergangenheit sterben!«

Lodovico war gerührt von der gewaltigen Leidenschaft dieses Mädchens, küßte ihr die Thränen von den schönen zarten Wimpern und nöthigte sie dann mit schmeichelnder Gewalt, sein bald vollendetes Bild zu betrachten.

»Meinst Du, daß ich den Charakter der Gegend getrof-fen habe?« fragte er die kluge Beschauerin. »Es ist nicht leicht für uns Nordländer, diese sonnigen Gluthen mit kühlen Farben wiederzugeben, dieses Ineinanderspielen von Rosenlicht und Veilchenschatten, dies letzte Aufflam-men purpurnen Feuers und daraus sich entwickelnden silbernen Rauches naturgetreu auf die Leinwand zu zaubern. Wenn da nicht ein unsichtbarer Genius oder die Begeisterung der Liebe unsren Pinsel führt, quälen und mühen wir uns umsonst, und malen eben nur mit Farbe und Oel, nicht mit Geist und Flammen.«

»Dir haben aber Geist und Flammen auf der Spitze Deines Pinsels geleuchtet, mein Freund,« erwiederte Teresella. »Ich fühle bei Betrachtung Deines Bildes den belebenden Strahl meiner vaterländischen Sonne.«

»Nun damit diese Sonne ewig leuchten und meiner kleinen Schöpfung dauerndes Leben geben möge, beuge jetzt Dein liebes Köpfchen etwas mehr links, wende Dein beglückendes Auge mir zu, laß die Sanftmuth und Liebe Deines Herzens auf Mund und Wange spielen und Dich so in vollster Schönheit Deines Wesens im Vordergrund als demütige Tochter des Gebirges von den alternden Priester hier segnen.«

Teresella lächelte, nahm leicht und graziös die gewünschte Stellung ein, ihren sanftesten und wärmsten Blick bald auf den geliebten Maler bald auf das Bild richtend, und bewunderte mit unverkennbarem Entzücken die Kunstmöglichkeit des Geliebten, dessen schaffender Pinsel in kurzer Zeit die Umrisse ihrer ganzen Gestalt und namentlich die charakteristischen Züge ihres Gesichts mit sicherer Hand auf der Leinwand vollendete. Geraume Zeit sprachen die versöhnten Liebenden nur durch schnell gewechselte Blicke mit einander. Als aber Lodovico den Kopf seines Mädchens auf dem Gemälde für gelungen halten durfte, legte er den Pinsel weg, erlaubte dem schönen Modell, eine ungezwungenere Stellung anzunehmen, uns begann, einige neue Farben aufsetzend, folgendes kurze Zwiegespräch:

»Was meinst Du, Teresella, wird Tommaso Dir nicht mehr nachstelle?«

»Gewiß nicht.«

»Aber man sagt doch, ein ächter Römer vergebe nie.«

»Pah, man sagt so.«

»Du hast also nichts zu fürchten?«

»Sei ohne Sorge, mein Freund. Tommaso kann Lust zur Rache verspüren, ausüben wird er sie nie.«

»Ist er feig?«

»O, feig! Da vergißt, Lodovico, daß er mein Freund war, ehe Du mich bezaubertest.«

»Nun dann, mein Herz, sehe ich wirklich keinen Grund, weshalb Tommaso eine Ausnahme unter seinen Landsleuten machen sollte.«

»Du hast vergessen, daß er einem Priester die Hand küßte.«

»Beim Teufel, das ist wahr! Und jener Priester gab mir seine Adresse ... Er wollte für mich sorgen, sagte er, wenn ich ihm Vertrauen schenken könnte! – Was meinst Du, Teresella? Mache ich Gebrauch von seinem lieblichen Anerbieten?«

Eine leichte Wolke glitt über des Mädchens Stirne. Sie schlug die Augen nieder und versank in tiefes Nachdenken.

»Nun,« sagte Lodovico. »Du schweigst? Hast Du Argwohn?«

»Nein,« versetzte Teresella, »Tommaso hat zwar den Priester gesprochen, indeß, war ja ein Landsmann von Dir.«

»Das meine ich eben auch und so denke ich, ich mache mich je eher je lieber zu ihm auf den Weg. Dem Glück

kann man nicht schnell genug einen Handschlag geben, es ist schon veränderlich, wie's Frühlingswetter bei mir im Schwarzwalde.«

Zu diesem Entschluß gekommen, schob der Maler die Staffelei bei Seite, kehrte das Bild um, damit es vor jeglicher Bestäubung gesichert bleibe, legte Pinsel und Palette weg, warf seinem Malerkittel ab und machte vor einem kleinen, nicht sehr reinlich gehaltenen Spiegel schnell Toilette.

»Du begleitest mich doch?« fragte er, seinen spitzen Hut schief auf das volle blonde Haar drückend und den leichten bequemen weiten Sammetrock anziehend.

»Bis zur *Piazza di Colonna*, wenn Dein Weg Dich über den Corso führt.«

»Ja gewiß. Mein unbekannter Freund wohnt auf dem Capitol, mithin wird es am besten sein, den Corso langsam hinaufschlendern. Bist Du bereit?«

»Zu Befehl, gnädiger Herr,« sagte Teresella lächelnd und hüpfte vor ihm her die schmale steinerne Treppe hinab, behend und leicht wie einen Gazelle.

Lodovico folgte ihr mit großen Sprüngen, reichte ihr im Flur den Arm und schlug sorglos mit ihr plaudernd den Weg nach *Capo le case* ein.

SIEBENTES KAPITEL. EMANUEL UND LODOVICO.

Im Convent der Franziskaner auf dem Capitol hatte Emanuel seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Es war ihm gar sonderbar zu Muthe, daß er sich wieder in der ewigen

Stadt wußte und noch dazu als Abgesandter eines Fürsten der Kirche, der Depeschen von höchster Wichtigkeit den lenkenden Obern zu überbringen hatte.

Emanuel war ein guter, frommer Mann, der Niemand Leides zufügte; was Unreines, Böses sich in ihm angesammelt hatte, das war Frucht seiner geistigen Erziehung. Er selbst fühlte nichts davon, denn er hielt selbst das Schlechte, das er that, für ein Verdienst. Blindes Werkzeug seiner Vorgesetzten würde er nicht einen Augenblick gezaudert haben, vorkommenden Falles seinen eigenen Vater zu verrathen.

Obwohl nun in gewisser Hinsicht eigentlich beschrännten Geistes, lag in Emanuel doch eine Anlage zu spürender Schlauheit, die durch seine jesuitische Erziehung entwickelt werden mußte. Vermöge dieser Schlauheit machte er sich dem Orden fast unentbehrlich, denn mit ihr zugleich verband sich eine Art Instinct, die wie der Jagdhund die Spur eines Wildes mit wunderbarem Tact immer die Bedeutsamkeit irgend einer ihm begegnenden Persönlichkeit für die Zwecke des Ordens, die ihm heilig waren, herauswitterte. So war es ihm mit dem Maler gegangen. So wenig er den jungen Mann kannte, so fest überzeugt war er doch, daß man sich seiner vortrefflich würde bedienen können, um irgend etwas Bedeutendes durch seine Vermittelung zum Abschluß zu bringen. Wie dies einzuleiten sein möchte, darüber hatte er noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Nur fesseln, nur wiedersehen wollte er den jungen verliebten mittellosen Mann, und um dieses zu bewerkstelligen, gab er

ihm seine Adresse. Er rechnete auf die Neugier, des Unerfahrenen und hoffte, bevor der ihm Verpflichtete an einen Besuch würde denken können, mit sich selbst im Reinen zu sein.

Gehorsam jeder Vorschrift, hatte der Emissär einen freundlichen Brief an den Mann geschrieben, der ihm Aufschlüsse und nähere Mittheilungen, über die Schicksale und Verhältnisse des Abenteurers machen konnte, welcher den Namen Sembronowski führte und ohne Zweifel zu dieser weit verzweigten, durch Grundbesitz, Vermögen und Unterthanen mächtigen Familie gehörte. Als dies für ihn wichtigste Geschäft beendigt und der Brief zu schneller Beförderung abgegeben war, dachte er wieder mit Behagen seines Abenteuers und des jungen Deutschen, für den er etwas zu thun entschlossen war. Recht zu gelegener Zeit fand sich Lodovico bei ihm ein. Herzlich wie einen alten Bekannten empfing ihn Emanuel, obwohl er noch zu keinem festen Entschlusse gekommen war. Von einem Gespräch in das er den jungen Mann zu verwickeln gedachte, hoffte er Alles.

»Sie verzeihen, verehrter Herr,« redete ihn Lodovico an, »wenn ich von Ihrer freundlichen Einladung unschicklich schnell Gebrauch mache. Allein mein Herz drängte mich, Ihnen heut, wo ich unbefangener bin und wo ich mich ungestört, von Niemand belauscht, mit Ihnen unterhalten kann, für den großen mir geleisteten Dienst nochmals von ganzer Seele zu danken.«

Damit schüttelte der Maler dem Emissär nach gutem deutschen Brauch die Hand und sah ihm offen und fröhlichen Muthes in die kühlen leidenschaftslosen Augen.

Emanuel war leutselig und gesprächig. Er erzählte dem Maler von Deutschland, da dieser eifrig nach dem Vaterlande fragte. Auch der großen religiösen Bewegungen, die seit einigen Monaten erschütterten, gedachte er. Lodovico wußte nur Oberflächliches davon, denn das Wenige, was politische Zeitungen bis Rom verschleppt hatten, war nicht der Beachtung werth, und außerdem fehlte es dem jungen Manne an Zeit und Sinn, um so unbedeutenden Wirren, die noch dazu mit der Kunst nichts zu schaffen hatten, seine Aufmerksamkeit zu schenken. Dergleichen Verlegenheiten auszugleichen war Sache der Kirche und er hatte noch keinen Augenblick gezweifelt, daß ihr, der zehnmal Größeres so oft gelungen war, auch dies ein Leichtes sein werde.

Die Schilderung Emanuels brachte ihm nun freilich eine andere Meinung bei. Er fühlte, daß die ersten krampfhaften Zuckungen einer neuen kirchlichen Umwälzung sein fernes Vaterland erschütterten, daß Kräfte jenseits der Alpen in Bewegung gesetzt würden, von denen man in Rom keine Ahnung hatte, an die man vielleicht gar nicht glaubte. Lodovico war guter, sogar eifriger Katholik, und die ganz unerwartet Aufschlüsse, die er so plötzlich erhielt, interessirten ihn außerordentlich.

»Aber wie ist es möglich,« sagte er aufgeregt, »daß der heilige Vater von dem Allen nichts weiß! Durch solche

Schritte müssen ja die Grundfesten der Kirche Christi erschüttert werden!«

Emanuel lächelte.

»Der Clerus, junger Freund, war längst davon unterrichtet,« erwiederte er, »nur die Laien erfuhren nichts, weil es ihnen nichts nützen kann.«

»Und was wird Seine Heiligkeit thun?«

»Nichts.«

»Nichts? Ei, mein Gott, das heißt ja dem Strome der abscheulichsten Ketzerei Bahn brechen!«

»Vielleicht auch, ihn schadlos ableite.«

»Die Kirche wird also gar nichts thun? Nicht den Bannstrahl auf die Ketzer schleudern?«

»Die Kirche handelt immer, aber still und besonnen. Je lauter ihre Gegner toben, desto schweigsamer trifft sie ihre Maßregeln,«

»Sie glauben also nicht, daß diese neue ketzerische Bewegung nachhaltige Folgen haben wird?«

»Gewiß werden die Sectirer eine gute Weile ihr unsauberes Wesen treiben. Man wird sie scheinbar gewähren lassen, indem man sie ignorirt. Unsichtbar überwacht man jedem ihrer Schritte und, glauben Sie mir, leitet sie so, daß sie an sich selbst zu Grunde gehen müssen. Nie hatte die Kirche in ihren erbittertsten Feinden treuere Freunde, als diese Sectirer es ihr werden müssen. Sie sollen den Protestantismus ruiniren!«

Lodovico sah den Emissär groß an, dieser aber zeigte eine so zuversichtliche Stirn, eine so fanatische Begeisterung, daß jedes Wort des Zweifels auf seiner Zunge

erstickt wurde und er selbst dieser Zuversicht hoffnungsvoll sich hingab. Es trat eine Pause ein. Emanuel fühlte die Nothwendigkeit, das durch ihn abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Des Malers Lage gab ihm die erwünschteste Gelegenheit dazu.

»Mein lieber junger Freund,« sagte er, »ich erbot mich gestern Ihnen wo möglich irgend einem Rath zu geben, der Ihnen für die Zukunft nützlich werden könnte. Zeit und Verhältnisse lehren mich, damit nicht zu zaudern, da wahrscheinlich mein diesmaliger Aufenthalt in Rom nur von sehr kurzer Dauer sein wird. Da ist mir nun ein Gedanke gekommen, den ich wenigstens nicht zurückhalten will, obwohl es möglich wäre, daß er Ihnen nicht gefiele. Künstler sind, ich weiß es, in der Regel stolz, und wer diesem Stolz entgegentritt, den hassen sie. Nicht wahr, mein Freund?«

»Mich dünkt, verehrter Herr, Künstlerstolz könne höchstens unter Künstlern Feindschaft erzeugen, der übrigen nichtkünstlerischen Welt gegenüber —«

»Gut, gut, ich weiß, was Sie sagen wollen,« unterbrach ihn Emanuel. »Sehen wir denn, ob, die aufgestellte Behauptung stichhaltig ist? – Sie beklagten sich gestern, daß Sie mittellos seien und Ihrer Kunst nicht so, wie Sie es wünschten, huldigen könnten. Haben Sie Hoffnung, daß sich bald günstigere Aussichten für Sie öffnen werden?«

»Obschon ich gläubig bin, zweifle ich doch, daß Gott einem armen unbedeutenden Maler zu Liebe ein Wunder thun wird.«

»So hören Sie meinen Vorschlag. – Ein vornehmer reicher Mann ist im Besitz einiger Gemälde alter Meister, die von Feuchtigkeit oder andern Zufälligkeiten gelitten haben und zum Theil ganz unscheinbar geworden sind. Er sucht einen geschickten Künstler, der sich der mühsamen Arbeit unterzöge, diese Kunstwerke wieder herzustellen. Ein ansehnliches Honorar für solche Mühe würde nicht verweigert werden, eine Verbindung von Wichtigkeit, ein Verkehr mit den reichsten und einflußreichsten Geschlechtern Roms wäre dadurch eingeleitet und Bestellungen selbstständiger Schöpfungen mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Würden Sie wohl den Muth haben, einige Wochen oder Monate so untergeordneter Thätigkeit zu widmen? Einer Thätigkeit, die keinerlei Namen, nicht einen Schatten von Ruhm bringt?«

Lodovico schlug schweigend die Augen nieder. War es ihm doch, als klänge ein sonderbarer Hohn in der Stimme des Emissärs, als hörte er die Absicht heraus, ihn demüthigen, ja kränken zu wollen. Das Blut des jungen Mannes schoß ungestüm nach seinem Herzens.

»Ein Wort von mir würde genügen, Ihnen Zutritt bei diesem Mäcen aller Künstler zu verschaffen,« fuhr Emanuel fort, »nur müßte ich um baldige Entschließung bitten.«

Der Maler bekämpfte seine Aufregung und stammelte dankend eine Zusage.

»Ach, lieber Freund,« erwiederte der Emissär, »das klingt, als zwänge man sie dazu. Nein, Bester, Sie müssen es gern, aus freier froher Entschließung thun oder ich

bin genöthigt, einen andern Künstler für das allerdings schwierige Geschäft zu suchen.«

»Die Ueberraschung . . . « stotterte Lodovico.

»Nicht doch, junger Mann,« fiel ihm der Emissär in's Wort. »Ich kann recht wohl unterscheiden zwischen Ueberraschung und beleidigtem Künstlerstolz – Sie sind beleidigt, weil Sie Ihr Talent erniedrigt sehen durch mein Anerbieten; weil Sie auf einige Zeit eine Art Handlanger, mindestens ein blos untergeordneter Handwerker, ja wenn Sie wollen, ein Fleckenreiniger werden sollen. – Ich kann Ihnen dies nicht übel nehmen, dennoch aber muß ich darauf bestehen, daß Sie den kleinsten Ableger Ihres Künstlerstolzes mit der Wurzel in sich ausreißen, oder ich darf Sie meinem hohen Gönner gar nicht empfehlen.«

»Aber mein Gott, es wird doch erlaubt sein –«

»Nein, es ist nicht erlaubt, mein Herr! – Ihr Gefühl darf sich nicht empören, sich nicht regen!«

»Ja warum denn nicht? Es ist so natürlich!«

»Warum? – Weil Sie nicht nachschaffen im Sinne des Meisters, wenn Sie mit Unmuth und stummer Verachtung an's Werk gehen, sondern blos stümpern. Mein Gönner aber will, daß Sie Meisterwerke mit dem Pinsel eines Meisters restauriren. – Begreifen Sie dies?«

Lodovico ward durch diese Wendung nicht wenig geschmeichelt. Wenn man von ihm erwartete, daß er Meisterwerke meisterhaft würde herstellen können, mußte man ihn doch für einen mindestens angehenden Meister halten. Seine Zuversicht, sein künstlerisches Bewußtsein

kehrten ihm zurück. Vollkommen gefaßt stand er dem Priester wieder gegenüber.

»Ich fühle mich beschämt, verehrter Herr,« sagte er, »und muß Ihnen vollkommen Recht geben. Verzeihen Sie meiner Schwäche, und haben Sie die Güte, mir Ihre freundschaftliche Protection nicht zu entziehen.«

»Schon gut, junger Freund. Wenn Sie Ihr Unrecht einsehen, sind wir, hoffe ich, so gut wie einig.«

»Ich erkläre mich auf das Bestimmteste bereit, unter allen Bedingungen Ihren Weisungen nachzukommen, übernehme mit wahrer Freude den mir angetragenen Auftrag und möchte jetzt nur noch bitten, mir den Namen des hohen Kunstfreundes zu nennen.«

»Später, mein Freund, für heut nur Ihre Zusage und einen biedern deutschen Handschlag.«

Lodovico zögerte nicht. Als er seine Hand in die des Emissärs legte, klopfte es, ein Franziskaner trat ein und überreichte ihm ein Billet.

»Sie erlauben,« sagte Emanuel zu dem Maler, trat an's Fenster und brach das Siegel.

Das Schreiben war von dem geheimen Secretär Ghiberti und enthielt weiter nichts, als in kurzen höflichen Worten den Befehl, ihn unmittelbar nach Empfang desselben zu besuchen.

»Sie entschuldigen, lieber Freund und Landsmann,« wandte sich der Emissär freundlich wieder zu dem Maler, »wenn ich unhöflich Ihren Besuch abkürze. Sie wissen, Befehle sind für uns Ordensgeistliche gleich göttlichen

Winken. Man muß ihnen gehorchen und dankbar dafür sein. Auf Wiedersehen mein Freund!«

Beide verließen zugleich den Convent der Franziskaner. Auf dem freien Platze des Capitols trennten sie sich. Der Maler schlug den Weg nach dem Forum ein, Emanuel stieg langsam die breite Treppe des Capitols hinab, wanderte nach der Straße *d'Ara celi* und ging langsam nach dem Profeßhause der Jesuiten.

ACHTES KAPITEL. DIE UNTERREDUNG AUF DER VILLA.

Emanuel fand Ghiberti in seinem Kabinet schreibend. Der einflußreiche Mann begrüßte ihn mit der ihm eigenen Freundlichkeit, hinter welcher sich jedoch ein heimlich lauernder Blick behutsam versteckte.

»Sie haben befohlen, Hochwürden?« sagte der Emissär, den Sitz einnehmend, welchen der Secretär ihm anbot.

»Ich freue mich, Sie in so kurzer Zeit bei mir zu sehen, lieber Emanuel, und werde mich Ihres Eifers bei Gelegenheit zu erinnern wissen. Da Sie so pünktlich sind, darf ich wohl kaum fragen: ob Sie an Ihren Correspondenten in Bern geschrieben haben?«

»Es war noch vor Mitternacht geschehen. Mit dem sardinischen Courier ist mein Brief heut früh um drei Uhr nach der Schweiz abgegangen.«

»Wenn ich Ihnen deshalb meinen Dank auszusprechen habe,« versetzte Ghiberti, so muß ich Ihnen doch zugleich auch meine Unzufriedenheit zu erkennen geben

wegen einer Unterlassungssünde, die zwar nicht aus böser Absicht, wie ich weiß, Ihrer besseren Einsicht sich bemächtigt hat, sondern aus allzu großer Uebereilung.«

»Mein Gott, wäre es möglich!«

»Es ist möglich, Emanuel. – Sie haben mir bei unserer gestrigen Unterredung nicht gesagt, daß Sie mit einem Ihrer Landsleute zusammengetroffen sind und diesem das Leben gerettet haben.«

»In der That, Hochwürden,« stammelte der Emissär.

»Ich verzeihe Ihnen, lieber Sohn,« fuhr Ghiberti gelassen fort. »Sie wissen, daß ich unterrichtet bin; von Ihnen wünsche ich jetzt nur zu erfahren, daß Sie den Namen des Malers kennen, der Ihnen verpflichtet ist?«

Emanuel schwieg verlegen. Ghiberti lächelte mit überlegener Klugheit.

»Sie waren sehr eilig, Ihrem Landsmanne zu helfen, habe ich mir erzählen lassen,« fuhr der Secretär fort, »und über dieser Eile vergaßen Sie ihn zu examiniren. Das ist natürlich. – Wo das Herz spricht, schweigt der Verstand.«

Tief gebeugt flüsterte Emanuel! »Vergebung! Geduld!«

»Ein anderer, besonnenerer Mann hat Ihren Fehler wiederum gut gemacht,« sagte Ghiberti. »Ich weiß, woher Ihr Schützling stammt, wie er heißt, wer und was er ist und wie es ihm ergeht. Aber seine Wohnung wissen Sie doch?«

»Der junge Mann hat mich in diesem Augenblicke verlassen mit der Bitte, mich in seine bescheidene Wohnung, zu verfügen.«

»Also Sembronowski war bei Ihnen? Das ist gut.«

»Sembronowski?«

»Ja. Lodovico Sembronowski. Sie werden bemerken, daß uns dieser junge Mann zu Anknüpfungen von größter Wichtigkeit behülflich sein kann. – Erzählen Sie mir jetzt, was Sie mit dem Maler gesprochen, was Sie ihm zugesagt haben.«

Emanuel legte die vollständigster Beichte vor seinem Vorgesetzten ab, der ruhig und aufmerksam zuhörte.

»Dachten Sie an eine bestimmte Person bei dem Anerbieten, das Sie dem jungen Manne machten?« fragte Ghiberti, »oder nannten Sie vielleicht gar einen Namen?«

»Fürst Cesare schwebte mir vor. Er ist ein edler Beschützer der Künste und besitzt, wie ich weiß, eine sehr große Menge alter Gemälde, die er von verschiedenen geschickten Künstlern restauriren läßt. Bei seinem außerordentlichen Eigensinn hält leider kein selbstständiger Mann lange aus, und so will das Wiederherstellen seiner Kunstschatze kein Ende nehmen. Lodovico hat mir nun zwar zugesagt, doch kennt er seinen künftigen Mäcen noch nicht.«

»Um so besser! Dann ließe sich ein Plan ausführen, der uns schnell zum Ziele bringen könnte. – Wann haben Sie Ihrem Landsmanne versprochen, ihn dem Fürsten vorzustellen?«

»Darüber ist zwischen uns noch nichts ausgemacht worden.«

»Warten Sie.« – Ghiberti nahm einen Bogen Papier und schrieb in französischer Sprache ein Billet, dessen Inhalt

dem Emissär verborgen blieb. Als er es couvertirt, gesiegelt und adressirt hatte, reichte er es Emanuel, indem er sagte:

»Sie werden das Billet noch heute an den Maler Sembronowski gelangen lassen, doch ohne, daß er erfährt, von wem es kommt. Uebrigens bekümmern Sie sich von dieser Minute an nicht im Geringsten mehr um Ihren Landsmann. Sie werden ihn nicht wiedersehen, vielleicht in Ihrem ganzen Leben nicht. Sorgen Sie sich deshalb nicht. Was Sie ihm zugesagt haben, soll ihm im reichsten Maße gewährt werden. Beträgt er sich nach Wunsch, so kann er mehr erhalten, als er sich in seinen kühnsten Wünschen je träumen ließ. Sie selbst werden heut oder morgen Rom verlassen und nach Deutschland zurückkehren. Sollte ein Brief vom Bern an Sie einlaufen, so werde ich mich mit dem Inhalte desselben bekannt machen und, je nachdem es nöthig ist, Ihnen Verhaltungsbefehle deshalb nachsenden. Ihre Reise muß sehr schnell, wo möglich in fünf Tagen beendigt sein. Gönnen Sie sich keine Ruhe, bis Sie die deutsche Grenze überschritten haben. Sie dann zu erschöpft, so autorisire ich Sie, die nach Posen und Galizien zu befördernden Depeschen erprobten Ordensbrüdern zu weiterer Besorgung zu übergeben. Sind Sie bereit?«

»Ich gehorche, Hochwürden.«

»Sie empfangen fünf Briefe, wovon der erste an den Bischof von heut an gerechnet in acht Tagen abgeliefert sein muß.«

»Es soll geschehen, wenn nicht die mächtigere Hand Gottes früher über mich verfügt.«

»Die Nachrichten Kretowski's haben eine ernste Berathung zur Folge gehabt,« fuhr Ghiberti fort. »Seine Heiligkeit ist ebenfalls davon in Kenntniß gesetzt worden. Allem Anschein nach wird sich die Kirche unmittelbar dabei betheiligen, da es Beruf und Pflicht für sie ist, dem Geiste des Ungehorsams und der Afterbildung energisch entgegenzutreten. Der Zufall oder, wenn Sie wollen, die Vorsehung, hat uns wider alles Erwarten einen Weg angedeutet, der unverweilt eingeschlagen werden muß. Baldiger, vollständiger Sieg in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten ist uns gewiß, wenn alle Kräfte vereint zusammenwirken und wir nicht zu zaghaft sind in der Wahl der Mittel, die vielleicht Nothwendigkeit und Politik erheischen. – Jetzt gehen Sie und ordnen Alles zur Abreise. Ihre Instructionen werden Sie binnen einer Stunde versiegelt zugeschickt erhalten. Der heilige Vater, der Ihren Eifer für die Verbreitung der Kirche Christi auf Erden zu schätzen weiß, ertheilt Ihnen den apostolischen Segen. Leben Sie wohl.«

»Der Wille des Herrn und seines Stellvertretens auf Erden geschehe!« sagte Emanuel, verabschiedete sich und eilte zurück in seine stille Zelle auf dem Capitol. –

Zwei Stunden später brachte die Wirthstochter, ein allerliebster Schwarzkopf, dem es auf ein paar hundert Worte mehr oder weniger im Laufe des Tages nicht ankam, dem deutschen Maler einen Brief. Lodovico wollte

grade ausgehen, auf dem Monte Pincio ein paar Freunde treffen und mit diesen die berühmte Facchinokneipe besuchen, ein Sammelplatz vieler Künstler und zahlloser römischer Kleinbürger, die sich hier allabendlich mit ihren Weibern und Töchtern bei Wein und Brod gütlich thaten. Der Lärm in dieser trotz ihrer Unsauberkeit sehr besuchten Osteria war entsetzlich. Grade dieser Spektakel zog aber die Künstler an, die unter dem ab- und zuströmenden Volksgetümmel die köstlichsten Studien, namentlich in Bezug auf charakteristisch geformte Köpfe und stark ausgearbeitete national römische Physiognomieen machen konnten.

Der Brief war unterschrieben: Monsignore Camuccini und enthielt in den höflichsten Ausdrücken eine Einladung auf die Villa Spada, um daselbst einige Gemälde in Augenschein zu nehmen und sein Urtheil darüber abzugeben.

Lodovico war hocherfreut. In seiner überglücklichen Laune wollte er der geschwätzigen Ueberbringerin, deren Worten er diesmal gar keine Aufmerksamkeit schenkte, einen Kuß rauben, was ihm jedoch eine recht kräftige Ohrfeige von dem hübschen spröden Kinde eintrug.

Stand nun schon nichts von Emanuel in dem Briefe des höflichen Monsignore, so konnte unser Freund doch aus der ganzen Einkleidung errathen, daß dieser gefällige Mann die Hand im Spiele gehabt und den jedenfalls einflußreichen vornehmen Herrn zu dieser verbindlichen Einladung bewogen hatte. Die Einladung selbst lautete

auf den kommenden Tag und zwar gerade auf die Mittagsstunde, was Lodovico zu der Vermuthung Anlaß gab, man werde ihm nicht blos geistige, sondern auch leibliche Speise verabreichen. –

Villa Spada liegt auf dem palatinischen Hügel und nimmt mit ihren lieblichen Gartenanlagen einen ansehnlichen Theil der ungeheuern Trümmeresaat ein, die noch übrig ist von den prachtvollen Palästen der römischen Cäsaren. Aus ihren Cypressengängen und dunkeln Lorbeerhecken eröffnet sich dem überraschten Auge eine der reichsten und malerischsten Aussichten über Stadt und Umgegend. Das rauschende Rohrfeld des gänzlich verwüsteten Circus Maximus, drüber der Aventin mit seinen Kirchen und antiken Mauerresten, weiter links die massenhaften rothbraunen gigantisch zerrissenem Wände der prachtvollen Thermen des Caracalla, allein schon einer untergegangenen Stadt zu vergleichen, dann in der Ferne unweit des matt glänzenden Tiberstromes die graue Pyramide des Cestius, umrauscht von den Cypressen auf dem Gottesacker der Protestanten, und dahinter endlich verfließend in goldblauem Sonnendunst die aus ihrer Asche wiedererstehende Basilika des heiligen Paulus. Ein einziger Blick genügt, dem Beschauenden alle diese ungeheuern Gegenstände auf einmal in seinen Gesichtskreis zu rücken und dadurch seine Seele mit den größten Erinnerungen zu erfüllen.

Lodovico kannte die Villa von früher her, da sie von Künstlern ihrer reizenden Lage wegen häufig besucht wird. Die Säle der Gebäude jedoch hatte er in Folge

künstlerischer Sorglosigkeit die ihm in hohem Grade eigen war, nicht betreten. Diese waren ihm also völlig unbekannt und er freute sich deshalb, daß er sie nunmehr wahrscheinlich recht genau sollte kennen lernen.

Zu festgesetzter Zeit zog er die Schelle am Eingangsthor der Villa. Der Custode empfing ihn höflich und führte ihn nach einem heitern Gartenhause, wo unsern Freund sogleich eine wohlthuende Kunstatmosphäre umwehte. Mythologische Gemälde von hohem Werth, in der graziose, zarten und sinnigen Manier Raphaels ausgeführt, fesselten seine Aufmerksamkeit und machten ihm die Entfernung des Führers sehr angenehm; der sich unter vielen Entschuldigungen zurückzog. Sein künstlerisches Auge wurde bald so ganz von den anmuthigen Gebilden gefesselt, daß er sich selbst und den Zweck seines Kommens vergaß und nur noch in der schönen heitern Kunstwelt, die sich vor ihm aufthat, lebte. Ein leiser Schlag auf seine Schulter störte ihn in Genuß und Betrachtung, und eine sonore wohlwollende Stimme sagte in der Sprache seines Geburtslandes zu ihm:

»Finden Sie diese Gemälde künstlerischer Beachtung werth, junger Freund?«

Lodovico vergaß auf diese Frage zu antworten, da er bei rascher Wendung einen ganz schwarz gekleideten offenbar sehr vornehmen Mann neben sich stehen sah, der ihn mit seinen scharfen schwarzen Augen theilnehmend zu betrachten schien.

»Verzeihung, gnädigster Herr,« stammelte der Maler, geschwind seinen sehr unförmlich gewordenen Hut von grauem Filz abziehend. »Ich glaubte allein zu sein.«

»Bitte, mein Freund, bedecken Sie sich,« erwiederte verbindlich der Fremde. »Es ist immer etwas feucht in diesen Sälen, und heut finde ich sogar, daß ein scharfer Luftzug sie kältend durchweht. Wir haben Tramontana, Nordwind, wie ja wohl Ihre Landsleute sagen.«

»Waren Sie in Deutschland, gnädigster Herr?« fragte Lodovico, der an der Art der Aussprache erkannte, daß er einen geborenen Italiener vor sich habe.

»Vor vielen vielen Jahren.«

»Aber Sie sprechen bewunderungswürdig gut und rein unsere für Romanen so schwere Sprache!«

»Das macht, weil sie mir von Jugend an geläufig war,« sagte lächelnd der Fremde. »Ich lernte sie so zu sagen mit der Muttermilch von meiner Amme, die eine Deutsche war, und so gewann ich diese tiefesinnige und reiche Sprache so lieb, daß ich mich in späteren Jahren stets eifrig damit beschäftigte, in ihr las und schrieb, so oft ich Gelegenheit dazu finden konnte, und endlich gar Deutschland, das Land des gutmütigen treuen Geschöpfes besuchte, das mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an mir hing.«

»Auf diese Weise sind wir ja beinahe Landsleute,« bemerkte Lodovico lächelnd.

»Ja beinahe, und diese Quasilandsmannschaft hat wirklich etwas zu unserer, ich hoffe, recht lang dauern den Bekanntschaft beigetragen. Ich habe eine Vorliebe

für alle Deutschen, namentlich für deutsche Künstler und Gelehrte. Sie erfassen ihren Gegenstand immer tief, mit voller, ruhiger Seele, anfangs betrachtend und erst späterhin sich daran begeisternd, bis sie denn zuletzt sich gleichsam ganz mit ihm verschmelzen und ihr eigenes heißes Seelenleben in ihn übergehen lassen. Darum das Tiefheilige, das Inbrünstigandachtsvolle, das Ruhigelige in ihrem besten Kunst- und Dichterwerken!«

Lodovico war überrascht, erstaunt, entzückt. So hatte er noch keinen Römer über sein Volk, über die Verdienste seiner größten Genien sprechen hören. Er fühlte, wie sein Herz in vollen bangen Schlägen diesem unbekannten Manne entgegenschlug, der nicht nur ein ausgezeichneter Geist, der zugleich auch ein höchst edler, der Freundschaft werther Mensch sein mußte. Er wagte nicht, den sanften Redefluß des Römers zu unterbrechen. Lauschend, mit feuchtem, vom Strahl heiliger Begeisterung warm durchleuchtetem Auge stand er vor ihm und horchte auf die Worte des Fremden, wie man auf das melodische Rauschen einer fernen Musik horcht, deren gedämpfte Accorde der weiche Zephyr durch duftige Orangengruppen und lispelnde Pinienkronen weht.

Der vornehme Römer schien den Eindruck, den seine Rede auf den jungen Mann machte, gar nicht zu bemerken. Als spreche er eine allbekannte, von Niemand bestrittene Wahrheit aus, fuhr er fort:

»Diesen Eindruck haben mir stets die unnachahmlichen rührenden Gemälde aus der altdeutschen Schule

gemacht, an der beschränkte Köpfe und namentlich meine Landsleute gern so viel tadeln und meistern. Mein Gott, was kümmert mich bei diesen Gemälden, die nur Herz, Seele, Gemüth sind und sein wollen, die unvollendete Körperform! Was kann es mir schaden, ob ich dort eine Hand zu knöchern, hier einen Arm zu lang, da ein Bein zu dünn finde! Nicht jene Hand, nicht dieser Arm und dieses Bein macht das Gemälde und den Werth desselben, sondern der Gesichtsausdruck, Mund und Auge dieser von Glaubensfülle umrauschten Figuren. Ich erinnere mich noch schwach eines Gemäldes von solch einem deutschen Meister – seinen Namen habe ich nie erfahren – das ich in Augsburg, der stillen ehrwürdigen alten Reichstadt sah. Man nannte es mir »das Spiel der Engel.« Möglich, daß ein Mann, der blos Künstler ist, nie solchen Gegenstand sich wählen würde, ein Künstler aber, der durch und durch gläubiger Christ war, mußte auf ihn fallen und sich die Darstellung desselben zu einer Art Gottesdienst machen. Kennen Sie das Gemälde?«

»Nein. Ich war nie in Augsburg.«

»Versäumen Sie nicht, es aufmerksam, mit den Augen ihres Geistes, mit jedem Nerv Ihres Herzens zu betrachten, wenn Sie einmal in jene Stadt kommen. Ich will es Ihnen kurz beschreiben. Das Gemälde stellt ein in einsamer Wiege schlummerndes Kind dar, das im Traume lächelt. Dies Lächeln auf dem blühenden Kindergesicht ist reizend. Ich habe Frauen, gerührt von diesem Lächeln, Thränen an jenem Bilde vergießen sehen. Ueber der Wiege nun öffnet sich die Decke des Zimmers, der Himmel

glänzt in goldumstrahlter Glorie herein und in bunter Schaar steigt das Chor der Engel, mit Palmen und Blumen geschmückt herab, um mit dem schlummernden Kinde zu scherzen und zu spielen, und beglückt über dies beseligende Spiel mit den seligen Bewohnern des Himmels lächelt das Kind im Schlummer. Finden Sie diesen Gedanken nicht rührend?«

»Außerordentlich,« sagte Lodovico. »Dennoch muß ich Ihren Landsleuten, Monsignore, Recht geben, daß mehr das Herz als die Kunst damit zu thun hat.«

»Es mag sein, nichts destoweniger erfreue ich mich noch jetzt in der Erinnerung an diesem mir unaussprechlich lieb gewordenen Gemälde, schon deshalb, weil es mir wie kaum ein anderes, den ursprünglichen Charakter des deutschen Volks so schön enthüllte. Aber kommen Sie, lieber Freund. Nicht um über die Vorzüge und Mängel altdeutscher Meister zu sprechen, erlaubte ich mir, Sie zu einem Besuche einzuladen, sondern um Ihren Rath zu vernehmen, Ihre Vorschläge zu hören über ein paar Porträts aus meiner Familie, die durch einen unglücklichen Zufall fast alles Colorit verloren haben. Es ist ein vorzüglicher Tizian darunter. Sie können also leicht ermessen, daß mir sehr viel daran gelegen sein muß einen so kostbaren Schatz gänzlichem Untergange zu entreißen. Man hat mir gesagt, daß Sie sich auf Restauration alter Gemälde verstehen und darum war ich so frei, um das Vergnügen ihres Besuches zu bitten. Freilich, ob Sie Lust, Neigung und Zeit haben werden, meiner Bitte zu willfahren, muß ich ganz Ihrer Willkür anheimstellen.«

»Monsignore Camuccini ist ein ganz vorzüglicher Mensch,« sagte der Maler zu sich selbst, während er an der Seite des Römers der Villa sich näherte. »Schon, um ihm gefällig zu sein, muß ich die Arbeit übernehmen, wäre sie auch meinen Neigungen entschieden zuwider.«

In höflichen Worten gab er während dieses Ganges dem Monsignore seine Bereitwilligkeit, ihm, wo möglich, durch sein geringes Talent nützlich sein zu wollen, zu erkennen.

Ueber breite lichte Marmortreppen geleitete der Römer den jungen Maler in ein hohes Gemach, dessen Plafond mit reizenden Fresken, Satyrspiele darstellend, geschmückt war. Die Wände bedeckten reiche, aber verbliebene Sammettapeten, mit Golddruck prächtig verziert und durch gleichfalls vergoldete Leisten in schief verschobene viereckie Felder getheilt. In diesen Feldern gleichsam wie in doppelten Rahmen, hingen eine Anzahl lebensgroßer Brustbilder. Der Fußboden des Zimmers bestand aus Mosaik und war offenbar eine moderne Nachahmung älterer, irgend wo in den vielen antiken Bädern gefundener Muster. Darauf deuteten wenigstens die vielen nackten Figuren hin, die seltsame Embleme, einer Striegel ähnlich, in den Händen hielten. Die Form war roh und so eckig, als hätten indische Künstler sie gebildet, ihre Zusammensetzung aber aus zarten kleinen Steinen, aus *terra cotta* und unächten Kristallen, gab dem Ganzen doch einen hohen Werth.

In der Mitte dieses Zimmers rieselte aus verdeckter Vaae ein feiner kaum sichtbarer Wasserschaum in eine flache Schale von kostbarem schwarzen Marmor, der nach unten durch sehr feine Poren einen Abfluß hatte. Dieser künstlich niedergehaltene ununterbrochen rieselnde Springbrunnen mußte in der heißen Jahreszeit die köstlichste Kühlung im Saale verbreiten, jetzt erkältete er das Zimmer fast zu sehr, ungeachtet der Sonnenstrahlen, die schräg durch die mit seidenen Gardinen dicht verhüllten Fenster schimmerten. Man hatte daher die allzukühle Temperatur etwas zu erwärmen gesucht durch Aufstellung eines großen breiten und flachem Kohlenbeckens aus gediegenem Silber, das auf drei mit ihren breiten Schwänzen sich umschlingenden Delphinen ruhte. Eine Fülle durch grauweiße Asche matt glühender Kohlen war auf diesem geschmackvollen Scaldino aufgehäuft. Eine Zange, ebenfalls von Silber, hing daneben, um mittelst derselben von Zeit zu Zeit die leichte Aschenhaut, die sich durch langsames Verglühen der Kohlen bildete, behutsam abzustreifen.

Die Möbeln entsprachen vollkommen den Tapeten und übrigen Verzierungen. Tische und Lehnstühle waren äußerst zierlich geschnitzt und mit Gold beinahe zu sehr überladen. Man sah durchgängig nur Tischplatten von geflecktem Marmor, von Verde oder Giallo Antico. Vasen von Alabaster, mit kolossalen Sträußen frischgepflückter Rosen gefüllt, standen auf den Meisten. Ihr Duft verbreitete den angenehmsten Geruch im Zimmer.

»In der That, Monsignore,« sagte Lodovico, »dies ist ein reizender Aufenthalt, ganz geeignet, den Geist Gebildeter für reine Kunstgenüsse einfach edel vorzubereiten. Und diese Rosen – Welch balsamischen Odem hauchen sie aus! – Man könnte sich in die Zauberägäten Poseidonia's versetzt glauben bei diesem so seltenen und doch so erfrischenden Anblick!«

»Sie wissen,« versetzte sein vornehmer Begleiter, »wir Römer sind keine Blumenfreunde, wenigstens nicht solcher Blumen, die stark duften, die Rose aber, die nur Wohlgerüche ausathmet, verehren wir und hegen sie deshalb auch mit besonderer Vorliebe. Und weil das milde Clima diese Rosenzucht vor Allem begünstigt, so bleiben unsere Bemühungen selten unbelohnt. Sehen Sie hier!«

So sprechend schlug Camuccini die Gardinen an drei hohen Fenstern zurück, die sich nach einem Balkon öffneten, und ein Rosenflor, wie er nur selten gefunden werden mag, lag vor Lodovico's staunenden Blicken. Myrthen, Mandelbäume, Lorbeerbusch und schlanke Cypressen umfaßten dieses lichtschimmernde Blüthenmeer mit ihren mannigfaltigen gemischten Blätterschatten. Nur grade vor war der dicht geschlossene Baumrahmen gesprengt und durch die schmale Oeffnung zwischen zwei riesigen Cypressen sah man den Spiegel der Tiber, das Kloster San Onofrio, die Paläste Corsini und Farnesina, Engelsburg und Brücke und das entzückende Bild schließend den Riesendom von San Peter mit dem

Vatican, ruhend auf dem dunklen Olivengrund des Monte Mario, der sich in der Ferne mit der weiß leichtenden Villa Madama am tiefblauen stillen Himmel erhab.

Lodovico ward von diesem unerwarteten Anblick fast bis zu Thränen gerührt. Denn das namenlos Schöne, das edel Erhabene wirkt auf unverdorbene Gemüther ganz so wie das Furchtbare, Entsetzenerregende. Mit Gewalt seine Rührung bemeisternd, die hier keine Worte fand, ergriff er die Hand seines Führers und sagte kaum hörbar:

»Nicht wahr, Sie sind hier glücklich, unendlich glücklich, Monsignore Camuccini?«

»Ich bin zufrieden,« erwiederte der Römer, »und das ist eigentlich alles, was der Mensch verlangen kann. Wer größere Ansprüche an's Leben macht, wird in der Regel getäuscht und, was das Schlimmste ist, von Niemandem beklagt. Wer das Schicksal höhnt, darf sich nicht wundern, wenn es ihn durch zermalmende Antworten straft.«

»Ich möchte hier leben,« sagte Lodovico, immer nur halblaut sprechend, als fürchte er durch lautes Reden den Zauber zu brechen, in dem er jetzt so ungestört schwelgen durfte.

»Wenn Sie es wünschen, wird Sie Niemand daran hindern,« erwiederte Camuccini. »Die Villa ist unbewohnt, wie Sie aus diesem ganzen Ameublement ersehen können. Nur wenn es vorher befohlen wird, richtet man sie zu vorübergehenden Besuchen etwas wohnlicher ein.«

»Aber,« warf der Maler bedenklich ein, mit krampfhaftem Schmerzgefühl seiner Armuth gedenkend, »meine Verhältnisse –«

»Haben gar keinen Einfluß darauf. Ist es im Ernst Ihr Wunsch, hier zu leben, so gebe ich Ihnen das Versprechen, daß Sie die Verwirklichung desselben bald erleben sollen. Zuvor aber lassen sie uns die Gemälde betrachten, von denen ich sprach. Sie kennen das Sprichwort,« fügte er graziös lächelnd hinzu: »Buhle bescheiden mit dem Glück, wenn Du wünschest, daß es Dir treu bleiben soll!«

Und indem er die Gardinen wieder wie blaßgoldne Wolken über die Fenster zusammenfallen ließ, zog er den Maler mit sich fort nach einer Seitenthür. Hier stand von zwei Genien gehalten eine silberne Glocke auf antiker Console, die einen Widderkopf vorstellte, der sich in den lachenden Mund und Ziegenbart eines Fauns verlor. Camuccini berührte das linke Horn des Widders, worauf die Glocke einen hellen Ton von sich gab.

Sogleich öffnete sich die Thür, ein Diener in sehr einfacher Livrée verbeugte sich vor dem Römer und erwartete schweigend dessen Befehle.

»Sind die Gemälde enthüllt, die Zimmer gelüftet?« fragte er auf Italienisch.

»Wie Sie befohlen haben, Excellenz.«

»Es ist gut, Du kannst gehen. – Nun,« fuhr er in deutscher Sprache zu Lodovico gewandt fort, »wenn es Ihnen

jetzt gefällig ist, würde ich Sie bitten, mich zu den Gemälden zu begleiten, die, wie ich hoffe, unter Ihrer geschickten Hand wieder aus ihrem Grabe erstehen, aus ihrer Halbverwesung noch einmal zu neuem jungen Leben erweckt werden sollen.«

Es waren drei hohe, aber schmale Zimmer, die Lodovico jetzt an der Seite des Römers durchwanderte. In jedem hatte der Diener zwei Porträts so aus dem Getäfel der Wand geschraubt, daß sie vom Tageslicht vollständig beleuchtet wurden. Ungeachtet dieser sehr günstigen Beleuchtung waren bei Einigen doch nur allgemeine Züge noch zu erkennen, Andere schienen verschimmelte Gesichter zu haben, bei einem Einzigen bemerkte man blos am Gewande und auf der Stirn weißgelbe Fleckem, als litten sie am Aussatze. Die Gemälde waren sämmtlich von tüchtigen Meistern, wie Lodovico sogleich erkannte, eins oder zwei offenbar von Tizian und zwar aus seiner besten Zeit.

»Nun was meinen Sie zu dieser Zerstörung?« fragte Camuccini, als der Maler die Porträts geraume Zeit aufmerksam betrachtet hatte. »Glauben Sie diesem Patienten ein dankenswerther Arzt sein und werden zu können?«

»Darauf wage ich wahrhaftig noch keine bejahende Antwort zu geben,« versetzte unser Freund. »Ich muß erst untersuchen, was diese werthvollen Schätze in solchen Zustand gebracht hat.«

»Darüber kann ich Ihnen Aufschluß geben,« erwiederte der Römer. »Mein Onkel, auf dessen Schlosse diese

Gemälde seit undenklichen Zeiten hingen, war Chemiker und hatte die Gewohnheit, im Ahnensaale, der ihm gerade bequem dazu war, zu operiren. Die metallischen Säuren und Dämpfe mögen nun auf die Farben nachtheilig eingewirkt haben, bei Einem mehr, bei Andern weniger, je nachdem sie den giftigen Dünsten in stärkerem oder niedererem Grade ausgesetzt waren.«

»In diesem Falle verspreche ich Ihnen, meine Kräfte zu versuchen, Monsignore, und zwar will ich das am wenigsten Beschädigte zuerst einer Probe unterwerfen. Dies feine aristokratische Gesicht mit dem blitzenden Augenpaar, in dem Milde und Kraft, Sanftmuth und Härte so zart verschmolzen sind, müßte ohne diese entstellenden Flecke einen zauberähnlichen Eindruck machen. Ich kenne wenige Porträts von Tizian, die schöner sind.«

»Es ist das Bild meiner Stammutter,« sagte Camuccini, »aus dem Geschlecht der Farnese, doch soll die Familie ihr diese Abstammung streitig zu machen gesucht haben, da ihre Mutter von Geburt eine polnische Fürstin war.«

»Eine Polin! Ei, da sind wir ja wiederum halb und halb Landsleute.«

»Ah ja, ich erinnere mich, Sie führen auch einen polnischen Namen! – Aber sagten Sie nicht, daß Sie in Deutschland geboren seien?«

»So ist es. Meine Großältern wanderten aus, wir wurden arm, kamen in's Elend und – so wurde ich ein armer Maler! – Aber jetzt danke ich der Vorsehung, daß sie mich so geführt hat! Mein scheinbar beklagenswertes Unglück ist mein größtes Glück geworden! – Ohne so

arm zu sein, würde ich nie Sie kennen gelernt haben, nie in diese Wohnung, die mich so unbeschreiblich fesselt, gekommen sein.«

»Weshalb legten Sie Ihren Namen nicht ab, da Sie doch für immer von Ihrem alten Vaterlande losgerissen sind?«

»Ablegen? Meinen Namen ablegen? Wo denken Sie hin, gnädigster Herr!«

»Mein Gott, wie kann Sie diese Frage wundern! Auswanderer thun es gewöhnlich. Es ist eine Handlung der Politik.«

»Ein Pole ist nicht politisch, Monsignore.«

»Ja freilich, da haben Sie wieder Recht,« lächelte Camuccini. »Die Polen sind tapfer, aber nicht immer staatsklug. Jedenfalls wäre es besser, wenn sie beide hohe Männertugenden verbinden könnten. Ihnen, mein Freund, müßte dies doch leicht werden. Sie sind geborner Deutscher, lieben Ihr zweites Vaterland und würden gewiß gern Ihr Blut für dasselbe vergießen. Man nennt die Deutschen besonnen, – warum wollen Sie diese hohe Tugend Ihren edlen polnischen Eigenschaften nicht adoptieren?«

»Halten Sie mich denn für so unbesonnen?«

»Für ein wenig – ja.«

»Sie haben Gründe?«

»Einen schlagenden.«

»Finden Sie es unbescheiden, wenn ich die Bitte an Sie richte, mir denselben zu nennen?«

»Im Gegentheil, mein Freund, ich weiß diese Offenheit zu schätzen.«

»Nun dann?«

»Ihr polnischer Name kann Sie bei den häufigen Revolutionsversuchen in jenem bedauernswerthen Lande in sehr unangenehme Lagen versetzen.«

»Das ist meine geringste Sorge, Monsignore,« sagte Lodovico gutmüthig lachend. »Es gehört zu den einzigen beneidenswerthen Glücksgütern des Unbemittelten, daß Niemand Ansprüche an ihn macht.«

»Glauben Sie wirklich?« gegenfragte der Römer scharf. »Hüten Sie sich wohl, daß Sie sich nicht irren. Die Politik ist der unbarmherzigste Polizeispion, den es gibt, und er fahndet vorzugsweise auf Namen!«

»Nicht auf den meinigen.«

»Doch!«

»Wie? Monsignore Camuccini, es kann mich Niemand der geringsten ungesetzmäßigen Handlung zeihen.«

»Sie gewiß nicht, aber – den Namen, welchen Sie führen? – O das ist etwas ganz Anderes!«

»Ich wüßte doch nicht, daß der Name Sembronowski irgendwie mit politischen Spionen in Berührung gekommen wäre.«

»Auch ich weiß nichts davon, bisher wenigstens nicht; allein schließt dies die Möglichkeit aus, daß später einmal derselbe Name mit oder ohne Grund gleichviel politisch verdächtigt werden kann? Sie haben doch gewiß noch Anverwandte in Deutschland und Polen, die Ihren Namen führen?«

»Mehr, als mir lieb ist.«

»Nun sehen Sie! – Sembro – bro –«

»Sembronowski. Es ist einer der leichtesten polnischen Namen. In der Regel vermögen Nichtpolen unsere Geschlechtsnamen gar nicht auszusprechen.«

»Sembronowski!« wiederholte Camuccini nachdenklich. »Hm! Ist mir's doch, als hätte ich vor Kurzem noch einen Mann dieses Namens gekannt. Und doch weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern. – Hm, wahrscheinlich eine sehr flüchtige Begegnung.«

»Ganz unmöglich wäre dies nicht,« sagte Lodovico arglos, indem er wiederholt die Porträts musterte und den Zustand derselben genau prüfte. »Ein Graf Sembronowski, der Aelteste unserer Familie, war noch im Frühling dieses Jahres in Rom. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie mit ihm zusammengetroffen sind, weit wahrscheinlicher, als daß Sie mich kennen lernten. Denn der Graf ist ein unermeßlich reicher Mann und hatte Zutritt in die höchsten aristokratischen Kreise Roms, das Haus Borghe-
se ausgenommen.«

»Sehr einfach. Der Graf ist eifriger Protestant.«

»Ah! – Und ist dieser reiche protestantische Graf Ihnen verwandt?«

»Sehr nahe. Er ist mein Onkel, wie wir zu sagen pflegen, eigentlich blos mein Cousin.«

»Ihr Cousin und –«

»Ach Sie staunen,« unterbrach Lodovico den Römer, »wahrscheinlich, weil es Ihnen auffällt, daß ein reicher Cousin einen armen Verwandten darben oder doch recht tüchtig sich abmühen lassen kann, ohne darüber zu erröthen. – Nun freilich, es ist dies nicht grade sehr fein und

löblich, kommt aber doch häufiger vor, als man im gemeinen Leben glauben sollte, und beruht immer auf triftigen Gründen.«

»Wahrscheinlich alter Groll – verjährter Familienzwist.«

»O nein, die Ursache liegt weit näher.«

»Sie spannen meine Neugierde auf's Höchste.«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß der Graf Sembrowski leidenschaftlicher Protestant sei? Wie konnte er, der Protestant, der streng lutherisch Gesinnte, seinen katholischen Cousin unterstützen! – Ist Ihnen das einleuchtend, gnädiger Herr?«

»Ich hielt die Protestanten für toleranter! Aber sagen Sie mir, junger Freund, ist in Ihnen niemals der Gedanke aufgetaucht, sich das Wohlwollen Ihres reichen Verwandten durch Nachgiebigkeit zu gewinnen?«

»Ja, ich versuchte es zu verschiedenen Malen, allein immer stieß ich auf die zähste Hartnäckigkeit. Nur Gläubenswechsel würde mir den Grafen gewogen machen.«

»Sie haben es wahrscheinlich nicht recht angefangen, mein Bester,« sagte Camuccini pfiffig. »Reiche, Vornehme, Grillenhafte und Eigensinnige wollen gar vorsichtig behandelt sein, das ist aber nicht Neigung der Jugend. Sie verabscheut das ruhige Zuwarten, den erlaubten Umweg. Und das kann die größere Besonnenheit des reiferen Alters nicht gut heißen.«

»Nun ja, ich gestehe, daß mich die Zumuthungen meines vornehmen Herrn Verwandten arg verdrossen und

daß ich ihm im Zorne darüber seine lutherische Bigoterie vorwarf. Da ich einmal nichts mehr von ihm zu erwarten hatte, hielt ich es für sehr passend, ihn fühlen zu lassen, daß er grade auch kein auserwähltes Schoßkind Gottes sein zu werde. – Was er mir aber nach dieser Bemerkung für ein Gesicht schnitt, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Der Teufel hätte sich eine Maske daraus schneiden lassen können wenn er seine Unterbeamten schrecken will. Auch erboste ihn mein kecker Freimuth dergestalt, daß er auf der Stelle seine Wohnung räumte und Rom verließ. Ich habe ihn buchstäblich verjagt,« schloß Lodovico munter, »was ich meiner Unbedeutheit nicht zugetraut hätte.«

»Grausamer!« sagte der Römer ironisch. »Wie mochten Sie es über sich gewinnen, einen vielleicht leidenden Mann durch beleidigende Ausdrücke in seine kalte Heimat zu verbannen. Sie werden ihn in den Tod getrieben haben.«

»Behüte! Mein sehr nobler Herr Cousin lebt nach wie vor unter Italiens mildem Himmel, und wird schwerlich je wieder in sein Vaterland zurückkehren. Er hat Rom nur mit einem gesünderen Aufenthaltsorte vertauscht. Das herrliche Schloß Petrella läßt ihn das unruhige Treiben der Weltkinder die er flieht und haßt, vergessen.«

Ueber das ruhige, heitere Gesicht des Römers verbreitete sich ein Freudenglanz, den jedoch nur ein sehr aufmerksamer Beobachter bemerkt haben würde. Er zog ein Taschenbuch hervor und blätterte darin. Während dem fragte er gelassen den Maler:

»Sie geben also Ihren Verwandten gänzlich und für immer auf?«

»Ich bin ja wohl gezwungen, wenn ich meiner Kirche nicht abtrünnig werden soll.«

»Davor beschütze Sie die heilige Jungfrau in Gnaden! Indeß, verzweifeln wir nicht. Die Gemüther der Menschen sind aus gar wunderlichem Thon geformt und oft den unglaublichsten Umwandlungen unterworfen. Ich könnte Ihnen davon Beispiele der überraschendsten Art erzählen. – Darum Muth, mein Freund, bis auf bessere Zeiten! – Einstweilen begnügen Sie sich mit meinem geringen Schutze und der unbedeutenden Unterstützung, die ich Ihnen bieten kann. – Diese Villa steht zu Ihrer Disposition, wenn Sie es wünschen. Sie wird von Morgen an vollkommen für Sie eingerichtet sein. Nehmen Sie sich nur meiner armen Gemälde fleißig an, und ich hoffe, unsere Zufriedenheit wird eine gegenseitige, unsere jetzt noch so junge Freundschaft ein Bund auf Lebenszeit sein! – Betrachten Sie jetzt noch dies letzte Porträt, dem Cardinal Luigi. Ich erinnere mich seiner recht wohl und gewiß würde ich jedem Zug seines christlich-milden und freundlich-klugen Gesichtes noch jetzt erkennen, hätte nicht der häßliche metallische Dunst dieses sprechende Antlitz so abscheulich verunstaltet. – Sie erlauben, daß ich während Ihrer Prüfung ein paar Zeilen an einen Freund schreibe, dem ich auf eine für ihn wichtige Frage schon seit heut Morgen Antwort schulde.«

Lodovico lächelte und gab, vertieft in Anschauung des Gemäldes, durch grüßende Handbewegung seine Zustimmung zu erkennen. Inzwischen nahm Camuccini ein feines Blatt Papier aus seinem Taschenbuche und schrieb, im Zimmer langsam auf- und abgehend, einige Zeilen mit Bleifeder darauf. Er nahm sich Zeit bei dieser Beschäftigung, hemmte mehrmals seinen Gang, dachte mit zusammengezogen Brauen nach, und schloß nach einem Sinnen das Billet. Dann ließ er die silberne Glocke erklingen, überreichte dem eintretenden Diener das zierlich gefaltete Papier und sagte auf Italienisch zu ihm:

»Sogleich an die Adresse zu besorgen!«

Die Adresse lautete: »An dem General der Gesellschaft Jesu.« Monsignore Camuccini und der Secretär Ghiberti waren eine und dieselbe Person. –

»Nun sind Sie jetzt fertig mit Ihrer Musterung?« fragte er zurückkommend mit größter Freundlichkeit den Maler. Dieser bejahete und gab seinen Wunsch zu erkennen, schon in den nächsten Tagen die Wiederherstellung der beschädigten Gemälde beginnen zu wollen.

»Ihre Bereitwilligkeit verbindet mich Ihnen zu größtem Dank,« versetzte der Römer. »Sagen Sie jetzt, in welcher Zeit ungefähr die schwierige Arbeit vollendet sein kann und welche Summe Sie als Gratification dafür verlangen?«

Lodovico, durch so viele Beweise von der Großmuth seines Gönners vollkommen besiegt und außerdem noch

nicht gewohnt, für seine Arbeiten sich ansehnlich honoriren zu lassen bestimmte die Zeit eines Jahres, um alle sechs Gemälde wieder herzustellen und nannte dann zaghafte eine verhältnismäßig unbedeutende Summe, die jedoch für seine Verhältnisse und Ansprüche immer noch mehr als hinreichend war.

Camuccini lächelte. »Sie müssen Ihr Talent höher anschlagen, junger Freund,« sagte er väterlich, »sonst wird man Sie bald verächtlich über die Achseln ansehen. Vorläufig verdoppele ich Ihr Honorar, und erfreue mich Ihrer Geschicklichkeit, aber behalte mir vor, nach beendigter Arbeit Ihnen meine Erkenntlichkeit noch besonders zu erkennen zu geben.«

Lodovico ergriff innig dankend die Hand des Römers und wollte sie in freudiger Regung an seine Lippen drücken. Camuccini gab dies nicht zu.

»Sie erkennen Ihre Stellung, mein Guter,« sagte er ernst. »Was Sie mir durch Ihr Talent wiedergeben, kann mit Gold gar nicht aufgewogen werden! – Jetzt aber lassen Sie uns nach dem Saale zurückkehren und ein frugales Mahl einnehmen. Darüber wird die Sonne sich zum Untergange neigen und ihren goldenen Nebelregen über die Landschaft ausgießen, ein Anblick, den nur der Süden Europa's in solcher Schönheit gewährt.«

Lodovico hatte gegen diesen Vorschlag, der mit seinen Neigungen vollkommen harmonirte, nichts einzubwenden. Er nahm mit größtem Appetit an der Tafel Platz, fand, daß sein Gönner eine vortreffliche Küche führte und kein Verächter edler Weine war. Nirgends hatte er

noch feurigeren Monte Fiascone und süßeren Syrakuser getrunken, und der Orvieto, welcher zum Nachtisch aufgesetzt wurde, begeisterte ihn zu einigen Complimenten, die sein Wirth mit der ihm angeborenen feinen Höflichkeit erwiederte, die Lodovico schon zur Genüge an diesem seltenen Manne kennen gelernt hatte.

Erst, als ganz Rom und die hügliche Campagna in goldenem Feuer erglühete, verabschiedete sich unser Freund von seinem Wirth, der ihn höflich bis an die Pforte der Villa begleitete. Als die Thore sich hinter dem Fortgehenden schlossen, verwandelte sich die milde Freundlichkeit Camuccini's in eisigkalte Ueberlegung, und sinnend, die Arme über der Brust kreuzend, ging der unternehmende Mann, der die Grundfäden eines Netzes, dessen Größe er selbst noch nicht berechnen konnte, in sicherer Hand hielt, nach der Villa zurück. –

Lodovico, mit sich und aller Welt zufrieden, den Kopf voll bunter Träume irdischen Giücks, pfiff ein lustiges Lied vor sich hin und schlenderte, zu sehr mit seinen Glücksplänen beschäftigt, zum ersten Male in seinem Leben achtlos an den Tempelruinen des Forum vorüber.

Als er den Platz des Capitols überschritten hatte und die Treppe hinuntersteigen wollte, jagte unten über den Platz ein mit vier raschen Pferden bespannter Reisewagen. Das eine Fenster war heruntergelassen und ein bleiches Männergesicht kehrte sich abschiednehmend der entschwindenden Pracht des Capitols zu. Eine Hand winkte hinauf – Lodovico kam es vor, als sollte dieser Wink ihm gelten.

Der Mann muß mich erkennen,« sagte er, den Abschiedsgruß gutmüthig erwidernd. »Auf Leute, die in eigenem Wagen und mit vier Pferden reisen, erstrecken sich meine römischen Bekanntschaften nicht. Aber man muß Niemand ein unschuldiges Vergnügen stören. Also glücklichen Reise, Herr Fremdling!«

Der von Lodovico für einen Fremdling gehaltener Reisende war Emanuel, der Emissär. Er hatte vor zehn Minuten die letzte Depesche und einen Brief für sich selbst mit neuen Instructionen direct von dem General des Ordens erhalten. Diese letzte Depesche war eine Folge des Billets, das Ghiberti von der Villa an seinen Obern abgeschickt hatte.

ZWEITES BUCH.

ERSTES KAPITEL. DIE BAUERNFAMILIE.

Wir bitten dem Leser, uns aus der Hauptstadt der christlichen Welt jetzt in den rauhen Norden, in die polnischen Wälder zu begleiten. Hier führen wir ihn in eins jener schmutzigen, liederlich gehaltenen Dörfer, wie sie seit Menschengedenken in diesem verwahrlosten Lande gewöhnlich sind. Das Dorf liegt im hüglicher Gegend, einige Stunden vom der Kreisstadt Tarnow entfernt in dem unter Oestreichs Oberhoheit stehenden Königreich Galizien. Den Hintergrund bilden die hohen majestätischen Kuppen des Tatragebirges, die jetzt Ende November mit tiefem Schnee dicht bedeckt sind. Auch in der Ebene herrscht bereits Winter. Bäche, Flüsse und Teiche sind mit brüchigem Eis überzogen, das vom langen Regenwetter aufgelöste Erdreich durch einige Nachtfröste erstarrt. Schnee liegt nur an hohen Rändern, wo der scharfe Nordwestwind ihn zusammengeweht hat.

Es ist der 29. November, der Jahrestag der letzten blutigen polnischen Revolution, die im Jahre 1830 in Warschau begann. Sturmähnlicher Wind braust über die rauchigen Hütten und wirft Massen feuchten Schnee's gegen die meist schlecht verwahrten Fenster der Bauernhäuser, aus dem trüb in die ungastliche Nacht hinein die rothen Flämmchen der Kieferspäne schimmern, bei

denen die Armen ihre Abendmahlzeit verzehren. Am Ende des Dorfes gegen einen rauschenden Waldrücken gelehnt, ragt gespenstisch der massenhafte Bau eines alten festen Grafenschlosses in den stürmischen Himmel hinein; von zwei hohen stumpfen Thürmen flankirt. Die stattlichen Fenster des in modernerem Styl aufgeföhrten Mittelgebäudes sind glänzend erleuchtet, als würde ein Festgelag darin gehaltet.

Wir betreten eins der erwähnten Bauernhäuser und finden am überheizten Ofen in ungesundem feucht-heißem Brodem der ungedielten Stube die Familie um den Tisch versammelt beschäftigt, die letzten Reste einer nicht sehr appetitreizenden Abendmahlzeit zu verzehren. Schwarzes schliffiges¹ Haferbrot, dünne saure Milch und Branntwein bilden die Bestandtheile dieses polnischen Familienmahles.

Ein junger Mann, ein jüngeres Mädchen und eine schon bejahrte Frau mit Ausnahme ihrer noch feurigen schwarzen Augen grundhäßlich, sind die Bewohner der Stube. Apathie und Stumpfsinn prägt sich auf den Gesichtern Aller aus, doch wäre es möglich, daß sich, bei heftiger Aufregung diese Lebensdumpfheit verlöre. Die raschen Blicke des jungen Mannes verrathen wenigsten das Vorhandensein menschlicher Leidenschaften, wenn sie auch gegenwärtig durch Gewohnheit und tägliche Arbeitslast in Schlaf gewiegt worden sind.

¹unausgebacken.

Durch das stoßweise Pfeifen des Windes hörte man den schrillen Ton einer Glocke. Die alte Frau horchte auf und wendete den Kopf dem Fenster zu, durch dessen Ritze ein Windhauch drang und mit Ihren grauen Haaren spielte, die ordnungslos um Hals und Nacken flatterten.

»Schon acht!« sagte sie mürrisch, »und Bogecz ist noch nicht da.«

»Laßt's euch nicht kümmern, Mutter,« erwiederte der junge Mann, das leere Branntweinglas aus der Flasche füllend und es auf einen Zug leerend, »geht's doch nicht über seinen Beutel.«

»Aber er lärmst und flucht, wenn er betrunken zurückkommt.«

»Umso eher wird er wieder nüchtern, Mutter. Branntwein will rasen, dafür ist er auf der Welt. – Und dann, – er läßt uns vergessen, daß wir elende Geschöpfe sind! – Da, trink, Schwester, damit Du munter wirst und nicht immer das Maul hängst, wie eine aufgesprungene Zuckerschote.«

Das junge Mädchen, das im reinlicherer Kleidung und bei größerer Lebhaftigkeit schön gewesen sein würde, lächelte, nahm das Glas aus des Bruders Hand, leerte es zur Hälfte und reichte ed dann der Mutter, die so hastig den Rest austrank, daß man schon daraus den Schluß ziehen konnte, sie möge an diesen Genuß gewöhnt sein. Indem klappte eine hölzerne Klinke und gleich darauf trat ein kräftiger hochgewachsener Mann in die Stube. Mutter

und Kinder boten ihm phlegmatisch guten Abend, rückten zusammen und machten dem neuen Ankömmlinge Platz am Ofen.

Bogecz – denn er war es – trug die gewöhnliche Kleidung armer polnischer Bauern – grobe weite Leinwandhosen, in kurzen juchtenen Stiefeln steckend, einen Rock von weißem Fries mit rothem Zeug gefüttert und um die Hüften durch handbreiten Ledergurt festgehalten. In diesem Gurt steckte als Waffe und Handwerkszeug ein kleines scharfes Handbeil mit kurzem Stiel. Bogecz' Haare waren dunkelblond und so lang, daß sie seine Schultern berührten. Ein niedriger Hut mit etwas aufwärtsgebogener breiter Krempe schützte ein Gesicht gegen Wind und Wetter.

Dieser schon bejahrte galizische Vater hatte ein gebietendes Aeußere und mußte durch Haltung und Blick Furcht einflößen. Seine Augen, klein, stets etwas entzündet, mit grünlich grauen Sternen, funkelten unter starken buschigen Brauen wie die; eines blutgierigen Tigers. Die Stirn, niedrig und voll Runzeln, verrieth durch ihre Bildung an den Schläfen Eigensinn und Hartnäckigkeit. Der Mund war breit, plump, mit sehr starkem Bart überhangen und mit scharfen spitzigen Zähnen, wie die eines Raubthieres bewaffnet.

Bogecz war lange Soldat gewesen, weshalb seine Haltung noch ganz den strengen gebietenden militairischen Tik hatte. Er haßte aber das Soldatenwesen, da ihm die

Disciplin nicht behagt hatte und er mehrmals unangenehm von ihr berührt worden war. Seiner Widerspänstigkeit wegen, die ein schlimmes Beispiel für seine Kameraden war, hatte er früher, als gewöhnlich, seinen Abschied erhalten. Seitdem lebte er auf seinem kleinen Gut, nicht besser und nicht schlechter, als Millionen seiner Brüder. Nur schien es, als fühle er mehr wie Andere, die Abhängigkeit seiner Lage, den Druck, unter dem das gesammte Volk schmachtete, und als müßte er, weil er etwas anderes doch nicht thun konnte, den in ihm tobenden Ingrimm deshalb an leblosen Gegenständen auslassen. Es kam häufig vor, daß Bogecz mit seinem Beile Alles kurz und klein schlug oder es so oft und lange in die Battenwand seines Hofes hieb, bis er ganz ermattet und in Schweiß gebadet war. Niemand erfuhr die Ursache dieses sonderbaren Benehmens, aber man wich ihm in solchen Stimmungen, die oft wiederkehrten, aus und ließ ihn gewähren. War der Wuthanfall vorüber, so legte er sich nieder, fiel gewöhnlich in festen Schlaf und zeigte sich beim Erwachen sanfter und freundlicher als gewöhnlich. Seiner Frau und seinen Kindern that er übrigens nichts zu Leide wie er überhaupt trotz seiner allbekannten Wildheit in dem Rufe eines verträglichen und gefälligen Mannes stand. Er war unter seines Gleichen geachtet und in zweifelhaften Fällen Rather und Helfer, obwohl er nie die Stelle eines Ortsrichters bekleidet hatte.

Bogecz erwiederte die Begrüßung der Seinigen nicht. Mürrisch, ja wild nahm er den Hut ab, schwenkte ihn aus, um die nassen Schneeflocken, die ihn bedeckten,

zu entfernen und hing ihn mit solcher Heftigkeit an den Wandpflock, daß die ganze Stube von diesem gewaltigen Ruck erschüttert ward. Dann schüttelte er sich selbst wie ein wildes Thier, wobei die langen feuchten Haare ihm wie eine Mähne um das stark geröthete breite und volle Gesicht flogen. Er ballte beide Hände, knirschte mit den Zähnen und sank dann mit thierartigem Gebrüll neben dem Sohne auf die Ofenbank.

»Was ist Dir zugestoßen, Vater?« fragte Jacob, während die Tochter Hedwig ihn scheu und mitleidsvoll zugleich verstohlen anblickte. Die Mutter legte ihr runzelvolles Hexengesicht in zahllose Falten und murmelte unverständliche Worte.

»Fasse Dich, Vater,« redete Jacob dem Erbitterten ruhig zu, »und hat Dich Jemand beleidigt, so gib's ihm zurück, daß er des Teufels Bartspitzen verschluckt zu haben meint.«

»Ja wenn ich könnte – wenn ich dürfte! ... « röchelte Bogecz.

»Es ist der Branntwein, nichts weiter,« warf achselzuckend die Mutter ein. »Er muß ausschlafen.

Wie ein angeschossenes Wild bäumte sich Bogecz bei dieser Bemerkung auf und erhab mit furchtbarem Blick seine geballten Fäuste gegen die Frau.

»Dank es den Heiligen, daß Du ein Weib bist!« keuchte er, »sonst beim rächenden Himmel, ich weißte mir die Stube mit Deinem Gehirn!«

Er glitt wieder neben seinem Sohne auf die Bank und der verhaltene Zorn schüttelte den athletischen Mann wie im Fieber.

Jacob bat seine Mutter durch einen Blick sich ruhig zu verhalten, um den Erbitterten nicht noch mehr aufzubringen. Noch nie hatte er den heftigen Vater in solcher Aufregung gesehen, weshalb er annahm, daß ihm etwas ganz Außergewöhnliches zugestoßen sein müsse.

Ein banges Schweigen herrschte unter dieser armen Bauernfamilie. Nur das Pfeifen und Heulen des Schneesturmes und das krampfhafte Röcheln des Bauers unterbrach die Stille. Nach und nach verlor sich das heftige keuchende Athmen des Galiziers, sein aufgeregtes Blut beruhigte sich und er gewann vollkommen seine Herrschaft wieder. Nun erst grüßte er die Seinen, als träte er so eben in's Zimmer, ergriff die auf dem Tische stehende Branntweinflasche und trank daraus, bis ihm die Augen übergingen. Dann sagte er ruhig wien sonst:

»Das war kein schlechtes Vergnügen! Gut, daß Du nicht mitgegangen bist.«

»Seid Ihr Euch in die Haare gerathen?« fragte Jacob ziemlich gleichgiltig. »Wahrhaftig, ich sah Dich kaum je so desperat!«

»Du kennst den Forstverwalter drüben vom grauen Schloß –«

»Den Hochmüthigen mit dem Hornglase, das er immer in die rechte Augenhöhle klemmt, wenn er mit Jemand spricht?«

»Just derselbe! Er kam in die Schenke, als ich eben aufbrechen wollte.«

»'s ist ein widerliches Stück Menschenfleisch,« bemerkte Jacob.

»Und schadenfroh, wie ein Teufel – Gut. – Als mich der Mensch ansichtig ward, verzog er sein Gesicht zu einem freundlich-boshaften Lächeln und fragte, sich demüthig vor mir bückend: ob der blaue Pelz, den sein Herr mir im vorigen Winter geschenkt habe, auch recht warm halte, oder ob während des Sommers die Motten hineingekommen wären? – Ich wußte nicht, was er wollte, und sah ihn also neugierig an.«

»Es geschieht nur,« fuhr er, noch boshafter grinsend fort, »damit ich mich bei Zeiten danach richten und meine Vorkehrungen treffen kann, denn der heurige Winter wird hart werden und lange andauern.«

»Aber, Herr Forstverwalter, der gnädige Herr Graf hat mich ja niemals mit einem Pelz beehrt,« sage ich. »Auch wüßte ich nicht, wozu denn ich bin nicht sein Unterthan und habe nichts von ihm zu fordern.«

»Wie bescheiden Du doch bist,« grinste der liebedienerische Schurke. »Thust Du doch wirklich, als hätte es nie einen Michaelstag gegeben, nie einen auf frischer That ertappten Holzdieb und nie zwei rüstige Jäger, die Deinen breiten fleischigen Buckel ein nagelneues Wams mit ihren frisch vom Boden weg geschnittenen Haselstäcken anmaßen. Es ward Dir ja so warm dabei, daß Du ordentlich rauchtest. Und wie gesagt, wenn's irgendwo fehlen sollte für den Winter, so komm nur wieder herüber in

des gnädigen Herrn Grafen Forst, und der wärmste Winterpelz soll für Dich bereit liegen.«

»Mir verging die Besinnung bei dieser Hohnrede des nichtswürdigen Halunken. Feuerräder buntfarbig, rothglühend, zischend und brausend prasselten vor meinen Augen. Einen Schrei stieß ich aus, einen einzigen Schrei, den sie gehört haben müssen droben im hochheiligen Himmel! – Dann erhob ich beide Hände und wollte den Elenden packen, um ihn zu erdrosseln, zu zerreißen mit meinen Zähnen, um sein Blut zu saufen und mein Herz darin zu baden, aber Golowicz, und Ceczla hielten mich. Wie ich wieder deutlich Alles um mich her erkennen konnte, war die Bestie ausgerissen. – Fluch und Verdammniß seiner Seele!«

»Du mußt ihn verklagen bei seinem Herrn,« sagte Jacob finster.

Hedwig, die zitternd dieser Erzählung zugehört hatte, streichelte dem heftigen Vater die erhitzten Wangen und sagte schmeichelnd: »Vergiß die Kränkung! ... Wir sind arm, abhängig, und dulden ist einmal auf Erden unserer Loos. Vielleicht geht es uns desto besser in einer vollkommenen Welt.«

»Ja im Himmel unserer Pfaffen!« lachte Bogecz. »Wenn die geistlichen Herrn Einem nur was Geschriebenes darüber geben wollten.«

»Warum ließen sie den Schurken laufen?« sagte jetzt verdrißlich das Weib des Bauers:

»Warum? – Nun, damit ich ihn nicht erschlagen sollte. – Und es war auch gut so, denn gewiß und wahrhaftig,

bei Hölle und Himmel, ich hätte ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt, wie man eine Zwetschke zerquetscht! – Aber ich bin entehrt, geschändet für immer! – Es waren Fremde da!«

»Fremde? – In unserer Dorfschenke? – Wie sind die dahin gekommen und was sagten sie dazu?«

»Ihrem Betragen nach mußte ich sie für Fremde halten; denn erst traktirten sie uns alle zusammen, gaben uns Volksschriften, wie sie's nannten, die sie uns zu lesen empfahlen, und als mir das Unglück mit dem Forstverwalter begegnet war, schüttelten sie mir die Hand und sprachen mir Muth ein, indem sie wiederholt behaupteten, das werde nächstens Alles ganz anders werden, und dann werde der Bauer nicht nur gleich dem Verwalter, sondern grade so viel sein, als jeder Graf. – Nun wenn ich eine solche Zeit noch erlebe mache ich eine Wallfahrt bis Rom, und soll ich auf den Knieen hinrutschen, besuche dort meinen Sohn und lasse mich vom Papste einsegnen zum letzten Schlafe.«

»Aber die Fremden, Vater, wer kannte sie? Waren es Polen?«

»Nein, denn sie sprachen ausländisch.«

»Franzosen!« rief Jacob lebhaft.

»Ich glaube. – Wer immer sie auch gewesen sein mögen, sie meinten es gut mit uns, und drum hießen wir sie reden und hörten ihnen gern zu.«

»Kannten sie Warschau?«

»Sie kamen daher – über Posen. Dort wollten sie an zehntausend solcher Blätter verkauft haben. – Da, sieh

zu, was drin steht; Du weißt, ich habe in meiner Jugend nicht lesen gelernt. Die Bauern brauchten das damals noch nicht,« setzte er bitter lächelnd hinzu. Zugleich griff er in die Brusttasche seines groben Friesrockes und legte drei bis vier in polnischer Sprache gedruckten Blättchen auf den Tisch. Seine Frau und Hedwig warfen neugierige Blicke darauf, Jacob aber ergriff ein Exemplar, setzte sich damit neben den trüb brennenden Kieferspan und fing an mit großer Anstrengung die auch ihm nicht geläufigen Schriftzeichen zu studiren.

»Es sind, glaub' ich, lauter gute Sprüche,« sagte Bogecz, »denn die Fremden waren Seminaristen auf einer Wanderung durch alles gut katholische polnische Land begriffen, um die wahre Religion unter dem Volk wieder recht lebendig zu machen.«

Jacob sah den Vater bedenklich an, dann legte er die Blätter auf seinen Schoß, brach die Rispe am Spahn ab, wischte sich mit umgekehrter Hand mehrmals die Augen und begann abermals zu lesen.

»Du bringst die Krakel wohl auch nicht zusammen?« bemerkte Bogecz. »Freilich ein Wunder wär' es nicht, denn seit der Schulzeit hab' ich, außer den Sonn- und Marientagen, kein Buch bei Dir gesehen. Wo soll der arme Bauer bei seinen Roboten auch Zeit hernehmen zum Lesen!«

»Gute Sprüche sollen die Blätter enthalten?« fragte Jacob. »Sagtest Du nicht so, Vater?«

»Gute, fromme Sprüche – Religion für's Volk, wie die Fremden meinten.«

»Das ist seltsam!«

»Wie so?«

»Es sind curiose Dinge da zu lesen!«

»Desto besser. Das Curiose vertreibt uns die Grillen.«

»Aber weißt Du, Vater, daß diese leichten löschkpapieren Blätter grade so aussehen wie eine gedruckte Revolution?«

»Was der Teufel – Revolution!« fuhr Bogecz auf. »Wirklich Revolution? – Und noch dazu Revolution für's Volk? Für uns arme Schlucker, die wir blos dazu da sind, krumme Rücken vor den reichen übermüthigen Herren zu machen und uns zu ihrem Wohle die Haut über den Kopf ziehen zu lassen? – Du, das muß freilich eine wunderliche Revolution sein, die, so lange Polen steht und darin revoltirt worden ist, noch nie gedacht wurde. – Laß doch 'mal hören!«

Vater Mutter und Tochter steckten lauschend die Köpfe zusammen und Jacob las mit vernehmlicher Stimme, aber äußerst langsam, folgende die ganze Aufmerksamkeit der Bauernfamilie erregende kurze Sätze:

›Als Gott den Menschen schuf, nahm er dazu ein Erdenkloß, um anzudeuten, daß er nichts sei als Staub und dereinst wieder in Staub zerfallen werde.‹

›Alle Menschen sind Erde, also von gleichem Stoffe gemacht. Diese Einrichtung traf Gott in seiner Weisheit, damit alle Menschen vor ihm und unter sich gleich bleiben und Niemand sich jemals über einen seiner Brüder erheben solle.‹

›Blicket um Euch von Morgen nach Abend, von Mittag nach Mitternacht; und gebet Euch Antwort auf die Frage: Sind die Menschen noch alle gleich, wie zu Anfang der Schöpfung?‹

›Eure Antwort wird wie ein Donner des rächenden, richtenden Gottes über den Erdboden schallen und klingen wie das Zetergeschrei des Erzengels, der zu richten kommt über die Gottlosen: Die Menschen sind nicht mehr einander gleich! Brüder haben ihre Brüder verstoßen und zu Knechten gemacht! Brüder schwelgen von den Lebensmühen ihrer unterdrückten Brüder! Die Menschen haben sich aus Stolz und Herrschaftsucht geschieden in gebietende Herren und gehorsame Sclaven!‹

›Glaubt Ihr, daß der gerechte Gott dieser Ungerechtigkeit sich freut? Daß er einen Wohlgefallen hat an der Klage und dem Jammer des Elenden? An dem üppigen, faulen Leben des herrischen Reichen?‹

›Wisset, Ihr Unterdrückten, daß es Gottes heiliger Wille ist, diese unvernünftige Einrichtung der jetzigen Welt, die eine Folge ist der Einflüsterungen des Bösen, denen Einzelne ihr Ohr willig liehen, mit einem Male und für immer zu zertrümmern, damit auf den Schlachten dieser untergegangenen Welt ein gottgefälliger, verständiger und schöner Bau sich erbebe, in dessen lichten Räumen ein Jeder wohne als freier Mensch mit gleichen Rechten und Ansprüchen an das Leben.‹

›Diese neue Welt ist nahe herbeigekommen. Gottes Boten schweben unsichtbar von Land zu Land, und wo ihre Fittiche rauschen, da entzündet sich das Licht der Erkenntniß in den Herzen des unterdrückten Volkes und vor seinen Augen beginnt es zu tagen.‹

›Polen, das unglückliche, zerrissene, von drei gewaltigen fremden Herrschern gegeißelte Polen ist auserlesen von der Gnade Gottes, zuerst unter allen Völkern den Ruf nach Freiheit Aller zu erheben und sich aufzulehnen gegen die, so es unterdrücken.‹

›Der ewige, heilige, allzeit gütige und gerechte Gott will, daß fortan, der Bauer frei und unabhängig sein soll, wie der Freiherr und Graf, und daß er besitze gleich jenem, daß er lebe, wie sie. Darum wachet auf, Ihr Schlafenden, werdet sehend, Ihr Blinden, stehet auf, Ihr Darniedergeworfenen, und Ihr Alle, die Ihr arm, besitzlos, elend und geknechtet seid, reichtet Euch als Brüder die Hände und handelt zusammen in Einem Sinne und nach Eines Willen! So Ihr dies thut, werdet Ihr wieder gleich sein den ersten Menschen im Paradiese und das Recht haben, Alles, was auf Erden läuft und kreucht, was ihrem Boden entsprosset, was in der Luft fleugt, in Meeren, Seen und Flüssen sich reget und beweget, ohne Hinderniß zu genießen und davon zu nehmen und zu verbrauchen, so viel einem Jeden gefällt.‹

›Dies ist der Wille des gerechten, gütigen, weisen und, allmächtigen Gottes, den Euch kund thun seine Auserwählten. Seid klug und schweigsam, berathet Euch untereinander als liebende Brüder und wenn der Ruf an

Euch ertönt, den Willen des Ewigen zu Eurem eigenen zeitlichen und ewigen Wohle zu vollziehen, dann zeiget Euch nicht säumig, sondern folget denen, die Euch führen! Amen!

Bogecz war, obwohl er gar keine Schulbildung erhalten hatte, doch ein von Natur empfänglicher Kopf, bei dem neue Ideen, die nicht zu sehr außer dem Kreise seiner Auffassungskraft lagen, schnell Eingang fanden. Er hatte erst vor Kurzem eine Kränkung erfahren, die sein edleres Selbst in seinen geheimsten Tiefen erschüttern mußte. Der besoldete Diener eines mächtigen und despatischen Herren hatte ihn fühlen lassen, daß er nichts sei, als ein ohnmächtiger Sclave, ein verachteter Hund, den man nach Belieben züchtigen und nöthigenfalls auch an die Kette legen darf. Er hatte ihn mit satanischer Schadenfreude einer Strafe wegen verhöhnt, die er erleiden mußte, weil er so frech gewesen war, ein paar halbdürre Kiefernäste abzubrechen, um sie als Feuerung heimzutragen. Und er hatte diese Verhöhnung vor seinen gleich ihm gedrückten Brüdern, sogar vor zwei Fremden, die sich ihm und Allem freundlich bewiesen, anhören müssen, ohne den schadenfrohen Buben bestrafen zu können!

Der Leser mag ermessen, welch unbeschreiblich tiefen Eindruck nach allem Vorhergegangenen die Lesung der Sätze und Aussprüche jetzt auf Bogecz, den an sich sinnlich heftigen und äußerst jähzornigen Mann machen mußte. Obwohl diese so genannten »guten Sprüche« nichts weniger als göttliches Gepräge trugen, waren

sie in Form und Sprache doch ganz geeignet, auf Naturmenschen zu wirken. Es sprach sich hier Zuversichtlichkeit in zwar etwas plumpem prophetischen Schwunge aus, der Schwung aber machte doch die Unbehilflichkeit vergessen, bei dem, der nur den Sinn zu erfassen sich bemühte, nicht auf die Worte und deren künstliche Fügung, nicht auf logische Ordnung sah. Mehr Ordnung, mehr Kunst, mehr Geschmack würde die ungebildete Masse nur verblüfft, nicht ergriffen haben. Diese »Sprüche« aber wirkten wie ein Zauber. Sie zündeten im Augenblick und in den Herzen von tausend und abertausend Bauern entfaltete der Fanatismus seine feuerflammenden Fittiche.

»Es ist wirklich eine Stimme Gottes, die aus diesen Blättern spricht,« sagte Bogecz, nachdem sein Sohn mühsam die Lectüre beendigt hatte. »Wenn es in der Welt so zuginge, wie es da geschrieben steht, daß es sein und werden soll, hätte mich, da der grausame Forstverwalter dürfen peitschen lassen, wie einen Hund? ... Brauchten wir dann Hunger zu leiden? Robotten zu leisten, im Winter zu frieren und im Sommer vor Hitze, zu verschmachten? ... Nein, sag' ich, nein, und abermals nein! – Und Gott weiß und seine Heiligen, daß es anders werden soll, wenn –«

»Wenn sich die hochmüthigen Herren nicht vor uns demüthigen!« schrie kreischend die Alte dazwischen, ihren grauen Kopf mit den lebhaften schwarzen Augen in den Kreis des brennenden Spahnes so weit vorschließend, daß die dunkellohende rauchige Flamme gespenstische Lichter auf das braune runzelige Gesicht des häßlichen

Weibes warf. Sie glich in diesem Augenblick einer jener grausigen Schicksalsschwestern, die dem ehrgeizigen Macbeth blutige Gedanken in seine wild bewegte Seele pflanzten.

Hedwig erbebte wirklich vor dieser Stimme ihrer Mutter, noch mehr vor dem entsetzlichen Ausdruck ihrer Züge. Sie faltete fromm die Hände über ihre Brust und schlug, die heilige Jungfrau um Hilfe anrufend, still betend ihre unschuldigen Augen zum Himmel auf. Jacob sah stier auf die verhängnißvollen Blätter und konnte offenbar mit seinen Gedanken nicht in's Klare kommen.

Bogecz stand auf und ging mit gebücktem Haupt in der niedrigen Stube auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig. Endlich ermannte sich Jacob, raffte die Blätter zusammen und sagte, sie wieder auf den Tisch legend:

»Wird es auch gut thun, Vater? – Wir haben ja keine Macht!«

»Wir? – Wir keine Macht? – Du bist feig, Jacob, oder blind!«

»Das Volk ist die Macht!« schrie Hela, die Mutter, und begann emsig die Spindel zu drehen, als könne sie damit ihre rebellischen Gedanken wieder beruhigen.

»Jacob,« sagte Bogecz, die Hand auf die Schulter des Sohnes legend, »ich habe manchmal den Kopf geschüttelt, wenn der Pfarrer so großmächtiges Reden machte von den vielen Wundern, die noch täglich geschehen sollen; ich habe gelächelt, weil ich nichts davon sah! Jetzt aber bitte ich dem Manne das Unrecht ab, das ich ihm

gethan habe in meinem Unglauben. Es geschehen noch Wunder!«

»Du hältst also diese Sprüche für göttliche Winke?« fragte schüchtern Hedwig.

»Ja, mein Kind, und weil ich daran glaube, will ich schon Morgen mit meinen Freunden darüber sprechen. Geschieht dann, was uns hier prophezeit wird, so bleibt's dabei, ich wallfahrte nach Rum.«

In diesem Augenblick klopfte es laut an die Hausthüre, die Bogecz bei seiner Heimkunft von Innen verriegelt hatte. Und so groß war die Furcht dieser an blinden Gehorsam gewöhnten, eingeschüchterten Menschen, daß Alle erbleichten, Jacob zitternd die Papiere zusammenraffte und unter den Ofen warf, um sie jedem fremden Auge zu verbergen, und der starke beherzte Bogecz behutsam die Thür öffnete und unter bangem Herzklopfen fragte, wer so spät und in solchem Wetter noch Einlaß begehre?

»Der Kaplan vom Schloß,« lautete die kurze Antwort, und obwohl Bogecz die Absichten des nächtlichen Besuches nicht kannte, war dieser Mann selbst doch eine solche Respectsperson für ihn, daß er nicht einer Secunde gezögert haben würde, hätte er auch gewußt, daß ihm ein grausamer Tod bevorstände.

Bogecz schob mithin den Riegel zurück, verbeugte sich tief vor dem Priester und küßte das Gewand desselben. Dann erst geleitete er ihn nach der armseligen Wohnstube.

ZWEITES KAPITEL. EIN PRIESTER.

Der Kaplan war ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, lang, sehr hager und von erschreckend bleicher Gesichtsfarbe. Sein schwarzes Haar trug er glatt gekämmt und fest anliegend an beiden Schläfen, was seine auffallende Blässe noch vermehrte.

»Ich werde Euch erschreckt haben, guten Leute,« sagte der Kaplan, nachdem er die devoten Ehrenbezeugungen auch der übrigen Hausbewohner im Gefühl seiner Pflicht wohlwollend aufgenommen hatte, »allein die Hoffnung und der Wunsch, Euch eine große Freude unerwartet bereiten zu können, ließ mir keine Ruhe und so bin ich denn trotz des abscheulichen Wetters aus der Gesellschaft im Schlosse fortgegangen und in größter Eile hieher gelaufen.«

»Sie wollen uns eine Freude bereiten, und noch dazu eine große, Herr Kaplan?« erwiederte mit ungläubiger Miene Bogecz. »Um Vergebung, darf man fragen, wie Sie dies anfangen wollen?«

»Etwa so,« sagte der Kaplan, knöpfte seine vom Mantel verdeckte Cutane auf und wies den verdutzten Bauersleuten einen Brief.

Bogecz zuckte die Achseln. »Ein Brief!« sagte er eher verdriesslich als erfreut. »Was kann uns ein Brief Gutes bringen! So viel ich deren erhielt in meinem Leben – und es waren ihrer nicht viele – habe ich mich noch jedesmal geärgert. Sie kosten Geld und ich habe kein Geld.«

»Dieser aber kostet kein Geld, Bogecz, und überdies, ahnst Du nicht, von wem er sein kann?«

»Gewiß von Bruder Nicol,« fiel Hedwig lebhaft ein. »Es ist wenigstens über Jahr und Tag her, daß wir nichts mehr von ihm gehört haben.«

»Getroffen, meine Tochter!« lächelte der Kaplan. »Nun, freust Du Dich nicht, Bogecz?«

»Nein,« versetzte der eigensinnige Bauer trocken. »Nicol ist vornehm geworden in der Fremde und schreibt so vornehm, daß ich ihn nicht recht verstehe. Und außerdem kann ich nicht lesen –«

»So kann es Dein Sohn, und wenn dieser keine Lust haben sollte, bin ich selbst erbötig –«

»Ach ja, Herr Kaplan,« unterbrach ihn Hedwig, »lesen Sie nur. Ihnen hört es sich so gut zu, – der Jacob, der nicht d’ran gewöhnt ist, stottert zu sehr.«

»Wenn Du’s zufrieden bist, Vater Bogecz, so breche ich das Siegel.«

Der Bauer gab nickend seine Zustimmung und der Kaplan riß das Siegel auf, das sich schon einmal unter seinen geschickten Händen gelöst hatte. Indem er sich zu dem trüb brennenden Spahn niederbeugte, um die Schriftzüge besser sehen zu können, berührte die Hand des Bauers seine Schulter. Der Kaplan blickte auf.

»Wie kommt’s, daß *Sie* den Brief erhielten? – Alle früheren Briefe Nicol’s brachte der Bote eigenhändig in meine Hütte.«

Am blitzenden Auge des Sprechers konnte man bemerken, daß Gedanken des Argwohns in ihm aufstiegen und

selbst sein Glaube an die Ehrenhaftigkeit des Priesters wanken wollte.

»Des gnädigen Herrn Grafen hochwürdiger Herr Bruder hat eine ganze Menge Briefe durch einen außerordentlichen Boten an unsren Gebieter gesendet,« erwiederte der Kaplan. »Unter ihnen befand sich auch dieses an Dich gerichtete Schreiben, das mir der Graf zu baldiger Bestellung überreichte.«

»Nun dann, wenn's gefällig ist, Herr Kaplan, lesen Sie uns vor, was der Nicol mir zu sagen hat.«

Der Priester beugte sich wieder über den Brief und las:

»Meine lieben Aeltern, und Geschwister,

Seit mehr als zwei Jahren, bin ich ohne Nachrichten von Euch, so daß ich wohl berechtigt wäre, an Euerm Wohlbefinden zu zweifeln, hätte mich nicht ein festes, unwandelbares Vertrauen auf den Höchsten und seinen heiligsten Sohn, unsren Erlöser, beruhigt und mir wie eine im meinem Herzen erklingende Stimme zugerufen: Sei ruhig, Deinen Aeltern und Geschwistern geht es wohl. Sie besitzen Alles, was sie bedürfen!« –

»O!« unterbrach Bogecz den Vorleser. »Steht das wirklich genau so auf dem Papiere?«

»Zweifelst Du etwa, oder meinst Du, ich erfände mir etwas, um Dich zu täuschen?«

»Nun dann lassen Sie meinen Jacob einmal in das Geschreibsel gucken, damit er mit seiner Stimme, die ja doch auch so zu sagen die meinige ist, wiederhole, was Sie zuletzt gelesen haben.«

Der Kaplan, obwohl etwas betroffen über diese Grille des Bauers, hielt Jacob das Schreiben vor und dieser las nun genau die mitgetheilten Worte noch einmal.

»Kann ich jetzt fortfahren?« fragte der Kaplan.

»Wie es Ihnen gefällig ist. Ich wollte zuvor nur hören, daß mein Sohn in der Fremde vornehm geworden sei. – Es ist nun so ganz gut!«

Ein forschender Blick des Priesters streifte den Bauer, dann las er weiter:

»Ich bin hoch erfreut und dem Herrn, von dem ja Alles kommt, zu unerschöpflichem Danke verpflichtet, daß ich Euch von mir dasselbe melden kann. Auch meine Wünsche sind in Erfüllung gegangen, meine Hoffnungen ihrer Vollendung nahe. Strenge Pflichterfüllung, nie wankender Gehorsam, aufopfernde Treue und gewissenhafte Ausübung meines Berufes verbunden mit eifrigem Willen für alles Gute und das sich mehrende Heil der Kirche haben mir die Liebe meiner verehrungswürdigen Vorgesetzten erworben. Das, was man hier Erziehung nennt, ist für mich bis zu einem gewissen Grade beendigt, denn vollkommen wird mit Ausnahme weniger Auserwählten Niemand. Die Gediegenheit dieser Erziehung soll ich nun erproben und zu diesem Ende werde ich sehr bald, vielleicht schon in den nächsten Tagen, zu einer Mission oder Sendung von nicht geringer Wichtigkeit verwendet werden. Worin dieselbe besteht, weiß ich noch nicht, wüßte ich es aber auch, so dürfte ich doch nicht davon sprechen, weil die heiligen Geheimnisse der Kirche die tiefste Verschwiegenheit fordern. Ich kann Euch aber nicht

sagen, wie groß, wie unaussprechlich groß meine Freude darüber ist, daß ich nun nach fünf langen Jahren der Prüfung und des Lernens von der Unthätigkeit zur Thätigkeit übergehen, daß ich wieder in die Welt treten und mit dem Leben in Berührung kommen soll. Weil ich nicht vorherbestimmen kann, wie lange mich diese Sendung von Rom entfernt halten wird, ist mir erlaubt worden, Euch, liebe Aeltern und Geschwister, zuvor nochmals zu grüßen und im Namen dessen, durch den allein wir Alles, ohne den wir nichts sind, zu segnen mit dem heiligen Segen der Kirche. Lebet wohl, bleibt zufrieden und fahret fort zu lieben

Euern Sohn

Nicol.«

Rom, den 14. November 1844.

Als der Kaplan den Brief wieder zusammen faltete, sagte Bogecz um doch nicht ganz zu schweigen:

»Sein Sie bedankt, Herr Kaplan, für Ihre große Güte und Zuvorkommenheit, denn obschon die Freude, die Sie mir zu bereiten gedachten, nicht so groß ist, wie Sie vermeinten, muß ich doch sagen, daß ich mich freue, von meinem Jungen wieder etwas gehört zu haben. Schriebe er was weniger geziert, mehr frisch vom der Leber weg, wie wir armen und groben Leute es gewöhnt sind, so würd' es mir freilich lieber sein und mich auch mehr erquicken, denn es spräche dann zum Herzen. Weil's denn aber nicht sein kann oder soll, nun so faß' ich mich christlich und sage: Schön Dank!«

»Bedenke Bogecz,« erwiederte hierauf der Kaplan, »daß ein Seminarist nicht Alles, was er denkt und auf dem Herzen hat, zu Papiere bringen darf. Das würde seiner geistlichen Ausbildung gar sehr hinderlich sein und die Uebung im Gehorsam schwächen. Dein Sohn schreibt, was Du zu wissen brauchst. Du erfährst, daß er gesund ist, daß es ihm wohl geht, daß man ihn auserwählt hat, ein Werkzeug Gottes zu werden – ein Beweis, wie man ihn liebt und schätzt – bist Du denn damit noch nicht zufrieden?«

»Ja und nein, Herr Kaplan. – Wir ungelehrten Leute haben gern derbe Worte und Redensarten, die nicht auf Stelzen gehen, wie das Schauspielervolk zur Jahrmarktszeit, und doch schreibt der Nicol, der ehedem ein ganz strammer Bursche war, als hätte er ein Leben lang darauf studirt, die Worte recht künstlich zu setzen. – Nun es geht ihm gut, sagt er, mithin will ich's auch gut sein lassen. Könnt' ich den Jungen nur einmal noch sehen und umarmen, ehe ich vor Kummer und Sorgen oder auch vor Desperation in die Grube fahre!«

»Du sprichst da recht unchristlich, Vater Bogecz,« sagte der Kaplan. »Anstatt Gott zu danken, daß er Dir Nachricht sendet so viele hundert Meilen weit von Deinem Sohne, murrst Du! – Wie kommt das, Bogecz? Du warst früher anders.«

Der Bauer wechselte einen bedeutsamen Blick mit seinem Sohne. Dieser nickte mit dem Kopfe und zog sodann die unter den Ofen geworfenen Papiere wieder hervor. Bogecz nahm sie ihm ab und wandte sich wieder an den

Geistlichen, der mit Aufmerksamkeit jeder Bewegung Jacobs gefolgt war,

»Sie sind unser Lehrer und Beichtvater, Herr Kaplan, und ein studirter kluger Herr,« sprach der Bauer, »und als solchen, als einen Mann, vor dem mein Herz offen daliegt, muß ich Ihnen etwas mittheilen und eine Frage über eine Angelegenheit an Sie richten, die mich recht unwirsch gemacht hat schon den ganzen Abend.«

»Du bist ein Narr!« raunte ihm Hela mit zornflammen-den Augen zu. »Wenn er's anzeigt, kommst Du auf den Bau.«

»Schweig, Mutter, und störe mich nicht,« versetzte ru-hig Bogecz und reichte die uns bekannten »Sprüche« dem Kaplan, indem er sagte:

»Lesen Sie das durch und sagen Sie mir nachher, was Sie davon halten und ob es gut sein wird, sein Leben dar-nach einzurichten?«

Obwohl nun dieser gewandte Priester ein Meister in der Selbstbeherrschung war, konnte er doch schwer das Staunen verbergen, das ihn bei Ueberreichung der Flug-blätter überfiel. Indeß faßte er sich schnell wieder und durchlas mit nachdenklicher Miene die sonderbaren Aus-sprüche, als sei ihm etwas ganz Neues geboten worden. Ruhig gab er sie dann dem Bauer zurück.

»Es steht nichts darin,« sagte er ausweichend, »was bei vorsichtiger Befolgung nicht von Nutzen sein könnte.«

»So dürfen wir also thun, wie uns hier befohlen wird?« versetzte Bogecz. »Und wir begehen kein Unrecht, wenn

wir uns der grausamen Behandlung hartherziger Gebieter wiedersetzen?«

»Tyrannen stürzen zu helfen ist von jeher Pflicht aller Menschenfreunde gewesen,« sagte der Kaplan. »Eine solche Pflicht kann nie veralten, nie abkommen, nur ist es nöthig, daß, ehe man sie ausübt, man sich auf die Frage: wer ist Tyrann? Wer ist der grausamste Gebieter? genügende Antwort gebe! Dem polnischen Volke kann dies nicht schwer werden. Es darf nur seine Gegenwart mit seiner Vergangenheit vergleichen,«

»Bei Gott und allen Heiligen,« rief Bogecz mit den Zähnen knirschend aus, »um das zu wissen braucht's weiter nichts, als ein gutes Gedächtniß! Und das, denk' ich, wird der Bogecz haben, wenn die Zeit der Wiedervergeltung kommt.«

»Frische also täglich Dein Gedächtniß auf, mein Freund, sagte der Kaplan salbungsvoll, »damit es wachse, gedeihe und grüne, wie ein wohl gepflegter, mit erquickendem Quellwasser getränkter Baum, und kommt dann die Zeit gerechter Wiedervergeltung, so laß den Ruf, daran Theil zu nehmen, Deinem Ohr nicht ungehört vorüber streifen! – Lebe wohl! Gott beschütze Dich und Dein Haus und tröste Dich in bangen Stunden mit der Hoffnung, daß die Erlösung aus Druck und Knechtschaft nicht mehr fern ist!«

Mit diesen Worten gab der Kaplan der armen Bauernfamilie den Segen, Bogecz nebst Frau und Kindern küßten dem frommen Manne Hand und Gewand und der alte Bauer erbot sich ihn bis zum Schlosse zu begleiten,

damit er nicht unbeschützt durch die Schauer der kalten Sturmnight gehen dürfe. Der Kaplan lehnte jedoch dies Anerbieten entschieden ab und verließ allein, wie er gekommen war, die ärmliche Hütte. -

Sichtlich erheitert kehrte Bogecz zu seiner Familie zurück, seine kleinen grünlichen Augen strahlten ein furchtbare Feuer aus, über das breite strenge Gesicht lief ein wild zuckendes Lächeln und indem er drohend die geballte Faust erhob, schrie er grimmig:

»Hurrah, ihr hochgeborenen Fürsten, Grafen und Barone, benutzt noch die paar Tage, die Euch der Himmel mildthätig schenkt, um Euch den Wanst zu mästen! Wenn Ihr erst fett sein werdet, kommen die hungrigen Bauern, die ihr lange genug geschunden habt, und schlachten sich Euch zu Weihnachten oder Ostern in's Haus. Ha, ha, ha, ha! Junge, Mutter und Du, Mädel mit den Magdalenaugen, stoßt Alle an auf's lustige große Schlachtfest! Hurrah hoch!«

Bogecz ergriff die Branntweinflasche, setzte sie an den Mund und sog so lange daran, bis ihm die Thränen aus den wild rollenden Augen liefen. Jauchzend nahm die dämonische Hela die Flasche aus der Hand ihres furchtbaren Mannes und trank gierig und unersättlich, wie er. Ruhiger empfing sie Jacob, schaudernd und gezwungen Hedwig. Die weißen zierlichen Hände des sanften Mädchens zitterten, als sie dem Beispiele ihrer fürchterlichen Aeltern folgte. Absichtlich ließ sie die Flasche fallen, daß sie am Boden zerbrach. Hela schalt sie heftig, jagte sie

mit Schimpfworten in ihre Kammer, las die Stücken zusammen und schlürfte begierig die übrig gebliebenen Neigen aus den gehöhlten Scherben. Dann setzten sich Vater, Mutter und Sohn wieder an den Ofen und unterhielten sich noch bis tief in die Nacht hinein über ihr eigenes und ihrer Mitbrüder trauriges Loos und über die Zukunft, die ihnen vom Himmel verheißen sei.

DRITTES KAPITEL. EIN ADELSCIRKEL.

Bevor wir dem Kaplan nach dem Schlosse folgen, müssen wir über den Briefschreiber einige Notizen einfließen lassen, die zum Verständniß des Folgenden nothwendig sind.

Nicol war der jüngste Sohn des galizischen Bauers Bogecz und in Folge von Zufälligkeiten, die an sich keine Bedeutung hatten, von dem jüngeren Bruder des Grafen Mierslewski aus der Taufe gehoben worden. Ob Vater Bogecz einen Hintergedanken dabei hatte, als er den Bruder seines Gebieters anging, Pathenstelle bei seinem Sohne zu vertreten, wissen wir nicht, gewiß aber ist, daß der menschenfreundliche junge Graf Alexander seinem Pathen sehr gewogen war, ihn als kleinen Knaben häufig auf's Schloß nahm, seinen Geist frühzeitig weckte und ihn später auf seine Kosten unterrichten ließ. Der alte Bauer hatte natürlich nichts dagegen, überließ den jungen Nicol fast ausschließlich der Beaufsichtigung des Grafen und gab gern seine Einwilligung, als ihm dieser den Vorschlag machte, Nicol dem geistlichen Stande widmen zu wollen.

Der Sohn des Bauers hatte Anlagen, verachtete das Leben des armen Volkes, da er mehr im Schlosse des Grafen, als in der rauchigen Hütte seines Vaters wohnte, und fügte sich daher ohne Widerrede den Vorschlägen und Plänen seines lieblichen, vornehmen und mächtigen Parten. Alexander hielt ihm einen Hauslehrer, Nicol war aufmerksam, begriff leicht und ergab sich mit Eifer den Studien. Er machte bewundernswürdige Fortschritte. Je mehr er aber lernte, je reifer sein Geist, je gediegener seine Kenntnisse wurden, desto mehr entfremdete diese neu gewonnene Lebensrichtung den zu geistigem Stolz hinneigenden Jüngling seinen Aeltern und Geschwistern. Bei seinen spärlichen und kurzen Besuchen in der Hütte seiner Geburt ließ er deutlich merken, daß er ein Leben, wie seine Aeltern und Geschwister es führten, gering schätze, ja daß er selbst vor denen, die es geduldig erträgen ebenfalls keine große Ehrfurcht haben könne. Und so bildete sich denn zwischen Aeltern und Sohn eine Spannung, die üble Folgen nach sich ziehen konnte, wenn man nicht bei Zeiten Vorkehrungen traf.

Graf Alexander fühlte dies vor Allen und beschloß, dem hochmüthigen Nicol, den er seines Geistes, seines Scharfsinns, seiner Klugheit wegen über Alles liebte, zu entfernen, zugleich aber war es auch sein Wunsch und Wille, den gar zu üppig wuchernden Uebermuth des noch unreifen Jünglings frühzeitig zu beschneiden und ihn zu unbedingtem Gehorsam zu zwingen. Alexander war von Jesuiten erzogen worden, später selbst ein Jünger dieses Ordens geworden, hatte die Weihen empfangen und

durfte, wenn er sonst Lust und Neigung zeigte, zu jeder Stunde sein weltliches Kleid mit dem, geistlichen Gewand wieder vertauschen. Ihn drängte es, nach längeren Jahren Rom wieder zu besuchen, wo er seine geistige und geistliche Ausbildung erhalten hatte, und um die weite Reise nicht allein machen zu dürfen, sollte der junge, aufgeweckte, jedem Eindruck so offene Nicol ihn begleiten, um durch seine Vermittelung das deutsche Seminar in Rom zu beziehen.

Nicol jubelte, als Graf Alexander seine Pläne vor ihm entfaltete und es dabei nicht fehlen ließ, den Ehrgeiz des Jünglings zu wecken indem er ihm die Zukunft mit den glänzendsten Farben ausmalte, ja sogar eine Bischofsmütze als höchstes Ziel seines Strebens und Mühens vor den trunkenen Augen des jungen Menschen gaukeln ließ.

Im Herbste 1840 traten Graf Alexander Mierslewski und Nicol Bogecz, der Bauernsohn, ihre Reise nach Italien an. Von Aeltern und Geschwistern hatte sich Nicol ohne Schmerz getrennt. Es war ihm lieb, daß er sie nicht mehr besuchen, nicht mehr den Schmutz der Armuth sehen durfte, der sie umgab und den er so sehr verachtete. Gern willigte er darein, von Zeit zu Zeit über sein Leben und Treiben brieflich Nachricht zu geben.

Solche Briefe liefen nun allerdings bisweilen ein, allein sie waren kurz, ohne Herz abgefaßt und kosteten sehr sehr viel Geld. Dies verdroß den Bauer Bogecz, der an Geld durchaus keinen Ueberfluß besaß und einige Male der Briefe seines Sohnes wegen sich in drückende Schulden hatte stürzen müssen. Kein Wunder, daß der heftige

ungebildete Mann nicht recht zufrieden war mit Nicol, so sehr es auch seiner Eitelkeit schmeichelte, einen Sohn in Rom zu haben, der nach einigen Jahren als kluger Priester zurückkehren und irgend wo in Galizien einem Kirchensprengel vorstehen werde. Ganz ausgelassen vor Freude und übermüthig vor Stolz ward Bogecz aber, als Nicol ihm meldete, er sei eigenhändig vom Papst gesegnet worden. Irgend eine große kirchliche Feierlichkeit, wie sie in Rom so häufig vorkommen, hatte zufällig die Veranlassung dazu gegeben.

Ueber den Kostenaufwand des Briefes, der diese Nachricht brachte, beschwerte sich Bogecz nicht, er trank sich zum Ueberfluß vor übergroßer Freude sogar einen Rausch und sprach seitdem häufig davon, daß, wenn Nicol nicht bald zurückkehre, er barfuß nach Rom pilgern wolle, um seinen Sohn dort in stolzer priesterlicher Tracht umgeben von dem blendenden Glanz des Papstthums zu sehen.

Seit jenem Briefe hatte der angehende Priester nichts mehr von sich hören lassen, auch dem Grafen war keinerlei Nachricht von seinem Bruder zugegangen. Da traf endlich ein Eilbote aus Rom ein mit einer Depesche an den Grafen, die eine Menge anderer umschloß und auch den uns bekannten Brief Nicol's an Bogecz enthielt. Wie kühl und herzlos dieses Schreiben abgefaßt war, und welchen unerquicklichen Eindruck es auf den Bauer machte, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Das Einzige,

was Bogecz gefiel, war die Hindeutung auf eine in naher Aussicht stehende wichtige Sendung, die seine Vorgesetzten dem jungen Galizier übertragen wollten. So gern der Bauer etwas Näheres darüber zu erfahren gewünscht hätte, war er doch zu sehr an Gehorsam gewöhnt, um mit Fragen in den Kaplan zu dringen und von diesem eine Antwort zu begehrn die er möglicherweise vielleicht auch nicht geben konnte. –

Indem wir dem Leser versprechen, ihn zu gehöriger Zeit mit Nicol genauer bekannt zu machen, folgen wir jetzt dem Kaplan auf seinem nächtlichen Wege und betreten zugleich mit ihm das Schloß.

Der blasse junge Mann stieg langsam die breiten hell erleuchteten Treppen hinan, schritt durch mehrere Galerien und kam endlich in ein geheiztes Vorzimmer, wo mehrere Bedienten in goldstrotzenden Livréen sich müssig und plaudernd herumtrieben. Hier legte er Hut und Mantel ab und trat in den sehr geschmackvoll verzierten, überaus reich und glänzend möblirten kleinen Gesellschaftssaal, der in der Regel die Familie des Grafen und seine Freunde in den Abendstunden versammelte.

Die Gesellschaft war sehr klein. Sie bestand außer dem Grafen und seiner Gemahlin nur noch aus einem altem Herrn, dessen kriegerische Haltung und von Narben bedecktes Gesicht den tapfern Krieger aus den Zeiten der napoleonischen Kriege verrieth, und einem jüngern sehr lebhaften Manne, der sich in einem wunderlichen

Sprachgemisch unterhielt, offenbar, weil es ihm Vergnügen machte, durch diese Grille die Gesellschaft und namentlich die schöne Gräfin Emma in Verlegenheit zu setzen. Uebrigens war er ein Muster galanter Ritterlichkeit, dabei durchaus vornehm, voll Lebensgewandtheit und in allen Fächern des Wissens zu Hause. Es mochte schwer sein, einen vollendeteren Weltmann aufzufinden.

Diese aus vier Personen bestehende Gesellschaft saß an einem viereckigem Tische und spielte Boston. Auf schön gedrechselten Tellern aus gefärbtem Elfenbein hatte jeder Spieler ein Häufchen Dukaten neben sich liegen, ein Beweis, daß man an hohen Einsatz gewöhnt war und diesen erhöhten Reizes wegen vorzog.

Mierslewski sah flüchtig auf beim Eintritt des Priesters, fixirte ihn einen Augenblick und nahm ruhig die Karten auf, die ihm der lebhafte junge Mann mit wunderbarer Fingerfertigkeit zuschnellte.

»Sie sollten sich als Escamoteur sehen lassen, Stanislas,« sagte die Gräfin, ihr Spiel ordnend, »Gewiß, Sie würden Glück machen und alle Mädchen unter achtzehn Jahren bezaubern.«

»Warum, meine Gnädigste, blos Mädchen unter achtzehn Jahren, wenn man so indiscret fragen darf? Ist mein Gedächtniß nicht ein sehr großer Schalk, so erinnere ich mich mit Ihrer gnädigsten Erlaubniß, daß sich achtundzwanzigjährige Frauen bis zur Schlaflosigkeit für mich interessirten. – Coeur, wenn's beliebt!«

Die Gräfin erröthete ein wenig, denn sie zählte genau achtundzwanzig Jahre und war, wie sie sich selbst gestehen mußte, nicht immer unempfänglich für die galanten Huldigungen des liebenswürdigen frivolen Weltmannes geblieben. Indeß verstand sie vortrefflich ihre Verlegenheit zu bemänteln und zugebend versetzte sie lächelnd:

»Wenn auch, Stanislas, Siege erkämpfen Sie nur auf grünem Felde!«

Die schalkhafte Dame betonte das Wörtchen »grün« dabei so seltsam und spöttisch, daß ihr Gegner nicht mehr in Zweifel bleiben konnte, was sie meinte.

»Gebt besser Acht, liebe Kinder,« fiel der bärtige Krieger ein, »sonst macht Ihr heut Abend noch Beide banquerot. Ihr verliert schon wieder.«

»Gnädige Gräfin werden zerstreut sein,« bemerkte der Kaplan, der inzwischen einen Sessel an die Seite der liebenswürdigen Hausfrau geschoben hatte.

»Ah, Sie sind wieder zurück, lieber Joseph,« lächelte die Gräfin, dem Priester ihre schmale alabasterweiße Hand reichend, an derem kleinem Finger ein werthvoller großer Brillant funkelte. »Die armen Leute waren gewiß recht vergnügt über Ihre Botschaft.«

Joseph führte diese schöne warme Frauenhand an den Mund, ließ einen langen dunkeln Blick auf die mild zu ihm aufblickenden Augen der Gräfin fallen und erwiederte:

»Das Volk ist zu stumpf geworden, um wahrer Freude zugänglich zu sein.«

»Ach was!« entgegnete Mierslewski. »Gebt ihm Branntwein vollauf und sie gebehrden sich wie Bacchanten.«

»Wahrscheinlich, weil trunkener Muth die belebende Seele aller Bachanten war,« bemerkte der Kaplan bescheiden.

»Drum eben bin ich für gewaltsame Aufregung durch kräftige Mittel,« fiel der alte General ein. »Soll der Bauer die Hand für uns röhren, muß er zuvor in Noth und Elend, Jammer und Qual so tief hineingestoßen werden, daß er nur noch mit halbem Munde nach Luft schnappen kann. Also vorwärts auf dem Wege!«

»Sehr wahr, Herr General,« erwiederte der Kaplan, »doch erlauben Sie mir bescheidentlich zu bemerken, daß bei dieser Erziehungsmethode große Diplomatie erforderlich sein wird. Ich habe so eben eine Entdeckung gemacht, die mich freut und doch auch betrübt!«

»Eine Entdeckung?« sagten die drei Männer zugleich und ließen wie auf gegebenen Wink die Karten fallen.

»Lassen wir das Spiel,« sprach die Gräfin. »Lust und Reiz sind verraucht. Hören wir lieber, was unser Kaplan auf seinem nächtlichen Spaziergange entdeckt hat?«

»Sicher ist ihm der Teufel begegnet in Gestalt einer hübschen kurzgeschürzten Bäuerin,« flüsterte Stanislas der Gräfin zu, die jedoch dem frivolen jungen Manne mit Blick und Hand Schweigen gebot.

»Wirklich, Sie sind angegriffen,« sagte Mierslewski theilnehmend. »Erzählen Sie, was Ihnen begegnet ist.

»Sie werden sich noch des Briefes aus Paris erinnern,« sprach Joseph, »in welchem die Rede war von einem Aufruf, den man für die Bauern verfassen wollte. Man sprach von praktischer Verarbeitung communistischer Ideen, um durch so starke Reizmittel die rohen Gemüther aufzuregen und für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen.«

»Sie meinen den Bauernkatechismus?«

»Ich glaube, man nannte das projectirte Product so. Nun, heut Abend hab' ich einige Artikel daraus gelesen.«

»Sie –! Und bei Bogecz? rief Mierslewski.

»Ja, Herr Graf. Ich selbst und bei Bogecz, dem Bauer, Ihrem Unterthan. Der Mann sah furchtbar aus, als ich die verlockenden Sprüche die ihm und seinen Brüdern ein irdisches Paradies verheißen, still prüfend überflog.«

»Und wir, die Herren des Landes, wissen nichts davon? Wie sind diese Schriften in's Land gekommen?«

»Auf dem gewöhnlichen Wege – durch unsere weinreisenden Freunde aus Bordeaux. – Uebrigens waren Sie längst davon unterrichtet. – Der Brief aus Posen von meinem Freunde Emanuel –«

»Radotirte¹ etwas von so genannten Sprüchen, Abendgebeten für den Landmann, ganz Recht. – Sollten darunter die erwähnten Blätter gemeint sein?«

»Ohne Zweifel, Herr Graf. Auch weiß ich genau, daß Emanuel mir eine Zusendung versprochen hat, und zwar früher, als die Vertheilung an's Volk geschehen sollte.«

¹Schwadronirte.

Warum diese bis jetzt nicht eingetroffen, ist mir in der That rätselhaft und – – «

»Nun – und –?«

»Läßt mich zufällige Ueberrumpelung oder – – absichtlichen Verrath fürchten.«

»Nicht doch, lieber Joseph, Sie sehen zu schwarz,« sagte die Gräfin mit schöner Gefühlsaufwallung. »Unter den verschworenen Polen lebt kein Verräther.«

»Aber unter den besoldeten und erkauften Zwischenträgern, deren man sich leider bedienen muß.«

»Aucch diese sind lauter erprobte zuverlässige Leute, der polnischen Sache mit eben so tiefem heiligen Enthusiasmus ergeben, wie die edelsten Adelsgeschlechter.«

»Sehr wahr, mein gutes Kind,« bemerkte der General, nur leider sehr oft blos so lange, als sie ein Anderer nicht besser bezahlt. Ich kenne das, Herzchen, von unserer letzten glorreichen Revolution her, deren Jahrestag wir heut still begehen. Gold ist verführerisch und leider kann das Ohr vieler Polen eben so leicht bethört werden von dem Geklingel dieser runden zierlichen Goldstückchen, wie von dem Donner der Kanonen. – Aber hoffen wir das Beste!«

»Man muß unverweilt – von Morgen an die genauesten Nachforschungen anstellen,« sagte Mierslewski.

»Dafür möchte ich ebenfalls stimmen,« fiel der Kaplan ein. »Wahrscheinlich ist Emanuel durch irgend einen Zufall abgehalten worden, diesen Bauernauf Ruf auf gradem Wege uns zuschicken zu können. Er wird vorgezogen haben, einen unserer Freunde damit zu beauftragen und so

könnte es wohl möglich sein, daß wir die Verbündeten tief im Lande eher mit den Machinationen der Emigration vertraut sähen, als uns selbst, so nahe den Grenzen.«

»Gewiß, gewiß – so wird es sein,« sprach Mierslewski zerstreut und offenbar mit andern Gedanken beschäftigt. »Aber die Bauern – die Bauern! – Sie mußten doch vorbereitet werden.«

»Ohne Zweifel, Herr Graf, und die Emissäre der Emigration waren vortrefflich instruiert. – In der Schenke mischten sie sich unter das zechende Volk, traktirten es und vertheilten dann die entflammenden Schriften in zahllosen Exemplaren. – Der heutige verhängnißvolle Tag – die Branntweinbegeisterung – die Freigebigkeit Fremder – endlich die glänzenden Verheißungen, die ihnen gemacht werden – in der That, wenn solche Saat unter solchen Umständen ausgestreut, verkümmerte, dann wahrlich verdiente das polnische Volk mit der Wurzel für ewige Zeiten ausgerottet zu werden!«

»Im Gegentheil, es wird sich erheben und glänzend auferstehn,« sagte die Gräfin mit begeistertem Prophetenblick.

»Reizende Cassandra!« lächelte Stanislas und zündete sich eine Cigarre an.

»Sie sind kein Pole mehr, Sie sind ein Entarteter,« schmolte die Gräfin.

»Sagen Sie ein Kosmopolit, meine Gnädigste, und sie sprechen die volle Wahrheit. *Ubi bene, ibi patria* ist mein Wahlspruch; und wirklich, ich habe schon einige Male gefunden, daß Luft, Himmel und Clima am Genfersee weit

angenehmer sind als in den unendlichen Wäldern Polens und Galiziens. Man sorge vor Allem dafür, daß es nicht an Geld fehlt, ist dies im Ueberfluß vorhanden, so mache ich mich anheischig, Ihnen überall, sei's im Süden, Norden, Osten oder Westen Heimath und Vaterland zu schaffen.

– Ich liebe Polen, bei Ihrer Schönheit, Gnädigste, aber weshalb ich mich aus Liebe zu einem bloßen Stück Land wie ein toller Hund soll todt schießen lassen, begreife ich nicht. – Darum bin ich nie für Revolution gewesen. – Klug leben und klug handeln und dabei thun, als kümmere Einen die ganze Welt nichts, ist eine weit anmuthigere und praktischere Philosophie, als Euer heimliches Intriguiren und Spioniren. Es lebe die Freude, das Glück, der Reiz und Genuß und vor Allem – das Gelingen! Im Gelingen bin ich Euer, bei meinem Leichtsinn, im Verlieren reiß' ich bei Zeiten aus und mache anderswo für Euch den Regimentsquartiermeister.«

»Laßt ihn reden, Kinder,« sprach der General, »kommt es zum Handeln: so wird er nicht der Letzte sein, der mit drein schlägt.«

Stanislas wiegte sich nachlässig in seinem weichen Lehnstuhle und summte leise die Melodie des Volksliedes »Noch ist Polen nicht verloren.« Die Gräfin war verstimmt und zählte, um ihren Unmuth zu verbergen, wiederholt die auf dem Tische zerstreut umherfliegenden Kartenblätter. Der Kaplan beobachtete aufmerksam den leichtfertigen jungen Mann. Sein scharfer Blick schien auf den

abgespannten lebensübersättigten Gesichtszügen desselben zu lesen. Dann wandte er sich zu Mierslewski und nahm das Gespräch wieder auf.

»Mich däucht,« sagte er, »man wird im Einverständniß mit der Sache unserer Nation handeln, wenn man den Bauer nur langsam bearbeitet und ihn auf die eigentlichen Urheber seines Elendes aufmerksam macht. Einige Zeit gehört dazu, denn das gemeine Volk begreift langsam. Wollte man es bestürmen, so könnte es sich im Augenblick der That leicht in der Person vergreifen und böse Irrungen veranlassen.«

»Sie haben also den Bogecz ermahnt, dem Aufrufe Folge zu leisten?« fragte Mierslewsfki.

»Nicht gradezu, Herr Graf, nur limitirend. – Der arme Teufel fragte mich in seiner bestialischen Aufregung, an welcher der genossene Branntwein mehr Schuld sein möchte, als der Aufruf, was von den »guten Sprüchen« halte und ob man sie buchstäblich befolgen dürfe, ohne sich einer Sünde theilhaftig zu machen? – Entschiedenes Verbieten würde ihn mißtrauisch gegen mich gemacht, meine geistliche Gewalt geschwächt haben. Davon also rieth schon die Klugheit ab, selbst dann, wenn andere Gründe mich zu entgegengesetztem Handeln hätten bestimmen können. Ich glaubte daher ganz im Sinne unserer emigrirten Freunde, zum Besten des Landes, für's Gedeihen unserer großen Pläne und als Priester zu handeln, wenn ich dem Bauer wiederholtes Lesen der empfangenen Sprüche anempfahl und mit wenigen Worten auf seine wahren Tyrannen hindeutete. – Diese Vorsicht

wird uns von Nutzen sein, denn ich werde gelegentlich in meinen Kanzelvorträgen auf dasselbe Thema zurückkommen und dem blinden Volke alsdann den Staar stechen, wenn es nöthig sein sollte.«

»Damit die Regierung Sie vom Altar weg als Revolutionär, kann arretiren lassen,« sagte Stanislas trocken. »Priesterweisheit ist doch bewundernswürdig naiv! Ich gratulire zu Ihrer ersten Revolutionspredigt!«

»Immer spotten Sie, Herr Baron Sembronowski,« versetzte der Kaplan, »Sie werden doch trotz Ihres Sträubens noch keine sehr gewichtige Rolle in den Ereignissen spielen, die mit eminenter Geistesüberlegenheit von den Freunden des Vaterlandes vorbereitet werden.«

»Das wäre! – Zum Beispiel etwa?«

Stanislas blies mit großer Beharrlichkeit eine Kette seiner blauer Rauchringe langsam in die Luft, daß die duftige Guirlande wie eine verfließende Wolke um die mattgeschliffene Glaskugel der auf der Mitte des Tisches stehenden Lampe schwebte.

»Sie werden zum Beispiel einen kleinen Theil der Kriegskosten tragen helfen,« sagte der Kaplan mit großer Bestimmtheit. »Da Sie reich sind und buchstäblich nicht wissen, was Sie mit Ihrem vielen Gelde anfangen sollen, ist es gewiß der geringste Dienst, den Sie dem Vaterlande leisten, wenn Sie ihm einige Capitale vorschießen, um die etwas kostspieligen Hebel, die es braucht, davon anschaffen zu können.«

»Vortrefflich, mein Werther! Ich bewundere Ihren Scharfsinn, wie Ihre Erfindungsgabe, und als reiner Verehrer so seltener Figenschaften, Herr Kaplan, würde mir das Vergnügen machen, Ihre Vorschläge bestens zu acceptiren, hätte ich nicht das ganz kleine Unglück, gewissermaßen unter Curatel zu stehen! – Mein Ruf als Lebemann hat mir diese Fatalität zugezogen und seitdem muß ich mich jährlich mit 600000 Gulden polnisch begnügen. Kann ich Ihnen von dieser Summe mit einem Darlehn von tausend oder funfzehnhundert Gulden dienen, so werde ich mich durch Annahme desselben sehr geschmeichelt fühlen.«

Stanislas verneigte sich bei diesen Worten spöttisch gegen den Priester. Dieser behielt aber seine unerschütterliche Ruhe und entgegnete ohne Zögerung:

»Es war mir wohl bekannt daß man Ihrer Lebenslust diesen heilsamen Zügel angelegt und Ihren nächsten Verwandten, den Grafen Michael Sembronowski, zum Verwalter Ihres Vermögens ernannt hat. Der Herr Graf ist Protestant und sehr streng gegen verschwenderische Katholiken, wie Sie. Sollte nun aber der Fall eintreten, daß dieser strenge Protestant in den Schoß der Mutterkirche zurückkehrte, so würde er gewiß nicht anstehen, einem Unternehmen, das Wiederherstellung der polnischen Nationalität und Größe, so wie Herrschaft der katholischen Kirche erzielt, als seine unermeßlichen pecuniären Kräfte zu leihen, mithin auch Sie mittelbar an dem großen Befreiungswerke theilnehmen zu lassen.«

»Ha, ha, ha, ha!« lachte Stanislas. »Mein Onkel, der grämliche geizige Pietiat zum Katholicismus übergehen! – – Ha, ha, ha! – Eher will ich an die Möglichkeit glauben, daß ich Karthäuser werde und meine schöne Muhme hier, deren weiche Hand Laien und Priester gleich gern küssen, mit plumper Bauernkappe ihre glänzenden Locken verhüllt! – Verzeihen Sie, Schönste, dieses frevelhafte Glaubensbekenntniß.«

»Wetten Sie, Herr Baron?« fragte der Kaplan scharf.

»Mein halbes Vermögen!« rief Stanislas lustig.

»Ach laßt die Possen, Kinder!« sagte der alte General.

»Was kann doch dabei herauskommen!«

»Ein paar Millionen Kriegskosten, Excellenz,« versetzte der Kaplan. »Nun denn, es gilt, Herr Baron. – Wir schreiben heut den 29. November. Gut. – Wenn also binnen Jahresfrist Ihr Onkel, der Graf Michael Sembronowski freiwillig zur katholischen Kirche übergegangen ist, gehört die Hälfte Ihres Vermögens dem polnischen Staate, d. h. Sie verpflichten sich, es als Darlehn dem Staate zu beliebiger Verwendung zu überlassen.«

»Zu Patronen oder Confect, zu Damenschuhen oder Mazurkastiefeln, ganz nach Belieben! – Bei meiner lustigen Seele, der Spaß ist suberb!«

»Meine Herren,« sagte der Kaplan immer gleich kühl und ernst, »Sie sind Zeugen unserer Wette! Ich erlaube mir jetzt mit Genehmigung der gnädigen Gräfin, eine Notiz darüber in mein Taschenbuch zu schreiben, damit ich die näheren Umstände nicht vergesse.«

»Schreiben Sie, schreiben Sie!« lachte Stanislas. »Und wenn Sie eine Million Bogen Briefe an all' Ihre Obern und den Papst selbst schreiben wollten, meinen Onkel machen Sie damit nicht katholisch!«

Der Kaplan steckte sein Taschenbuch wieder ein. Er stand auf und verbeugte sich ceremoniös gegen die Gesellschaft. Dann wendete er sich mit der Freundlichkeit eines Höflings zu dem Baron und sagte:

»Heut über's Jahr Abends acht Uhr, wenn die gnädige Gräfin Sie beim Theetisch erwartet, werden Sie beglückte Antwort erhalten.«

Er verbeugte sich nochmals und zog sich in seine abgelegenen stillen Zimmer zurück.

VIERTES KAPITEL. KALUGI.

Auf seinem Zimmer angekommen ging der Kaplan einige Male sinnend auf und nieder, erschloß dann einen Secretär und nahm eine Hand voll erbrochener Briefe heraus, mit denen er sich an seinen Schreibtisch setzte. Einige derselben las er aufmerksam durch, Andere überflog er nur und manche warf er gleichgiltig bei Seite. Bei dieser Beschäftigung hielt er folgendes Selbstgespräch:

»Ghiberti hat unstreitig den richtigsten Weg eingeschlagen, so sonderbar er auch auf den ersten Anblick erscheint, Fanatisirung der Massen gibt uns Macht und Herrschaft wieder und muß die katholische Kirche über Alle Andersdenkende für immer triumphiren lassen. – Der reformatorische Lärm in Deutschland, die alberne

Puppenkomödie in Laurahütte, die ein ungezogener Kna-
be ersonnen hat, weil er zu beschränkten Geistes ist, um
die tiefesinnigen Lehren und Anordnungen unserer Kirche
begreifen zu können, gibt eine Gelegenheit, wie sie gün-
stiger der schlaueste Geist nicht hätte erfinden können.
– Schweigen, immer Schweigen und kein Wort der neu-
en Häretiker, die sich im ersten Siegestaumel unklug ge-
nug gebehrden, verloren gehen lassen, ist die weiseste
Politik. – Man sammelt diese Worte und streut sie behut-
sam unter das Volk nachdem man es vorher geistig gehö-
rig präparirt hat! ... Das wird und muß Frucht bringen,
muß die Gläubigen empören die, Ruhigen zittern machen
... Furcht und Wuth aber handeln nie besonnen – lassen
sich leiten – wünschen es sogar – und wo fänden sich
dann bessere Rathgeber und Führer, als unter den sie be-
lehrenden Priestern? – Da hätten wir also unbeschränkte
Macht über unsere eigene Heerde und das Recht in
Händen, je nachdem es die Klugheit erheischt, heimlich
gegen die neuen Ketzer zu machiniren. – Kommt noch,
woran nicht zu zweifeln ist, ein Aufstand des ganzen ehe-
maligen Polen in Jahresfrift zu Stande, so gehen die Sa-
chen vortrefflich. – – Wir schießen dann auch Bresche in
die stolzen Mauern der uns feindlichen griechischen Kir-
che, die schon seit langen Jahren kein Hehl mehr daraus
macht, daß sie mit uns Kampf wünscht auf Leben und
Tod. – Nun wohlan denn, heran Ihr Popen und Metro-
politien! Heran Du übermüthiger Czaar der europäischen
und asiatischen Bärenzone! Immer füttere Deine Adler,
daß sie Muth bekommen, gegen das blendende: Kreuz

der Kirche Petri zu fliegen! ... Und wie geschickt arbeiten unsere emigrirten Freunde in Paris, freilich gegen ihren Willen und ihr eigenes Interesse, uns in die Hände! – O wir kennen Euch, kennen Euch bis in die dunkelsten Falten Eurer patriotischen Herzgen! ... Wir wissen sehr wohl, daß Ihr nur aus Noth Freunde unserer Gesellschaft geworden seid, – daß Ihr uns zu gebrauchen gedenkt, um zu reussiren, und die freundliche Absicht hegt, nach errungenem Siege uns mit spärlicher Gratification wieder abzufinden ... Dieser Calcul, den die Brüder in Rom sehr richtig durchschaut haben, dürfte an einem ganz kleinen Bruche scheitern. – Es wäre möglich, heldenmüthige Stammes- und Landesverwandte in Paris, daß die stillen Väter der bescheidenen Gesellschaft Jesu Euch benutztten, während Ihr sie zu gängeln wähnt! Und es läge nicht ganz außer den Gränzen der Wahrscheinlichkeit, daß bei irgend einem Fehltritt des Zufalls, wie sie im politischen Leben unvermuthet vorzukommen pflegen, Ihr die Getäuschten und Besiegten bliebet und unsere Brüder unter allen Umständen ein bedeutendes Glücks- und Siegesloos zögen! – – Gewiß es ist so und Ghiberti mit seinen treuen Freunden verdient vollkommen die Lobsprüche, die ihm der General gemacht hat ... Aber laß sehen! Was schrieb mir der vortreffliche Freund doch von einer zu haltenden Versammlung?«

Abermals durchblätterte Joseph die Briefschaften nahm ein kleines zusammengefaltetes Couvert von Seidenpapier auf und warf einen forschenden Blick hinein. Ein Schatten zweifelnden Denkens glitt über seine weiße

Stirn. Er ließ die Hand mit dem Briefe sinken und die Augen auf die brennende Lampe heftend, sagte er:

»Hm! – Eine Zusammenkunft aller auswärtigen Ordenskräfte in der heiligen Stadt wünschen die Obern, wünscht selbst Seine Heiligkeit? – – Und weiter nichts als dieser Wunsch ist hier ausgesprochen, – Wunsch und Zeit, zu der er sich verwirklichen soll. – Im Juli – im Todesmonat unseres Ordensstifters. – – Das ist mir Beweis genug, daß etwas sehr Wichtiges, etwas Weltbewegendes, Weltumgestaltendes berathen und unternommen werden soll . . . Und Antwort wünschen die Brüder – »Nur ein Wort« schreibt Ghiberti – und »binnen Monatsfrist!« – – – Zwar bin ich hier fast unersetztlich – es lebt Niemand in der Nähe, dem ich mich ganz enthüllen und mithin die geheime oberste Leitung unserer Angelegenheiten übertragen könnte – allein – noch wichtiger als die Beaufsichtigung hiesiger Lande ist unstreitig eine so lange voraus angesagte und vorbereitete Versammlung der Brüder aus allen Zonen, und so werde ich denn kommen. Hier meine Zusage, würdigster Bruder Ghiberti.«

Der Kaplan brach mit fester Hand einen Briefbogen und meldete dem Secretär des Generals mit wertigen Worten seine Ankunft zu der bevorstehenden Versammlung. Er siegelte den Brief, verschloß ihn vorsichtig in ein Portefeuille und begab sich dann beruhigt und zufrieden mit seinen Handlungen und Entschlüssen zur Ruhe. –

Mit dem Grauen des Morgens war dies lebendig auf dem Schloßhofe. Der Graf wollte bei Zeiten aufbrechen,

um einige eng Befreundete zu besuchen, deren Schlösser mehrere Meilen weit entfernt waren. Von ihnen gedachte er Genaueres zu erfahren über die Beschlüsse der Emigration, deren letzt gethane Schritte ihm etwas bedenklich schienen.

Es hatte während der Nacht gefroren und einige Zoll hoch Schnee geworfen. Die Luft war nach Mitternacht still geworden, der Himmel ganz mit schweren blaßgrauen Schneewolken bedeckt. Im Dorfe krähten die Hähne unermüdlich und die Hunde antworteten einander in regelmäßigen Pausen durch schallendes Gebell.

Stallknechte bespannten eine leichte Kalesche mit vier prächtigen Apfelschimmeln, die vor Muth und Lebensluft wieherten und den gefrorenen Schnee aufscharrten. Ein bärtiger Kutscher, jung und kräftig, schwang sich behend auf den Bock, ein Kammerdiener stand harrend am Kutschenschlage. Beide trugen statt der Livrée kurze Pelzröcke mit Schnuren besetzt und pelzverbrämte dunkelrothe Confederatkas.

Nach Verlauf einiger Minuten trat der Graf, von dem General begleitet, aus dem Portal des Schlosses, stieg die breiten Treppenstufen leichten Fußes herab und kehrte sich, ehe er in den Wagen sprang, nochmals um. Das edle zarte Gesicht der Gräfin lächelte freundlich ein Lebewohl auf ihn herab, Mierslewski grüßte ritterlich und schwang sich, dem General folgend, in den Wagen. Im Galopp flog das leichte Fuhrwerk durch das Schloßthor, die breite Ullmenallee hinab auf die Heerstraße, die quer durch die

ärmlichen Hütten und sogenannten Höfe des Dorfes führte. Ein schwerer dicker Rauch umhüllte die niedrigen beschneiten Dächer, was seinen natürlichen Grund in dem fast allgemeinen Mangel an Feueressen hatte. Man sah in der Regel nur eine runde oder viereckige Oeffnung im Strohdach, aus der einige Pflöcke hervorragten. Diese Pflöcke sollten die Feueresse ersetzen oder doch die Stelle bezeichnen, wo sie hätte angebracht sein sollen.

Hin und wieder waren einzelne Bewohner des Dorfes vor den Häusern beschäftigt. Diese verbeugten sich tief vor dem vorbeisausenden Biergespann und riefen in polnischer Sprache ihrem Herrn den üblichen Morgengruß zu. Mierslewski würdigte sie keines Blickes und die armen ungebildeten Bauern, seit undenklichen Zeiten an solche Behandlung gewöhnt, schienen ebenfalls nicht dabei zu denken, wenn ihre stumpfen Gesichtszüge sie nicht Lügen straften. Nur in den Blicken der unterbuschigen Brauen versteckten Augen funkelte eher die Flamme des Hasses als der Liebe.

Auch Bogecz stand vor dem Thorwege seines Hofes und sah fragend in die langsam nach den verschleierten Karpathen ziehenden Schneewolken. Sein Blick konnte eben so gut eine Frage an Gott sein, in der sich eine heiße glühende Bitte um Gerechtigkeit verbarg, als ein gleichgiltiges Aufschauen nach dem Wetter. Als er die Kalesche des Grafen gewahrte, zog er seine Mütze, grüßte respectvoll und verbeugte sich nach Landessitte. Der Graf ließ halten.

»Guten Morgen, Bogecz,« sprach er mit herablassender Freundlichkeit, die ihm in guten Stunden gar wohl zu Gebote stand. »Gewiß hast Du vor Freude über den Brief Deines Sohnes nicht schlafen können? – Tausend, der Nicol wird eine glänzende Carrière machen. Er kann noch einmal Papst werden, Bogecz.«

»Will's Gott, bei meinen Lebzeiten nicht, Ew. Gnaden,« versetzte Bogecz mit einer Stimme, in der von freudiger Bewegung wenig zu spüren war. »Mir ist's schon nicht recht, daß er Priester geworden und so weit in die Welt gegangen ist.«

»Ach, was fällt Dir ein! Ein junger Mann, der künftig einmal das Volk belehren will, muß in die Welt. Das verstehst Du nur nicht.«

»Mag sein, gnädigster Herr Graf, es macht mir aber doch keine Freude.«

»Warum nicht?«

»Weil der Nicol unterwegs das Herz verloren hat!«

»Dummes Zeug!«

»Oder vielleicht haben sie's dem armen Jungen auch geraubt – ich weiß es nicht! – Kurz und gut, das Ding das da unter unsren linken Rippen klopft und stößt, ist fort – auf- und davongeflogen; wie ein Rothkehlchen, dem man die Flügel nicht verschneidet! – Weiß der Teufel wer die verfluchten Diebe sein mögen! – Wüßte ich sie, beim ewigen Tod, sie sollten in Zeit und Ewigkeit an die Fäuste des alten Bogecz denken und der wunderhätigen Maria vom Czenstochau vor Angst tausend Wachskerzen geloben!«

»Ich sehe schon, Du hast böse Träume gehabt, Bogocz. Leg' Dich nochmals auf's Ohr und schlaf' aus. Es gibt ja ohnehin ein paar Tage nichts zu thun. Adieu, Alter und einen guten Morgen an Deine hübsche melancholische Tochter! – Ich sage Dir, Bogocz, das Mädchen muß heirathen und das bald, sonst verwelkt sie, wie eine Wasserlilie im der Sonne! – Sieh Dich 'mal um nach einem Bräutigam – ich wüßte ganz nette Bursche, z. B. den Forstverwalter beim Grafen Domski.«

Bogeczi sah seinen Gebieter mit unbeschreiblichen Augen an, ohne ein Wort zu erwiedern, der Graf aber grüßte nochmals herablassend und der leichte Wagen rollte im Galopp weiter.

»Dieser Alte,« fuhr Mierslewski zu dem General gewendet fort, »ist in seiner Art ein Original. Der Mensch hat zwar in seinem Leben nichts gelernt, aber an gesundem Menschenverstande, selbst an einem gewissen Scharfsinn fehlt es ihm nicht. Schade, daß man ihm die Bauernhaut nicht ausziehen und eine neue frisch gemachte Menschenjacke anziehen kann! An seinem Starrsinn scheitert der beste Wille, die allerausdauerndste Gutmüthigkeit! – Er ist Schuld, wenn die Tochter, ein wirklich hübsches zartes Kind, unglücklich wird. – Sie liebt und doch wagt sie nicht, ihre Liebe dem Vater zu gestehen, weil sie weiß, daß ihr Auserwählter dem Vater verhaßter ist als alle Teufel zusammengenommen. – Nun wir wollen sehen, was mein so von ungefähr hingeworfenes Wort für Folgen haben wird.«

Nach vierstündigem scharfen Fahren erreichten die beiden Polen den Stammsitz des Grafen Kalugi, ein Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, in halb gothischem Geschmack, mit vielen Thürmchen, Spitzen und Zacken versehen. Der Bau war unregelmäßig, aber von malerischem Aussehen, die einzelnen an und durch einander geschobenen Flügel bildeten ein compactes imposantes Ganze. Ueber dem Haupteingange erhob sich ein dicker runder hoher Thurm, der in einer flachen Zinne, um die mittelalterliche Schießscharten liefen, endigte. Auf dieser Zinne wehte an hohem Flaggenstock das Wappen des stolzen Grafen. Der Raum unmittelbar unter dem flachen Dache war wohnlich eingerichtet und der Aufenthalt des Burgwartes. Hier schwebte vor einem der gothischen Fenster hoch über Schloß und Hof ein collossaler eiserner Korb, in dem der Graf bei stürmischer Winterzeit ein lohendes Kienfeuer anzünden ließ, damit in Schneegestöber oder Nebeldunst sich Verirrende doch Einen Leitstern haben möchten, auf den sie lossteuern könnten. Dieses Leuchtfeuer mitten im Lande war unter dem Volke allgemein bekannt unter dem Namen »das Auge von Melosgora«.

Graf Kalugi empfing die Freunde mit offenen Armen. Man schien mehrere Gäste erwarten, denn im Schlosse war große Bewegung unter der Dienerschaft, und ein schwelgerisches Gastmahl ward vorbereitet.

»Willkommen, Graf, willkommen Herr Geneeral auf Melosgora!« sagte Kalugi, die Freunde Arm in Arm die Treppe hinauf geleitend. »Sie kommen zu rechter Zeit,

um die überraschendsten und – ich kann wohl auch sagen – die erfreulichsten Neuigkeiten zu hören. Aber davon nachher, wenn die Uebrigen, die ich erwarte, herein sind. Auf Sie, meine Wackeren, hatte ich nicht gerechnet, sonst hätte ich ebenfalls einen Eilboten abgeschickt. Aber man muß auch vorsichtig sein, da leider nicht jedem Diener zu trauen ist.«

Ein mit asiatischem Luxus ausgestattetes Gemach nahm jetzt die Freunde auf. Der Schloßherr klingelte und alsbald wurden als stärkender Imbiß ein ausgesuchtes Frühstück und feuriger Tokaier aufgetragen. Der Graf entließ den Diener und machte selbst en Mundschenk.

»Zuerst ein volles Glas auf das Gelingen unseres glorreichen Unternehmens und auf den Untergang unserer Feinde! Auf daß sie ewig verflucht seien!«

Er leerte sein Glas auf einen Zug, Mierslewski und der General blieben nicht zurück. Dann schüttelten sich die drei Männer mit ernster Miene die Hände.

»Gott Lob, endlich ist es so weit!« rief Kalugi, neben dem General auf breiter schwelender Ottomane Platz nehmend. Endlich sind die Knoten geschürzt zu dem Netze, in dem diese verhaßten Oesterreicher und Deutschen wie Drosseln fangen sollen! – Ich beklage nur, daß wir nicht morgen, nicht heut schon losschlagen und die ganze vermaledeite Gesellschaft zum Teufel jagen können! – Und das ist's auch, was mich aufbringt gegen die Freunde in Paris. – Diese verzärtelten Salonmenschen halten zu viel von diplomatischer Spionirerei, von tausendfältig verfilzter Intrigue, statt kräftig zum Schwerte zu greifen,

wie es ächten Söhnen des kriegerischen Sarmatenlandes geziemt, und so lange um sich zu hauen, bis der letzte Feind sterbend am Boden liegt! – Ich hasse die Fremden, weiß Gott, aber in dem Ausspruche: »der Freiheit eine Gasse,« haben sie Recht.«

Kalugi war ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, groß, schlank und dunkelblond. Sein Blick verrieth Kühnheit und Muth, sein ganzes Wesen zeigte von kriegerischer Anlage. Er war unverheirathet und erst seit drei Jahren alleiniger Erbe der großen Besitzungen seines Vaters, auf denen er mit der Willkür eines asiatischen Despoten schaltete und waltete. Auf frühen Reisen hatte Kalugi alle Genüsse reicher Müssiggänger kennen gelernt, hatte die traurige Erfahrung gemacht, daß Besitz großen Vermögens zu den höchsten irdischen Gütern gehört und jedes frevelnde Beginnen rechtfertigt oder entschuldigt. Von Natur herrisch und jähzornig, stolz auf seine Geburt und niedriger Stehende mißachtend, sah er seine armen Unterthanen für Sclaven an und behandelte sie als solche. Er kannte kein Mitleid, keine Schonung, und hätte er nicht die Landesgesetze scheuen müssen, würde er häufig Todtschläge an denen begangen haben, die von ungefähr seinen maßlosen Zorn reizten. Weil er dies nicht konnte, rächte er sich durch grausame Strafen die er über sie verhing. Auf Kalugis Besitzungen regierte die Peitsche und der Stock wie auf den unermeßlichen Gütern eines russischen Fürsten die Knute. Die natürliche Folge dieser Hartherzigkeit war, daß die Bauern den jungen Herrn eben so fürchteten als haßten.

Dieser heftige, dabei aber talentvolle junge Mann war mit Leib und Seele polnischer Patriot und zum großen Theile Urheber aller in Galizien unternommenen Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstande der sprachverwandten sarmatischen Stämme. In Paris, wo er sich vor seines Vaters Tode längere Zeit aufgehalten, hatte er mit der Elite der dort lebenden aristokratischen Emigration die Pläne zur Insurgirung aller polnischen Provinzen mit ausgesonnen und den Feldzugsplan, der dabei verfolgt und beobachtet werden sollte, mit entworfen. Namentlich aber war es Kalugi gewesen, der gegen die Ansicht Vieler, die, wie auch früher, die Revolution nur auf die Kraft der Adelspartei stützen wollten, die Bauern mit in's Spiel zu ziehen vorschlug. Seinen beredten Gründen schlossen sich nach langen Debatten die Häupter der Propaganda an und nun berieth man alle etwa einzuschlagenden Schritte mit großer Behutsamkeit. Kalugi's Berichte, der inzwischen in sein Vaterland zurückgekehrt war, über die bäuerlichen Verhältnisse in Galizien, über die Stellung der Bauern zu ihren Herren lauteten vielversprechend. Der junge heißblutige Graf versicherte wiederholt, daß man sie nach Belieben leiten, zu jedem Schritte veranlassen könne! – Ein Wink genüge, sie zitternd nieder zu werfen, sie blind wüthend gegen jeden zu hetzen, den man ihnen als Feind bezeichne! –

Bei dieser Schilderung hatte Kalugi kein Wort gesprochen von dem Patriotismus der Bauern, sei es, weil er an dessen Vorhandensein unter den unwissenden Leuten nicht glaubte, oder sei es, weil er es für völlig gleichgültig

hielt, weshalb und wodurch man die Massen zum Aufstande bewegte.

Die günstigen Berichte des Grafen hatten zur Folge, daß die Emigration von Paris aus eine Menge Emissäre in alle polnischen Provinzen entsendete und von diesen aufregende Schriften in Form von biblisch gehaltenen Sprüchen wie sie dem Geschmack der rohen Masse am meisten zusagen, überall verbreiten ließ. Kalugi wußte dies, hatte die Pläne der Emigration gutgeheißen und war selbst eifrigst bemüht gewesen, diesen Christen heimlich Eingang unter seinen Bauern zu verschaffen. Daß er damit eine gräßlich im geheim fortwuchernde Saat der Rache leichtsinnig ausstreue, daran dachte der verblendete, nur auf Krieg gegen Oesterreich sinnende junge Mann nicht im Entferntesten.

Es bedurfte nur einer leisen Andeutung von Mierslewski, um diesen wilden Patrioten sogleich zu rückhaltlosen Mittheilungen zu veranlassen.

»Gut, daß es endlich anfängt zu wirken!« sprach er, die Gläser von Neuem füllend. »Ich will Euch jetzt sagen, wie wir verfahren müssen, um möglichst auf gleichem Wege unser großes Ziel zu erreichen. – Der Bauer muß unzufrieden gemacht werden mit seiner Lage – man muß ihn wissen lassen, daß er es ehedem viel besser gehabt und daß er erst seit der Theilung des Vaterlandes in so großes Elend gerathen ist und zwar durch die fremde Regierung! – Er müßte dümmer wie sein Vieh sein, das er mit merkwürdiger Grausamkeit und sichtbarem Vergnügen martert, wenn er nicht den Trieb in sich erwachen

fühlte, die unbequemen Ketten bei guter Gelegenheit abzuschütteln.«

»Ohne Zweifel,« bemerkte Mierslewski, »bedürfen wir des Volkes bei unserem schwierigen Unternehmen, und es kann von unberechenbaren Folgen sein, wenn es gestachelt durch eigenes Interesse sich in den Kampf stürzt, nicht, wie bei früheren Revolutionen, gezwungen durch seine Gebieter; indeß möchte ich doch einige Behutsamkeit bei Behandlung dieses plumpen Thieres, das man Bauer nennt, empfehlen.«

»Wohl gesprochen, Vetter!« rief der General dazwischen. »Diese Frieskittel sind ungeleckte Bären. Wo sie Honig wittern, brechen sie gern ein und fressen sich die Wänste voll! – Ihr thut martialisch klug, wenn Ihr die brummenden Bestien zuweilen mit dem Peitschenstiele in den Köpfen graut! – Sie lernen dann schmunzeln.« –

»Mit Verlaub, Herr General, aber dem muß ich widersprechen,« erwiederte Kalugi. »Druck, harter Druck ist das sicherste Mittel, sie unsern Plänen gewogen zu machen, und naht sich die Zeit der Erhebung, sie wuthschnaubend auf die Fremden zu hetzen. – Ihr sollt Euch freuen, mit welcher Ausdauer diese losgelassenen Halbwilden sich auf die Feinde werfen und in ihren Reihen mit Sense, Gabel und Flegel wüthen werden!«

»Will mir nicht ganz einleuchten, Herr Graf!« sagte kopfschüttelnd der General. »Der Bauer ist zu kurzsichtig – er hält sich an's Nächste. – Was Sie seinen Feind nennen, die Regierung, das sieht er nichts; davon hat er

keinen Begriff. Der ihn quält, der ist sein Feind, gegen den wird er losziehen!«

»Ich glaube gar,« versetzte Kalugi spöttisch lächelnd, »Sie fürchten die dummen Branntweinsäufer! – Meinen Sie etwa, sie könnten widerspenstig zeigen und sich gegen uns auflehnen?«

»Grade das ist meine Meinung.«

»Irrthum, lächerlicher Irrthum!«

Der Graf schellte. Ein Diener öffnete und blieb unter der Thür ehrerbietigt stehen.

»Schicke mir sogleich Marocz und Halam her und sage ihnen, sie sollten Steigbügel, Sattel und Reitgerte mitbringen,« befahl Kalugi.

Der Bediente verbeugte sich und ging, den erhaltenen Auftrag auszurichten.

»Was wollen Sie?« fragte Mierslewski. »Haben Sie einen neuen ungarischen Sattel für Ihren Goldfuchs gekauft?«

»Sie werden es gleich sehen – nur einen Augenblick Geduld.«

Der General runzelte die Stirn und lehnte sich verstimmt an die gothische Fensterbrüstung. Nach kaum zwei Minuten traten zwei untersetzte junge Bursche, kräftig und von Gesundheit strotzend, in's Zimmer, von denen der Eine Sattel Steigbügel und Reitgerte trug. Es waren Stallknechte des Grafen.

»Ew. Gnaden haben befohlen,« sagte Marocz, der Kleinere, »hier sind wir.«

»Wohl Euch, daß Ihr pünktlich seid,« herrschte sie Kalugi mit strenger Stimme an. »Diese Herren hier, meine Freunde, wollen es nicht glauben, daß Ihr es dem besten Schulpferde gleichthut, wenn Ihr gehörig gesattelt und gezäumt seid. Macht es also den Herren vor.«

Die beiden Galizier sahen den Grafen verblüfft und mit offenem Munde an. Sie begriffen durchaus nicht, was er wollte.

»Hunde, seid Ihr taub?« fuhr der Graf auf, vor Zorn erbleichend, »oder soll ich vielleicht erst Eure Glieder einschmieren? – Mir die Gerte Marocz! – Und nun geschwind, nieder auf die Knie, Marocz, und Du, Halam, sattle ihn wie den wildesten Hengst!«

Während er diesen neuen tollem Befehl ertheilte, führte er mit der schweren Gerte verschiedene kräftige Hiebe gegen die beiden Stalle knechte, daß sie vor Schmerz zitterten und ohne den geringsten Widerstand das wahn- sinnige Verlangen ihres despotischen Herrn ausführten.

»Den Leibgurt fester geschnallt,« befahl Kalugi, dem es sichtlich Vergnügen gewährte, seinen Befehl so pünktlich ausgeführt zu sehen. »Das Bischen Leder wird ihm die dicken Lippen nicht zerquetschen. – So! – Und nun, steig auf, Halam, sporne den widerspenstigen Gaul tüchtig und laß ihn die Peitsche fühlen. Vorwärts, Trab!«

Der gequälte Unglückliche mußte auf Händen und Füßen, gesattelt und aufgezäumt, wie ein Pferd, rund um das Zimmer traben, was ohne häufiges Niederfallen nicht zu bewerkstelligen war. Als Scherz wäre der Anblick von Pferd und Reiter höchst possierlich gewesen, hier aber,

wo entsetzlicher Ernst vorherrschte und die Peitsche des Grafen die stolpernden Unglücklichen schonungslos auf Arme, Brust, Kopf und Gesicht traf, daß sie in wenigen Secunden mit blutigen Schwielen bedeckt waren, machte das gräßliche Spiel einen schauerlichen Eindruck. Zwar suchte Mierslewski durch Wink und Wort den Unsinnigen zu beruhigen, allein Kalugi's Vergnügen an der Qual zweier nichtssagender Geschöpfe findend und durch ihre Ungeschicklichkeit bis zur Wildheit erzürnt, ließ sich nicht mehr bändigen. Unerbittlich hetzte er die Keuchenenden, welche aus zahlreichen Wunden die kostbaren Tepiche mit frischem Blute färbten, bald im Trab, bald im Galopp im Zimmer umher, zwang sie zum Aerger Mierslewski's und zum Entsetzen des Generals, wie in einer Reitbahn, rechts und links zu changiren, zu traversiren und allerlei Reiterkunststücke, die ihm durch den Sinn gingen, zu machen. Erst als er sich selbst müde getobt und in solchem Toben wieder beruhigt hatte, gab er sein unmenschliches Treiben auf. Die Zerschlagenen und Geschundenen durften sich Entfernen, was sie erst thaten, nachdem sie zitternd und demüthig den Rock ihres Peinigers ehrfurchtsvoll geküßt hatten.

»Nun, mein lieber Herr General,« sprach Kalugi, sein Weinglas ruhig ausschlüpfend, als habe er eine lästige Fliege verscheucht, »wie gefällt Ihnen diese Volkserziehung? Werden Sie mir jetzt glauben, daß wir mit unsren willenlosen Bauern angeben können, was wir wollen, Sie zu Allem, was uns beliebt, bewegen können?«

»Sie sind zu weit gegangen, Kalugi,« versetzte Mierslewski. »Das kann unserm Unternehmen schaden, kann uns selbst gefährlich werden! – Sie führen hier russische Zucht ein.«

Der General zitterte vor Empörung. Man sah es ihm an, daß er gewaltsam an sich halten mußte, um nicht die Gastfreundschaft zu verletzen, die jedem Polen heilig ist.

»Herr Graf,« sprach er mich gepreßter Stimme, »Sie haben mir allerdings handgreiflich die Ueberzeugung beigebracht, daß Sie auf Ihrem Zimmer unumschränkter Herr Ihrer Dienstleute sind und daß man Sie mehr fürchtet, als den Tod. Ich bewundere Sie, dieser eigenthümlichen Herrschaft wegen, darum beneiden kann ich Sie eben so wenig, als Sie deshalb beglückwünschen. Nur erlauben Sie mir noch, Ihnen hiermit feierlich zu erklären, daß ich zwar Ihren Plänen in keinerlei Weise hinderlich sein, daß ich aber auch nie den geringsten Theil daran haben werde!« –

»Aber Vetter!« rief Mierslewski dazwischen.

Der General achtete nicht darauf, er fuhr ruhig fort:

»Ich bin polnischer Patriot, so gut wie Sie und mein Herz blutet, sehe ich, wie unser Vaterland in den Händen fremder Machthaber mehr und mehr um seine Nationalität gebracht wird, doch nie habe ich mich zu Scheußlichkeiten hinreißen lassen, zum Besten dieses Vaterlandes! – Wer frei sein will und herrschen, junger Mann, der muß vor Allem seinen Leidenschaften gebieten können und seinen Nebenmenschen achten lernen! – Sie wollen ein freies unabhängiges Polen, und erziehen sich dazu

Sclaven? Und mit Hilfe dieser Sclaven glauben Sie einen so heiligen Streit, wie es ein Krieg um's Vaterland ist, beginnen zu können? – O pfui, schämen Sie sich! – Bessern Sie sich aber auch und flehen Sie zu Gott, daß das Blut solcher Unglücklichen nicht dereinst über Sie komme!«

Diese mit grollendem Ernst gesprochenen Worte des alten Kriegers machten doch einigen Eindruck auf Kalugi. Er fühlte, daß er gefehlt hatte, daß er zu weit gegangen war; und wie alle sanguinisch-cholerischen Charaktere, leicht empfänglich, bat er den alten Mann gradezu um Verzeihung und versprach in der Folge nicht mehr so streng und willkürlich mit seinen Unterthanen umzuspringen, ein Versprechen, das er leider in der nächsten Viertelstunde schon wieder vergessen hatte und mithin nicht hielt. Indeß erreichte er damit und durch Zureden des Grafen Mierslewski doch so viel, daß der General nicht stehenden Fußes das Schloß verließ, wozu dieser anfangs fest entschlossen war.

»Vergeben und vergessen! Basta!« rief Kalugi, nachdem der Krieger endlich vollkommen beruhigt zu sein schien. »Ein paar Gulden Schmerzensgeld macht die dummen Teufel noch glücklich und diese sollen sie haben, damit sie sich ein paar Abende hinter einander mit ihren Freunden einen Rausch trinken können.«

»Wie steht es hier mit der Geistlichkeit?« fragte Mierslewski, um das Gespräch wieder auf die politische Frage zurückzuführen. »Ist sie hinreichend unterrichtet und können Sie auf ihre Mitwirkung zählen?«

»So weit meine persönliche Bekanntschaft reicht, stehe ich für Alle ein. Sie wünschen die Insurrection so lebhaft, wie der Adel, obwohl es mir scheint, als sei bei ihnen hinter der politischen Maske noch ein anderer Zweck verborgen!«

»Das kann uns gleichgültig sein, wenn sie nur für uns sind,« sagte Mierslewski. »Und entbehrt können sie nicht werden, wir brauchen sie zur Fanatisirung des Volkes.«

»Ich war anfangs etwas in Sorgen,« bemerkte Kalugi, »denn mit der Geistlichkeit ist nicht gut spaßen! Machte sie böse Miene, so mußte das ganze Unternehmen unterbleiben. Ja, wenn Oesterreich griechisch gesinnt wäre, wie Rußland, dann hätten wir leichtes Spiel gehabt, Revolution aber gegen einen erzkatholischen Staat, gegen ein päpstlich gesinntes Herrscherhaus konnte den Priestern als Felonie gelten!«

»Das haben die pariser polnischen Diplomaten vorausgesehen und deßhalb Vorkehrungen getroffen. Sie zogen sehr bald befreundete Jesuiten in ihr Interesse und als sie sichere Beweise hatten, daß diese mächtige Verbrüderung unter gewissen Bedingungen und Vortheilen der polnischen Angelegenheit sich annehmen werde, beschloß der Adel scheinbar ein Opfer zu bringen. – Sie kennen die Kretowski'sche Angelegenheit und die Folgen, die er bis jetzt gehabt hat. – Diese klugen Herren sind uns vollkommen zugethan und es ist vielleicht das erste Mal seit dem Bestehen des furchtbaren Ordens, daß er sich, ohne es zu ahnen, von Laien als Mittel zu einem großen politischen Zwecke benutzen läßt, während er

der Meinung ist, dieser politische Zweck werde in seiner Hand zu einem Mittel, um durch dasselbe dem Orden eine große Zukunft zu bereiten. – Selbst mein Bruder, der doch wahrlich ein äußerst verschlagener Kopf ist, ahnt nichts. Er schreibt so harmlos, daß ich über solche Kindesunschuld wirklich lächeln mußte!«

»Nehmt Euch nur in Acht, Kinder!« warnte der General. »Den frommen Herren mit den Kreuzen am Gürtel traue ich keine zehn Schritte weit! – Sie waren von jeher Meister in der Verstellungskunst.«

»Wo es ihnen nützte, gewiß,« sagte Mierslewski, »in unserer Angelegenheit können sie dadurch gar nichts gewinnen. Es ist ein reines Geschäft, das wir mit ihnen abgeschlossen haben wobei es uns gleich sein kann, ob sie verlieren oder gewinnen. Sie müssen das selbst einsehen, und da sie bereitwillig darauf eingingen, doch Vortheil davon haben.«

»Nichts desto weniger warne ich Euch nochmals!« sagte der General. »Wer mit Schälken umgeht, darf nicht das Kleid eines ehrlichen Mannes tragen.«

Die beiden Grafen setzten die Unterhaltung noch längere Zeit fort, da jedoch nur Dinge unter ihnen zur Sprache kamen, die uns schon bekannt sind, brechen wir hier ab und kehren mit Mierslewski und dem General auf das Schloß des Ersteren zurück. Kalugi konnte Beide trotz wiederholten Bittens nicht bewegen, die übrigen geladenen Gäste zu erwarten und an schwelgerischer Tafel über die nahe Zukunft Galiziens mit den enthusiastischen Freunden zu berathen.

FÜNTES KAPITEL. UEBERLISTUNG.

Stanislas von Sembronowski pflegte tief in den Tag hinein zu schlafen, denn bei dem sybaritischen Leben, das er seit langen Jahren führte, war ihm üppige Bequemlichkeit zum Bedürfniß geworden. Erst, wenn er dieser Neigung geopfert hatte, fühlte er sich froh und leicht, und es kam ihm dann nicht darauf an, geistigen und körperlichen Strapazen aller Art sich zu unterziehen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Vergangenheit dieses Mannes, der in unserer Geschichte eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Baron Sembronowski war der einzige Sohn und Erbe eines polnischen Starosten,¹ dessen Güterbesitz dem der gräflichen Linie dieses Geschlechts beinahe gleich kam. Beide Linien standen in keinem guten Vernehmen, da, wie wir wissen, die Grafen von Sembronowski eifrige Protestanten waren, während die Barone mit zäher Hartnäckigkeit an der katholischen Kirche festhielten. Dessen ungeachtet wurde Michael als der Aelteste beider Häuser von allen Familiengliedern äußerlich sehr geachtet und, bei Fragen, welche nur die Verhältnisse der Familie betrafen, gewissenhaft zu Rathe gezogen. Ihm war daher nach dem Tode des Starosten auch die Vormundschaft über den damals noch unmündigen Stanislas übertragen worden, dessen überaus lebhaftes und ächt polnisch leichtsinniges Temperament, Uebergriffe mancherlei Art

¹Starost ist ein slawisches Wort, das ursprünglich den Verwalter des Vermögens einer Sippe bezeichnet.

befürchten ließ. Nach erfolgter Mündigkeit blieben diese auch wirklich nicht aus. Der unbändige junge Mann, dem vorschriftsmäßig sein Vermögen ausgeliefert worden war, reiste, mit Courierpferden durch die Welt und verschwendete Unsummen bald durch Wetten, die er verlor, bald im Spiel, bald durch eine, bis zum Wahnsinn getriebene Freigebigkeit. So machte es ihm z. B. ein unaussprechliches Vergnügen, einem armen Kesselflicker, den sein elendes Gewerbe nur spärlich ernährte und der sich aus Verzweiflung dem Trunk ergeben hatte, mehrere tausend Thaler zu schenken mit der Bedingung, daß er täglich aus einem alten Kessel die köstlichsten Speisen genießen, dann aber den allerschlechtesten Branntwein in Massen trinken solle. Natürlich schlug der Unglückliche ein und Stanislas bereitete es nun den größten Genuß, dem widerlichen Treiben des Kesselflickers zusehen und dessen trunkene Tollheiten belachen zu können.

Als Emanuel ihn einige Jahre später kennen lernte, hatten Stanislas Sonderbarkeiten eine andere Richtung genommen. Er war Religionsspötter und Wüstling geworden, beides aus purer Caprice und Langeweile. Sein Glück bei den Frauen war fabelhaft. Das Gerücht behauptete, er könne sie bezaubern, mehrere hätten aus Liebe zu dem herz- und treulosen Manne den Verstand verloren! – Stanislas selbst widersprach diesem Gerücht nicht, vielmehr gab er sich Mühe, den Glauben daran befestigen zu helfen, da es ihm einen dämonischen Anstrich gab. Er ward gefürchtet und gesucht, geflohen und doch begehrt! Wo er sich zeigte, verdunkelte er jeden Andern.

Er machte überall Aufsehen und seine Aussprüche galten für Orakel.

Diese Periode war die glücklichste seines Lebens. In der Schweiz, wohin er sich von Deutschland aus wendete, schloß er sich an die Jesuiten an, heuchelte den frommen Vätern große Glaubensergebenheit vor und versprach sich von der Wahrscheinlichkeit, sie ebenfalls berücken und späterhin auslachen zu können, ungemeines Vergnügen. Allein sein Plan scheiterte an der kalten Klugheit dieser Männer. Stanislas ward durchschaut, beobachtete von dem mächtigen Orden als Feind der Kirche bezeichnet und bald darauf als notorischer Verschwender der Selbstverwaltung seines Vermögens überhoben. Freilich war es den schlauen Vätern nicht angenehm, daß ein Protestant die fernere Verwaltung desselben übernehmen sollte, indeß fügten sie sich stillschweigend in die unabwendbare Nothwendigkeit, forschten jedoch im Stille weiter, um die Verhältnisse der großen Sembronowski'schen Familie genau zu ermitteln, und die Folge dieser Nachforschungen war der Kretowski'sche Vorschlag, den wir kennen.

Niemand ahnte weniger von diesen Umtrieben, als Stanislas. Ermüdet und geärgert verließ er nach dem unerwarteten Schlag, der ihn getroffen hatte, die Schweiz, ging zurück in sein Vaterland und beabsichtigte hier auf den Schlössern des reichen Adels mit seinen schönen und liebenswürdigen Landsmänninnen sich so lange als möglich zu amusiren. In dieser Zeit wollte er recht sparsam

und vernünftig leben, um den gegen ihn geschleuderten Bannfluch recht bald wieder aufgehoben zu sehen.

Dies sind die Grundzüge des abenteuernden Lebens, das Stanislas Sembronowski geführt hatte und dessen er jetzt so überdrüssig war, daß er in der That nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, um neuen Reiz in die ihm ennuyante Erschlaffung zu bringen. Schon war er nahe daran, sich aus reinem Aerger das Leben zu nehmen, als die heimlich angespommene Revolution ihm erwünschten Stoff gab, seiner Galle und seinem Witz über das unzeitgemäße Unternehmen freien Lauf zu lassen. Der Enthusiasmus der Frauen, den er vorzugsweise bespöttelte und die er dadurch ernstlich gegen sich aufbrachte, gewährte ihm unsagbares Vergnügen. Denn er hoffte zuversichtlich, daß sich all' die schönen Zürnenden für ihn sehr bald in hingebend Liebende verwandeln würden.

Kaplarni Joseph, der in weit ausgebreiteter Verbindung fand und als hervorragender Ordensbruder von den bedeutendsten Plänen seiner Obern genau unterrichtet war, kannte die Vergangenheit Sembronowski's wie dessen Vermögensverhältnisse besser als der Baron selbst. Auch war er unterrichtet von den Absichten, welche der Orden in Bezug auf den leichten Polen verfolgte und so kam es denn, daß Stanislas keinen Schritt thun konnte, den der schlaue Kaplan nicht gesehen und überwacht hätte. Ihm entging daher auch nicht die leidenschaftliche

Zuneigung des reichen und kecken Wüstlings zur schönen Gräfin und er freute sich im Stillen darauf, diese verbrecherische Neigung, der er möglichst Vorschub zu leisten bemüht war, für die höheren Zwecke des Ordens zu benutzen.

Beide Gatten pflegten gewöhnlich in Gesellschaft des Baron und Kaplans zu frühstücken, wobei die neuesten Zeitungsnachrichten durchgegangen, wohl auch die Lage Galiziens zur Sprache gebracht wurde. War der Graf verreist, so frühstückte Joseph auf seinem Zimmer allein und machte erst später der Gräfin seine Aufwartung. Er setzte voraus, daß Stanislas als Edelmann und galanter Ritter seinem Beispiele nicht folgen, sondern wie immer das Frühstück auf dem Zimmer der Gräfin einnehmen werde. Er hatte sich nicht geirrt. Zu festgesetzter Stunde ließ der Baron sich melden und ward huldvoll von der Gräfin angenommen. Jetzt verließ auch Joseph sein Zimmer, schlüpfte auf schmaler Wendeltreppe behutsam hinab in das Zimmer des Grafen, das von dem Gemach seiner Gemahlin durch einen Gang geschieden war, der mittelst einer stets geschlossenen Tapetenthür in Verbindung mit dem größeren Corridor fand, und nahm hier in diesem finsternen und nie betretenen Raume als aufmerksamer Lauscher Platz. –

Stanislas glaubte sich nahe am Ziele seiner Wünsche und wollte den günstigen Augenblick nicht unbenutzt

vorübergehen lassen. Mit gewohnter Nonchalance setzte er sich an die Seite der Gräfin und improvisirte ungezwungen ein Gespräch, das die am letzten Abend verhandelten Gegenstände nothwendig berühren mußte.

»Ich glaubte nicht, daß mein stürmischer Herr Vetter so gar große Eile haben würde,« sagte er, mit großem Begehrungen seine Chokolade schlürfend. »Bei Apollo, ich hätte auf wärmeren Wind gewartet. Hu, man friert doch kanibalisch in diesem Bärenlande unserer schönen Muttererde, die man um jeden Preis in den Stand der Freiheit versetzen will. Das arme liebe Land!«

»Sie werden lächerlich, Baron,« sagte die Gräfin ruhig.

»Ich, gnädigste Frau? – Ich lächerlich! – – Aber ich bitte, wie das?«

»Weil Sie immer Ihr Vaterland verspotten und doch nicht den Muth besitzen, seine Grenzen zu überschreiten!«

»Kann ich denn? Bin ich denn nicht gebunden?«

»Ich möchte wissen, wodurch?«

»Und das können Sie fragen, schönste Cousine?«

»Wie Sie hören, lieber Cousin, und ich erwarte, daß Sie mir Antwort geben werden!«

»O, wenn Sie es wünschen, mit Freuden!«

»Nun denn – Sie sehen, ich bin äußerst neugierig!«

»Blicken Sie in meine Augen und Sie wissen es!«

»Erlassen Sie mir diese Farce, lieber Baron, und sagen Sie lieber in düren klaren Worten, was ich doch niemals errathen würde.«

»Wie können Sie so grausam sein!« sagte Stanislas zärtlich flüsternd. »Oder müßte ich dieses Herz wirklich für gefühllos, tieferen Sympathieen für unzugänglich halten? – Ach, theure Cousine, angebetete Emma, können Sie verlangen, daß ich mich selbst aus meinem Himmel verbannen soll?«

Die Gräfin, die ihre Hand der seinigen entwunden hatte, sah ihn streng und verächtlich an.

»Herr Baron,« sagte sie, »zwingen Sie mich nicht, meine Leute herbeizurufen! Ich habe Sie von jeher für einen Charlatan gehalten, mit dem man aus mancherlei Gründen Nachsicht, sogar Mitleid haben müsse, daß Sie aber auch ein Niederträchtiger sein könnten, glaubte ich nicht. – Entfernen Sie sich!«

Stanislas biß sich auf die Lippen, doch dachte er nicht daran, so schnell das Feld zu räumen.

»Verzeihung!« stammelte er, tiefe Niedergeschlagenheit affectirend. »Ich bin ein wahnsinniger Thor – mein Unglück macht mich rasend!«

»Man wird Sie demnach künftig einsperren müssen, um Sie unschädlich zu machen. – Wehe Polen, wenn es viele so entartete Söhne beherbergen sollte!«

»Mein Gott, immer dieser unselige Wahn!« rief Sembronowski, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und ging wie ein Verzweifelnder im Zimmer auf und nieder. »Immer diese fürchterliche Verblendung, die Polens Untergang herbeiführen muß!«

»Besser untergehen als entehrt leben,« sagte die Gräfin. Wer ein polnisches Herz hat, spricht dieses Wort mit vollem Bewußtsein aus.«

»Sei es; unnatürlich bleibt es doch!«

»Und das sagt ein Mann! – O der Schmach!« –

»Ja, schöne Cousine, es sagt's ein Mann, weil die Frauen in Polen ihre Pflicht vergessen haben!«

»Ist Patriotismus, warme, tiefe, ewige Vaterlandsliebe eine Schande?«

»Allgemeine Menschenliebe würde Sie noch mehr zieren, armer gefallener Engel! Ueberließen die Frauen den Männern die Sorge für Vaterland und Politik, dann würde es besser stehen um das Glück des Vaterlandes. – Seit die Frauen politisch geworden sind, haben sie die Grazién der Anmuth, der Liebe, der Mildthätigkeit verlassen!«

»Lieber Baron,« versetzte die Gräfin, »strengen Sie sich nicht weiter an, mich bekehren zu wollen. Ich kenne Ihre Maximen und weiß recht gut, was Sie beabsichtigen. Zum Glück bin ich nicht leichtgläubig genug, um Ihren beweglichen Jammer für wahr zu halten, und Sie, mein armer bethörter Cousin, würden meiner sehr bald überdrüssig werden; da ich durchaus keine Phantasie besitze, um die großartigen Entwürfe fassen zu können, mit denen Sie immer beschäftigt sind. Darum, lieber Cousin, dächte ich, wir schlössen recht nüchtern und prosaisch Frieden mit einander. – Es ist blos ein Vorschlag von mir – ziehen Sie aber vor, neue Kriegsoperationen versuchen zu wollen, so würde ich mich doch wohl in die ärgerliche

Nothwendigkeit versetzt sehen, den Commandanten dieses Schlosses darauf aufmerksam zu machen, und dies könnte einen Ausfall nach sich ziehen; der ein blutiges Ende nähme! – Ueberlegen Sie sich dies mein lieber Cousin, und treffen Sie danach Ihre Anstalten.«

»O undankbares Vaterland!« seufzte Sembronowski einen Schmerz heuchelnd, der die Gräfin beinahe getäuscht hätte. Er machte noch einige Gänge durch das Zimmer und blieb dann vor der Gräfin stehen.

»Wissen Sie,« sprach er entschlossen und mit veränderter Stimme, »wissen Sie unglückliche Frau, daß es jetzt von mir abhängt, Sie und Ihren Gemahl den Händen der strengen Gerechtigkeit zu überliefern? – Seit drei Wochen bin ich täglich und mit Widerwillen Zeuge gewesen der Machinationen, die eine verblendete Adelspartei zum Umsturz der bestehenden Ordnung in Bewegung setzt! – Ich kenne fast alle Namen der am meisten Beteiligten – ich bin von den Mitteln und Wegen unterrichtet, die man einschlagen will, um sich den schützenden Armen Oesterreichs zu entwinden – ich weiß, daß die Rasenden weder Gift noch Dolch sparen wollen, um ihr verbrecherisches Ziel zu erreichen! – Dies Alles, meine schöne, spröde Cousine, weiß ich, besitze ich Schwarz auf Weiß, denn ich war so vorsichtig, nicht unvorbereitet diesen Schritt, den ich jetzt wage, zu thun. – Meine Abneigung gegen eine Revolution kam stets aus meinem Herzen. Ich verabscheue Verschwörungen, verachte den Meuchelmord und verfluche jeden heimlichen Schritt, den man thut, um ihn möglich zu machen! – In diesem Bekenntniß liegt

kein Schimmer von Heuchelei, der ich mich hie und da wohl bedient habe. Mein Bekenntniß ist in diesem speciellen Falle mein Glaube und diesen Glauben will ich jetzt retten, wenn Sie meinen Bitten kein Gehör schenken. – Geben Sie wohl Acht, schöne Emma! – Ich bitte, ich flehe Sie, erwiedern Sie meine feurige, wahrhaft innige Liebe oder – fürchten Sie meine Rache.«

Drohend, von dämonischer Leidenschaftlichkeit ergriffen, stand der unwürdige Stanislas vor der Gräfin, die einer solchen Wendung nicht gewachsen, bleich und zitternd in die Sophakissen zurück sank. Ihr furchtsam aufgeschlagenes Auge stehe in Thränen schwimmend um Erbarmen. Stanislas triumphirte. Ein teuflisches Lächeln flog über seine verstörten Züge und vor ihr nieder kniend fuhr er ungestüm fort:

»Wir sind allein, süße Taube! – – Niemand sieht, Niemand hört uns – – öffne Deine duftenden Lippen und flüstere mir ein einziges sanftes beseligendes Wort der Erhörung, der Liebe zu! – – Emma, Emma, die Geister der Liebe und des Hasses schweben unsichtbar über Deinem Haupte! – Reich mir die Hand und gefesselt für immer soll die Rachegöttin am Boden sich krümmen und umsonst um Befreiung wimmern!«

Die geheime Thüre zu des Grafen Zimmer öffnete sich jetzt und auf leisen Sohlen schlich der Kaplan in's Zimmer. Weder die Gräfin noch Stanislas bemerkten den Pater.

»Sprich, sprich!« drängte der Baron. »Sei mein, reizendes Weib! – Umarme mich! – Niemand ist Zeuge unserer

Vertraulichkeit – wir sind allein – und Gott, den Ihr Thoren immer so sehr scheut, kümmert sich nicht um uns, weil es keinen gibt! –«

»Sie irren, Herr Baron!« sprach der Kaplan mit seiner sonoren Stimmen. »Gott oder einer seiner Gesandten ist immer da, wo Gottlose seinen heiligen Namen lästernd! – Der allwissende Geist, dessen Sie so gern spötteln, hat jedes Ihrer Worte gehört und gewissenhaft eingetragen in das ewige Buch der Gerechtigkeit. – Haben Sie die Güte, Herr Baron, mich jetzt auf mein Zimmer zu begleiten. Ich habe Dinge, von größter Wichtigkeit, mit Ihnen zu besprechen.«

Trotz seiner Gewandtheit war Stanislas über diesen völlig unerwarteten Besuch doch so erstaunt und erschrocken, daß seine gewöhnliche Geistesgegenwart ihn verließ. Aerger und Wuth machten ihn erbleichen, er ballte verstohlen die Faust und gab durch unmerkliche Beugung des stolzen Nackens seine Bereitwilligkeit zu erkennen.

Die Gräfin erröthete vor Zorn und Scham. Aus ihren schönen Augen traf ein inniger Blick des Dankes den ernsten Priester, der ihr willkommener Retter aus so unwürdiger Lage geworden war und sie den Insulten eines Wahnwitzigen entrissen hatte.

»Ich bitte nochmals, Herr Baron,« sagte der Kaplan dringender, »schenken Sie mir auf einige Minuten die Ehre Ihres Besuches!«

»Ich bin bereit, gehen wir!«

»Ich folge,« lächelte Joseph, als Stanislas Miene machte, dem Priester den Vortritt zu lassen. »Mein Stand bringt es mit sich, daß ich mit Willen mich nie überhebe.«

Der Baron ging ingrimmig, ohne die Gräfin eines Blickes zu würdigen, nach der Thür. Der Kaplan folgte ihm auf dem Fuße und warf, ehe er die Thür in's Schloß fallen ließ, der schönen Frau noch freundlich einen ermutigenden Blick zu.

SECHSTES KAPITEL. EDELMANN UND PRIESTER.

Auf diesem Gange kämpften Stolz, Wuth und Aerger im Innern des Barons und nur mit größter Anstrengung konnte er einen gewaltsamen Ausbruch seiner Gefühle gegen den schlauen Kaplan unterdrücken. Im Zimmer angekommen überwältigte ihn aber die Heftigkeit seines Naturells.

»Sie sind ein Niederträchtiger,« geiferte er den Priester an, ungestüm einige Bücher und Scripturen in ohnmächtigem Zorn von dessen Arbeitstische werfend. »O könnte ich Ihnen nur die schwarze Kutte vom Leibe reißen, Sie sollten bald winselnd zu meinen Füßen Ihren verdammten Geist aufgeben!«

»Sobald Sie sich ruhig zeigen, wie es einem Manne geziemt, werde ich Ihnen Antwort geben,« erwiederte der Kaplan, die herabgeworfenen Bücher gelassen zur Seite schiebend und dem Baron gegenüber in seinem Arbeitsstuhle Platz nehmend. »Ueberblicken Sie die letzte halbe Stunde Ihres wenig ehrenvollen Lebens,« fuhr er fort,

»vielleicht finden Sie dann auch für Ihr Benehmen einen bezeichnenden Ausdruck. Im Nothfalle könnte ich Ihnen dabei helfen, müßte ich nicht fürchten, mich durch bloße Aussprache des Ihnen gebührenden Namens zu besudeln.«

»Es kann mir sehr gleichgiltig sein, was ein Priester, der Sclave seines Standes von mir, dem freien Polen, denkt,« erwiederte Stanislas trotzig. »Sagen Sie, was Sie von mir wollen, und ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich Sie nicht mehr kennen will.«

Der Kaplan lächelte.

»Mit Vergnügen, Herr Baron, werde ich Ihnen die Hand dazu bieten,« entgegnete er, »da ich wohl denken kann, daß mein Anblick Ihnen für die Zukunft unangenehm sein muß. – Sie werden reisen Herr Baron!«

»Ich reisen? – Lächerliche Zumuthung! – Ich liebe es nicht, in Schnee- und Nebelwetter durch unsere nordischen Wälder zu kutschiren.«

»Gleichviel, Sie werden dennoch reisen.«

»Vielleicht des Nachts im Traume!«

»Wachend und träumend, Tag und Nacht! – Sie werden schneller reisen als ein russischer Courier.«

»Doch nicht etwa, weil Sie den genialen Einfall hatten, unberufener Weise die Vorsehung, den *Deus ex machina* zu spielen?« grinste höhnisch der erbitterte Stanislas.

»O nein, sondern blos, um Sie vor Schmach und bei läufig vor der gerechten Rache des Grafen zu schützen.«

»Sie sind ein Narr, Herr!«

»Und Sie ein sehr kurzsichtiger Tropf!«

»Hüten Sie sich – ich könnte denn doch vergessen, daß Sie die Kirche bereits geschoren hat und Sie nicht mehr gar lange für Ihre Insulten ungeschoren lassen

»Was Sie thun *könnten*, geht mich nichts an, es handelt hier ganz einfach darum, was Sie thun *sollen*, thun müssen!«

»Sicherlich nichts, als was mir belieben wird, und dies ist, daß ich Ihnen jetzt guten Morgen wünsche.«

»Sie bleiben, Herr Baron!« sagte der Kaplan mit eisigem Ernst, indem er aufstand und Sembronowski, den Weg vertrat.

»Platz, Kaplan, oder Sie fühlen meine Faust!« rief dieser wuthschäumend.

»Gut denn,« erwiederte ungemein höflich zurücktretend der Jesuitenzögling. »Gehen Sie, wenn Sie den Rath eines Freundes nicht hören wollen, allein erstaunen Sie nicht, wenn Graf Mierslewski binnen zwei Stunden von Ihren Galanterieen gegen seine Gemahlin unterrichtet ist. – Glückliche Jagd, Herr Baron!«

Sembronowski kehrte zurück zu seinem Sitze. Mit einer Selbstbeherrschung, die nicht in seiner Natur lag, sprach er:

»Lassen Sie zuvor hören, was Sie mir zu eröffnen haben, Herr Kaplan.«

»Unter der Bedingung, daß Sie keine Spur von Jähzorn zeigen wollen!«

»Meine Hand darauf! Ich verspreche es.«

»Setzen wir uns.«

Beide einander feindlich gesinnte Männer nahmen gegen einander über Platz, der Kaplan suchte unter seinen Papieren, konnte aber das nicht finden, was er begehrte.

»Ach, Sie hätten wohl die Güte, werther Herr Baron,« sagte er höflich zu seinem unfreiwilligen Gaste, »mir jenes Convolut reichen, das dort neben Ihrem Stuhl am Boden liegt?«

Stanislas bückte sich wirklich, hob das vor einigen Minuten durch ihn selbst herabgeworfene Paquet auf und gab es dem Priester. – Der Jesuitenzögling nahm es mit seinem dankbaren Lächeln.

»Sie wissen,« fuhr er fort, den Bindfaden lösend, womit das Paquet umschnürt war, und einige Papiere herausnehmend, »Sie wissen, daß eine allgemeine Erhebung aller polnischen Lande gegenwärtig vorbereitet wird. Wie früher ist der Gedanke zu dieser großen Insurgirung Polens zuerst in den Köpfen patriotischer Aristokraten entstanden, die theils im Lande selbst, theils als Emigranten in Paris und London leben. Man hat ferner, wie Ihnen auch nicht entgangen sein kann, die katholische Geistlichkeit mit dem Plane der Patrioten vertraut gemacht, und deren Beihilfe bei Insurgirung des Volkes, dessen man diesmal nicht entrathen will, beansprucht. Diese nun, hoch erfreut, daß politische und religiöse Zwecke bei dem neuen Aufstande einträchtig Hand in Hand gehen und die große polnische Erhebung zugleich auch eine glorreiche Wiederaufrichtung der katholischen Kirche, die jetzt vielfach geschmäht, angegriffen, mit Füßen getreten wird, zur Folge haben soll, trat bereitwillig bei

und machte sich anheischig, die zu beschaffenden sehr bedeutenden Geldmittel zu garantiren. Damit nun dieser mit so großer Klugheit entworfene Plan verwirklicht werden könne, müssen die Verbündeten, vor Allem zuverlässige unverbrüchlich treue Männer sein. Ein einziger Feigling oder Verräther könnte zur Unzeit den kühnen Bau untergraben und umstürzen! – Von diesem Gesichtspunkte ausgehend und Ihre vor Kurzem gethanen Aeußerungen damit vergleichend, halte ich es für Pflicht und Recht, Sie als einen Abtrünnigen und somit als meinen Gefangenen zu betrachten.«

»Jedenfalls darf ich in dieser Gefangenschaft auf großmüthige Behandlung rechnen,« sagte mit ironischem Lächeln Stanislas.

»Ich bin weit entfernt von aller Grausamkeit,« erwiederte der Kaplan, »mein Wunsch geht einfach dahin, Sie unschädlich zu machen und deshalb will ich Sie benutzen.«

»Priesterliche Großmuth,« sagte der Baron

»Sie kennen die Welt,« fuhr der Kaplan fort, »Sie wissen, gewandt und leicht mit allerlei Volk zu verkehren, und Sie sind verstimmt, daß man Ihnen, ohne zuvor Ihre Meinung zu hören, einen sehr beengenden Zaum angelegt hat. Ich erbiete mich nun, diesen Zaum wenigstens bedeutend zu lockern, wenn Sie in meine Dienste treten wollen.«

»Freie Polen dienen nur Königen und Kaisern!«

»Bisweilen auch ihren Leidenschaften. – Aber mißverstehen Sie mich nicht, Herr Baron! – wird nichts weiter von Ihnen verlangt, als daß Sie nach vorgezeichneter Route eine Reise unternehmen und bald da bald dort einen Brief an Freunde von mir abgeben, die sofort auch die Ihrigen sein und Sie mit ausgezeichneter Freundlichkeit aufnehmen werden.«

»Und welchen persönlichen Vortheil soll ich davon haben?«

»Ihr gegenwärtiger Jahrgehalt, wird auf das Doppelte erhöht werden.«

»Darf man fragen, durch welche Zauberkünste?«

»Ich bedaure, daß ich Ihnen die Antwort auf so bescheidene Frage schuldig bleiden muß.«

»Aber das Ziel der Reise werden Sie mir nennen?«

»Genau kenne ich es gegenwärtig selbst noch nicht; doch kann ich Ihnen versprechen, daß Sie binnen vierzehn Tagen in Paris sein sollen.«

»Sie sind in der That ein bewundernswürdig großmüthiger Feind,« sagte Stanislas. »Gesetzt nun, ich füge mich Ihrem Vorschlage, worüber ich mit mir noch nicht im Reinen bin, was würden Sie wohl thun, wenn ich Sie hinter's Licht führte, Sie und Ihre Freunde, meine revolutionär gesinnten Landsleute, den betreffenden Regierungen verriethe?«

Der Kaplan zuckte die Achseln und versetzte mit großem Gleichmuth:

»Ein derartiger Mißbrauch geschenkten Vertrauens wäre vielleicht ein Unglück für die Sache des Vaterlandes. Ich kann Sie weder daran verhindern, noch es Ihnen bei irgend welcher Ahndung verbieten – ich muß mich auf Ihre Discretion, auf Ihr Gefühl als Pole verlassen.«

»Aber mein Herr, das wäre ja ein grenzenloser Leichtsinn! – Wenn ich nun schlecht sein wollte –«

»Könnten Sie mich in eine sehr üble Stellung zum Vaterlande bringen, sehr richtig. Aber Sie werden nicht so schlecht sein.«

»Wer gibt Ihnen Gewährleistung dafür?«

»Ihr eigenes Interesse – Ihr Wunsch frei und wiederum Herr Ihres ganzen Vermögens zu werden.«

»Ich gestehe, Herr Kaplan, daß ich dieses Band für ein sehr schwaches halte!«

»Vielleicht, dennoch vertraue ich mit größter Ruhe seiner Haltbarkeit.«

»Nun mein lieber Herr Kaplan,« versetzte der Baron »ungeachtet der Unbequemlichkeiten, die mit Reisen im Winter stets verbunden sind, finde Ihr Anerbieten doch so verlockend, daß ich mich zu dessen Annahme bereit erkläre. Täuschen Sie sich in mir, so ist dies ganz allein Ihre Schuld. Ich verbürge mich für nichts, ich verspreche Ihnen nichts – nein im Gegentheil, ich sage Ihnen ganz unverhohlen, daß ich nur nach meinen Launen handeln werde!«

»Ihre Freiheit wird in nichts beschränkt sein, nur den vorgeschriebenen Weg müssen Sie einhalten.«

»Und wenn ich es auch mit dieser Vorschrift nicht gar so genau nehme?«

»Haben Sie die Folgen auf Ihren Kopf zu nehmen! Ich warne Sie, Herr Baron, und kann im Falle solchen Ungehorsames für nichts stehen!«

»Ha ha, ha! Sie werden spaßhaft! – Ich komme mir vor wie ein Kind, dem man weiß machen will, ein Schornsteinfeger sei der leibhaftige Satan!«

»Dennoch, werther Herr Baron, wird es klug sein, Sie weichen weder zur Rechten noch zur Linken von ihrer Reiseroute ab!«

»Schon gut! – Ich will unterwegs darüber nachdenken.
– Welchen Tag soll die Reise beginnen?«

»Welchen Tag? – Ei, mein Gott, in dieser Stunde!«

»Unmöglich!«

»Gewiß! – Nicht eine Minute länger dürfen Sie weilen.«

»Aber das ist ja Tyrannei!«

»Nicht im Geringsten – es ist ein Uebereinkommen, – Erfüllung eines Contractes.«

»Der noch nicht vollzogen ist!«

»Sehr wahr,« sagte der Kaplan, »und wenn Sie dabei beeinträchtigt zu werden glauben, steht es Ihnen noch frei, zurückzutreten. Nur bedenken Sie wohl, Herr Baron, daß ich Sie alsdann als Verräther verhafte und mit einigen Nebenbemerkungen dem Grafen überliefere.«

»Sie sind ein Teufel!« knirschte der Baron.

»Im Gegentheil, ich bin Priester und abgesagter Feind aller Teufel! – Wenn es also gefällig ist, sollen Sie von

jetzt an gerechnet in spätestens einer Stunde aus dem Schloßthore fahren.«

»Sie werden in so kurzer Zeit Ihre Briefe nicht einmal siegeln, viel weniger schreiben können.«

»Zum Glück ist Letzteres nicht nöthig – sie sind schon geschrieben. Nur einige Notizen in Bezug auf den vornehmen Ueberbringer derselben habe ich noch beizufügen.«

»Aha! – Das Signalement des verdächtigen Verdächtigen.«

»Behüte Gott! – Nichts weiter, als dringende Empfehlungen eines ergebenen Freundes.«

»Wohlan denn,« sagte Stanislas, der den glatten Händen des gewandten Kaplans zu entschlüpfen nicht hoffen durfte, »wohlan, ich will aus freier Entschließung Ihr Courier sein und binnen einer Stunde die Reise antreten. Ich eile, mich zu rüsten und zuvor meiner liebenswürdigen Cousine mich zu empfehlen.«

»Bemühen Sie sich deshalb nicht, Herr Baron,« sagte der Kaplan mit außergewöhnlicher Freundlichkeit. »Ihren Entschluß voraussehend, habe ich befohlen daß man alle Ihre Effecten und Kleider in eins meiner Zimmer schaffe. Hier können Sie nachsehen, sich umkleiden und mit größter Bequemlichkeit alle Vorkehrungen zu einer schnellen Abreise treffen.«

»Aber ich kann doch das Schloß nicht wie ein Dieb verlassen, der sich scheut, einem ehrlichen Menschen zu begegnen! Was müßte die Gräfin von mir denken?«

»Sie würde Sie für einen zwar etwas ungestümen aber doch nicht allen Zartgefühles entbehrenden Mann halten! – Verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie der Frau Gräfin angelegentlichst empfehlen und genügend bei ihr entschuldigen werde.«

Stanislas senkte schweigend die Augen. Er war offenbar unschlüssig, ob er sich dem Ansinnen des eigensinnigen Priesters fügen oder sich ihm gewaltsam widersetzen sollte. Sein Stolz rieth ihm zu Letzterem, wogegen sein Hang zu sorglosem, herumvagabondirenden Leben die von dem Priester ihm eröffnete Laufbahn in rosigstem Lichte erscheinen ließ. Auch hoffte er, einmal den Händen dieses Mannes entschlüpft, Zeit und Gelegenheit zu schicklicher Rache zu finden und dann, gelobte er mit stillen Schwüren, den Verhaßten langsam zu Tode zu quälen. – Daß der Kaplan in allen Dingen wahr gesprochen habe, glaubte er nicht, am allerwenigsten in Bezug auf Abänderung der zu erhaltenden Reiseroute. Er nahm sich daher bestimmt vor, sobald erst Deutschland hinter ihm liegen würde, seine Reise ganz nach Gudücken einzurichten. Darüber mit sich einig, blickte er entschlossen wieder auf, reichte dem Kaplan die Hand und sagte:

»Nun meinetwegen! – Ich verpflichte mich durch diesen Handschlag, Ihre Aufträge nach besten Kräften und den erhaltenen Vorschriften gemäß zu vollziehen unter der Bedingung, daß Sie dagegen an Eides Statt versprechen, mir eine freiere Disposition über mein Vermögen zu ermitteln.«

»Das verspreche ich,« sagte der Kaplan und drückte Stanislas von Sembronowski die Hand. Dann begleitete er seinen neu angeworbenen Courier durch zwei Zimmer, verschloß auf dem Rückwege vorsichtig alle Thüren und setzte sich wieder an seinen Arbeitstisch.

Auf den Gesichtszügen des Jesuitenzöglings sprach sich eine großer Zufriedenheit aus. Er überließ sich einige Minuten stillem Nachdenken, dann nahm er eine Menge schon vollendeter Briefe vor, fügte Aedem eine kurze Nachschrift bei und siegelte sie. Dabei beobachtete er keinerlei Vorsicht, wie dies Leute zu thun pflegen, welche argwöhnen, daß irgend ein Unberufener Lust verspüren sollte, sich heimlich mit dem Inhalt der Briefe bekannt zu machen. Nach Vollendung dieses Geschäftes legte er seine goldene Cylinderuhr auf den Tisch und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die vorwärts rückenden Zeiger.

»Gott Lob, das wäre gelungen!« sagte der Kaplan. »Der unbesonnene Mann ist unschädlich gemacht, wie er sich auch gebehrden mag. Er läuft in einem Reifen, den er nie mehr sprengen kann, und so muß er uns, selbst gegen seinen Wunsch und Willen dienen! – Warten wir nun ab, wie die Brüder in Rom dem finstern Ketzer im Gebirg beikommen!« –

Die Uhr repetirte. Der Kaplan stand auf, nahm die bereit liegenden Briefe, umwickelte sie mit grüner Seidenschnur und ging nach dem Zimmer des Barons. Dieser stand reisefertig am Fenster. Auf dem Hofe stampften vier muthige Rosse vor dem bequemen Reisewagen.

»Man könnte wirklich versucht werden, Sie für einen Hexenmeister zu halten,« sagte Stanislas lachend, »wenn man ohne vorausgegangene Befehle jeden Wunsch in Erfüllung gehen sieht! Ich beneide Sie um diese Kunst oder um Ihre Verbindungen!«

»Es ist ganz einfach die Kunst der Ordnung und des Gehorsams,« erwiederte der Kaplan. »Befleißigte sich die menschliche Gesellschaft allgemein derselben, so würden wir zwei Drittheile aller Unglücksfälle und Täuschungen nicht zu beklagen haben und um Vieles glücklicher und zuversichtlicher leben.«

Er zog dem Klingelzug, befahl dem Bedienten, die bereitstehenden Koffer aufzuschnallen und trat dann neben Stanislas an's Fenster, der den Priester in allen Dingen gewähren ließ.

»Haben Sie jetzt die Güte, verehrter Herr Baron,« sagte er »diese Briefe in Empfang zu nehmen. Die Adressen derselben werden die Stelle einer spezifircirten Reiseroute vertreten. Ich habe sie geordnet den Städten nach, die Sie berühren müssen – Krakau, Thorn, Posen, Berlin, Frankfurt am Main, Straßburg, Paris, Lyon; Genf, Bern, Turin, Modena, Florenz und Rom. – Es wird nicht verlangt, daß Sie diese sehr anstrengende Reise persönlich zurücklegen. In Paris wird Sie ein Anderer ablösen, wenn Sie dort auszuruhen wünschen. Nur bis dorthin bitte ich um Eile, und – vor Alem um gewissenhaftes Einhalten der kürzesten Poststraßen! – Leben Sit wohl und reisen Sie glücklich!«

»Adieu und tausend Grüße der schönen Gräfin,« sagte der Baron. »Sie sollen mit mir zufrieden sein.«

Stanislas stieg in den Wagen, schnaubend sprengten die Rosse an.

»Ich werde mit Dir am zufriedensten sein,« murmelte der Priester, »wenn Du alle Vorschriften übertrittst. – Du bist uns dann nicht mehr gefährlich.«

SIEBENTES KAPITEL. VATER UND TOCHTER.

Der freundliche Leser erinnert sich, daß Graf Mierslewski auf seiner Fahrt nach Kalugi's alterthümlichen Feudalschlosse den trotzigen Bogecz traf und diesem den menschenfreundlichen Wink gab, seine hübsche melancholische Tochter mit dem Forstverwalter seines Nachbarn zu verheirathen. Mierslewski wartete die Antwort des gewesenen Soldaten nicht ab und sah daher auch nicht den furchtbaren Blick, der im Auge des unzufriedenen, tief erbitterten galizischen Bauers aufloderte.

»Er höhnt mich – der Elende,« murmelte Bogecz durch die Zähne. »Und ich bin ihm doch immer ein treuer und williger Unterthan gewesen!«

Betrübt ließ er den Kopf auf seine breite Brust herabsinken, als zieme es ihm nicht, den Blick frei zum Himmel aufzuschlagen. Bald aber machte ein neuer Gedanke ihn zusammen fahren und an allen Gliedern wie Espenlaub zittern. Er verschwand in der lochartigen Thür,

aus welcher beizende Rauchwolken in die kalte Nebel-luft aufwallten. Schnell stieg Bogecz die schmale schad-hafte Treppe hinauf, die unter dem Gewicht seines ge-waltigen Körpers erbebte, und ging nach einem seines Verschlage unter dem niedrigen Dache, dessen Schoben-decke von Windstößen vielfach durchbrochen war und Schnee und Regen freien Durchgang gestattete. Nur ein dichter langjähriger Ueberzug wachernden Mooses und geiler Schmarotzerpflanzen hielt die halbverweste Stroh-decke auf dem Lattengerüst noch nothdürftig zusammen.

Dieser Verschlag war die Kammer seiner Tochter. Er enthielt nichts als ein Strohlager, mit Lacken grober weißgrauer Leinwand überbreitet, das dem armen Kin-des zur nächtlichen Ruhestätte diente, einen Schemel, einen buntbemalten Kasten zur Aufbewahrung ihrer we-nigen Kleidungsstücke und Habseligkeiten, und an der wackelnden Balkenwand ein Madonnenbild, das von ei-nem Kranz verwelkter Kornblumen und Binsen umwun-den war und unter dem in der durchsichtigen Hülfe eines Medicinglases das blaue Flämmchen eines Binsenlichtes brannte.

Hedwig kniete unter dem Bilde der Gottesmutter, als ihr Vater in die ärmliche Kammer trat. Sie sprach ihr Mor-gengebet und zwar aus so vollem Herzen, mit so tiefer Andacht, daß die Außenwelt ganz vor ihr verschwand und sie rein und lauter mit dem Geist der Liebe und Gna-de verkehrte. Thränen, ob des Dankes oder des Kummers

wissen wir nicht, träufelten in zwei glänzenden Perlenbächen über ihre zarten bleichen Wangen herab und fielen auf Ihren jungfräulichen Busen, der in reizender Fülle unter dem groben Gewande, das ihn kaum bedeckte, hervorschimmerte.

Bei diesem rührenden Anblick blieb Bogecz am der Thüre stehen. Die ungeheuchelte Frömmigkeit des sanften Mädchens besänftigte seinen kochenden Zorn und einen Augenblick lang war er nahe daran, die Betende nicht zu stören und die Bemerkung des Grafen als einen nichtssagenden Einfall geflissentlich zu vergessen. Aber sein wildes Blut siegte über die Mahnungen der Vernunft. Er gedachte der erlittenen Schmach, der entehrenden Strafe, des neulich erst wieder erlebten frechen Hohnes seines übermüthigen Peinigers, und lieber wollte er für alle Ewigkeit ein Genosse der Verdammten werden, als diesem Unmenschen die Hand zur Versöhnung reichen, oder wohl gar gestatten, daß er sein Kind, seine geliebte zarte Hedwig als Gatte umarme. –

Festen Schrittes trat er daher hinter das betende, in heiligende Andacht versunkene Mädchen und berührte mit seiner harten Hand ihre seidenweichen dunkelblonden Locken, die ungeordnet in glänzenden Wellen über den Rücken herabhingen und auf dem schwarzen Lehmboden der Kammer wie ein Häufchen Goldschaum gesammelt lagen.

»Zu wem betest Du, Hedwig?« fragte er mit bewegter Stimme.

Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen, da es ihr etwas ganz Ungewohntes war, so plump und grausam in ihrer sie begleitenden und für die Mühen des ganzen Tages stärkenden Morgenandacht gestört zu werden. Ein Blick des Vorwurfs, durch Thränen schimmernd, traf den grimmigen Bauer, und indem Sie zu lächeln versuchte, sagte sie flehentlich:

»O Vater – laß mich in meinem Himmel!«

Und das verklärter Madonnengesicht dem schlechten Bild der bekränzten heiligen Jungfrau wieder zukehrend, fuhr sie fort, ihre bescheidenen und unschuldigen Kindesbitten der Himmelskönigin vorzutragen und die schwarzen Korallen des Rosenkranzes, der wie eine feingegliederte Schlange sich um die alabasterweißen Finger schmiegte, inbrünstig an ihre bebenden Lippen zu drücken.

»Zu wem betest Du?« wiederholte Bogecz heftiger und schüttelte die knieende Tochter bei der Schulter.

»Zu unser Aller Fürsprecherin – zur gnädigsten Mutter des Heilandes! – Aber, was ist geschehen, Vater! – – Du zitterst und Deine Augen glühen wie feurige Kohlen.«

»Und für wen betest Du?« schrie Bogecz, auf die Worte der schüchternen Tochter, die noch immer vor der Madonna auf den Knieen lag, nicht achtend.

»Ach,« erwiederte Hedwig schluchzend, »ich sehe jetzt wohl ein, daß ich ein sündenbehaftetes Kind bin! – – Ich betete für mich, nur für mich, weil ich mich so elend fühlte – – und meiner armen Aeltern gedachte nicht! – – – O vergib, heilige Jungfrau und Du, Vater, zürne mir nicht –

- O laß mich allein, Vater, damit ich mich wieder sammle und auch für Dich und die Mutter Heil und Segen vom Himmel erflehe.«

Vom Druck der schweren Hand ihres Vaters zur Seite gebogen kehrte Hedwig ihr Engelsgesicht jetzt Bogecz zu, und weil sie noch immer ihre mit dem Rosenkranz umschlungenen Hände gefaltet hatte, schien es, als flehe sie den zürnenden Mann um Erbarmen der in abschreckender Wildheit vor ihr stand und mehr einem Dämon, als einem Menschen glich.

»Geh, ehrlose Dirne, Du heuchelst!« schrie jetzt Bogecz auf. »Für Deinen verworfenen Geliebten, den Sohn der Hölle, hast Du Gebete im Herzen und auf den Lippen, aber für Deinen alten unglücklichen entehrten Vater findest Du keine Worte der Fürbitte! – O geh, geh – – ich verstöße Dich!«

»Vater!« jammerte Hedwig, die Füße des Zürnenden mit beiden Händen umklammernd. »O Vater, was habe ich Dir gethan, daß Du so grausam bist?«

»Du liebst! – Ha, Du zuckst zusammen, Kind der Sünde? – – Nun und wen liebst Du? – – Wer ist der Elende, dem Du angehören möchtest?«

»Ist es ein Verbrechen, zu lieben?« entgegnete Hedwig, den ingrimmigen Vater unverwandt mit ihren großen Augen ansehend. »Ich liebe die ganze Menschheit, wie Christus uns befohlen hat.«

»Aber ihn den Gottverfluchten, ihn vor Allen! – – O, daß Dich die Würmer gefressen hätten im Schooße der Mutter!«

»Du bist fürchterlich, Vater,« stammelte entsetzt die Tochter und rutschte auf den Knieen rückwärts bis an die Balkenwand. Grad über ihr hing das schlecht gemalte vom Binsenlicht trüb beleuchtete Bild der Madonna. »Wen meinst Du? – Wen verfolgst Du mit so gräßlichem Fluche?«

»Ihn, unter dessen Peitsche ich blutete!« knirschte Bogecz.

»Ha, den Forstverwalter auf Dobrczielce!«

»Den Buben Godornik!« flüsterte der Bauer.

»Er ist unglücklich,« sagte Hedwig mit gesenktem Blick und eine feine Röthe überflog ihre blassen Wangen. »Die Unglücklichen sollen wir schonen.«

Bogecz bemühte sich ruhig zu bleiben. Er trat der an der Balkenwand knieenden Tochter näher und indem er auf das Bild der Gottesmutter zeigte, sagte er:

»Glaubst Du an die heilige Jungfrau?«

»Wie an meine Seele, durch die ich lebe!«

»Schwöre bei ihrer Gnade und bei Deiner Verdammniß!«

»Was soll ich schwören, Vater?«

»Daß Du Godornik hassest – daß Du ihm fluchst – daß Du ihm tausendfaches Weh und dreitausendfach qualvollen Tod wünschest! – Schwöre!«

»Ich kann nicht, Vater,« stammelte das unglückliche Mädchen.

»Warum? – Er ist ein Fremder, ein Herrenknecht – er geht Dich nichts an.«

»Aber –«

»Aber?«

»Ich – bin ihm – gut!«

»O daß Deine Seiles ein Irrlicht würde für dieses Wort und über sumpfigem Moor rastlos auf und ab wanderte, bis allen Sündern vergeben ist am jüngsten Tage.«

Hedwig verhüllte sich die Augen. Sie wagte nicht mehr den entsetzlichen Vater anzusehen, – sein Fluch klang wieder in ihr und hallte fort in ihrem Herzen, wie das richtende Wort des Ewigen. Halb bewußtlos bat sie die heilige Jungfrau um einen schnellen schmerzlosen Tod.

Nach einer kurzen Pause, in welcher Bogecz einen Entschluß gefaßt zu haben schien, riß er die zitternde Tochter vom Boden auf und drängte sie aus der Kammer nach einer verschlossenen Dachlücke, deren Thür er mit dem Fuße aufstieß.

»Liebst Du Godornik?« fragte er sie nochmals barsch.

»Ich weiß nicht,« wimmerte Hedwig, sich fest an den groben Friesrock des ungestümen Vaters klammernd.

»Du weißt es nicht – ha, ha, ha – und gestehst doch, daß Du ihm gut bist!«

»Ich mag ihn gern, denn – denn er liebt mich!«

»Und besucht Dich heimlich – nicht wahr?«

»Er wollte – aber ich ließ es nicht zu.«

»Und wo, mein sittsames, schüchternes Täubchen, fand diese zärtliche Besprechung statt?«

»Auf dem Tarnower Markte.«

»Wann?«

»O lange, lange – schon im Sommer.«

»Und Du errötest nicht vor Schaam, wenn Du an das gedachtest, was Deinem Vater von diesem Buben geschehen war?«

»Ich wies ihn ab, aber er bat so sehr – er wünschte Dich zu versöhnen – Dir Gutes zu thun – sein Unrecht, das er im trunkenen Muth verübt, Dir abzubitten! – Ach, sein Schmerz rührte mich – und der Worte unserer Kirche gedenkend, die ja fordert, daß wir allen Feinden vergeben sollen, mußte ich auch ihm vergeben. – – O Vater, Godor-nik ist nicht böse, nicht schlecht, ihn beherrscht nur der Zorn, wie – wie Dich!«

»Eben deshalb taugen wir nicht für einander, versetzte Bogecz ruhiger. »Ich kann und will ihn nicht sehen, nichts von ihm hören, und ich verbiete Dir hiermit allen Verkehr und Umgang mit dem von mir Verfluchten. Uebertrittst Du mein Gebot, so geschieht, was ich Dir jetzt sage! – Ich schleppe Dich hierher und knüpfe Dich an den äußersten Enden Deiner Haare hier an den Globen, und da sollst Du hängen ohne Speise und Trank, bis das Gewicht Deines Körpers die dünnen Seile zerreißt und Du hinabstürzest in die unten aufgestemmten Sensen oder bis Dich die Raben und Dohlen lebendig fressen! – Merke Dir's – ich halte Wort!« –

Während Bogecz diese Drohung aussprach, war eben die Sonne aufgegangen und spielte, durch finsternes Gewölk brechend, mit ihren bluthig rothen Strahlen auf den vor dem Hause kreuzweis aufgestellten Sensen. Hedwig schauderte zusammen und klemmte sich fester an das Kleid ihres unversöhnlichen Vaters.

»O sei barmherzig! Sei barmherzig!« flehte sie. »Ein gefährlicher Feind wird oft der zuverlässigste Freund!«

»Den Freund muß ich lieben und schonen, den Feind kann ich hassen und – tödten!«

»Du wirst es nicht, Vater – Du wirst Godornik vergeben! – – O es ist so süß zu vergeben und zu lieben! – Es macht uns so glücklich!« –

»Ich verlange nicht nach Glück – ich wünsche und suche Rache! – Ein geschlagener Mann vergibt nie!«

»Räche Dich an mir – nur schone ihn!« bat Hedwig und erhob weinend die Hände zu Bogecz.

»Er stirbt durch meine Hand, bei dem blutigen Auge Gottes, das dort aufblitzt über finstern Nebelwällen! Er stirbt und Du folgst ihm, wenn Du mein Gebot übertrittst.«

»O so tödte mich gleich, denn ich kann es nicht halten – ich kann Godornik nicht hassen!«

»Zwinge Dich und Du wirst es können – aus Liebe zu Deinem Vater.«

»Wenn ich ihn verlasse, ihn verstoße, wird er Dir Böses zufügen! – Er ist so heftig!«

»Desto besser – so habe mehr Grund ihn aus der Welt zu schaffen. – Geh und gehorche!«

Mit raschem Druck streifte er die Hände seines Kindes von sich, stieß es zurück und verließ den Boden.

Hedwig blieb gänzlich verstört geraume Zeit an der offenen Lucke knieen. Als er wieder zu sich kam und ihre trostlose Lage mit klarem Geiste überlegen konnte, fühlte sie sich unaussprechlich elend. Sie wünschte sich den Tod

und hätte doch auch gern noch leben mögen, um dem Bedrohten die Gefahr zu melden, die seiner wartete. Ströme von Thränen vergießend schleppte sie sich wieder unter das Bild der Gottesmutter, in ihrer kleinen Dachkammer, warf sich vor derselben nieder und betete so lange und heiß zu ihr, bis die entsetzliche Gegenwart vor dem Auge ihres Geistes verschwand und sie in einer reineren Lichtatmosphäre wandelte. Im Eifer ihres Gebetes gelobte das unschuldige Mädchen, wenn sie je noch glücklich werden, ihr Vater Godornik verzeihen und ihren Bund mit dem geliebten Manne segnen solle, der heiligen Jungfrau das erste Pfand ihrer Liebe dankend darzubringen und es dem strengsten Dienst der Kirche zu weihen.

Das Gebet stärkte Hedwig. Beruhigt, ihre Thränen trocknend stand sie auf und stieg die schwanke, knarrende Treppe hinab, um die Sorgen und schweren Arbeiten im Hause mit ihrer unliebenswürdigen Mutter zu theilen.

ACHTES KAPITEL. EIN MÄDCHENHERZ.

An Fleiß und strengen Gehorsam von Kindheit an gewöhnt, fühlte Hedwig ein nie geahntes Bangen bei dem Gedanken, daß es ihr unmöglich sein würde, die Befehle des harten Vaters zu befolgen. Auch konnte sie dieselben mit ihren Begriffen von Nächstenliebe, von Billigkeit und christlicher Milde nicht in Einklang bringen, und dies verursachte ihr noch mehr Unruhe und Gewissensscrupel.

Um der Mutter nicht merken zu lassen, was sie quäle, arbeitete sie mit leidenschaftlicher Ausdauer. Vater und Brüder waren die größere Hälfte des Tages nicht daheim,

was sie einigermaßen ermuthigte, da sie sich unbelauscht wußte. Denn Hela gab selten auf die Tochter Acht, da sie nach Art ungebildeter alter Weiber mit ihren Grillen fast ausschließlich beschäftigt war.

So verging der Tag, ohne daß an Hedwigs gewöhnlichem Betragen eine auffallende Veränderung zu bemerken gewesen wäre. Sie war still, wie sonst, seufzte bisweilen heimlich, zeigte aber weder größere Niedergeschlagenheit noch aufgeregteres Wesen. Bei der kargen Abendmahlzeit, an welcher Bogecz und Jacob theilnahmen, schien sie dem Vater eher munterer und frischer als andere Tage, woraus er folgerte, daß sich der kleine Unverstand wohl besonnen haben möge. Sie wies die Branntweinflasche, das einzige Labsal dieser beklagenswerthen Menschen, nicht von sich, wenn sie der Reihe nach umgehend, an sie kam, und von dem ungewohnten reichlichen Genuß dieses scheußlichen Giftes aufgeregts, funkelten ihre großen Augen in schauerlichem Feuer.

Um Holz und Licht zu sparen, ging die Familie zeitig zu Bett. Auch Hedwig kroch in ihren Verschlag, verriegelte von Innen die Thür und kniete dann zum Nachtgebet vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, nachdem sie das kleine Binsenlicht in der Medicinflasche angezündet hatte.

Das leidenschaftlich bewegte Mädchen, das im Laufe des Tages einen kühnen Entschluß gefaßt hatte, betete heut nicht ruhig, in Gottes weise Fügungen demüthig ergeben, wie sonst, sondern ungestüm, stürmisch, wildfordernd. Ihr Gebet glich mehr einem Kampf, als einer Bitte.

Sie rang die Hände wie in Verzweiflung, sie zitterte fieberhaft an allen Gliedern, ihre sonst so schönen Augen rollten entzündet in wilder Verzückung.

Wohl eine halbe Stunde lag sie so ringend und kämpfend vor dem Muttergottesbilde auf den Knieen. Körperlich ermattet, aber geistig gestärkt, wie ihre entschlossene Miene anzeigte, stand sie auf und entriegelte die Thür ihres Kämmerlein. Sie horchte einige Secunden lang, ob sich etwas rege im Hause. Da Alles still blieb, schlüpfte sie barfuß über den Estrich, tänzelte auf den Fußzehen bis zur Kammerthür ihrer Aeltern und legte lauschend ihr feines Ohr an das Schlüsselloch. Regelmäßiges tiefes und starkes Athemholen verkündigte dem Mädchen, daß ihr Vater in festem Schlafe liege. –

Leicht wie eine Gazelle flog sie nun zurück in ihre Kammer, schlängelte ein buntgewürfeltes Tuch um ihre reizenden Haare, ein anderes um Nacken und Busen, nahm ihre Holzschuhe auf, warf nochmals einen flehenden Blick auf die Himmelskönigin, bekreuzte sich und löschte das bläulich flimmernde Binsenlicht. Darauf verließ sie den Verschlag, schlich mit größter Behutsamkeit nach der Treppe, die sie mit der behenden Leichtigkeit einer Katze hinabstieg, ohne daß sie ein einziges Mal unter den gleitenden Fußberührungen des Mädchens knarrte, und schöpfte nun auf der finstern Flur beruhigt Athem.

Im Wohnzimmer schlief Jacob, ihr Bruder. Dieser hatte, wie sie wußte, einen sehr leisen Schlaf, der beim geringsten Geräusch gestört ward. Sie bedurfte also doppelter Vorsicht, wenn sie ihren Entschluß ausführen wollte.

Das Glück begünstigte sie – Jacob schnarchte, daß man es draußen im Hofe hören mußte, und da er viel Branntwein genossen hatte, durfte sie annehmen, daß dieser erste Schlaf betäubender und fester sein werde, als es bei ihrem Bruder gewöhnlich der Fall war. Geschwind entriegelte Hedwig die Hausthür, überschritt die Schwelle und zog die Thüre hinter sich wieder fest an.

Die Nacht war still und ziemlich hell. Der »Himmelswagen«, wie der Landmann das Gestirn des »großen Bären« nennt und die flammende Sternengruppe des Orion standen leuchtend am dunkeln Himmel und warfen einen Schimmer von Licht auch auf die Erde. Am Gebirge zogen weißliche Wolken vorüber, die hohen Kuppen des Tatra waren dicht mit schwarzen drohenden Nebelmassen verhüllt. Es fror stark, der Schnee glitzerte und sah aus Millionen buntflimmernden Augen das vorüber-eilende Mädchen an.

In einiger Entfernung von der älterlichen Behausung zog Hedwig ihre mitgenommenen Holzschuhe an. Sie war die kleine Strecke barfuß über den kalten knisternen Schnee gelaufen, ohne in ihrer Unruhe und fieberhaften Erregung die beißende Kälte gefühlt zu haben.

Kein Laut rührte sich im Dorfe. Die ärmlichen Hütten waren wie ausgestorben. Nicht einmal ein Hund schlug an, aufgeschreckt durch die knisternden Schritte des eilig vorüberwandelnden Mädchens. Nur jenseits des Dorfes in den stolzaufsteigenden Steinmassen des Schlosses, dessen helle große Fenster wie geschliffene Silberplatten

im Schein der Sterne glänzten, zeigten sich einige Abtheilungen von vielen Lichtflammen erleuchtet, und von der andern den Gebirgen zugekehrten Seite, die nur spärlich bewohnt und stellenweise mit verschlungenem Urwald-dickicht bedeckt war, ließen sie eigenthümlich unheimliche in bestimmten Pausen wiederkehrende Töne hören, die unbeschreiblich schauerlich auf den wogenden Luftwellen fortrollten. Hedwig waren diese Töne bekannt – sie wußte, daß Wölfe auf nächtlichen Raub ausgehend ihre waldigen Schlupfwinkel verließen! – Dennoch überlief das junge siebzehnjährige Mädchen kein Schauer der Furcht. Sie wußte sich auf frommen Wegen und glaubte nicht, daß auf so gottgefälligem Gange ihr irgend etwas Böses begegnen oder ein schwerer Unfall zustoßen könne.

Hedwig wanderte nach Dobrczielce in der Absicht, den Forstverwalter Godornik, der ihr so viele Zeichen aufrichtiger Zuneigung gegeben hatte, so wohl vor der ihm drohenden Gefahr, die sie in ihrer mädchenhaften Angst sehr nahe sah, zu warnen, als ihn auch dringend zu bitten, ihrem unglücklichen Vater ferner weder durch Wort noch Gebehrde mehr zu beleidigen. Das geängstete Kind fühlte wohl, wie sonderbar dieser nächtliche Gang von Manchen gefunden werden könnte, wie man ihn zu ihrem Nachtheil auslegen würde, wenn er je bekannt werden sollte; allein sie glaubte ein Recht zu haben, jeder Verläumdung mit offener Stirn entgegentreten zu dürfen, da sie ja nur Versöhnung zweier Feinde beabsichtigte und größerem Unglück steuern wollte.

Es war ein weiter, beschwerlicher Weg bis Dobrczielce, doppelt beschwerlich bei Nacht, da keine große Verbindungsstraße dahin führte, sondern nur schmale, wenig betretene Fußsteige durch Moor und unbebautes, mit Geesträuch und Schilf bewachsenes Haideland, das später in bewaldete Hügel überging, gelegt waren.

Das Schilf sang im leisen Windhauch monotone Weisen, gespenstischen Liedern zu vergleichen, die durch die Luft flattern oder aus der Erde aufsteigen. Als Hedwig in das Gebüsch der Hügel trat, wurde sie häufig von einem dumpfen Klopfen erschreckt, dessen Entstehung sie sich nicht erklären konnte, bis ein paar Kaninchen rasch über den Weg nach ihren Erdhöhlen schlüpften. Das diesen freundlichen Thieren eigenthümliche Aufschlagen mit den Hinterläufen, bevor sie sich in fliehende Bewegung setzen, brachte den wunderlichen dumpfen Schall hervor.

Obwohl Hedwig sich keine Secunde unterwegs aufgehalten hatte, war es doch beinahe zehn Uhr, als sie Dobrczielce erreichte. Sie bat Gott inständigst, er möge es fügen, das Godornik in seiner Wohnung außerhalb der Mauern des gräflichen Schlosses und nicht etwa im Schlosse selbst sei, was sehr möglich, sogar sehr wahrscheinlich war. In diesem unglücklichen Falle wäre ihr gewagter Gang erfolglos gewesen, denn zu so später Stunde in das Schloß zu kommen, war unmöglich, ohne das größte Aufsehen zu erregen.

Sie nahm, etwas langsamer gehend, ihre Zuflucht wieder zum Gebet und betete so lange, bis sie das wohlbekannte Häuschen des Forstverwalter von Ferne sah. Dieses Häuschen unterschied sich in seiner Bauart durch nichts von den übrigen Bauernwohnungen, nur war es besser gehalten, Birn- und Pfirsichbäume an Spalieren daran emporgezogen, auf allen Seiten von Blumen und Gemüsegärten umgeben, die ein hohes buntangestrichenes Stacket umschloß. Hedwig lachte das Herz im Leibe, als sie diese hübsche zierliche Wohnung erblickte, die von Wohlhabenheit ihrer Bewohner zeugte. Und wer hätte es dem Mädchen wohl verdenken können, daß sie in solcher Behausung als ordnende Gattin eines geliebten Mannes dereinst zu schalten wünschte.

Hoch erfreut bemerkte sie Licht im Zimmer Godornik's und ihr Herz schlug hörbar und so heftig, daß sie kaum athmen konnte.

»Gelobt sei die gnädige hochheilige Jungfrau!« lispelte das ermüdete Kind, die fast erstarrten Hände unter dem Busen faltend. – »Er ist daheim und noch wach! – Er wird mich gewiß erhören, denn daß ich ihn über Alles liebe, muß er doch aus meinen Handlungen sehen. – Beschütze mich, Du lieber Gott und laß mich Worte finden, die sein Herz rühren und ihn bekehren.«

Schüchtern und so behutsam wie möglich klinkte Hedwig die Stackethenthür auf, ging langsam durch den zu beiden Seiten mit Kirschbäumen, die jetzt ihre entblätterten Aeste kahl und schwarzen Himmel streckten, eingefaßten Gang nach dem Wohnhause und klopfte kaum

hörbar an die Thür. – Sie mußte ihr Klopfen stärker und zwar zweimal wiederholen, ehe es drinnen lebendig wurde, ein Fenster aufging und eine Männerstimme sehr unsanft fragte:

»Ist Jemand draußen?«

»Guten Abend, Godornik,« erwiederte Hedwig so sanft und freundlich, wie nur die Liebe sprechen kann, Und beugte ihr halbverhülltes Gesichtchen so weit vor, daß der Forstverwalter ihre Züge genau erkennen konnte.

»Wie! – Du Hedwig? – Mein Gott, wo kommst Du her?«

»Mach' nur auf, so sollst Du's erfahren. – Mich friert gewaltig an Hände und Füße, und ich habe auch gar nicht lange Zeit zu verplaudern.«

Godornik hatte das Fenster schon wieder geschlossen und entriegelte im nächsten Augenblick die Thür.

»Komm, komm, Goldkind, aber hübsch leise, damit die Mutter nicht aufwacht. – Sie ist unwohl und erst vor Kurzem eingeschlafen.«

Hedwig drückte dem Geliebten innig die Hand und trat mit ihm in ein wohl durchwärmtes reinliches und bequemes Zimmer. Thränen der Freude stürzten ihr in die Augen, als sie soviel Glanz und Glück vereinigt sah, und mit einer Art von Ehrfurcht setzte sie sich auf das weichgepolsterte Sopha, zu dem Godornik sie führte.

Der Forstverwalter von Dobrczielce war ein junger kräftiger Mann vom gutem Aussehen, schlank und gelenk, schwarzhaarig und stark gebräunten Gesicht. Er hatte ächt slavische Züge – breite Backenknochen, stumpfe Nase, mandelförmig geschlitzte ein klein wenig

schiefstehende Augen. Die Stirn war niedrig, sein Blick scharf, aber falsch. Im seinem ganzen Auftreten lag nichts Edles, nichts sittlich Anziehendes. Er war hochfahrend, brutal, aber gewandt und deshalb bei dem schönen Geschlecht gar nicht unbeliebt. Seit sieben Jahren lebte er allein mit seiner bejahrten Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, in der vom Vater ererbten Wohnung, welche durch die Freigebigkeit des erkenntlichen Grafen mit Gärten, etwas Wiesen- und Waldland bedeutend vergrößert worden war und durch kluge Verwendung guter Einnahmen von dem jungen Godornik ihr jetziges freundliches Aussehen erhalten hatte.

Godornik war aufrichtig erstaunt über Hedwigs Schritt und konnte nur mit Mühe seine beißende Spottlust besiegen. Er setzte sich neben sie, küßte einige Male ihre kalte kleine Hand, sah ihr zärtlich in die von Freudenthränen überfließenden Augen und fragte mit schlecht verhohlter Neugierde, was jedoch Hedwig nicht bemerkte:

»Aber um Gottes und aller Heiligen Willen, sage mir doch, Herzenstäubchen, was Dich zu solcher Zeit den langen schauerlichen Weg zu mir führt!«

»Mein Vater!« stammelte das Mädchen und Schluchzen erstickte ihre Stimme. Godornik erschrak, denn er gedachte des vergangenen Abends und seiner herzlosen Worte.

»Was ist's mit Deinem Vater?« sagte er zaudernd.

»O er weiß Alles – daß wir uns lieben – und da hat er heut Morgen mit furchtbarem Fluch mir und Dir den Tod geschworen!«

»Der herzlose Tyrann! – Und da bist Du fortgelaufen, mein Herz, um mich zu benachrichtigen, nicht war?«

Hedwig nickte und trocknete sich die Thränen.

»Liebe, gute Seele! – Habe Dank für so viele Liebe!«

Godornik zog das nicht widerstrebende Mädchen an sich und küßte ihr Mund und Augen.

»Fürchte nichts, mein Engel,« sagte er, »es soll Dir Niemand ein Haar krümmen. – Aber wer kann es dem wilden Alten verrathen haben, daß wir einig mit einander sind?«

»Ich weiß nicht! – Aber es ist ein rechtes Unglück für mich, daß –«

»Nun was denn? – Sprich doch.«

»Daß Du so hart mit dem Vater verfahren bist und – und ihn obendrein noch öffentlich deshalb verhöhnst! Es ist das nicht recht von Dir, Godornik, und ich komme, um Dir zu sagen, daß ich deshalb recht sehr böse auf Dich bin und Dich nicht mehr lieb haben will!«

»Ei wer wird Vergangenes so lange nachtragen!« erwiderte der Forstverwalter gutmüthig. »Ich denke schon lange nicht mehr daran, und wenn mir doch irgendwie eine Anspielung darauf entschlüpft ist, so mag's wohl im Trunk geschehen sein. – Ich weiß mich nicht zu erinnern und verspreche Dir, es gewiß nie wieder zu thun!«

»Ja das sagte dem Vater auch, aber er mag nichts davon hören, sondern will Dein Blut.«

»Mein Blut?« wiederholte Godornik. »Wenn er solche verbrecherische Gedanken hegt, muß er eingesperrt werden.«

»Um Gottes Willen nicht! – Wovon sollten wir dann leben! – Und den Vater, der jetzt so heftig und aufbrausend ist, führte es sicher zu irgend einer schrecklichen That!«

»Hast Du ihm denn nicht gesagt, daß ich mein Verfahren bereue, mich mit ihm versöhnen und eben darum sein Schwiegersohn werden will?«

»Alles, Alles habe ich ihm gesagt – auf den Knieen habe ich ihn angefleht, er möge Dir vergeben, Du seist gut und brav – aber Nichts, Nichts wollte fruchten! – Er drohte mich zu tödten, wenn ich nicht von Dir ließe, Dich jemals wiedersähe, mit Dir spräche!«

Hedwig begann von Neuem heftig zu weinen. Godornik, sehr bestürzt von dieser Nachricht über des gefürchteten Bogecz Gesinnungen gegen ihn, ging nachdenkend durchs Zimmer.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke, in dem er Rettung zu finden glaubte. Er setzte sich wieder zu dem schluchzenden Mädchen, nahm ihre Hand und sagte freundlich, aber ohne alle Leidenschaft:

»Unter diesen Umständen, liebe Hedwig, gibt es nur ein Mittel, uns Beide zu retten. Wir müßten einander entsagen – uns zu vergessen suchen – uns für immer trennen!« –

»Godornik! – Sprichst Du im Ernst!« rief Hedwig betrübt und rang in starrer Verzweiflung die Hände. – »Was soll dann mein armes Herz beginnen, wenn Du mich verläßt?«

»Ich entbinde Dich Deines Wortes,« fuhr der Forstverwalter ruhig fort. »Es ist ein großes, ein unersetzliches

Opfer, das ich bringe, aber ich bring' es aus Liebe zu Dir, Hedwig – Weil ich Dich über Alles liebe, entsage ich Dir! – Ich will Dein Glück, nicht Dein Unglück.«

»Mein Elend willst Du – meinen Tod!« schluchzte Hedwig. – »Mit Dir sterben ist für mich Seligkeit, ein Leben ohne Dich, Hölle und Verdammniß! – O, Godornik, ermorde mich lieber, nur verlaß mich nicht!«

Der Forstverwalter jubelte innerlich über dies offene Bekenntniß. Er wußte jetzt, daß Hedwig in seiner Gewalt sei, daß er sie zu jedem Schritt verleiten könne, und er wollte diese seine Macht über das liebende Mädchen bis zum Aeußersten benutzen, um sich an dem Bauer zu rächen, vor dessen Schwur er sich jetzt, wo er genau davon unterrichtet war, nicht mehr fürchtete.

»Arme Kleine, wie Du leidest,« sagte er zutraulich, umschlang ihren Nacken und zog sie an sich, daß ihr Kopf an seiner Brust ruhte.

Er küßte ihr duftiges Haar, spielte mit dem seidenen Gelock, knüpfte das grobe Tuch los, das ihre Schultern umhüllte, und küßte den schwelenden blendend weißen Nacken der Bauerstochter.

Hedwig, nur mit ihrem Gram beschäftigt, wehrte ihm nicht. Sie weinte fort und verbarg ihre von Thränen geschwollenen Augen an der Brust des Geliebten, – Godornik hatte hinreichende Zeit, unter schmeichelnden Küssen das einzige Heftchen des groben Gewandes zu lösen, das Hedwig zum Oberkleide diente.

Von der stärkern Berührung betroffen, richtete sie sich auf, umschlang aber mit leidenschaftlicher Heftigkeit den

Hals des ihr freundlich zulächelnden Mannes und mit dem Ausrufe:

»Ich lasse Dich nicht, und sollte es mich Leben und Ehre kosten!« preßte sie ihre frischen warmen Lippen auf den glühenden Mund Godorniks.

Durch die heftige Bewegung verschob sich das gelockerte Gewand und enthüllte Schultern und Brust der leidenschaftlich Erregten.

Godorniks Blicke magnetisirten das liebeglühenden Mädchen – halbbewußtlos erwiederte sie die stürmischen Liebkosungen des jungen Mannes und vergaß Vergangenheit und Zukunft im flüchtigen Glück seiner Ummarmungen. —

Der grelle Klang der schwarzwälder Wanduhr, die zögernd unter schnarrendem Rädergerassel die eilfe Stunde schlug, schreckte Hedwig auf. Heftig stieß sie Godornik von sich und sprang vor ihm zurück, wie vor einem bösen Wesen.

»Wehe mir Unglücklichen!« wimmerte die Arme, senkte ihr Haupt und schlug beide Hände über die gluthflamgenden Wangen.

»Du nennst Dich unglücklich und träumtest doch vor wenigen Secunden noch im Himmel der Seligen zu sein? – Undankbare, trockne Deine Thränen – sieh mir in's Auge und lies darin, daß ich Dich liebe – ewig – unauslöslich!« –

Hedwig ließ die Hände sinken und seufzte; dann blickte sie den Forstverwalter schüchtern an, als schäme sie sich, ihm offen ins Gesicht zu sehen. Da sie Theilnahme

in seinem Blick zu erkennen glaubte, wagte sie abermals zu hoffen und bittend rief sie ihm die Worte zu:

»O Godornik, verlasse mich nur jetzt nicht! – Schütze mich vor dem Grimme meines Vaters!«

»Du bist mein Weib – ich verlasse Dich nie!« versetzte der Forstverwalter und besiegelte sein Versprechen durch einen Kuß auf die kalte Stirn des schönen gefallenen Engels. –

Hedwig dachte schaudernd an die Nothwendigkeit schneller Heimkehr. Es schüttelte sie bei dem Gedanken, so spät in der Nacht, während der Geisterstunde durch die Hügel und das berüchtigte Moorland zu gehen. Was ihr vor einer Stunde noch ein leichtes freudiges Geschäft gewesen war, das machte sie jetzt erbeben, denn der schützende Engel der Unschuld war von ihr gewichen.

Alle Schrecken des Aberglaubens stürmten auf sie ein und wäre die Angst vor des Vaters furchtbarem Zorne nicht noch mächtiger in ihr gewesen, als die Furcht vor dem Grauen der Mitternacht und ihren Schrecknissen, so würde Hedwig jedenfalls den drängenden Bitten Godorniks, diese Nacht sein Haus mit ihm zu theilen, nachgegeben haben. So aber hülle sie sich mit einer Hast, die wirklich etwas Grauenhaftes hatte, wieder in die schützenden Tücher, fuhr mit den kleinen nackten Füßen in die wärmenden Holzschuhe und nahm mit heißem wilden Händedruck Abschied von ihrem zukünftigen Beschützer.

Godornik folgte dem davoneilenden Mädchen eine gute Strecke. Erst als sie in den dunkeln Schluchten der

Hügel verschwand, kehrte er zurück und verschloß, ein Liedchen trällernd, die Thür seines Hauses.

»Ich glaube,« sagte er mißvergnügt lächelnd zu sich selbst, »ich habe eine Art dummen Streich gemacht! – – Wenn es der niedlichen Bauerndirne einfallen sollte, mich zum Vater zu machen, bringt sie mich in eine fatale Verlegenheit – – meine ganze Carrière wird dadurch verdorben! – – Ein Glück nur, daß keine Seele etwas von dieser romantischen Zusammenkunft ahnt! – – Im schlimmsten Falle kann man läugnen oder das leichtgläubige Geschöpf durch ein Stück Geld zum Schweigen bringen. – – Eine Zeit lang muß ich jetzt freilich noch den zärtlichen Verliebten spielen, – indeß, da Gelegenheiten zu traulicher Begegnung zwischen mir und Hedwig nicht gar häufig sein werden, ist wenig dabei zu wagen. – – Am besten wäre es eigentlich, die kleine Närrin thäte auf dem Rückwege einen Fehlritt und verschwände im Moor. – – Möglich wäre es immer, denn die Schneeflocken täuschen und da Hedwig ihre Gedanken mehr bei mir hat als in ihrem Köpfchen, dürfte mein sehr natürlicher Wunsch sich verwirklichen. – – Nun denn, sanftes Entschlummern, gutherziges Gänschen, wen etwas Menschliches Dir begegnet!«

Hedwig that aber keinen Fehlritt. Sie hatte ihre Gedanken wirklich bei Godornik gelassen, dessen jämmerlichen Charakter seine Worte uns zur Genüge enthüllt haben. Hätte das arme Kind ahnen können, mit welch kalter Grausamkeit der Mann sie betrogen hatte, für dessen Rettung sie freiwillig und großherzig ihr Leben auf's Spiel

setzte; dann würde sie vielleicht Linderung ihrer Leiden in einem der Moortümpel gesucht und gefunden haben, die eine dünne Eiskruste überzog. Die Unschuldige, mit den Schlechtigkeiten civilisirter Männer noch nicht vertraut, ahnte nichts davon, ihre größte Sorge war auf unbemerkte Heimkehr gerichtet, mit der sich der Wunsch verband, recht bald das gesetzlich angetraute Weib des liebenswürdigen Godornik zu werden.

Von Frost und Furcht gejagt, flog Hedwig wie ein gescheuchtes Reh durch die straubbewachsene Haidestrecke, bog in das hohe dürre Schilf ein, das immer noch seine traurigen Melodieen sang, und kam an die Mohrgegend.

Sie war so schnell gelaufen, daß sie hier etwas verschnaufen mußte.

Furchtsam ließ sie ihre Blicke über die weiß gestreifte weite Fläche schweifen, aus der einzelne Erdinseln, verkrüppelte Bäume und abenteuerliche Felsgestalten schauerlich hervorragten. Ueber dem Moor sah sie die erleuchteten Fenster des Schlosses, die niedrigen Hütten des Dorfes umzog ein kalter Nebel, der von den Wiesen aufstieg und auch in einzelnen phantastischen Gebilden über dem Moor hing.

Ein Gebet murmelnd und die Hände faltend, betrat Hedwig den schmalen Rückweg. Sie hütete sich wohl rückwärts zu schauen, obschon sie es unablässig hinter sich schlürfen und gehen hörte, als ihr Jemand auf dem Fuße folge; denn sie wußte, daß dies der tückische Geist

des Moores sei, der jeden Neugierigen entweder zwinge, ihn durch den Bruch zu tragen, was unfehlbar den Tod nach sich zog, oder ihn bei der Hand faßte und mit sich in die schlammige Tiefe hinabziehe.

Unter furchtbarem Herzklopfen und in Schweiß gebadet kam die nächtliche Wanderin glücklich durch den gefahrvollen Landstrich, erreichte bald darauf das Dorf und schlich nun langsamer an den Planken und Lehmmauern fort, hinter denen die Wohnungen der Bauern versteckt lagen.

Noch vier Höfe von der Wohnung ihrer Aeltern entfernt zog sie trotz der Kälte aus Vorsicht die Holzschuhe aus, die Erhitzung nicht achtend, die sie sich durch schnelles Gehn zugezogen hatte. So schlüpfte sie lautlos wie ein Schatten, von Niemand beobachtet in Hof und Haus, schob den Riegel vor und erreichte im Sprunge die Treppe. In Folge schweren Auftretens knarrte das morsche Holz. Augenblicklich hörte sie in der Stube husten und die Stimme des Bruders, der verdrießlich fragte, wer noch so spät im Hause herumgehe? –

Hedwig kauerte sich zusammen und athmete nicht. – Ihr Herz pochte wie ein Hammer, daß sie es in allen Nerven fühlte und ihr die Ohren davon klangen. – Da Niemand dem Fragenden Antwort gab, legte sich Jacob auf die andere Seite, murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und schlief wieder ein.

Nun schlüpfte das ganz erschöpfte Mädchen vollends die Treppe hinauf in ihre einsame Kammer, beugte das

Knie vor dem Muttergottesbilde und sank zum Tode müde auf die dürftige Streu, wo ein erquickender Schlummer alsbald dier sch'onen Augen schloß, die so viele Thränen der Angst an diesem verhängnißvollen Tage vergossen hatten. –

Das betrogene Mädchen träumte von Godornik und eine Fülle irdischen Glückes versetzte sie in Jubel und Entzücken. – Möchte das unglückliche verlassene Kind recht lange fort träumen, damit es den Leiden und Schmerzen, die seiner warten, nicht allzu früh erliegt.

NEUNTES KAPITEL. DER BARON AUF REISEN.

Baron Sembronowski's unfreiwillige Reise war inzwischen mit stürmischer Eile vorwärts gegangen. Noch vor Abend fuhr er über die Weichselbrücke in die alte polnische Königsstadt Krakau ein. Hier waren ihm einige Stunden Rast verstattet. Stanislas benutzte sie, zwei seiner Briefe persönlich an ihre Adressen abzugeben, denn er wollte im Anfange als gewissenhafter und pünktlicher Bote figuriren. Die Personen, welche er bei dieser Gelegenheit oberflächlich kennen lernte, sprachen ihn wenig an. Es waren finstere wortkarge Leute, denen es auf den Mienen geschrieben fand, daß sie Niemand trauten, Niemand liebten. Und mit solchen Menschen hatte der lebenslustige Baron nicht gern etwas zu schaffen.

Mitten in der Nacht, nachdem er behaglich ein vor treffliches Diner verzehrt und während desselben einen jüdischen Geschäftsfreund, der seit langen Jahren mit

ihm in Verbindung stand, gesprochen hatte, reiste er weiter und zwar zuvörderst nach Thorn.

Der jüdische Mäkler, den wir Japhet nennen wollen, sollte dem Baron eine bedeutende Summe Geldes nach Posen schicken, worüber er ihm giltige Anweisungen gab. Denn unvorbereitet, wie er die Reise gezwungen hatte antreten müssen; fehlte es ihm augenblicklich an hinreichender Baarschaft.

Japhet war ein pfiffiger, verschmitzter und in jedem Geschäft überaus brauchbarer Mensch. Gewissen, Ehre, Redlichkeit waren für ihn bloße Worte ohne Sinn. Er kannte nichts als Geld und Gewinn und wer ihm Beides brachte, der war sein Freund, für den ging er durch Feuer und Wasser. Stanislas hatte in Folge seines verschwenderschen Lebens diesem Nichtswürdigen große Summen eingetragen und stand mithin bei dem Juden in hohen Ehren. Japhet würde es für ein Verbrechen, für eine Todsünde gehalten haben, dem steinreichen, splendid zahlenden Baron irgend einen Wunsch abzuschlagen.

Das Geschäft war daher in wenigen Minuten abgemacht und Japhet wollte sich unter tausend Kratzfüßen wieder entfernen. Stanislas aber befahl ihm zu bleiben, schickte den aufwartenden Kellner fort und begann nun in dem ihm ziemlich geläufigen Jargon polnischer Juden ein leises Gespräch mit Japhet.

»Sage mir, Jude,« redete er den pfiffigen Sohn Israels an, »verstehst Du Dich auf's Eröffnen vom Briefen ohne Siegel und Papier zu verletzen?«

»Kann's nischt behaupten, Herr Baron,« erwiederte Japhet, »as es aber ist nothwendig mit Gewalt, will ich Se schaffen her einen Mann von graußem Geschick in's Auf machen von de Briefe.«

»Ist er zuverlässig, Jude, und versteht er auch's Zuma chen eben so gut, wie's Oeffnen?«

»As es ist mein leiblicher Sohn, Herr Baron, wird er doch nischt Schande machen seinem Vater?«

»Gut, Japhet – geh und hole Deinen geschickten Sohn. – Halte Dich aber nicht auf unterwegs, denn ich habe Eile!«

»Sorgen Se nischt, Herr Baron – As der Japhet nischt ist geschwinder wie eine von de Locomotivern, will er nischt mehr machen ein Geschäft! – Ein graußes Wort, Herr Baron!«

Japhet ging und kam in wenigen Minuten mit seinem Sohne Benjamin einem langen blassen Jünglinge, der in seinem schwarzen Rockelor¹ wie ein angekleidetes Ge spenst aussah, zurück. Ihr Keuchen verrieth, daß sie im vollen Trabe durch die Straßen gerannt sein mußten.

»Do is der Künstler, Herr Baron,« sagte Japhet. »Er hat sich gebildet unter meine Augen und ich habe oft geweint Thränen vor Freude über de Geschicklichkeit, womit ihn hat gesegnet der gnädige Gott. – Ach es geht doch nischt über de Geschicklichkeit in de Geschäfte von 'nem armen

¹Schwerer Wollmantel.

elenden Juden! – Wurf Dr auf de Knie, Ben, vor dem gnädigen Baron! – 's Ist 'n graußer Mann, bei dem De kannst verdienen 'n paar blutige Gulden!«

Ben versäumte nicht, der Mahnung seines liebenswürdigen Vaters zu folgen. wobei er aus eignem Antrieb und jüdischem Instinct noch den Rock des Barons küßte.

»Dein Vater empfiehlt mir Dich, Ben, kann ich mich auf Deine Geschicklichkeit verlassen?«

»Der allergnädigste Herr sollen nischt zahlen, wenn ich mache meine Sachen schlecht!« sagte Ben.

»'s Ist 'n Künstler, Herr Baron, 'n graußer Künstler!« betheuerte Japhet. »Hatier doch 'ne Anstellung für seine geschickte Hand in de Bureau von dem russischen Consul! – Werden S' do glauben meinen Worten?«

Stanislas nahm einen der von dem Kaplan erhaltenen Briefe aus seinem Portefeuile und zeigte ihn dem jüdischen Künstler.

»Kannst Du dies Siegel lösen und wieder schließen, ohne den Brief zu verletzen?«

»So gewiß ich bin vom Stamme Abrahams ich kann's!«

»Dann zeige Deine Kunst.«

Ben zog aus seiner Rocktasche ein Etui mit verschiedenen sehr zarten und eigenthümlich gestalteten Instrumenten. Unter diesen wählte er eins in Form einer Sichel aus, ließ es über der Flamme des Lichtes heiß werden und trennte dann mit größter Gewandtheit durch schnellen Zug das bindende Siegel von dem Couvert. Mit Leichtigkeit ließ sich jetzt der Brief öffnen und die Inlage herausnehmen.

Der Baron entfaltete das Schreiben mit größter Erwartung, ließ es aber eben so schnell wieder sinken. Der Brief war in einer Chiffresprache geschrieben, die er nicht kannte. Nur die kurze Nachschrift darunter war deutsch und diese lautete, zu nicht geringer Verwunderung Sembronowski's wörtlich:

»Den Ueberbringer dieses Schreibens, Herr Baron Stanislas von Sembronowski, einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mann und feurigen Patrioten, empfehlen wir Ihnen auf das angelegenlichste, und bitten Sie denselben mit aller Ihnen zu Gebote stehender Aufmerksamkeit und Freundschaft zu behandeln!«

»Das ist seltsam,« murmelte Stanislas nachdenkend. »Er kennt mich als Gegner der revolutionären Bewegung, benutzt die ihm günstige Gelegenheit, mich zu entfernen und empfiehlt mich als feurigen Patrioten! – – Der Teufel werde klug aus diesen verdammten Jesuiten!«

Er suchte einen andern nach Lyon adressirten Brief hervor und ließ ihn auf die bereits angedeutete Weise ebenfalls durch Ben öffnen. Auch dieser Brief war in der ihm unverständlichen Zeichensprache geschrieben und die Nachschrift lautete, nur diesmal in französischer Sprache, genau eben so.

Stanislas glaubte jetzt genug zu wissen und ließ die Briefe von Ben wieder siegeln. Der gewandte Jude machte seine Sachen so vortrefflich, daß es auch dem schärfsten Auge nicht gelungen sein würde, eine Verletzung daran zu entdecken. –

Ein Ducaten war der Preis für die Bemühungen des Jünglings. »Küss'n de Hand, Ben!« sagte Japhet. »Der gnädige Baron ist 'n graußmüthiger Herr! – Du kannst finden an ihm mehr, als De hast an mir, der ich doch bin Dein rechtschaffener armer Vater!«

»Japhet,« sprach der Baron, die Briefe wieder einpackend, »ich weiß, daß es in ganz Krakau kein Haus gibt, wo Du nicht bekannt wärst, und daß Du namentlich mit allen Vornehmen und Adligen in sehr enger Verbindung stehst. Hast Du nicht bemerkt, daß seit einiger Zeit geheime Zusammenkünfte bald da bald dort stattfinden?«

»Pst, Herr Baron!« flüsterte Japhet. »As Se sein wollen 'n kluger Mann, sprechen Se nischt davon! – Ich sehe gut und bin doch blind wie 'n Maulwurf! – Ich höre fein, wie 'n Spitzhund und bin doch taub, als hätt ich gelernt auf's Geschäft, und stumm, stumm wie'n Fisch! – O, 's es 'was Schönes um de Klugheit, Herr Baron!«

»Fürchte nichts, Jude, wir sind hier unbelauscht. – Ich fragte blos, um zu erfahren, ob Du Lust hättest zu einem kleinen Nebenverdienst?«

»O wai!« rief Japhet. »Wie können doch fragen der Herr! Baron so curios! – – Wovon lebt der Mensch? – Vom Geschäft! – Und warum macht der Mensch Geschäfte? – Nun für was, as daß er verdienen will 'ne Kleinigkeit. – Und wofür bin ich 'n armer Jüde, wenn ich nischt soll machen 'n Nebenverdienst, 'n Profitchen unter der Hand? – Ist's genug gesagt, Herr Baron?«

»Du scheinst mir willig zu sein,« versetzte Stanislas, »und das ist schon etwas. Allein in der Angelegenheit, in welcher ich Deine Dienste benutzen möchte, reicht bloße Willigkeit noch nicht aus. Du mußt auch furchtlos und treu sein!«

»Können mich der gnädige Herr Baron nennen 'nen Schuft, as ich bin worden genau bezahlt und ich habe gegeben drauf mein Wort?«

»Ich habe keine solche Klage gegen Dich, Jude.«

»Nun also, was wollen noch der gnädige Herr weiter von mir?«

»Ich wollte, Du wärst tapfer, muthig, aber Du bist feig!«

»Soll ich mer schießen um Geld?« versetzte Japhet mit verächtlicher Miene. – »Hm, was thu' ich dermit, as ich bin zu dick für de Kugel und se muß sich suchen nen verbotenen Weg durch mein Fleisch und Blut? – Is es feig, daß ich meide 'ne Gefahr, die mer kann Schaden thun, ohne daß ich mich weiß zu schützen dagegen? – Ich kann 's nischt finden! – Was ist Tapferkeit? – As ich geh meinen Weg durch Dick und Dünn, as ich komme zum Ziele, das ich suche und daselbst finde eine Belohnung, wovon ich kann machen neue Geschäfte und mich dabei ausruhen von de Strapazen!

Stanislas mußte lächeln über die Lebhaftigkeit des Judenten.

»Nun, nun, erhitze Dich nur nicht, Japhet,« sagte er. »Was ich Dir auftragen möchte, trifft ungefähr mit Deiner Definition von Tapferkeit zusammen. – Du sollst ein wenig den Spion spielen. – Hast Du Lust dazu?«

»Spion! Spion! – 's Ist 'n Wort, wofür mer nischt gern zahlt gut Geld. – Und 's ist 'n Geschäft, wovon mer kann kriegen 'n unheilbares Halsweh, as mer nischt is sehr auf seiner Huth! – 's Will wohl bedacht sein, Herr Baron, wohl bedacht!«

»So bedenke es denn wohl und höre zugleich, was man von Dir verlangt! – Du schreibst Dir die Namen derjenigen auf, aus deren Munde Du verdächtige staatsgefährliche Aeußerungen vernimmst, darüber setzest Du das Wort »Verschworene«, siegelst eine solche Liste in ein Couvert und adressirst den Brief an das K. K. Oberpolizeiamt in Wien. So oft Du einen Bogen mit verdächtigen Namen beschrieben hast, wiederholst Du das Experiment. Dafür bekommst Du in Jahresfrist oder etwas später tausend Gulden auf diese Anweisung ausgezahlt. – Bist Du damit einverstanden?«

»Tausend Gulden – Gulden Münze –?«

»Vollwichtige österreichische Gulden!«

»'Ne hübsche Summe – – Mit tausend Gulden läßt sich machen 'n gutes Geschäftchen, wenn mer hat Glück!«

»Du wirst Glück haben, Japhet, denn Du dienst einer guten Sache.«

»Ja gewiß, gewiß! – – Schlechte Menschen verrathen is 'ne gute Sache, as mer dafür wird bezahlt ehrlich und dabei hat Glück! – Ich bin immer gewesen 'n Freund von de gute Sache!«

»Um so mehr bist Du verpflichtet, auch diesmal dafür zu wirken. – – Hier die Anweisung und hier sind zehn Gulden Draufgeld. – Bedenke Dich nicht länger!«

»Ich will mich nicht länger bedenken; Herr Baron! – Ich will nehmen die Anweisung und die zehn Gulden Münze mit graußem Dank und will werden von heut an 'n rechtschaffner Spion für de gute Sache! – Wie ist mer doch? – Kann mer's Papierchen verkaufen, as mer braucht Geld vor der Zeit?«

»Nein, Japhet, Du mußt warten, bis es verfallen ist.«

»Nun so will ich warten, bis es verfallen ist, Herr Baron, und einbüßen de Zinsen von tausend Gulden Münze auf 'n Jahr! – 's Geschäft is sicher und will mer doch vorkommen as wär's 'ne faule Sache. – – Haben der Herr Baron sonst noch was zu befehlen 'nem armen Juden?«

»Für heut nicht, Japhet,« versetzte Stanislas. »Halte Wort sei stumm und fleißig und es wird Dir in Zukunft sehr wohl gehen! – Auf Wiedersehen!«

»Ich empfehle mich zu Gnaden dem Herrn Baron, wünsche Ihnen glückliche Reise, und as der gnädige Herr brauchen 'n andres Mal 'nen Mann, der was versteht von's Geschäft, wollen Se sich wenden an Japhet in Krakau. – Wünsche Ihnen nochmals unterhänigst glückliche Reise!«

Stanislas war sehr zufrieden, so leicht, schnell und sicher seinen Feinden eine geheime Schlinge gelegt zu haben. Er ließ anspannen und reiste sorglos weiter nach Thorn. Obwohl sein Reisewagen mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten wohl versehen war, verursachte die lange und schnelle Fahrt dem verwöhnten Baron doch Beschwerden. Die Gegend bot auch keine Unterhaltung und als der Morgen graute, fing es gar an zu schneien

und zwar so heftig, daß der Schnee bald fußhoch lag und der Wagen nur mühsam von den ermatteten Pferden weiter geschleppt werden konnte.

Aus Langeweile versuchte Stanislas zu schlafen, er ward aber im Einschlummern immer wieder durch die Stöße des Wagens aufgeweckt, daß er keuchend davon abließ und verdrißlich in die massenhaft niederfallenden Schneeflocken hinaussah. Er dankte Gott, als gegen Abend die Thürme Thorn's, durch den Schneenebel sichtbar wurden und Schlag fünf Uhr der Wagen über die Zugbrücke rollte.

Diesmal zog es der Baron vor, erst für sich und seine Bequemlichkeit Sorge zu tragen und dann erst an seine Geschäfte zu denken.

»Was wollten die Herren machen, wenn unterwegs eine Achse gebrochen wäre,« tröstete er sich. »Sie müßten doch warten, bis ich Lust hätte, Courier und Briefträger in Einer Person zu spielen!«

In Thorn hatte Stanislas Briefe an das Handelshaus Holmbach abzugeben. Dahin ließ er sich am nächsten Morgen nach dem Frühstück von einem Lohnbedienten führen.

Holmbach war ein Weinhändler, vom Rhein gebürtig. Die Firma existirte erst seit wenigen Monaten. Ein Compagnon leitete für gewöhnlich den Detail- und Engrosverkauf, da der Gründer der Handlung die meiste Zeit des Jahres auf Reisen lebte und sich nur bisweilen auf Tage und Wochen in Thorn aufhielt.

Holmbach befand sich in seinem Comptoir. Er trug eine Brille mit blauen Gläsern, ein Käppchen von schwarzem Sammet, wie die protestantischen Landgeistlichen, und schrieb Briefe. Freundlich, aber mit den Manieren eines ächten Geschäftsmannes empfing er den Baron, ihn durch die Brille scharf betrachtend. Stanislas fühlte die stechenden Blicke des Weinhändlers nicht, da er dessen Augen durch die blauen Gläser nicht erkennen konnte.

»Er ist es!« sagte Holmbach leise zu sich. »Es ist der Spieler aus Homburg vor der Höhe. – Die Freunde in Bern sind mir treue Bundesgenossen gewesen. – Dank dem Herrn und unsren weisen Gesetzen, wir triumphieren!«

Der Weinhändler Holmbach war Niemand anders, als der jesuitische Emissär Emanuel, der unter dieser unverfänglichen Maske sein geheimes, im Finstern schleichen- des Revolutions- und Bekehrungswesen unbeachtet treiben konnte.

Das Schreiben Josephs überraschte ihn durch die uns bekannte Nachschrift. Denn in jenen freundlich empfehlenden Worten lag die furchtbarste Anklage gegen den Ueberbringer verborgen. Sie bezeichneten den Baron als einen gefährlichen, schlauen, gewandten und entschlos- senen Feind der revolutionären Partei und riethen in ihrer schmeichelnden Höflichkeit zu dessen strenger Beaufsichtigung und – Beseitigung. – Emanuel wußte, nachdem er die Nachschrift des Kaplans gelesen hatte, daß Stanislas ohne zuverlässige Aufsicht Thorn nicht wieder verlassen dürfe. Um den leichtsinnigen Lebemann in

sorglose Sicherheit einzuwiegen, behandelte ihn Emanuel mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und ließ sich bei einer Flasche trefflichen Johannisberger in ein vertrauliches Gespräch mit ihm ein.

»Es ist sehr anerkennenswerth, Herr Baron,« sagte der Weinhändler, »daß Personen Ihres Standes und Einflusses zu so untergeordneten Geschäften, wie das eines Couriers, sich herablassen. Das Vaterland wird Ihnen für solche Aufopferung stets dankbar verpflichtet bleiben.«

»Mein Gott,« dachte Stanislas, »jetzt hält mich der Krämer gar für einen enragirten Patrioten und wüthenden Revolutionär! – Nun die Sachen gehen vortrefflich, dünkt mich. Der Herr Kaplan scheint gut unterrichtet zu sein, daß er solchen Kurzsichtigen die wichtigsten Verhandlungen anvertraut. – Ich denke, jetzt stoße ebenfalls in das Horn des Schwachkopfes und hole ihn etwas aus!« – »Nun,« sagte er zu Holmbach, »meines Wissens gibt es keinen polnischen Edelmann, der nicht Gut und Blut für die Wiederherstellung seines Vaterlandes einsetzte. – So großem und heiligem Zwecke zu Liebe muß der wahre Patriot jeder Dienstleistung sich willig unterziehen.«

»Gewiß, gewiß,« erwiederte Emanuel etwas zerstreut, denn er ging eben mit sich zu Rathe, wie er den Verräther am sichersten unschädlich machen könne. »Wie lange gedachten Sie sich hier aufzuhalten?«

»Sehr kurze Zeit, denn – Sie wissen –« fügte er mit bedeutungsvollem Blicke hinzu, »ich habe Eile! – die Freunde in Paris wünschen sehnlichst zu erfahren, wie es hier

steht, mit welchen Augen das Landvolk ihre communis-tisch klingenden Aufreizungen angesehen hat. Ich wer-de deshalb heute noch abreisen.«

»Heut noch! – Sie sind wirklich bewundernswürdig eif-
rig. – Aber bis Abend werden Sie doch verweilen?«

»Nun ich denke, so lange darf ich mir Ruhe gönnen.«

»Werden Sie, mir dann, vielleicht die Ehre erzeigen,«
sagte etwas schüchtern der Weinhändler, »einen Löffel
Suppe bei mir zu essen? – Wir könnten alsdann noch Dies
und Jenes besprechen. – Freilich Sie müssen mit einer
Junggesellenküche vorlieb nehmen!«

»Bitte, geniren sie sich ganz und gar nicht, Herr Holm-
bach,« erwiederte Stanislas sehr vergnügt. »Ich bin selbst
Garçon und es gewährt mir nichts mehr Vergnügen, als
so recht ungestört mit einem oder ein paar Freunden po-
culiren zu können.«

»Sehr verbunden, sehr verbunden,« sagte Holmbach.
»Also auf Wiedersehn um ein Uhr. – Ich bin sehr pünkt-
lich in allen Dingen, Herr Baron, also auch in Bezug auf
die Speisestunde. – Meine Geschäfte verlangen das, – auf
Wiedersehen.«

Unter vielen Complimenten und Bücklingen begleitete
er nach diesem kurzen Gespräch den verdächtigen Baron
bis auf die Straße, wo er dem Fortgehenden, der nicht ein
Wort, das ihm nützen konnte, erfahren hatte, noch viel-
mals unter verbindlichem Lächeln freundlichst mit der
Hand nachwinkte. –

Stanislas ließ nicht auf sich warten. Als Gourmand liebte er eine wohlbesetzte Tafel und gute Weine und Beides glaubte er bei dem ältlichen Manne zu finden. Er hatte sich nicht getäuscht. Ein ausgesuchtes Mahl, lecker zubereitet, und die rarsten ältesten Weine zierten die Tafel des Weinhändlers. Der Baron mußte sich selbst gestehen, daß er nirgends besser gespeist habe.

Anfangs glaubte er, Holmbach werde ihm während der Tafel, von Gespräch und Wein angeregt, einige Blicke in die ferneren Pläne der Verschworenen thun lassen, denn der Weinhändler sprach von vertraulichen Mittheilungen, die man sich machen wolle. Leider hatte der Zufall sein neckisches Spiel und rief aller Augenblicke den vielgeplagten Mann vom Tische. Er konnte weder die Suppe, noch irgend ein anderes Gericht essen, ohne zweibis dreimal von der Haushälterin gestört und in das Verkaufslocal gerufen zu werden. Holmbach stellte sich darüber selbst verdrißlich, mußte sich aber in Geduld fügen, da er es nicht ändern konnte.

»Da sehen Sie, was ein Geschäftsmann für Noth hat!« sagte er zu seinem Gaste. »Keine Ruh' bei Tag und Nacht! könnte man mit Leporello singen. – Unglücklicherweise ist mein Compagnon, der den Detailverkauf genauer kennt als ich, gerade über Land gegangen, und so bin ich gezwungen, übel und böse diesem unangenehmsten aller Geschäfte bis zu seiner Rückkehr mich anzunehmen. – Lieber Gott, man ist so abhängig vom Publikum, man muß sich also fügen, um nur die Kundschaft nicht zu

verlieren, die ohnehin in jetzigen schlechten Zeiten so schwer zu erwerben ist!«

»Herr Holmbach?« sagte die Haushälterin abermals, ihr grämliches, von einer abscheulichen und noch dazu schmutzigen Haube verunstaltetes Gesicht durch die halbgeöffnete Thüre schiebend.

»Es geht so fort, wie Sie sehen,« sprach der Weinhändler. »Bitte tausendmal um Entschuldigung, allein Herrendienst – Sie kennen das Sprichwort – geht vor Gottesdienst!«

Stanislas wäre gern ärgerlich geworden über diese ewigen Störungen, da sie ihn abermals um jegliche vertraute Mittheilung brachten; da er aber denn doch sah, daß nichts als Geduld helfen könnte, so bemühte er sich, die Sache von der lustigen Seite zu nehmen, und bei seinem leichten Charakter gelang es ihm auch sehr bald, sich an dem hastigen Gehen und Kommen seines Gastfreundes zu ergötzen.

Beide Männer schieden nach beendigtem Male unter herzlichen Umarmungen und lebhaften Betheuerungen der Zuneigung und des Vertrauens und sprachen die Hoffnung aus, sich früher oder später wieder zu begegnen. –

Eine Stunde später reiste der Baron nach Posen ab. Mit ihm zugleich, oder vielmehr ein paar Minuten später, passirte ein polnischer Bauerwagen, dessen verdecktes Gestell leicht auf Schlittenkufen gestellt werden konnte, ebenfalls das Thor der Festung und folgte dem Reisewagen des polnischen Edelmanns. – Vom Himmel fiel

wieder dichter Schnee in großen feuchten Flocken. Stanislas kam weit langsamer vorwärts, als er wünschte. Er verfluchte hundertmal das abscheuliche Clima seines Vaterlandes. –

In Posen hielt sich der Baron nur sehr kurze Zeit auf, ihn zog es an die westliche Grenze Deutschlands, an den Rhein, wo er einem mildern Himmel zu begegnen hoffte. Wirklich verlor sich auch hinter dem Thüringer Waldgebirge der Schnee, die Luft ward wieder mild, Main und Rhein trieben wenig Eis, Stanislas fühlte sich wie neugeboren und beschloß in Mainz wenigstens acht Tage lang auszuruhen und ein sorgenloses Schwelgerleben zu führen.

Er hielt sich selbst Wort, lebte wirklich wie ein Fürst und fuhr am neunten Tage sogar nach Bingen, um dort einen alten Freund, der eine schöne Nichte besaß, aufzusuchen. Leider fand er zwar den Freund, nicht aber die Nichte, die sich inzwischen glücklich verheirathet hatte. Der Freund litt am Podagra, woran der häufige Genuß des schmackhaften Oberingelheimers Schuld sein mochte, den der Feinschmecker in seinem Keller nie ausgehen ließ. Krankheit und damit verbundenes grämliches Wesen liebte Stanislas nicht; er wünschte daher dem leidenden Freunde gute Besserung, fuhr zurück nach Mainz und traf nun endlich Anstalt, nach Straßburg aufzubrechen.

Er hatte volle zehn Tage ausschließlich seinem Vergnügen geopfert und stieg, damit sehr zufrieden, am Abend des zehnten Tages in seinen Reisewagen. Hinter

ihm klapperte eine schlechte Chaise aus dem Thore, in der ein einzelner pelzverhüllter Mann saß, denn der Winter war seit ein paar Tagen auch am Rheine als strenger Gast eingezogen.

Gegen Morgen überschritt der Baron die französische Grenze. Er mußte aussteigen, um vom den Douaniers den Wagen durchsuchen zu lassen. Dabei bemerkte er die seitwärts haltende Kalesche, deren Inhaber mit einem Douanenbeamten sich lebhaft unterhielt. Er glaubte, seinen Namen nennen zu hören in dem Augenblick als er den Wagen wieder bestieg, um weiter zu reisen. Bald darauf hörte er das Klappern der Kalesche abermals hinter sich, sie fuhr mit ihm zugleich in Straßburg ein.

Stanislas hatte jetzt Eile, denn er wünschte so bald wie möglich nach Paris zu kommen. Deshalb reiste er schon mit einbrechender Nacht wieder ab.

Von Müdigkeit übermannt fiel er in festen Schlaf. Er wußte nicht, wie lange er geschlummert haben mochte, als ihn plötzlich ein heftiger Wortwechsel erweckte. Zugleich ward der Wagen gewendet und ein Mann in Pelze gehüllt, stieg, wie er in der Dunkelheit bemerken konnte, zu dem Postillon auf den Bock. Im raschesten Trabe flog der Wagen weiter und Stanislas schlief wieder ein.

Als er aufwachte, graute der Tag. Er ließ das Wagenfenster herunter und sah auf die ihm genau bekannte Gegend. Die Vogesen lagen zur Rechten mit frischem Schnee bedeckt, in der Ferne schimmerten die massenhaften Umrisse des gewaltigen Juragebirges.

Ein Blick sagte ihm, daß er nach Basel, nicht nach Paris fahre! – Er knirschte vor Wuth und schrie, wie ein Besessener, man solle auf der Stelle halten!

Sein Befehl ward respectirt. Der im Pelz stieg ab, öffnete den Wagenschlag und wünschte dem Baron mit freundlicher Stimme einen guten Morgen.

»Zum Teufel, was ist geschehen, während der Nacht?« schrie Stanislas. »Ich muß nach Paris und ein Esel von Postillon ist auf einer Kreuzung der Straße fehl gefahren und schleppt mich nach der Schweiz! – Auf der Stelle umgekehrt und dann zugefahren, was die Pferde laufen mögen!«

»Bitte um Entschuldigung, mein Herr, Sie sind ganz auf dem rechten Wege,« sagte lächelnd der im Pelz.

»Aber zum Teufel, wer sind Sie, Herr, und wie können Sie sich unterstehen sich in meine Angelegenheiten zu mischen?«

»Der Herr Baron haben ein sehr kurzes Gedächtniß, wie es scheint. Erinnern Sie sich nicht mehr des Weinhandlers Holmbach?«

»Was? – Sie sind's? – Nun guten Morgen, lieber Herr! – Aber was bringt Sie auf den Bock meines Wagens?«

»Vorsorge, Herr Baron, nichts wie Vorsorge. – Sie waren verirrt und ich habe Sie auf den rechten Weg zurückgebracht. – Warum lagen Sie auch zehn Tage in Mainz und vergaßen so ganz die Warnung des guten Kaplans Joseph. – Wir lassen uns nicht ungestraft hinters Licht führen, müssen Sie wissen.«

Stanislas wechselte die Farbe. Er errieth, daß er überwacht und in einem gewissen Sinne auch gefangen sei!

»Damit Sie nicht abermals einen falschen Weg einschlagen oder säumig in Erfüllung Ihrer Pflicht sich zeigen,« fuhr der Weinhändler fort, « gestatten Sie mir von jetzt an einen Platz im Innern Ihres Wagens. Die Nacht wollt' ich Sie nicht in Ihrer Ruhe stören aus Rücksicht vor Ihrem – Stande.«

Mit diesen Worten stieg Holmbach ein und ehe noch der überraschte Baron ein Wort dagegen sagen konnte, fuhr der Wagen auf dem Wege nach Basel in raschestem Trabe weiter.

»Aber beim Teufel, Herr, wer sind Sie denn eigentlich?« rief Stanislas geärgert und doch auch wieder amusirt; denn dem leichtsinnigen Manne machte dies unerwartete Abenteuer Spaß und er hielt es für klug, die Sache von der chevaleresken Seite aufzufassen.

Der Weinhändler knöpfte seinen Pelz auf. Unter ihm ward die schwarze Sutane und das stählerne Kreuz des Jesuiten sichtbar.

»Ein Mitglied der Gesellschaft Jesu,« sagte Emanuel mit freundlichem Lächeln, indem er die blaue Brille und das schwarze Käppchen abnahm, das seine große Tonsur verhüllte.

»Und wohin reisen wir, Sie amüsanter Schelm, der sich auf's Entführen alter Junggesellen legt?«

»Nach Italien, wenn es Ihnen beliebt, zu Ihrem Herrn Vetter, dem Grafen Michael Sembronowski.«

Stanislas lachte, Emanuel erlaubte sich zu lächeln, und ließ dabei spielend das Heft einer Pistole blicken, die er unter seinem Pelzrocke trug.

Der Baron faßte sich wie ein Mann, schloß die Augen und legte sich in die Wagenecke, die fernere Sorge für weiteres Fortkommen dem geschäftigen Weinhändler aus Thorn großmüthig überlassend.

DRITTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. SCHLOSS PETRELLA.

Ein dunkelblauer Himmel überspannt das obere Thal des Garigliano, dessen hier noch klare Gewässer über Felsblöcke stürzend das enge Flußbett mit glänzendem Silberschaum erfüllen. Die azurne Kuppel, vom goldenen Strahl der Mittagssonne funkeln, stützt ihre äußersten Ränder auf weithin leuchtende Schneepyramiden, denn auf den höchsten Gipfeln der wild zerklüfteten Abruzzen gebietet schon längst der Winter.

Ungeachtet dieser beschneiten Felsenkämme und obwohl es December ist, überkleidet die Wiesen des romantischen Flußthales das üppigste, frischeste Grün und angenehm wärmende Frühlingslüfte durchwehen seine Krümmungen. Mattgrüne Büsche kleiner Immergrüneichen, verkrüppelte Oelbäume und Korkeichen tauchen auf aus den tiefen Bergschluchten, bedecken hüben und drüben ganze Strecken Landes oder hüllen die braunen seltsam geformten Kuppen der näheren Bergzüge in ihre weichen Blätterschatten. Da, wo die Sonne mit voller Gluth das gebirgige Land bestrahlt, erscheint es rothbraun, wie unter dichter Aschenschicht glühend. Im Schatten liegende Partieen überzieht ein mattes Blau, das bald in dunkles Violett, bald in blendenden Purpur, bald in goldfarbig geädertes Weiß übergeht und durch so manichfachen und immer neu sich gestaltenden Farbenwechsel das Auge beschäftigt und entzückt.

Zwei Reiter, die aus einer Schlucht des Gebirges in das Thal des Garigliano gelangt waren und auf ihren sicheren Maulthieren langsam dem rauschenden Flusse entgegenritten, beobachteten mit sichtlichem Vergnügen dies duftige Farbenspiel. Sie mochten schon einen beschwerlichen Weg zurückgelegt haben, denn die ermüdeten Thiere waren mit Schweiß bedeckt und bluteten an den Weichen. So lange der Weg es gestattete, ritten die Fremden neben einander, ein lebhaftes Gespräch unterhaltend, als aber der schlecht erhaltene Pfad sich verengerte, blieb der weniger gut Gekleidete hinter seinem Begleiter zurück und ließ ahnen, daß er in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu diesem stehe. Beide trugen übrigens moderne Kleidung. Ein Carbonarimantel, wie sie in Italien allgemein gebräuchlich sind, verdeckte die Unterkleider und sein rechter Zipfel war nach italienischer Sitte über die linke Schulter geworfen. Die Absätze ihrer Stiefeln zeigten scharfe silberne Sporen, Hüte von modernster Form bildeten die Kopfbedeckung.

Bei einer Krümmung des beträchtlich aufwärtssteigenden Weges schimmerten hinter zerstreuten Bäumen die schlechten Häuser eines Dorfes hervor. Man hörte Kindergeschrei und Hundegebell und konnte also hoffen, wieder unter Menschen, in bewohnte Gegenden zu kommen. Bisher war das gebirgige Land öde und todt gewesen, daß die Reisenden weit und breit weiter nichts als bisweilen den Schrei eines auffliegenden Adlers gehört hatten.

Der Vorderste hielt sein Maulthier an und sah forschend nach den unfern gelegenen sich nicht eben sehr gastlich ausnehmenden Häusern. Dann wendete er sich zu seinem Begleiter und sagte:

»Wohnungen gibt's hier, das ist wahr, ob es aber die sind, die wir suchen und nach denen wir nun schon seit drei Tagen in diesem wildprächtigen Gebirge herumreiten, das mag der heilige Ignazius wissen!«

»Wenn uns die Schufte im *Casale Li Colli* nicht geflissentlich irre geführt haben,« versetzte der Andere, »muß dies Gewässer der Garigliano sein, und nahe bei den Quellen desselben soll ja das verrufene Nest liegen!«

»Nicht ungeduldig, Hubert,« sprach der vornehmer gekleidete Reisende. »Die bisherigen Strapazen waren eine gute Vorbereitung auf weit ermüdendere, die uns noch bevorstehen und bei denen wir hundert mal mehr werden stillschweigend zu ertragen haben.«

»Lassen Sie mich nicht Theil daran nehmen, Herr, wenn es irgend möglich ist. Ich werde Ihnen treulich dienen, das wissen Sie, nur selbsthandelnd aufzutreten halte ich mich nicht für befugt.«

»Es soll Dir erspart bleiben wenn es sein kann. Aber sieh da!« rief er lebhaft aus. »Hebt sich dort an der grünbebuschten Gebirgswand nicht die graurothe Masse eines stattlichen Castells ab, mit Schießscharten auf den Zinnen, von festen Thürmen, von Gräben und Wällen umgeben? – Ich glaube, wir sind zur Stelle.«

»Den beiden Berggipfeln nach, die man uns als sicherste Wegweiser zeigte, bin ich derselben Meinung.«

»Gewiß, gewiß! – Das hier ist der hohe Monte Cantaro und jener weiter rückwärts mit dem geneigten Gipfel der Monte Acerra. – Laß uns eilen.«

So sprechend gab er seinem ermatteten Thier die Sporen und setzte es dadurch in einen kurzen Trab, der dem Reiter kein sonderliches Vergnügen gewähren mochte, denn er schnitt Gesichter, als ob er die Cholera hätte.

Nach einer guten Viertelstunde sahen sie die Häuser eines hochgelegenen Ortes seitwärts vom Flußthale, diesem gegenüber das stattliche Gebäude eines Schlosses in mittelalterlichem Styl. Es lag ganz abgesondert von dem Flecken oder Dorf, auf steilem doch nicht hohem Felsen, umgeben von uralten Kastanienbäumen. Ein wohl erhaltenen breiter Weg führte zu dem normannisch byzantinisch gewölbten Thore, über dem ein colossales Wappen weithin sichtbar ward. Die Thorflügel standen offen, außerdem war aber kein Zeichen von Leben zu sehen. Die Lage dieses festen Schlosses in dem einsamen, aber großartigen Gebirgsthale war überraschend schön und wohl geeignet, Gemüther, die von den harten Stößen eines feindseligen Lebens tief verwundet sind, wieder aufzurichten und mit der Welt zu versöhnen.

Von Niemand befragt, noch weniger verhindert, ritten die Fremden in den Hof des Schlosses. Hier sproßte zwischen den uralten Quadern spärliches Gras. Tauben, die friedlich einige Saamenkörner aufpickten, flogen scheu nach den crenelirten Mauern. Der Hufschlag der Maulthiere hallte dumpf wieder in dem schweigsamen Raume und rief ein undeutliches Echo hervor.

»Gefällt Ihnen dieser Empfang, Herr Graf?« fragte mit Rchlecht verhehltem Verdrusse der minder gut gekleidete Meiter, den wir vorhin Hubert nennen hörten. »Am Ende haben uns die vermaledeiten Gebirgsbauern doch betrogen.«

»Still! Dort im Innern des Treppenthurms seh' ich durch die schmalen Fenster eine Gestalt schimmern. – Man hat uns bemerkt und schickt nun wahrscheinlich zuvörderst einen Kundschafter aus. – Siehst Du, da tritt er schon aus der Thür – und bei unserer lieben Frau von Czenstochau, in Physiognomie, in Blick und Haltung, von Fuß zu Kopf jeder Zoll ein Landsmann.«

Inzwischen waren Beide abgestiegen und näherten sich ihre erhitzten und entkräfteten Thiere am BZegel führend dem wunderlichen alten Treppenthurme. Der in der Mitte des Hofes befindliche Haupteingang zum Schlosse, zu welchem eine breite Marmortreppe führte, schien gegenwärtig nicht benutzt zu werden. Der Marmor war mit Flechten und Moosen überzogen und das schöne Portal fest verschlossen.

»Was befehlen die Herren?« fragte der sichtbar werdende Diener, ein schon bejahrter Mann mit grauem Haar, dem der starke Schnurrbart ein kriegerisches Aussehen gab, in leidlich gutem Toskanisch. »Sie scheinen fremd zu sein in dieser unbesuchten Gebirgsgegend und haben sich wahrscheinlich verirrt. Wenn Sie befehlen –«

»Nicht doch, mein Freund,« unterbrach ihn der Graf in polnischer Sprache, vielmehr danken wir Gott und allen Heiligen, »daß wir endlich glücklich Schloß Petrella

erreicht haben. Oder sollte dieser stolze imposante Bau einen andern Namen führen?«

Erfreut über das reine Polnisch, das der Fremde so geläufig sprach, versetzte der alte Diener mit respectvoller Verbeugung:

»Gewiß, meine gnädigen Herren, Sie befinden sich im Schloß Petrella.«

»Dem Besitzthum des Herrn Grafen Michael von Sembronowski, nicht wahr?«

»Graf Michael ist, so viel ich weiß, Eigenthümer von Schloß und Flecken.«

»Nun, so habt die Gefälligkeit, guter Freund, Eurem Gebieter einen Landsmann zu melden, der ihn in dringenden Angelegenheiten zu sprechen wünscht.«

Der Diener sah den Sprechenden mißtrauisch forschend an und schüttelte dann seufzend den Kopf.

»Gnädigster Herr,« entgegnete er, »von Erfüllung dieses Wunsches werden Sie wohl abstehen müssen. Mein Gebieter lebt sehr zurückgezogen, ist geistig und körperlich leidend, und steht mit Welt und Menschen in gar keiner Verbindung. Geschäfte des gnädigen Herrn Grafen besorgt der Haushofmeister, der sein unbedingtes Vertrauen genießt. Gäste hat dieses Schloß seit dem Tage, wo es der Herr Graf bezog, nicht beherbergt, und wer meinen Gebieter kennt, wird auch nicht Verlangen nach seinem Umgange tragen.«

AKann alles nichts helfen, mein Freund, und wenn der Graf ein Menschenfresser wäre, ich müßte es darauf hin, mit Haut und Haar von ihm verschlungen zu werden,

doch wagen, bis in sein Gemach zu dringen. – Also spüte Dich, und damit Du den möglicherweise uns freundlichen Empfang leichter verwindest, nimm hier eine Kleinigkeit für Dein zuvorkommendes Wesen.«

Der Graf schob dem Alten einen blanken Scudo in die Hand, wofür dieser ihm den Rock küßte.

»Wenn Sie durchaus darauf bestehen, gnädiger Herr,« versetzte er mit immer düsterer werdender Miene, »so muß ich es freilich versuchen, doch verspreche ich mir kein erfreuliches Resultat. – Wen habe ich die Ehre anzumelden?«

»Graf Peter Dolmo aus Volhynien,« sagte der Fremde. »Die Familie ist Eurem Gebieter so genau bekannt, wie sein eigener Stammbaum.«

»Ein Dolmo!« wiederholte der Diener, den wir David nennen wollen, »mein Gott, ein Dolmo! – Wie oft sind die Dolmo's und Sembronowski's zusammen Schlitten gefahren und haben mit einander gezecht tage-, wochenlang! – Ja, damals – damals – – das waren noch andere, bessere Zeiten!«

David strich sich mit umgekehrter Hand eine heimlich hervorbrechende Thräne von den grauen Wimpern, nahm ehrerbietig die Visitenkarte, die der Fremde ihm reichte, und stieg langsam wieder die Wendeltreppe hinauf.

»Der ist mein mit Haut und Haar,« flüsterte der Graf seinem Bedienten Hubert zu, der sich bei der ganzen Unterhaltung völlig passiv verhalten hatte. »Es kommt jetzt nur darauf an, daß ich denselben vortheilhaften Eindruck

auch auf den grämlichen Grafen mache. – Sieh Dich nur vor, daß Du nicht aus der Rolle fällst..«

»Wo ich es fürchte, werde ich schweigen,« sagte Hubert. »Uebrigens haben Sie mir die Lection ja so oft vorgesagt, daß ich mir sie im Schlafe wiederholen könnte, ohne einen Fehler zu machen. Handeln Sie nur so klug, als ich fest auftreten werde, und wir müssen zum Ziele kommen! – Aber verdammt langweilig wird das Leben in diesen verödeten Mauern sein. Es fehlt nur noch, daß es wie in alten Schlössern Deutschlands und Polens, des Nachts hier spukt, und wir können uns ohne Weiteres in's Fegefeuer versetzt glauben..«

»Desto besser, so absolvirt uns die Kirche jenseits von den Leiden dieser Seelenläuterung. – Aber wahrhaftig, da kommt ja unser Bote schon wieder zurück und zwar bedeutend schneller, als er fortging, und ein paar andere neugierige Bengel folgen ihm! – Wenn diese nicht etwa Auftrag haben, uns mit sammt unseren Thieren aus dem Schlosse zu werfen, so steht uns noch eine ausgezeichnet freundliche und gastfreie Aufnahme bevor. – Es lebe Polen!«

Die Mütze in der Hand, von zwei jungen mit glänzenden Livréen angethanen Bedienten gefolgt, trat David zum zweiten Male in den Hof und näherte sich mit sichtlich erheiterter Miene den Reisenden.

»Haben Sie die Güte, gnädiger Herr Graf, mir zu folgen. Sie sind willkommen, und sollte Sie der Graf Michael auch nicht sogleich begrüßen können, so dürfen Sie doch später auf freundlichen Empfang rechnen. Denn wir

erwarten, daß Sie es sich einige Tage in Petrella werden gefallen lassen und von den Strapazen einer beschwerlichen Gebirgsreise in dieser Jahreszeit ausruhen werden. – Marsch, Bursche,« wandte er sich zu seinen Begleitern, »sorgt für die Maulthiere des Herrn Grafen!«

Während Dolmo dem Bedienten seine Zügel zuwarf, wechselte er einen bedeutenden Blick mit Hubert und flüsterte ihm dann im Vorbeigehen zu:

»Vergiß nicht, daß wir Ketzer sind!« --

Es war eine Stunde nach Mittag. Die Sonne stand ziemlich hoch über den Gebirgen und warf durch die hohen Fenster des alten Schlosses goldfarbige Lichter in sein geräumiges, noch von großer ehemaliger Pracht zeigendes Innere.

Nachdem man aus dem Erdgeschoß zur ersten Etage hinaufgestiegen war, trat man in einen Corridor, dessen Fußboden mit bläulichem, dessen Wände mit schwarzgeädertem Marmor ausgelegt waren. Dieser Corridor lief zu zwei Drittheilen durch die ganze Fronte des Gebäudes. Genau in der Mitte desselben befand sich eine breite Flügelthür, wie es schien, der einzige Eingang zu den bewohnten Gemächern.

Dolmo trat in ein, geräumiges Zimmer, das von drei hohen Fenstern sein Licht erhielt. Die Aussicht auf das malerische Thal, die doppelte Kette der Gebirge und die in duftig blauer Ferne verschwimmenden Schneekämme war von unbeschreiblichem Reiz. Das Zimmer selbst hatte zwar kein verödetes, aber doch ein unwohnliches Ansehen. Es gab außer einem großen Marmortische und

zwei, ihrer Form nach sehr alten Lehnstühlen kein anderes Möbel moderner Façon, in diesem Gemache.

Geschwärzte Tapeten von geprefßtem Leder, den Verzierungen und reichen Goldeinfassungen nach ursprünglich von hohem Werthe, überzogen die Wände. Ein Mosaik aus rothem, schwarzem und weißem Marmor kunstvoll zusammen gefügt, bildete den Fußboden. Rund um den Fries des Zimmers standen in schicklicher Entfernung Büsten berühmter Redner und Denker des Alterthums auf geschmackvollen Consolen. Die Blicke des Fremden streiften nur flüchtig diese Gegenstände, die sich fast in allen alten Schlössern Italiens wiederholen. Mehr zog ihn der Kamin in der östlichen Ecke des Zimmers seiner Form und Ausschmückung wegen an. Dieser hatte nämlich die Gestalt eines verkürzten antiken Sarkophages, und wer ihn nicht genauer betrachtete, konnte glauben, es sei nur die vordere Seite eines solchen herausgenommen und das so verstümmelte Kunstwerk zu profanem Gebrauch in das Gemäuer eingesetzt. Er ruhte auf zwei lächelnden Satyrköpfen, die einander die fratzhaft verzerrten, aber doch lustigen Gesichter zuwenden. Freundlich züngelnde Flammen begrüßten jetzt mit ihrem heimlichen Geflüster den Sohn des Nordens und verbreiteten in dem unwohnlich aussehenden Gemache eine behagliche Wärme, die den Grafen recht angenehm berührte.

An der Thür hatte sich der alte Diener des Hauses verabschiedet, um den Eintritt des Gastes seinem Gebieter

anzuzeigen. Dieser wollte aber noch immer nicht erscheinen und Dolmo fing an sich zu langweilen. Zwar hätte ein Blick auf die majestätische Gebirgswelt der Abruzzen, auf das grünende Thal des Iris und auf die milden sonnigen Höhen, die sich schüchtern an die gewaltigen Felsenmassen der hohen steilen Gebirge lehnten, ihn stundenlang beschäftigen können, es schien aber, als werde der Reisende von andern Gedanken beherrscht und habe weder Zeit noch Sinn, die Zauber der Schöpfung zu beachten.

Die Arme über der Brust verschlungen, den Kopf etwas gesenkt, schritt er mehrmals den Empfangssaal auf und nieder. Die Runzeln, welche bisweilen auf flüchtige Momente seine Stirn kräuselten, deuteten auf anstrengendes Denken auf scharfes Ueberlegen eines vorausentworfenen Planes. Nach einiger Zeit umspielte übermüthiges Lächeln sein volles sinnliches Lippenpaar. Er blieb stehen, richtete sich stolz auf und warf einen triumphirenden Blick auf die Büsten, auf deren braunen Marmorstirnen noch immer die Gedanken vergangener Jahrtausende leuchteten. Da ward sein Auge von einem Gegenstande, den er bisher übersehen hatte, angezogen und wie von der geheimnißvollen Macht eines Magnetes festgehalten.

Ein voller warmer Sonnenstrahl vergoldete nämlich die Rahmen zweier Gemälde, die etwas niedriger als die Büsten an der Westseite des Zimmers hingen. Beide Gemälde wurden dadurch in das schönste Licht gesetzt und waren allerdings geeignet, die Blicke jedes Gebildeten,

wenn er auch nicht zu den enthusiastischen Verehrern der Malerkunst gehörte, fest zu bannen.

Der rechts hängende Rahmen umfing das lebensgroße Brustbild eines Mannes in kräftigster Lebensfülle. Sein schöner, stolzer Kopf mit aristokratischen Zügen ruhte auf etwas kurzem Nacken. Die Stirn war hoch, zeigte aber über den Augen merkliche Erhebungen, wodurch der Schädel über der Nasenwurzel sich dergestalt vertiefte, daß es schien, als sei dieser Punct mit dichtem schwarzen Haar bewachsen und verlaufe mit den breiten struppigen Augenbrauen, die den verächtlichen Blick der feurigen Augen mildthätig überschatteten. Diese eigenthümliche Schädelbildung ließ die untere Hälfte des Gesichtes aus der Ferne betrachtet wie durch einen schwarzen Strich von der oberen Hälfte getheilt erscheinen und konnte in einer leicht reizbaren Phantasie die Meinung entstehen lassen, der Maler habe hier auf eine Weise, welche in der Kunst eigentlich nicht erlaubt ist, andeuten wollen, daß die Hand eines Feindes ehedem diese krause Stirn tief verwundet habe. Diese sonderbare Täuschung verschwand, sobald man dem Gemälde sich näherte. Dann aber schleuderte das dunkle Auge dieses Mannes so boshafte Blicke auf den Beschauer, daß man im Innersten vor dem Höllenabgrunde dieser Seele zurückschauderte und das Abbild eines Menschen vor sich zu haben meinte, der, wenn er nicht die entsetzlichsten Verbrechen während seines Erdenwallens beging, doch zu jedem befähigt gewesen sein mußte. Das predigte die höhnisch-stolze Lippe, das kräftig vorspringende

Kinn, um das ein schwarzer wie von Wind oder rasender Leidenschaft wild zerzauster Bart flatterte, das verrieth endlich die merkwürdige Wendung des Kopfes, die nicht absichtlich vom Maler erfunden sein konnte, sondern den Lebenden charakterisirt haben mußte, da sie etwas heimlich Lauschendes an sich hatte und so ganz mit dem krampfhaften Griff der bräunlich gelben Hand in den Bart, die einer zum Sprunge erhobenen Tigerklaue ähnelte, harmonirte.

Das zweite Gemälde stellte das Porträt eines jungen Mädchens von engelhafter Schönheit dar. Dies klare schuldlose Auge, dieser zarte, feingeschnittene Mund, diese lächelnden Grübchen in Kinn und Wangen, diese helle weiße Stirn, um die ein Kranz dunkelbrauner Locken in lieblichster Unordnung lag, konnte nur einem reinen Herzen, einem kindlichen Gemüth angehört haben. Und wenn die Betrachtung des männlichen Porträts eine Bangigkeit in dem Beschauer hervorrief, die der Furcht vor heimlich drohender Gefahr verwandt war, so kräftigte ein Blick auf das himmlisch lächelnde Gesicht dieses zarten Mädchens den sinkenden Muth wieder und gab dem beruhigenden Glauben an das beglückende Walten eines Schutzgeistes Raum.

Graf Dolmo vergaß über der Betrachtung dieser beiden mit großer Meisterschaft gemalten Porträts als das Wichtige, das ihn bisher ausschließlich beschäftigt hatte. Bezaubert, hier von damonischer Entsetzlichkeit, dort von überirdischer Anmuth, ließ er bewundernd seine Blicke

abwechselnd von einem Bilde zum andern schweifen, ohne der Betrachtung müde zu werden. Er konnte nicht zweifeln, daß beide ausgezeichnete Gemälde Porträts von Personen seien, die in früheren Tagen gelebt, vielleicht sogar die Räume dieses einsamen Gebirgsschlosses bewohnt hatten. Denn so erfindet auch die schöpferischste Phantasie größter Künstler nicht, weder im Furchtbaren noch im Zarten. Solche Höllenzüge vermag der geschickteste Pinsel eines vollendeten Meisters einem Phantasiegebilde nicht einzugraben, so wenig als es ihm möglich sein möchte, das ewig Reine, Jungfräuliche, Liebevolle und Gläubige auf die rosigen Wangen eines idealen Mädchengesichtes zu hauchen.

»Aber wessen Gesichtszüge verewigen diese Porträts?« fragte sich der Pole wiederholt – »und in welcher Verbindung stehen sie mit diesem Schlosse? – Oder sollten sie Eigenthum des Grafen sein und aus seinem Vaterlande stammen? – Das ist nicht möglich. – Solche Züge finden sich nicht in Polen – in den Adern dieser Beiden floß römisches Blut.«

Er senkte das Auge und trat einige Schritte zurück. Die Sonnenstrahlen ließen das dunkelbraune Haar des Mädchens goldig erglänzen. Augen und Mund des schönen Kindes schienen den erstaunten Fremden anzulächeln. Mit jedem Augenblicke bekam das Bild mehr Leben, größere Anziehungskraft.

»Seltsam!« sagte Dolmo. »Ich muß diesem wunderbaren Mädchenkopf irgendwo schon schon einmal begegnet sein. – – Und doch kann ich mich nicht besinnen,

kann nicht den Schimmer einer Ahnung in meinem sonst so treuen Gedächtniß auffinden. – In der That, das ist sonderbar, räthselhaft, fast beunruhigend!«

Und abermals heftete der junge Mann seine Blicke auf das reizende Porträt und schwelgte in dessen Schönheiten. Ein leises Rauschen, wie von dem Schleppen eines Gewandes herrührend, machte ihn aufsehen. Er wandte sich nachlässig und erblickte wenige Schritte hinter sich ein schlankes Mädchen, das sanft fragend und jungfräulich schüchtern ihr großes, von langen zarten Wimpern beschattetes Auge auf ihn richtete. Von dieser neuen unerwarteten Erscheinung ward der Pole vollkommen überrascht, um so mehr, als er in diesen sanften Engelszügen das Urbild des Gemäldes gefunden zu haben glaubte, das er mit so steigender Bewunderung bisher betrachtet.

Mit stummer ehrfurchtsvoller Verbeugung begrüßte Dolmo die liebliche Erscheinung, die ihrerseits den Gruß des Fremden in gleicher Weise erwiederte.

ZWEITES KAPITEL. VICTORIE.

Dieses Mädchen zählte höchstens siebzehn Jahre. Ein Kleid von schwerem schwarzen Seidenstoff umfloß ihre schön geformten Glieder. Ihr reiches Haar, das eher schwarz als dunkelbraun zu nennen war, lag in zwei glänzenden Scheiteln um die heitere Stirn, die ebenso wie Mund, Augenbrauen, Nase und Kinn jenen Stempel ächt weiblicher Schönheit trug, die mehr durch rührende Lieblichkeit als durch beherrschende Majestät anzieht.

Da in Folge der unerwarteten Ueberraschung Dolmoschwieg, so redete ihn das junge Mädchen zuerst an.

»Sie wollen entschuldigen, Herr Graf,« sagte sie mit einer rührenden, von tiefer Seelentraurigkeit erfüllten Stimme, daß ein Pole bei seinen Landsleuten nicht mit der üblichen Gastfreundschaft und Herzlichkeit aufgenommen wird. Leider ist dieses Haus kein Haus der Freude! Der Kummer, die Sorge, Furcht, Angst und Qual behüten die Schwellen dieses Schlosses, das an sich schon einsam genug gelegen ist und nicht noch besonderer Vorrichtung zu gänzlicher Abwehr allen Verkehrs mit dem Leben erheischte. Dennoch hat man dergleichen getroffen, wie Sie ohne Zweifel bemerkt haben werden. Erblicken Sie nun darin weiter nichts, als die düsteren Grilien eines kranken Geistes, und ich hoffe, es wird Ihnen dann möglich sein, auch unter so wenig anlockenden Umgebungen sich doch den Umständen nach leidlich heimisch bei uns zu fühlen.«

Das Mädchen begleitete diese freundlich einladenden Worte mit einem reizenden Lächeln und zugleich sagte der wohlwollende Blick des feuchten Auges, daß sie ihre wahre Herzensmeinung unverhohlen dem Landsmann gegenüber aussprach.

»Gnädigste Gräfin,« versetzte der Pole, »Sie überraschen und beschämen mich durch Ihre Güte. Hätte ich ahnen können, daß Graf Michael Sembronowski geistig so angegriffen sei, so würde ich nicht gewagt haben, ohne vorhergegangene Meldung in sein vom Weltgeräusch entlegenes Asyl einzudringen.«

»Seien Sie darüber unbesorgt,« erwiederte das junge Mädchen. »Ihre Ankunft in diesem Schlosse wird in der Lebensweise des jetzigen Besitzers nicht die geringste Aenderung hervorbringen, wohl aber wäre es möglich, daß Ihre Anwesenheit das traurige Einerlei im Leben Anderer etwas heiterer schattirte.«

»Dann würde meine Reise in dieses reisende Versteck die verdienstlichste That meines bisher sehr unbedeutenden und an jeglichem Verdienst armen Lebens nennen.«

»Es schmerzt mich, Ihnen bekennen zu müssen, Herr Graf, daß mein Vater von Ihrer Ankunft noch seine Kunde hat –«

»Gnädigste Gräfin!«

»Daß Sie mithin auf eine Unterredung mit ihm, die Sie dringend wünschen, noch einige Zeit werden warten müssen. Auf den wahrscheinlich wichtigen Inhalt dieser Unterredung Rücksicht nehmend wagte ich es, sein Ge-
bot zu brechen und –«

»Gegen den Willen Ihres Vaters mir den Eintritt zu ge-
statten? rief der Pole. »O mein Gott, mein Gott!«

»Fürchten Sie nichts für mich,« sagte die Gräfin mit traurigem Lächeln. »Mein unglücklicher Vater ist gegen Niemand so hart, wie gegen sich selbst. Wir Uebrigen ha-
ben nur mit Ergebung seine bisweilen freilich sonderba-
ren Einfälle zu ertragen. Es wird meine Sorge sein, ihn
auf Ihre Anwesenheit vorzubereiten. Ist dies geschehen
und hat er sich erst mit dem Gedanken vertraut gemacht,
einen fremden Menschen unter seinem Dache zu beher-
bergen, so werden Sie in manchen Stunden sogar einen

ganz liebenswürdigen Gesellschafter an ihm finden, nur auf Eins muß ich Sie noch aufmerksam machen.«

»Reden Sie, Gräfin, und sein Sie überzeugt, daß der geringste Ihrer Wünsche für mich ein heiliger Befehl ist!«

»Als Polin zweifle ich nicht daran, nur fürcht' ich, die Befolgung desselben wird mit Ihrem Gewissen in Collision kommen!«

»Wie so?

»Weil Sie nur als Protestant, und zwar als eifriger Protestant mit meinem Vater verkehren dürfen.«

»Um so besser, Gräfin, so brauche ich mich nicht zu verstellen.«

»Wie! – Sie wären –«

»Protestant, strenger, entschiedener Protestant, und es kann mir kein größeres Glück begegnen, als hier in diesem erzkatholischen Lande einen Gleichgesinnten zu finden. Hätte ich es auch sonst wagen können, die Sendung zu übernehmen, die mich in Ihre beglückende Nähe führt?«

»Sie wußten also, daß wir uns zur evangelisch-lutherischen Religion bekennen?« fragte überrascht die Gräfin.

»Ich erfuhr es, bevor ich mein Vaterland verließ,« versetzte Dolmo, »und wie ich schon andeutete, trug wesentlich mein religiöses Bekenntniß bei, mich gewissermaßen zum Gesandten in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu erwählen!«

»Sie werden es unbescheiden finden, wenn ich durch die Frage, worin diese Angelegenheit bestehe, mich zum

Mitwissen Ihres Geheimnisses zu machen wünsche. Und dennoch muß ich diese Frage thun, da nur durch persönlichen Vortrag von meiner Seite Graf Michael einem Fremden zugänglich wird. Selbst Briefe nimmt er nicht an, wenn er zuvor nicht im Allgemeinen von deren Inhalt durch mündliche Andeutungen Kunde erhält.«

»O es ist kein Geheimniß, schöne Gräfin, das ich Ihrem Vater mitzutheilen habe,« erwiederte der Pole, »trüge ich aber auch ein solches bei mir, wo könnte ich es wohl besser bewahren als im Heilenschrein Ihres Herzens? So bereit auch dieser Mund ist, so verschwiegen – ich bin überzeugt – kann er sein, wenn er ein Geheimniß zu behüten hat.«

Dolmo erlaubte sich bei diesen Worten die schöne schmale Hand der jungen Gräfin bei den Fingerspitzen zu erfassen und sie ehrerbietigst mit den Lippen zu berühren. Lächelnd ließ sich die Sarmatin diese Huldigung gefallen, indem sie scherzend sagte:

»Gut, gut, mein galanter Herr Landsmann, nur bitte ich, lassen Sie alle Heilenschreine, mögen sie nun wirklich Heiliges oder Profanes bergen, im Gespräch mit meinem Vater weg, sonst prophezeihe ich Ihnen keinen glücklichen Ausgang für Ihre diplomatische Sendung. – Und nun, bitt' ich, weihen Sie mich ein klein wenig ein in Ihre Geheimnisse, lassen Sie uns aber dabei etwas ausruhen in diesen ehrwürdigen Stühlen, die ehedem zwei historisch gar merkwürdige Personen trugen.«

»Diese Stühle?« sagte Dolmo, indem er sie an das Kaminschob. »Sie sind also sehr alt?«

»Wohl an vierhundert Jahre.«

»Und wen trugen sie damals?«

»Davon nachher. Erst beichten Sie mir gefälligst Ihr Geheimniß.«

Das schöne Mädchen und der junge Pole nahmen einander gegenüber in den alterthümlichen Sesseln Platz und Dolmo begann:

»Ich darf kurz sein, theure Gräfin,« sprach er, »da Ihnen wahrscheinlich die Verhältnisse Ihrer Familie im Allgemeinen bekannter sind, als mir, dem Fremden, der nur aus Noth oberflächlich in dieselben eingeweiht wurde.«

»Das fängt wirklich ganz interessant an,« lächelte das schöne Mädchen, »ich bin jetzt gefaßt auf die unglaublichsten Dinge.«

»Und doch habe ich Ihnen nur einfache, leicht faßliche Thatsachen mitzutheilen. Hören Sie denn. – In Ihrer weitverzweigten Familie befindet sich ein vermögender Mann, Namens Stanislas Sembronowski –«

»Ach, der liebenswürdige Verschwender, der kecke Gottesläugner, obwohl er sich röhmt, ein gläubiger Sohn der alleinseligmachenden Kirche zu sein.«

»Derselbe, gnädige Gräfin. Vor ein oder zwei Jahren hatte dieser zwar etwas leichtsinnige, aber talentvolle und geistreiche Mann das Unglück, in Folge zu großer Hinneigung zu verschwenderischem Leben unvermuthet unter Curatel gestellt und der eigenen Verwaltung seines

Vermögens überhoben zu werden. Graf Michael Sembrowski, Ihr Herr Vater, ward zum Verwalter desselben gerichtlich ernannt und Stanislas ein festes Jahrgehalt ausgesetzt –«

»Von dem mein liebenwürdiger Vetter, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, recht stattlich leben kann, denn meines Wissens beläuft sich die Summe, die er jährlich zu verthun hat, auf 600000 polnische Gulden.«

»Sie sind vortrefflich unterrichtet.«

»Ich muß es wohl sein, da mein Vater gewohnt ist, seit Jahr und Tag mich als Secretär zu benutzen.«

»Seitdem ist Stanislas ein anderer Mensch geworden –«

»Besser oder schlechter?« lächelte die Gräfin. »Das Gerücht sagt ihm schlimme Dinge nach und ich gestehe, daß ich gegen meinen Cousin etwas eingenommen bin.«

»Er ist traurig, niedergeschlagen,« fuhr der Pole fort, »und es scheint beinahe, als sollte der ehedem so lebenslustige Mann nicht mehr gar lange leben. Dies ist wenigstens seine eigene Meinung. Um nun nicht mit dem Ruf eines Mannes aus der Welt zu gehen, dem nichts heilig gewesen sei, hat er sein vergangenes Leben streng durchmustert, zugleich aber auch den Ursachen nachgeforscht, die so unerwartet ihn der Selbstverwaltung seines Vermögens überhoben, und da fand sich denn Manches, was dem strengen Recht schnurstracks entgegenlief.«

»Es wird dem Vetter schwer fallen, die Beweise dafür zu liefern.«

Dolmo lächelte und klopfte an seine Brust.

»Die Beweise, daß Stanislas Unrecht, schreiendes Unrecht geschehen, trage ich bei mir. Ich werde sie dem Grafen Michael vorlegen, damit er sich überzeugt, daß es sich hier um Entdeckung einer furchtbaren Intrigue, um Verhinderung der Ausführung eines Verbrechens handelt, das mit überlegener Schlauheit begonnen worden ist!«

»Aber mein Gott, wie ist dies möglich!« sagte die Gräfin. »Stanislas vergeudete sok ungeheure Summen, daß der Ruin seines Vermögens binnen wenigen Jahren mit Gewißheit vorauszusehen war, und mein Vater schritt erst ein, nachdem unsere ganze Familie ihn wiederholt darum gebeten und die unwiderleglichsten Beweise der grenzenlosen Verschwendung Stanislas' beigebracht hatte.«

»Das Geschlecht der Sembronowski ist hintergangen worden.«

»Dann müßte es unwürdige Mitglieder unter sich zählen.«

»Warum nicht lieber falsche Rathgeber, eigennützige, selbstsüchtige Feinde?«

»Sie glauben?«

»Ich weiß!«

»Das beunruhigt mich,« sagte das junge Mädchen, »denn wenn mein Vater davon hört, wird es ihn tagelang in die finstere Stimmung versetzen.«

»Ich bedaure aufrichtig, daß ich wider Willen die Veranlassung dazu sein muß. Dennoch theure Gräfin, darf ich nicht nachgeben, da nicht blos Stanislas' Wohl und Wehe, sondern die sämmtlichen Besitzthümer, das ganze

Vermögen der Sembronowski, vor Allem und zuerst auch das Ihres arglosen Vaters auf dem Spiele steht.«

»Sprächen Sie nicht so zuversichtlich, Herr Graf, so würde ich Sie selbst für getäuscht halten.«

»Ich spreche die Wahrheit und kann sie beweisen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zwei Worte leise zuflüstere, damit Niemand sie auffängt und weiter trägt.«

Dolmo beugte sich an das Ohr des schönen Mädchens und ließ sie langsam die geheimnißvollen Worte hören. Sie fuhr zusammen, als hätte ein Funke des elektromagnetischen Fluidums ihren Körper berührt, faltete die zarten weißen Hände und rief seufzend:

»Das ist entsetzlich! Das wird meinem unglücklichen Vater das Leben kosten!«

Ein feines Lächeln überlegener Kraft spielte um die Lippen des Polen, dem es gelungen war, mit zwei Worten ein ihm vor einer halben Stunde noch völlig unbekanntes Mädchen zum Spielball seines Willens zu machen. Er glaubte, vor der Hand weit genug gegangen zu sein und bemühte sich jetzt, der Bestürzten Trost zuzusprechen.

»Graf Michael kann von Allem, was in geheimster Stille sich zugetragen hat, unberührt bleiben,« sagte Dolmo, »wenn wir uns zuvor einigen und ihm überzeugende Gründe, sprechende Thatsachen statt langer Erörterungen vorlegen.«

»Sie kennen meinen Vater nicht,« sprach das Mädchen geängstigt. »Sein Argwohn gaukelt ihm die undenkbaren Dinge vor, sein Mißtrauen sieht in jedem Menschen einen Feind, der ihm nach dem Leben trachtet, und lässt

ihn in Maßregeln der Sicherheit die entsetzlichsten Verfolgungen erblicken. – Und dann, was begehrn Sie? Welche Vorschläge haben Sie ihm zu machen als Bevollmächtigter Stanislas? – Denn in dieser Eigenschaft sind Sie doch hier?«

»Der Name thut wenig zur Sache. Ich habe mich verbindlich gemacht, den Grafen Michael zu bewegen, daß er die Verwaltung von Stanislas Sembronowski's Vermögen diesem wieder selbst überlasse und die frühere Bekanntmachung, die ihn für einen Verschwender erklärt, öffentlich widerrufe. Da ein solcher Widerruf nicht auf der Stelle erfolgen kann, so wünscht Stanislas bis dahin seinen Jahrgehalt verdoppelt, damit er kein Mittel unversucht lassen darf, das zur Entdeckung der heimlich minnenden Feinde und ihrer Schliche führen kann.«

»Glauben Sie, ein derartiges Verfahren werde unsere Feinde für immer unschädlich machen?«

»Unschädlich? – Nein. Aber vorsichtig, ängstlich, unsicher wird es sie machen, und das genügt. Es gibt Ihrer Familie Zeit, sich gegen neue Angriffe zu waffen und immer kampffähig da zu stehen.«

»Wenn es aber ein Irrthum wäre, Herr Graf! – Wenn wir einer Gesellschaft von so ausgebreiteter Macht Unrecht thäten und sie dadurch uns zum unversöhnlichsten Feinde machten?«

»Sie können dieser Gesellschaft nie Unrecht thun,« sagte lächelnd der Pole. »Ihre Schliche sind in neuester Zeit zu bekannt geworden, um zu wissen, daß sie ihren Zwecken zu Liebe vor keinem Verbrechen zurückschrickt.«

Und überdies soll ja auch Graf Michael nicht eher handeln, als bis er alle Documente und Briefschaften, die ich bei mir trage, genau geprüft hat. Ich werde ihn nicht drängen, er mag sich Zeit nehmen, so lange er will.«

Die Gräfin schien wieder Muth zu fassen. Sie schlug ihre in feuchtem Glanz leuchtenden Augen auf und sagte, dem Polen freiwillig die Hand reichend:

»Ich bitte, Graf, verlassen Sie mich nicht, bis dieser Kampf überstanden ist. Das Wort Jesuiten, das Niemand in meines Vaters Gegenwart aussprechen darf, wird, fürcht' ich, einen erschütternden Eindruck auf ihn machen!«

»Muth, schöne Landmännin, Muth! Man sagt ja von den Polinnen, daß sie geborene Heldinnen seien. Sie machen sicherlich keine Ausnahme, und erlauben Sie es mir, so werde ich bis zum Tode Ihr treuester Paladin sein!«

Dolmo wagte die Hand des liebenswürdigen Mädchens zu drücken, die, ohne daß er es zu bemerken schien, in der seinigen zitterte.

Die Gräfin stand auf und sah nach der kleinen goldenen Uhr an ihrem Gürtel.

»Schon zwei Uhr vorüber,« sagte er. »Das ist die Zeit, in der ich meinen Vater besuchen darf, ohne ihn aufzubringen. Bis ein Uhr arbeitet oder betet er, dann gönnt er bis drei Uhr seinem stets trüben Geiste einige Erholung, sucht später zu schlummern und erscheint um halb fünf Uhr ohne vorangegangene Einladung bei Tafel. Er muß dann Alles bereit finden, denn er wartet nie. Ist nicht

schon aufgetragen, so entfernt er sich stumm, wie er gekommen ist, und fastet bis zum nächsten Frühstück. In diese Ordnung müssen wir uns fügen, da der geringste Verstoß dagegen, wenn er sich wiederholt, dem geistig und körperlich Leidenden die furchtbarsten Qualen verursacht. Mein Vater ist nämlich von Natur außerordentlich heftig und jähzornig. In Folge eines großen Familienunglücks hat er nun das Gelübde gethan, seine aufbrausende Heftigkeit zu unterdrücken, und weil ihm solche Selbstbeherrschung unbeschreibliche Ueberwindung kostet, greift die verhaltene Wuth sein erschüttertes Nervensystem an und bereitet ihm die entsetzlichste Pein. – Ist es Ihnen gefällig, die Briefe und Schriften am meinen Vater, die Sie bei sich führen, mir zu übergeben, so will ich ihn wenigstens darauf vorbereiten und mit dem Gedanken sich befreunden lassen, daß ein Landsmann im Interesse unserer Familie seine Gastfreundschaft in Anspruch nimmt.«

»Darf ich, gnädige Gräfin, Sie zuvor an Erfüllung Ihres mir vorhin gegebenen Versprechens erinnern, ohne in Ihren Augen unbescheiden zu erscheinen?« sagte Dolmo, indem er mit vielsagender Handbewegung die Lehne seines Sessels ergriff.

»Ach ja, ich besinne mich,« versetzte die Gräfin mit traurigem Lächeln. »Ich wollte Ihnen etwas von den Personen erzählen, die ehedem hier lebten. – Seltsamer Zufall! – Es scheint vom Schicksal beschlossen zu sein, daß immer nur unglückliche Familien in diesen Mauern wohnen sollen.«

»Fühlen sie sich wirklich so unglücklich, weil Ihr Vater hypochondrisch ist?«

»Fast so unglücklich, wie jenes Mädchen, dessen Porträt Sie dort sehen.«

»Wie jenes – Mädchen!« sagte zaudernd der Pole. »So waren Sie also damals, als Sie dem Maler saßen, noch unglücklicher?«

»Ich? – Wer spricht von mir?«

»Verzeihung, Gräfin! – Als Sie vorhin eintraten, fanden Sie mich versunken in Betrachtung jener beiden Porträts. Der Anblick des schönen Mädchens machte den tiefsten Eindruck auf mich. Ich suchte in der Erinnerung flüchtiger Begegnungen und in den Falten meines Herzens, ob ich nirgend das Urbild fände, das zu jenem bezau bernden Gemälde gesessen haben könnte – da höre ich es hinter mir rauschen – bemerke Sie und – und glaubte allen ferneren Suchens in den Räumen meiner Gedanken überhoben zu sein.«

»Ein Beweis, wie leicht Männer sich täuschen lassen, wenn ihre Phantasie erregt ist,« versetzte die Gräfin. »Mag es vielleicht wahr sein, daß einige Züge meines unbedeutenden Gesichtes Aehnlichkeit haben mit denen jenes Gemäldes, so bin ich doch nicht so ganz verblassen, zu glauben daß ich auch nur entfernt jener wahrhaft himmlischen Schönheit ähnelte. – Waren Sie nie in Rom?«

»Nur wenige Tage. Der Wunsch, das Ziel meiner Reise zu erreichen, ließ mich nicht lange daselbst rasten.«

»Sie ahnen also wirklich nicht, wessen Porträt Sie vor sich haben?«

»Ich gestehe meine Unwissenheit.«

»Aber der Name dieses Schlosses ist Ihnen bekannt?«

»Man nennt es, glaub' ich, Petrella.«

»Petrella, ja, der Familiensitz des alten edlen, jetzt längst ausgestorbenen Geschlechts der Cenci.«

»Der Cenci?« wiederholte erbleichend der Pole. »Der Cenci! – Und jene Porträts –«

»Sind die treuesten Bilder des Grafen Cenci und seiner überirdisch schönen Tochter, der beklagenswerthen Beatrice.«

»Und in diesem Hause der entsetzlichsten Verbrechen, die je verübt worden sind, vermag Graf Michael zu leben, ohne die Geister der Cenci allnächtlich durch die mondbeleuchteten Hallen schweifen zu sehen? An diesen grauenvollen Ort wagt er seine Tochter in blühender Jugendschöne zu verbannen? – O das ist hart, das ist grausam!«

»Schelten Sie meinen armen Vater nicht,« sagte die Gräfin mit demselben Schmerzenstone, der ihm schon bei der ersten Begrüßung aufgefallen war. »Er ist ein Büßender und um die Qual und Angst der Buße recht tief zu fühlen, hat er diesen Ort zu seinem Aufenthalt sich ausgesucht.«

»Aber Sie, theure Gräfin! – Ihre Jugend, Ihr Frohsinn, Ihre Herzensruhe – müssen Sie nicht langsam zerdrückt werden zwischen diesen Mauern?«

»Ich bin sein Kind und folge dem Vater aus Liebe,« sagte sie mit himmlischer Würde. »Meine Mutter konnte ihn nicht begleiten, da wir sie einige Wochen zuvor an der Pyramide des Cestius begraben hatten.«

Die Blicke des Polen ruhten lange mit vielsagendem Ausdruck auf dem schönen Mädchen, das, ohne darauf zu achten, nach kurzer Pause das Gespräch wieder aufnahm.

»Darf man den Ueberlieferungen trauen, die sich im Munde des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte fortgepflanzt haben,« sagte sie, »so bedienten sich Vater und Tochter dieser beiden Sessel, wenn die Familie sich Abends am Kamin versammelte. In solchen Abendsitzungen soll die wunderbare Schönheit des zarten Kindes das schlechte Herz des verwilderten Vaters berückt haben, bis er den Lockungen des bösen Geistes nachgab und jenes Höllenspiel begann, das die verzweifelte Tochter zum Vatermorde bewaffnete. Liegt nur einige Aehnlichkeit von dem alten Grafen Cenci in jenem Bilde – und die Sage behauptet, daß es fürchterlich treu sei – so begreife ich, wie ein Kind, und wäre es lammfromm und engelsgut, vor solchen Blicken entweder in die tiefste Schlucht der Gebirge oder die Mordwaffe als Nothwehr gegen Verfolger schwingen kann.«

»Die Erinnerung an die schauerliche That Beatrices hat sich für ewige Zeiten hier, wo sie geschah, erhalten,« fuhr die Gräfin fort. »Ich bin ein leidlich geschulter Cicrone und wenn Sie mich durch einige Zimmer begleiten wollen, kann ich Ihnen auch das Closet zeigen, wo das

unglückliche Kind den schlummernden Wüthrich, den der unerforschliche Rathschluß Gottes ihr zum Vater bestimmt hatte, überfiel.«

»Auch hier,« sprach die Gräfin weiter, indem sie mit dem Polen durch mehrere Zimmer ging, »auch hier ebnete der Zufall dem Verbrechen die Bahn. Das Schlafzimmer des Grafen lag in der Mitte aller im Schlosse befindlichen Gemächer und hatte nach beiden Seiten Ausgänge in dieselben. Von einem schmalen, nur schwach erleuchteten Corridor führten Treppen sowohl in das Erdgeschoß wie zur obern Etage. Der Graf hatte Schlüssel zu allen Thüren, um seinen Zweck leichter erreichen zu können, es war daher ganz unmöglich für die Schloßbewohner, sich vor ihm zu verbergen und seinen Gelüsten zu entrinnen. Eigenhändig verschloß und verriegelte er alle Thüren, bis auf eine, die ihm im Fall der Noth den Rückzug deckte. Denn obwohl Herr und Gebieter über seine Familie, fürchtete er doch, es möchte irgendwo ein gedungener Mörder auf ihn lauern und aus sicherem Versteck ihm den Dolch in die Brust stoßen. Diese Thür mit diesem Zimmer hier in Verbindung stehend, durch das wir jetzt in Cenci's Schlaf- und Todtenkammer treten, war sein Unglück. Durch sie schlich sich die Tochter, bevor der entsetzliche Vater es ahnte, in die Nähe seines Lagers, wartete, bis der vom Wein Erhitzte entschlief und rief dann zum mitternächtlichen Werke ihre Genossen herbei.«

Das Zimmer war schmal und lang. Ein breites Ruhebett mit halb vermoderten und zerrissenen seidenen Decken

stand an der Wand. Spinnengewebe hingen wie graue Wolken von Wänden und Decke herab und hüllten es in einen Nebelflor, der jetzt von den Sonnenstrahlen wunderlich vergoldet wurde. Man sah, daß seit Jahrzehnten wo nicht noch länger keine ordnende Hand in dies veruffene und verfluchte Gemach gekommen war.

»Hier gab Cenci seinen Geist auf,« sagte die Gräfin. »Jene Decken soll er in der Todesangst zerrissen haben.«

Der Pole warf einen scheuen Blick darauf und zog sich dann sogleich wieder zurück.

»Sind Sie furchtsam, Graf?« fragte Victorie, – wie wir die Gräfin nennen wollen, indem sie ihm folgte und die schweren Seidenvorhänge, welche die Stelle der Thür vertraten, hinter sich zufallen ließ.

»Nicht doch, Gräfin, aber eines ängstlichen Gefühls kann ich mich an Orten, wo grausame Thaten geschehen sind, nie erwehren. Mir ist's dann immer, als würde ich festgehalten und irgend ein schadenfroher Teufel mache sich das satanische Vergnügen, mich nach Herzenslust zu foltern. Ich fühle in solchen Momenten die Schmerzen geistig so deutlich, daß ich nur mit Mühe leises Wimmern und lautes Jammern unterdrücken kann.«

»Das sind Ahnungen eines dereinst Ihnen bevorstehenden großen Unglücks,« sagte die Gräfin scherzend, »hüten Sie sich vor jeder That, die Ihr Gewissen nicht gut heißt!«

»Um Gottes Willen, Gräfin, treten Sie nicht in die Fußstapfen der Cassandra! Ich könnte versucht werden, das

unerhörteste Verbrechen zu begehen, nur, um Sie nicht Lügen strafen zu müssen!«

Sie waren inzwischen in das Empfangszimmer zurückgekehrt. Victorie bat nochmals um Ueberreichung der nöthigen Briefe und Documente für ihren Vater, und empfahl sich darauf ihrem neuen Bekannten.

»Bei Tafel hoffe ich Sie wieder zu sehen, Graf,« sagte sie beim Fortgehen. »Inzwischen wird unser vertrautester Diener Ihnen einige Zimmer anweisen, und so weit dies in diesem halb wüsten Schlosse möglich ist, für jegliche Bequemlichkeit die nothwendigste Sorge tragen. – Auf Wiedersehen also.«

Dolmo oder wie wir ihn Fünstig mit seinem wahren Namen nennen wollen, Nicol Bogecz, der Sohn des galizischen Bauers und hoffnungsvolle junge Priester der Jesuiten blieb allein zurück. Lange heftete er seine funkelnden Augen auf die Thür, hinter welcher das reizende Geschöpf verschwunden war, dann ließ er sie sinnend auf das Bild der Beatrice Cenci gleiten und ein entsetzliches Lächeln machte auf ein paar Secunden seine einnehmenden Gesichtszüge erbeben. Es war, als ob der Griff einer Teufelsfaust alle Muskeln des jungen Mannes schüttelte.

»Beatrice Cenci!« sprach er leise vor sich bin. »Ja jetzt erinnere ich mich. Im Palast Barberini habe ich oft vor diesem herrlichen Kopfe gestanden. Nur die fehlende turban-ähnliche Kopfbedeckung auf diesem Bilde konnte es mich erkennen lassen.«

Er machte einen Gang durch's Zimmer, die Hände in gewohnter Weise auf der Brust kreuzend und den Kopf

senkend, und stellte sich abermals vor das Gemälde. Seine Stirn runzelte sich, die Augen sprühten Feuer.

»Und sie – sie gleicht ihr dennoch!« murmelte der Jesuit. »Könnte es wohl Schickung des Himmels genannt werden, wenn ihr ein ähnliches Loos beschieden wäre?«

—
David trat ein.

»Die Zimmer für den Herrn Grafen sind in Bereitschaft gesetzt,« sagte der ergraute Diener, ehrfurchtvoll an der Thür stehen bleibend.

Nicol warf noch einen Blick sündhaften Verlangens auf das bezaubernde Gemälde der Beatrice und folgte dem Diener des Hauses.

DRITTES KAPITEL. MICHAEL SEMBRONOWSKI.

Als Gräfin Victorie den verkleideten Jesuiten verlassen hatte, ging sie, die erhaltenen Briefschaften und Documente nachdenklich betrachtend, durch eine Reihe von zwölf Zimmern, die sämmtlich wohl erhalten, von denen aber nur einige wohnlich eingerichtet waren. Die meisten zeigten blos nackte Wände. Etwa in der Mitte dieser langen Flucht von Zimmern hatte das junge Mädchen zwei mäßig große Gemächer mit entzückender Aussicht zu ihrem Gebrauch eingerichtet. Diese waren mit all den kleinen Bedürfnissen, die nordische Bequemlichkeit und häuslicher Sinn liebt, reichlich versehen und verliehen den an sich unbehaglichen Räumen den Charakter süßer Traulichkeit, den man in den Wohnungen südlicher Länder vergeblich sucht.

Am äußersten Ende dieser endlosen Zimmerreihe lag, gegen Norden gekehrt der vom Grafen Michael bewohnte Theil des Schlosses. Obwohl diese Appartements bei weitem die unfreundlichsten im ganzen Castell waren, hatte sie Michael doch mit Absicht für sich ausgewählt. Er haßte das Sonnenlicht und auf dieser Seite belästigte ihn kein Strahl des weltbelebenden Gestirns. Hier war das Reich der Schatten, in deren feuchtem Düster Graf Michael sich allein wohl fühlte, wenn trübes lautloses Dahinbrüten so genannt werden kann.

Nicht zufrieden mit der natürlichen Dunkelheit, die nothwendig hier vorherrschen mußte, hatte sich der alte hypochondrische Mann sein gewöhnliches Wohnzimmer noch ganz schwarz austapezieren, die Decke schwarz malen den Fußboden mit schwarzen Teppichen belegen lassen. Selbst Stühle und Tische waren schwarz, nur ein großer Wandspiegel in breitem goldenen Rahmen leuchtete seltsam in dieser künstlichen Nacht und machte einen wundersamen Effect bei erstmaligem Besuch dieses Grabgemaches.

Michael Sembronowski verließ diesen Raum nur, um mit seiner Tochter zu speisen, alle übrige Zeit des Tages und der Nacht blieb er zurückgezogen in seiner gespenstischen Einsamkeit und beschäftigte sich mit Lectüre und Gebet. Er nannte dies seine Buße.

Hier suchte Victorie, diese liebliche, graziöse, zu vollendeter Schönheit aufgeblühte Mädchengestalt, den grämlichen Vater jetzt auf, um ihm die Nachricht von

der unerwarteten Ankunft eines Landsmannes mitzutheilen und die empfangenen Briefe mit ihrem so wichtigen Nachrichten abzugeben.

Es bedurfte keiner vorangehenden Anfrage, da, wie wir wissen, die Zeit gekommen war, in welcher der Graf Besuche seiner Tochter annahm und erwartete. Victorie überschritt daher ohne Zaudern die Schwelle. Sie überraschte ihren Vater in einer höchst wunderlichen Beschäftigung, die jedoch für sie selbst nichts Auffallendes mehr hatte, da sie längst daran gewöhnt war. Der Graf stand nämlich etwa in der Mitte des Zimmers an einem schwarzen Seile, das hier in Brusthöhe straff über das Zimmer ausgespannt war. Sein Gesicht war dem Fenster zugekehrt, vor dem auf schwarzem Gestell eine runde Scheibe von dunkelblauem Glase, mit in der Mitte sich befindlicher sehr kleiner runder Oeffnung stand. Durch diese Oeffnung, die kaum einen Viertelzoll im Durchmesser hielt, bemühte sich Graf Michael aus einer Entfernung von acht Schritt Linsenkörner zu werfen.

Michael Sembronowski, der Senior der großen polnischen Familie dieses Namens war ein Mann von sechzig Jahren, klein, hager und von schwächlicher Gesundheit. Er trug der Zimmerdecoration entsprechende schwarze Kleider von feinstem Tuch und war überhaupt mit einer Sorgfalt gekleidet, die an gezierte Geckenhaftigkeit grenzte und die man bei jedem andern Manne lächerlich gefunden haben würde. An dem alten hagern Grafen machte sie nicht diesen Eindruck, viel eher konnte man

sich zu dem Geständniß bewogen fühlen, daß sie schauerlich, unheimlich wirke.

Der Graf zeichnete sich durch einen sehr edel geformten Kopf aus, den völlig weißes Haar in reicher Lockenfülle bedeckte. Dem sehr bleichen und abgemagerten Gesicht verlieh der starke, mit größter Sorgfalt gepflegte schwarze Schnurrbart etwas Dämonisches, und die stark gebogene große Adlernase gab ihm ein Raubvogel ähnliches Aussehen.

Er hatte kleine, schön geformte Hände von seltener Weiße. Am Zeigefinger der Rechten blitzte sein Wappenring, umgeben von einem Kranz kostbarer Brillanten. Eine Tuchnadel von denselben edlen Steinen in Kreuzesform war in die Enden der leicht verschlungenen schwarzsammtenen Krawatte gesteckt.

Ohne sich durch den Eintritt Victorie's stören zu lassen, fuhr er in seiner sonderbaren Beschäftigung fort. Er hatte dieses Spiel offenbar schon geraume Zeit getrieben, denn er warf mit erstaunlicher Sicherheit drei, vier und mehr Linsen, ohne zu fehlen, durch die kleine Oeffnung in der Glasscheibe mißlang ihm aber ein Wurf, so gerieten alle Muskeln seines hagern todtenbleichen Gesichts in ein solches Zucken, daß der nicht daran Gewöhnte vor Schreck darüber ohnmächtig werden konnte oder sich entsetzt von diesem schrecklichen Anblick abwenden mußte. In solchen Augenblicken schien alles Fleisch im Gesicht des unglücklichen Grafen zu verschwinden; man sah die Form des nackten Schädel durchscheinen und über diesem fleischlosen Schädel die weißgelbe Haut

krampfhaft zucken. Das Feuer seiner grauen Augen erleuchtete diese häufig wiederkehrenden Krampfanfälle, mit wunderbaren Lichtern.

»Mein Vater,« sagte Victorie, einige Secunden dem Spiel ihres beklagenswerthen Vaters traurig zusehend, »darf näher treten?«

Augenblicklich unterbrach der Graf seine Beschäftigung, in die er so vertieft war, daß er Alles um sich her vergaß und weder etwas Anderes sah noch hörte.

»Näher, meine Tochter,« sagte er, seiner Tochter die Hand entgegenstreckend, damit sie dieselbe an ihre warmen Lippen drücke. »Habe gewartet funfzehn Minuten – viel gelitten.«

»Vergebung, mein Vater, daß ich Ihnen Schmerzen bereitet habe! – Ich ward abgehalten.«

»Durch Gebet?«

»Nein, mein Vater.«

»Kein Grund dann – schlechte Ausflüchte.«

Und Michael kehrte seiner Tochter den Rücken zu, um auf's Neue den silbernen Teller zu ergreifen. Victorie folgte ihm.

»Noch etwas zu sagen?« fragte er scharf, da er sah, daß sie sich nicht entfernte, was doch sonst immer geschah, wenn er das Gespräch kurz abbrach. »Werde den Qualen unterliegen, die mich peinigen,« fügte er heftig hinzu, während einzelne Muskeln seines Gesichtes schon zu vibriren begannen, »muß schwierige Beschäftigung suchen, um zu vergessen. – Viel denken, viel beten oder viel sich abmühen. – Kennst meine Regel.«

»Wenn Sie mich anhören wollten, gütiger Vater, dann würde Sie das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, sehr lebhaft beschäftigen.«

Graf Michael setzte den Teller wieder weg.

»Lebhaft?« wiederholte er und ließ mit unglaublicher Geschwindigkeit die Fingerspitzen seiner linken Hand über die Knöchel der rechten laufen.

»Ich habe mit einem Landsmanne, einem Polen gesprochen,« sagte Victorie mit gedämpfter Stimme und niedergeschlagenen Augen.

»Warst ausgegangen? – Im Thal?«

»Nein, mein Vater, im Schlosse.«

»Im Schlosse!« schrie Michael auf und seine weißen Haare sträubten sich. »Im Schlosse! – – Ist er gefesselt?«

»Legt man Freunde, edle, aufopfernde Freunde in Ketten?«

»Nein, nein – – aber im Schlosse! – – O Gott, o Gott! – – Wenn's doch ein Feind, ein Rächer wäre!«

»Es ist ein Freund, ich werde es Dir beweisen, mein Vater.«

»Die Angst wird mich tödten.«

»Nicht doch, mein Vater, höre mir nur recht aufmerksam zu, und die Qual des Herzens wird keine Gewalt über Dich gewinnen.«

»Will's versuchen – rede!«

»Kennst Du den Grafen Dolmo aus Volhynien?«

»Gibt der Dolmo fünf – welchen meinst Du?«

»Den Jüngsten.«

»Ist jetzt sechsundzwanzig Jahr alt. – Mittelgröße, schlank, blasses Gesicht, schwarzes Haar.«

»Du hast ein bewundernswürdiges Gedächtniß, lieber Vater. Zug für Zug hast Du den hübschen jungen Grafen beschrieben.«

»Wollte, könnte das Gedächtniß vertilgen,« murmelte der alte Graf. »Ist mein Elend, meine Hölle. – – Foltert mich seit dreizehn Jahren, als loderten Flammen in Herz und Hirn!«

»Nun dieser junge Graf Dolmo kommt gradeswegs aus unserm Vaterlande, hat unsfern Versteck aufgefunden und möchte Dich gern nach langer Zeit wieder einmal begrüßen.«

»Aus Neugier?«

»Vielmehr aus Ehrfurcht.«

»Lüge! – Weibereinfall! – Die Dolmo heucheln nicht.«

»Gut, so achten sie Dich mindestens als Polen und säumen nicht bedeutende Opfer zu bringen, um einem Landsmann in der Stunde der Gefahr beizuspringen.«

»Soll heißen –?«

»Daß Dolmo uns aufgesucht hat, um Dir sehr wichtige Nachrichten mitzutheilen.«

»Vaterländische?«

»Nachrichten, unsere Familie betreffend.«

»Gibt's Erbschaften?«

»Vielleicht bald, wenn Vetter Stanislas stirbt, was zu befürchten steht.«

»Stanislas krank? – Der Gotteslästerer – der Spieler – der Verschwender? – Schlechtes Leben, früher Tod. – Lauf der Welt von jeher gewesen.«

»Er leidet wenigstens sehr, weil er zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß man ihm zu viel gethan hat.«

»Zu viel? – Kein Sinn darin.«

»Weshalb nicht? – Wäre es nicht möglich, daß heimliche Feinde ihn angeschwärzt hätten, um seines großen Vermögens sich zu bemächtigen?«

»Ganz unmöglich. Ich bin Verwalter.«

»Sehr wahr, mein Vater, aber auch Du wirst nicht ewig leben, und dann –«

»Ersetzt mich ein Anderer.«

»Vielleicht ein Katholik,« warf Victorie bedächtig ein.

Graf Michael sah sie erschrocken an. Dann sagte er in seiner kurzen Manier:

»Soll heißen?«

»Daß Katholiken, die unserm Hause feindlich gesinnt sind, den leichtsinnigen, aber gutmüthigen Vetter Stanislas zur Veschiedenheit verleitet, ihn sogar bestohlen haben, um ihn mit Grund als sinnlosen Schwelger und Vergeuder seines Vermögens denunciren zu können. Es war eine List der Jesuiten, die im Hintergrunde lauerten und diese Machinationen anordneten, damit sie genauere Einsicht nicht allein in die Vermögensverhältnisse des Vetters, sondern auch in die Deinigen gewinnen und ihre Maßregeln für zukünftiges Handeln darnach nehmen könnten.«

Michaels Gesichtsmuskeln erbebten noch heftiger, als das erste Mal. Er mußte sich setzen, sein feuriges graues Auge heftete mit durchbohrendem Ausdruck auf den engelreinen Zügen seiner Tochter.

»Mädchen, Mädchen,« stotterte er nach längerer Pause, während der man ein starkes Röcheln hören konnte, »wenn es so wäre – wenn die Verhaßten sich rächen wollten!«

»Es ist so,« erwiederte Victorie fest und furchtlos, da sie wußte, daß sie ihrem unglaublich reizbaren und schwer zu beherrschenden Vater nur dadurch imponiren könne. »Hier sind die Beweise, die Dolmo mir übergeben hat, damit Du sie genau prüfen und Dich mit eigenen Augen überzeugen kannst.«

»Gib her, gib her!« rief Michael und streckte vor Erwartung zitternd beide Hände seiner Tochter entgegen, die aus den Falten ihres schwarzen Shawls die bisher verborgten gehaltenen Papiere hervorzog.

Graf Michael löste mit dem Ungestüm eines neugierigen Kindes schnell die Siegel mehrerer Briefe, wagte jedoch nicht, den Inhalt derselben zu durchforschen. Jede Spur von Furcht war aus seinen Zügen verschwunden; sie drückten nur große Aufregung, gespannte Erwartung aus.

»Dolmo soll bleiben,« sagte er zu Victorie, die verschiedenen Papiere betrachtend. »Will ihn sprechen – ausführlich mit ihm reden. – Soll im Gebet Gott danken, daß durch seine Gnade das Complot noch zu rechter Zeit entdeckt wurde!«

»Deine Genehmigung erwartend, bester Vater,« erwiederte Victorie, »habe ich dem jungen Grafen, so wie seinem Bedienten auf unbestimmte Zeit einige Zimmer anweisen lassen.«

»Gut so – hast das gut gemacht, meine Tochter,« sagte Michael, die Wange Victorie's sanft streichelnd. Werde das nie vergessen, auch nicht in meinen Leiden. – Nur ein Bedienter, sagst Du?«

»Ein einziger begleitet den Grafen.«

»Ist wenig – verstößt gegen unsere nationale Sitte. – Zu Wagen?«

»Nein, zu Pferde, oder vielmehr, um keine Unwahrheit zu sagen, Beide ritten Maulthiere, die, wie David mich versichert, sehr angegriffen sein sollen.«

»Wollte ohne Aufsehn reisen – aus Klugheit. – Hat Recht daran gethan.«

»Ich darf also den Grafen Deiner Gewogenheit und Freundschaft versichern?« fragte Victorie sanft.

»Darfst mehr, gutes Kind, – darfst ihm sagen, daß ich mit ihm speisen will. – Aber nicht warten lassen!«

»Dein Wunsch wird ihm so heilig sein, wie mir. – Also auf Wiedersehen, mein Vater.«

Graf Michael hielt dem anmuthigen Mädchen seine Hand mit der Majestät eines gnädig gesinnten Königs zum Kusse hin, und Victorie säumte nicht, diesmal mit wahrhaft dankbarer Verehrung ihren reizenden Mund länger als gewöhnlich darauf ruhen zu lassen.

Kaum hatte Victorie, das Zimmer ihres Vaters verlassen, so durchlas dieser eigenthümliche Mann, dem

schweres Mißgeschick und theils verschuldetes, theils unverschuldetes Unglück einen schwer zu enträthselnden Charakter aufgedrückt hatten, alle ihm vorgelegten Papiere mit der besonnenen Ruhe und überlegenen Geistesklarheit eines alten Diplomaten. Hätte ihn die in denselben verandelte Angelegenheit weniger gefesselt, so würde er Alles ungeduldig zornig, vielleicht unter Krampfanfällen bei Seite geschoben haben, denn die geistige Anstrengung hätte der heranschleichenden Zerstreuung nicht die Spitze bieten können. Und diese fürchtete er allein im Leben. Das Unbeschäftigtsein war die Furie, deren glühenden Geißelhieben er erlag, sobald sie sich an ihn drängte. Graf Michael Sembronowski gehörte unter die wenigen Menschen, die noch an ein Gewissen glauben und dessen strafende Richterstimme fürchten. Und er war von so empfänglicher Gemüthsart, bei aller ihm eigenen Energie, ja unbeugsamer Willensstarrheit so nervös reizbar, daß die innere Stimme, deren Ruf wir Gewissensbisse nennen, ihn mehr erschütterte und tiefer beugte, als die gesteigerten körperlichen Leiden. Eines schweren Unrechts sich bewußt, sagte er sich mit voller Klarheit, daß er jenen geheimnißvollen Ruf des in uns lebenden Richters verdient habe; allein es stand nicht mehr in seiner Macht, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Er bereute es von Herzen, er flehte den Himmel um Erbarmen, um Vergebung an; er that Gutes, so

weit es sich mit seinen strengen religiösen Ueberzeugungen vertrug, aber Alles vermochte die Stimme seines Gewissens nicht zu beruhigen, viel weniger zum Schweigen zu bringen.

Die Leiden Michaels wurden zu wahrhaftem Höllenqualen, je mehr er sich vor ihnen fürchtete. Weder Tag noch Nacht ließ ihm die sorgfältig genährte Nemesis Ruhe. Er fühlte buchstäblich ein Feuer in sich, das immer brannte, einen Wurm, der ewig bohrte und wühlte. Unter diesen namenlosen Qualen litten Geist und Körper gleichermaßen. Er magerte ab bis fast zum Skelett und sein von Natur so edel geformtes Haupt, sein schönes, männlich kühnes Gesicht nahm jenen Schädelausdruck an, dessen wir schon Erwähnung thaten.

Mehr aus Verzweiflung als aus natürlichem Bedürfniß stürzte sich Graf Michael in anstrengende, seine ganze Aufmerksamkeit immer nur auf einen Punct concentrirende Thätigkeit. Studien, religiöse Uebungen, die in seiner Gemüthsstimmung bald zu ascetischen Büßungen ausarteten, endlich in Stunden, wo geistige Ermüdung Ruhe erheischte, Spiele, die seinen Gedanken keine Zeit für Abschweifungen ließen, linderten die Leiden seiner Seele, und so kam es denn, daß dieser Mann sich eine Lebensordnung schuf, die dem Uneingeweihten barock erscheinen mußte, wo nicht zu der Meinung veranlaßte, der Graf leide an einer sonderbaren Art von Wahnsinn, dessen Heilung man nicht versuche, weil sie durchaus unschädlicher sei und Niemand belästige, alsuden, der

sie übe und höchstens die um ihn beschäftigte Dienerschaft.

So war der Mann, in dessen Händen sich jetzt die Documente befanden, welche die Unschuld Stanislas Sembronowski's darthun und den Beweis führen sollten, daß staatskluge Jesuiten den ersten Anlaß gegeben und zu Verfolgung geheimer Pläne dahin gewirkt hätten, dem Baron für einen Verschwender verklären zu lassen und die Verwaltung seines großen Vermögens in andere Hände zu legen.

Wir überlassen den tief beschäftigten Mann jetzt seinen ernsten, folgenreichen Forschungen und wenden uns wieder dem jungen Polen zu, der unter der Maske eines galanten Edelmannes die strenge Ergiehung des Jesuiten so geschickt zu verbergen wußte.

VIERTES KAPITEL. DAS MITTAGSMAHL.

Nicol Bogecz, dessen Aeußeres ganz dem Typus eines vornehmen Polen entsprach, war sechsundzwanzig Jahre und einige Monate alt. Von Natur reich begabt, ehrgeizig, des Lebens Unbedeutendheit verachtend und nach einflußreicher Stellung begierig, hatte die Erziehung der Jesuiten trotz ihrer Strenge und des blinden Gehorsams, den sie fordert, dem Jünglinge doch behagt, um so mehr, als die Protection seines reichen und angesehenen Pathen, Alexanders Mierslewski, ihm die Zuneigung seiner Vorgesetzten von Anfang an sicherte und die Gewißheit gab, daß er nach beendigten Studien sogleich im Interesse des Ordens zu einer Mission verwendet werden würde,

die ihm Gelegenheit geben konnte, seine geistige Ueberlegenheit, sein besonnenes Handeln sein geschmeidiges Hineinleben in jedes Verhältniß auf das Glänzendste zu zeigen.

Der Zufall fügte es besonders glücklich, daß gerade in jene Zeit, wo die Leiter des großen jesuitischen Bildungshauses in Rom eine den Fähigkeiten des jungen Bogocz entsprechende Stellung suchten, die uns bekannten inhaltsschweren Nachrichten aus Deutschland, Polen und Galizien eintrafen, die in Folge derselben gemachten Entdeckungen erheischten Eile und rasche Entschließung, die zu fassen man auch nicht lange Anstand nahm. Es galt vor Allem den Mann aufzusuchen, der ein so großes Vermögen besaß, daß eine in heimlicher Gährung begriffene Nation eine Staatsumwälzung unternehmen wagte, wenn durch Einsatz jenes Vermögens die zu verwendenden Geldsummen aufgebracht werden konnten. Eine derartige Bewegung zu unterstützen mußte Ehrensache für den Orden sein, da sie von eifrigen Katholiken ausging und zum großen Theil gegen die Uebergriffe der griechischen Kirche, sowie gegen das aufklärende Element des deutschen Protestantismus gerichtet war. Und zuletzt mußte es der Eitelkeit, dem Scharfsinn der Gesellschaft schmeicheln, wenn es Ihr gelang, entweder einen fanatischen Pietisten so zu umgarnen, daß er freiwillig in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte oder, war dies nicht zu bewerkstelligen, ihn wenigstens um einige Millionen ärmer zu machen, um dies nicht zu verachten

der weltliche Gut zum Heil der Christenheit Wucher tragen zu lassen.

Ghiberti, einer der scharfsinnigsten Köpfe unter den Jesuiten Roms, überschlug in seinem weltumfassenden Geiste alle Folgen die ein solcher Sieg über die mancherlei Feinde des Ordens und seines Einflusses auf die Fortbildung des katholischen Kirchenprincips haben könne und müsse, und traf die geeigneten Anstalten, den friedlichen Kampf zu beginnen. Sein Augenmerk fiel so gleich auf Nicol Bogocz. Dieser junge Mann kannte Polen, war hinlänglich vertraut mit den einflußreichsten Adelsgeschlechtern, ihren Neigungen und Abneigungen. Ihm konnte es nicht schwer fallen bei einiger Selbstbeherrschung den bigotten Pietisten zu spielen und dadurch sich in das Herz des alten Sembronowski einzuschmeicheln. Hatte man nur erst festen Fuß gefaßt im Hause des grämlichen Sonderlings, dann konnte man alles fernere Handeln leicht nach den Umständen modeln. Nur um eine schicklicher Veranlassung, sich in dem entlegenen Schlosse des Grafen einzuführen, war man noch verlegen. Alle darauf bezüglichen Vorschläge fanden nicht allgemeine Billigung, da sie mehr der weniger angreifbare Seiten darboten. Da traf unvermuthet Stanislas Sembronowski in Rom ein, dieser leichtsinnige, lebenslustige, gesinnungslose Abenteurer. Grade solch ein Charakter hatte gefehlt, um alle Pläne Ghiberti's zu zeitigen. Eine einzige Unterredung mit Emanuel genügte, ihn genau mit Stanislas' Lage bekannt zu machen, und diese

Lage war es, auf welcher er den künstlichen Bau seiner gewagtesten Intrigue aufführen wollte.

Es hielt nicht schwer, den frivolen Baron zur Anfertigung von Briefen und andern Schriften zu bewegen, die im Sinne Ghiberti's verfaßt waren. Was man damit beginnen wolle, galt dem unpatriotischen Polen gleich, da er für diese Gefälligkeit bedeutende Summen erhielt und außerdem noch nach Paris reisen durfte, wohin er sich längst gesehnt hatte. Ueberreich mit Geld versehen und den Augen seiner argwöhnischen Landsleute entrückt, war es ihm völlig gleichgiltig, ob Polen unterging oder sich erhob. Er war geborgen, konnte sorgenlos leben und brauchte sich von seinen schönen fanatischen Patriotinnen nicht mehr hofmeistern lassen.

Mit bewundernswürdiger Besonnenheit und kaltem Verstande ordnete Ghiberti die Mission Nicol's nach Petrella an. In geheimer Audienz erhielt der gewandte viel-versprechende junge Mann seine Instructionen, die ihm voll: Freiheit ließen, den Umständen gemäß, doch immer nur im Interesse und zur Ehre des Ordens, zu handeln. Dann wurden die künstlich angefertigten und geschickt verfälschten Briefschaften und Documente ihm übergeben, seine Person ward im einen vornehmen modernen Polen umgewandelt, ein untergeordneter Zögling der Gesellschaft ihm als Diener mitgegeben und so der wunderliche Missionär, der protestantische Jesuit unter Loyola's und der heiligsten Jungfrau gnädigem Schutze in die wilde Gebirgswelt der Abruzzen entsendet.

Nicol Bogecz trat diese Reise mit großem Vergnügen an, nicht etwa, weil er sich viel Amusement und lustige Abenteuer davon versprach, sondern weil er überzeugt war, daß er seine Befähigung zu Durchführung einer kirchlich-politischen Intrigue glänzend werde bethäitigen und dem Orden, für den er schwärmte, einen ungewöhnlichen, nicht genug anzuerkennenden Dienst werde leisten können.

Wir kennen sein Eintreffen in Petrella, seinen Empfang daselbst, seine Unterredung mit der schönen jugendlichen Victorie. Sonderbarerweise hatte ihm Ghiberti nicht gesagt, daß Michael eine Tochter besitze, noch weniger, daß diese Tochter an Schönheit den meisten Frauen, die er gesehen hatte, überlegen war. Hier hatte sich der Geist, die Milde, die Sanftmuth eines Engels verbunden mit der lieblichen Anmuth und Bescheidenheit einer Grazie in den Körper eine Venus verpuppt.

Es kann unsren Lesern nicht entgangen sein, daß die Begrüßung Victorie's im alterthümlichen Schlosse der Cinci Nicol ungewöhnlich überraschte und fast um seine hier so nöthige Fassung brachte. Die blendende Schönheit der jungen Gräfin und die mit solcher Schönheit so wenig harmonirende Traurigkeit machten vielleicht zum ersten Male in seinem Leben das Herz Nicol's erbeben. Die ruhige Ergebung rührte ihn wenigstens für den Augenblick, und er fühlte etwas Menschliches, eine Regung von Mitleid oder Theilnahme in seinem eiskalten Innern. Das Gespräch mit der jungen Gräfin und das naive Zutrauen, das sie dem Landsmanne schenkte, nahm ihn

für sie ein, beschäftigte angenehm seinen Verstand und rührte auch am die in ihm verborgen liegende Eitelkeit. Der Wunsch, sich diesem schönen Mädchen angenehm, ja unentbehrlich zu machen, dämmerte unklar in seinem Herzen auf. Es dünkte ihn recht piquant, als Leiter einer großartigen politischen Intrigue nebenbei auch privatim noch eine kleine Liebesintrigue anzuknüpfen und dieser Reiz der Piquanterie vermehrte sich noch bei dem Gedanken, daß ein so frivoles Spiel, ein lüsternes Getändel mit dem Herzen eines unschuldigen Mädchens seinem Priester gelübde schnurstracks entgegenlaufe.

Uneinig mit sich selbst treffen wir den Abkömmling des armen galizischen Bauers auf seinem Zimmer. Er sitzt am Fenster und betrachtete die leuchtende blaue Himmelskuppel, die auf den phantastisch ausgezackten und wunderbar schön gebogenen Felsenknäulen der Apenninen ruht. Aus fernen Schluchten klingt das Geläut weidender Ziegen, ein paar schöne Altstimmen singen im Wechselgesange eines jener tiefpoetischen feurigen Lieder, die im Volke entstehen und spurlos wieder vergehen. Aus dem Thale herauf, das rosige Sonnennebel mit farbigem Glitzern erfüllen, schalt das melodische Rauschen des Iris, Eine Ruhe, so tief und hehr, daß ein einfaches Menschenherz davor zurückschrecken könnte, liegt über der erhabenen Gebirgslandschaft und versetzt den Geist in die ersten Tage der Schöpfung zurück, wo das Firmament von lebenden Wesen noch nicht bevölkert war.

In Nicol's Augen spiegelt sich aber nicht das Entzücken, das erhabene Naturscenen in jedem gefühlvollen Menschen hervorrufen. Sein funkelnnder Strahl blickt nach Innen und sucht in den Irrgängen seiner Seele einen Ausweg für Gedanken, die ihn ängstigen und dennoch angenehm beschäftigen.

»Sollte Ghiberti nichts davon gewußt haben?« sagte er zu sich, den Kopf im seine hohle Hand stützend. »Es wäre doch seltsam, wenn ihm dies entgangen wäre! — — Und war er davon unterrichtet, warum gab er mir dann keinen Wink? Warum sagte er nicht mit kurzen dürren Worten; So ist es, so hast Du Dich zu verhalten? — Es fehlt doch wahrlich nicht an Vorschriften, wie man gehen, stehen, leben, wie man blicken, denken und sprechen soll, weshalb also eine mehr wegfallen lassen, wenn dies eine grade wichtige Folgen haben? — —«

Er stand auf und durchschritt nachdenkend das Zimmer, einen Kreis darin beschreibend. Dann bog er ab und trat grade in die Mitte. Er lächelte.

»Wenn ich mich nun,« sagte er, mit seinen klugen Augen die Malerei an den Wänden überfliegend, in diesem gefährlichen Intriguenspiel ebenso zum Mittelpunkte machte, wie sie jetzt der Mittelpunkt des eben beschriebenen Kreises bin, was würden sie wohl sagen in Rom? — Laß sehen! — — Bleiben wir Sieger durch meine List, meine Gewandtheit, mein sicheres Verfahren, so darf ich im Orden auf Beförderung hoffen. — Man wird mich zu weiteren wichtigen Missionen verwenden — ich werde mich unentbehrlich machen und bei möglichen

vorkommenden Fällen berücksichtigt werden. Kleine Uebertritte des Gesetzes bei so großen Erfolgen übersieht die Gesellschaft großmüthig. – Ich hätte demnach nichts, gar nichts zu fürchten. Wenn aber – halt!«

Nicol verließ den Kreis und ging kreuz und quer mehrmals auf und nieder. An die Marmorbekleidung der Thür gelehnt, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort:

»Das würde der Sache allerdings eine andere Wendung geben. – Hm. – – Sollte mich der Orden auf die Probe stellen, meine Charakterfestigkeit prüfen wollen? – Ist es so gemeint, dann – was dann? – Auf dieses dann glaube ich, würde selbst Ignatius keine Antwort zu geben wissen. – Ich denke aber, ein gescheidter Kopf läßt sich so leicht nicht fangen und macht es im schlimmsten Falle, wie es so eben meinen Beinen beliebte. Er geht kreuz und quer durch Dick und Dünn und kommt so nach einiger Zeit glücklich aus dem Labyrinth heraus. – Wer weiß auch, ob sich die Intrigue nicht so gestalten, daß zu ihrem Gelingen die zierliche Fee wesentlich benutzt werden muß? – Ich müßte doch ein Stümper sein, wenn es nicht Auswege gäbe, dies einzuleiten! – Und dann? – Ah dann, dann deckt der Ruhm des Ordens Alles zu mit seinem glänzenden Gewande!«

Nicol wechselte die Kleider, um bei Tafel als vollkommen Cavalier zu erscheinen. Dann rief er Hubert, dessen Wohnung seinen eigenen Zimmern schräg über lag.

»Wie Du Dich hier zu benehmen hast, weißt Du im Allgemeinen,« sagte der Jesuit. »Vor Allem bist Du Protestant, lutherisch orthodox und etwas kopfhängerisch,

wenn Du merkst, daß die Dienerschaft dieses gräflichen Narren dazu hinneigt. Nimmt Einer oder der Andere Partei für Ronge und seine Anhänger, so bist Du für seine Ansicht. Am meisten hüte Dich vor aller Bekreuzung und Anrufung der Heiligen. Fragt man nach mir, so bin ich wunderbar fromm, ein Ausbund von Tugend und der beste, sanfteste und freigebigste Herr. Meine Tugend und Frömmigkeit magst Du besonders herausstreichen, wenn Du Gelegenheit hast, die Gräfin Victorie zu sprechen. Es kommt viel darauf an, daß *sie* mir vertraut, dann wird auch der Alte sich leichter gängeln lassen. Uebrigens halte Dich zu jeder Stunde bei Tag und Nacht reisefertig, denn Du wirst wahrscheinlich mehrmals den Weg von hier nach Rom und zurück messen, ehe ich das Schloß verlassen kann. Und ich gehe nicht aus diesen Mauern, bis ich mein Ziel erreicht habe. Darnach richte Dich.«

»Sie sollen keine Ursache haben, über mich Klage zu führen.«

»Vergiß auch nicht wenn Du im Beisein Anderer mit mir sprichst, immer recht devot zu erscheinen. Unsere dummen Landsleute sind einmal daran gewöhnt und glauben, ein Graf oder Baron sei ein ganz anderes Stück Menschenfleisch, als Bürger und Bauer!«

»Es soll geschehen, Herr Graf.«

»So ist's gut, nun geh'. Es ist vier Uhr vorüber, mithin die Stunde nahe, wo in diesem halb bezauberten halb gespenstischen Schlosse gespeist wird. Die Gräfin hat mir versprochen, mich rufen zu lassen, damit ich ja nicht zu spät bei Tafel erscheine und dadurch ihren gestrengen.

Herrn Vater, den alten Griesgram, erzürne. Amusire Dich inzwischen bei den Dienern und suche alle Geheimnisse des Hauses und ihres Gebieters zu erlauschen. Abends, bevor Du zur Ruhe gehst, kommst Du nochmals zu mir, um – mich zu entkleiden oder vielmehr Rapport zu erstatten. Sei also ja aufmerksam!«

»Ich wünsche dem gnädigen Herrn Grafen guten Appetit.«

»Laß Dir's wohl schmecken, Freund Hubert.«

Bald darauf erschien David und lud den Grafen im Namen seiner schönen Gebieterin zur Tafel. Der treue Diener geleitete Nicol in die Zimmer Victorie's, die ihn freundlich empfing und sich von dem liebenswürdig plaudernden Landesmann in den lichten prächtig decorirten Speisesaal führen ließ.

Dieser Speisesaal lag gleichweit entfernt von den Zimmern des Grafen, wie von jenen, die Victorie bewohnte. Im Gegensatz zu den übrigen Gemächern des Schlosses, die alle ein mehr oder weniger düsteres Aussehen hatten, war diese Räumlichkeit sehr heiter ausgeschmückt. Darstellungen aus der Mythologie, zwar keine Meisterwerke, aber doch recht wackere Leistungen geschickter Maler bedeckten die Wände, und am Fries war eine sehr glückliche Nachahmung jener reizenden Fabel angebracht, welche die Vermählung von Amor und Psyche darstellt, und die Raphaels zarter Pinsel in der Farnesina mit so hinreißendem Zauber ausgeführt hat.

Victorie machte ihrem Gast auf diese Gebilde der schalkhaftesten Dichterphantasie aufmerksam und erzählte ihm von den Wundern Roms und namentlich von dem unermeßlichen Kunstschatzen in den Palästen theils lebender, theils ausgestorbener edler römischer Familien. Nicol hörte mit Aufmerksamkeit und so meisterlich geheucheltem Erstaunen zu, daß die Gräfin wohl glauben mußte, sie habe es mit einem ganz frischen Neulinge zu thun.

»Leider,« sagte er am Schlusse ihrer begeisterten Lobpreisung Rom's, »leider vertrieb mich die trübe Gemüthsstimmung meines armen Vaters nach dem Tode der Mutter aus diesem Himmel! Er fand alle Gebilde der Kunst abscheulich, heidnisch, frivol, und weil er selbst keinen Genuß davon hatte, so verbot er auch mir auf's Strengste den Besuch jeder Gallerie. Nicht einmal die Gemälde von heiligen Gegenständen, wie die Verklärung Raphaels, ein Bild, aus dessen Atmosphäre doch wirklich als Gemeinheit, alles Sinnliche und Frivole von selbst flieht; selbst dies erhabenste Kunstwerk des genialsten Malers aller Zeiten verdammt der Bedauernswerthe und nannte mich ein Kind der Hölle, wenn ich es gegen seine Vorwürfe in Schutz nahm. Ach ja, Herr Graf,« schloß Victorie, »ich habe wohl bisweilen recht viel zu leiden gehabt, fast so viel, daß ich manchmal recht an mich halten mußte, um nicht zu vergessen, wem ich als Gegner gegenüberstand.«

»Sie theilen, also nicht die strengen Grundsätze des Grafen Michael?« fragte Nicol, »und würden eine heitere Ansicht des Lebens gern zu der Ihrigen machen und in dieses abgelegene Felsenschloß einführen?«

»Es wird mir nie einfallen, Herr Graf, meinem Vater mich zu widersetzen. Auch habe ich kein Recht, seine religiösen Ueberzeugungen, die Ergebnisse langjährigen Nachdenkens sind, zu schmähen. Ich will nur andeuten daß es mir schwer gefallen ist, mich ohne Widerspruch in das bei uns herrschende beschauliche Leben zu finden, und daß es mir noch jetzt Mühe kostet, allen, auch den harmlosesten, Freuden dieser Welt zu entsagen. Aber ich werde über die weltlichen Begierden des Herzens siegen und zur Freude meines Vaters ihm ähnlich werden.«

»Gott bewahre!« rief Nicol im Ernst erschrocken aus. »Das hieße ja ein Leben führen, trauriger und freudloser als die scrupulösste Nonne der strengsten Ordensregel. Zwar kenne ich Ihren Herrn Vater noch nicht uns weiß mithin auch nicht, wie groß seine Abneigung gegen alles Weltliche sein mag, aber schon das, was ich aus Ihrem Munde gehört habe, theure Gräfin, schon das sagt mir, daß Graf Michael die Gebote Gottes gar zu streng erfüllt sehen will.«

»Still!« flüsterte Victorie. »Mein Vater nähert sich. – Lassen Sie sich nicht merken, daß wir ein so lebhaftes Gespräch mit einander gehabt haben.«

Nicol gab durch ein Zeichen seine Zustimmung und Victorie öffnete die nächste Zimmerthür, um dem heranschleichenden Greise die Hand zu reichen und zu seinem

an der Tafel bereit stehenden Sitze zu geleiten. Während sie dies mit kindlicher Zärtlichkeit that, zeigte sie auf den Polen und sagte:

»Ich stelle Dir hier den Herrn Grafen Dolmo, unsern Gast, vor, von dem ich schon heut einmal mit Dir gesprochen habe.«

Michael erfaßte jetzt die Stuhllehne und hielt sich daran fest. Nicol bemerkte, daß die erschreckend hagere Gestalt des Greises zitterte. Sein Gesicht glich einer Todtenmaske, in deren Augenhöhlen glänzende Blitze funkelten. Ohne dem Fremden eine Verbeugung zu machen oder ihn freundlich willkommen zu heißen, sah er ihn ein paar Secunden lang mit solcher Aufmerksamkeit an, daß Nicol kaum die sengende Gluth der auf ihn gerichteten Blicke ertragen konnte. Dann fragte er scharf:

»Graf Dolmo, der Jüngere?«

Nicol machte eine bejahende Verbeugung.

»Zweiter Sohn von Alarich Dolmo?«

Abermals verbeugte sich der Sohn des galizischen Bauers.

»Polnisch verlernt?«

Victorie warf dem Jesuiten einen flehenden Blick zu und Nicol versetzte:

»O nein, Herr Graf Michael von Sembronowski. Blos in Gegenwart eines so verdienstvollen und viel geprüften polnischen Veterans konnte ich auf einige Augenblicke verstummen.«

»Kommen aus Volhynien?« examinirte Graf Michael weiter, den verkleideten Jesuiten keine Secunde lang aus

den Augen lassend. Nicol mußte seine ganze Besonnenheit und Willenskraft zusammen nehmen, um sich keine Blöße zu geben.

»Aus dem Lande meiner Väter,« sagte er.

»Wie gereis't?«

»Ueber Warschau, Krakau, Brünn, Wien und Triest nach Venedig, von da –«

»Was für Stimmung in Polen?« unterbrach ihn Michael.

»Auf eine so allgemein gestellte Frage kann ich keine Antwort geben, da ja –«

»Verstehe, verstehe,« fiel der Graf ihm abermals in's Wort. »Woran denkt russisch Polen?«

»An die Knute und Sibirien –«

»Preußisch Polen?«

»An die Freiheit und die Mittel, sie zu erlangen.«

»Galizien?«

»An die glorreiche Vergangenheit des polnischen Volkes und, an die ferne oder nahe Zukunft, wo es die neu erkämpften Siegesfahnen, bei den alten vermoderten im Dome zu Krakau wird aufstellen können.«

»Wollen also revoltiren, meine Landsleute? – Sollen's thun, zuvor aber gescheidt werden.«

Graf Michael schlug dabei mit seiner kleinen, fast weiblich zarten Hand auf die Lehne seines Sessels, daß das morsche Holz knackte, schob ihn seitwärts und setzte sich.

»Platz nehmen,« sagte er, immer in etwas ärgerlichem, oder doch mürrischem Tone, »tüchtig zulangen, trinken,

schwatzen und nicht mehr an Polen denken – basta! Wünsche guten Appetit Graf Dolmo.«

Nicol war von diesem wunderlichen Empfange so überrascht, daß ihm der Appetit etwas verging. Er hatte einen Kopfhänger erwartet, und sah einen Bramarbas vor sich, der Augen hatte, wie ein Adler, und Fragen stellte wie ein Criminalrichter, dem es Freude macht, seine Delinquenten zu verwirren. Er konnte sich schwer darein finden und kam sich vor, wie eine Person im Mährchen, die plötzlich in ein bezaubertes Schloß entführt worden ist. Heimlich warf er einen fragenden Blick auf Victorie, die ihm allein über dies auffallende Betragen des Grafen Aufschluß geben konnte. Victorie sah ihn freundlich an und lächelte.

Jetzt verwünschte Nicol den Einfall Ghiberti's, ihm diese Reise aufzutragen, denn er fürchtete, daß an den Wunderlichkeiten dieses Halbverrückten die Klugheit und Zurückhaltung auch des geschmeidigsten Geistes scheitern werde. Indefß raffte er seine ganze Besonnenheit zusammen, überblickte im Geiste seine Rolle und wartete nun ruhig die Angriffe des Grafen ab. Sprechen mochte er nicht, da er durchaus nicht wußte, welchen Ton er anschlagen sollte! Mit dem Pietismus wagte er nicht vorzurücken denn der Graf schien grade nicht seine pietistische Stunde zu haben, und ein politisches Gespräch anzufangen, wozu allerdings einige Gelegenheit vorhanden war, getraute er sich auch nicht, da er ja von den politischen Sympathieen und Antipathieen des Grafen so gut wie gar nichts wußte. Er befolgte deshalb den Befehl Michaels

buchstäblich und sprach Speise und Trank mit wahrem Fanatismus zu.

Eine Zeit lang ließ sich der Graf dieses hamsterartige Essen gefallen obwohl er selbst sehr wenig und dies Wenige mit großer Vorsicht genoß. Bisweilen wechselte er einige Worte mit seiner Tochter, die von dieser nur kurz beantwortet wurden. Der heilige Laurentius auf dem Rost konnte nicht mehr gelitten haben, als Nicol bei diesem Mittagsmahle. Selten mochte das Debüt eines Jesuitenzöglings, der sich die Sporen zu verdienen in die Welt trat, mit größeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein.

»Freut mich, wenn's schmeckt,« sagte Graf Michael nach etwa viertelstündigem Stillschweigen in seiner malitiös trockenen Manier, »aber nicht essen, wie ein Bauer, essen wie ein Mann von Bildung. – Macht gefälligeren Eindruck.«

Nicol ließ Gabel und Messer unwillkürlich sinken. Er kam sich vor wie ein Schulknabe. Der schauerlich-stechende Blick aus den grauen Augen dieses wunderbaren Greises magnetisirte ihn. Victorie konnte ein muthwilliges Lächeln nicht ganz unterdrücken. Der Pole merkte es und schwor ihr im Herzen dafür Rache.

»Haben mir Briefe gebracht,« nahm Graf Michael abermals das Wort, da sein bestürzter junger Gast durchaus keinen Anknüpfungspunct für ein Gespräch finden zu können schien, »Briefe von Wichtigkeit. – Wo sind sie her?«

Nicol athmete wieder auf. Sein Muth, seine Energie kehrten ihm zurück. Er warf sich in die Brust und erwiederte höflich, aber fest:

»Aus Polen und der Schweiz.«

»Von meinem Vetter Stanislas?«

»Von Baron Stanislas Sembronowski, Herf Graf.«

»Kennen ihn?«

»Nur flüchtig.«

»Ist ein loser Finke.«

»Man erzählte sich viel von seinen Abenteuern.«

»War ein Verschwender!« sagte Graf Michael barsch und schlug dabei mit flacher Hand heftig auf den Tisch.

»So glaubte man, doch hofft der Baron diesen Glauben für immer entkräften zu können durch die Briefe und Documente, die ich die Ehre hatte, Ihnen, Herr Graf, durch die Hände Ihrer Fräulein Tochter zu überreichen.«

Der alte Graf schleuderte einen seiner vernichtendsten Blicke auf Nicol und rief mit erhobener Stimme:

»Alle ächt?«

»So ächt, wie sie mir übergeben wurden,« versetzte Nicol unbefangen und ohne die Farbe zu wechseln.

Michael senkte den Kopf und wackelte mit den Lippen. Der Pole suchte abermals durch einen fragenden Blick auf Victorie sich Muth und Aufschluß über den ganz unerforschlichen Charakter des Greises zu holen. Er las aber in diesen taubensanften Augen nur die Bitte, Geduld zu haben und nicht aufzubrausen. –

Nach etwa drei Minuten, richtete sich der Graf wieder auf und setzte sein in Form eines Frage- und Antwortspiels gefaßtes Gespräch mit Nicol fort.

»Kennt Graf Dolmo die Jesuiten?«

»Ich bin so glücklich, als streng erzogener Protestant mit diesen gefährlichen klugen Leuten nie in Berührung gekommen zu sein.«

»Gibt viele Jesuiten in Polen, sehr viele! – Ist jesuitischer Adel da! – Hat die Nation in's Unglück gebracht, weil kein Glauben und keine Treue bei diesen Menschen. Kann die Jesuiten nicht leiden – basta! – Victorie, Wasser!«

Victorie goß sogleich ein Glas ein und hob es dem Vater zum Munde, da die Hand des Greises in Folge der Aufregung heftig zitterte.

»Die Jesuiten haben mich, haben unser ganzes Geschlecht, haben Polen betrügen wollen. – Will dafür ihr Feind sein.«

»Ihre Anschläge scheinen allerdings gefährlich zu sein,« bemerkte Nicol, »und könnten, wenn ihnen nicht entgegen gearbeitet würde, leicht den Ruin Ihres glorwürdigen Stammes herbeiführen.«

»Werde mich rächen!« rief der Greis und die Muskeln seines bleichen Gesichts begannen gräßlich zu zucken.

»Vater, lieber Vater, schone Dich!« bat Victorie und legte ihre durchsichtig zarten Finger dem Grafen auf die edle hohe Stirn. »Bei ruhiger Ueberlegung wird sich das Alles bestens ordnen lassen.«

»Bleiben da, Graf Dolmo – bleiben lange da – muß viel mit Ihnen sprechen.«

»So lange Sie erlauben, Herr Graf, wird der Aufenthalt in Ihrem Schlosse mir Genuß und Ehre in gleichem Maße gewähren.«

»Dem Stanislas soll geholfen werden,« sagte Michael, »zuvor aber viel zu denken, zu überlegen, zu rechnen, können Graf Dolmos rechnen?«

»Ein wenig für's Haus,« lächelte Nicol.

»Sollen mir helfen, und dann die – – – –«

Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust. Dann schüttelte er wie mißbilligend den Kopf, murmelte unverständliche Worte, spielte mit den Fingern und fuhr jäh in die Höhe.

»Beten,« sagte er demüthig, fast ängstlich. »Habe mich vergessen – wollen herzlich und inbrünstig beten. – Du weißt Victorie.«

Und zu Nicol's nicht geringen Erstaunen kniete der alte Mann unmittelbar neben dem Tische nieder, Victorie that ein Gleiches und der Jesuit war gezwungen, dem Beispiele seiner Wirthe zu folgen. Und nun betete das schöne Mädchen mit herzergreifender Innigkeit einen jener poetischen Bußpsalmen Davids; mit denen einst der sündhafte König der Juden seine eigne Seele geißelte und auf den Weg des Rechts zurückzuführen suchte. Selbst der Jesuit ward von diesem Gebet in solchem Munde gewaltig erschüttert und auf kurze Augenblicke dem Plane entrückt, zu dessen Verwirklichung er nach Petrella gekommen war. –

Unmittelbar nach Beendigung des Gebets war Graf Michael ein ganz Anderer geworden. Seine Blicke waren matt, seine Züge schlaff, Körper- und Geisteskraft schienen zu gleicher Zeit von ihm gewichen zu sein. Er grüßte Nicol blos mit der Hand und zog sich von Victorie geleitet, in die Einsamkeit seines schwarzen Zimmers zurück.

»Ein räthselhafter Mann vor dem man auf seiner Hut sein muß,« sagte der Jesuit und schlug den entgegengesetzten Weg nach seiner Wohnung ein.

FÜNFTES KAPITEL. JESUITISMUS.

Wir treffen ihn hier einige Stunden später im Gespräch mit seinem Begleiter Hubert. Es ist Nacht, das alte weitläufige, finstere Schloß wie ausgestorben. In seinem Fenster des umfangreichen Gebäudes flimmert der Schein eines gastlichen Lichtes. Mit diesem leblosen Schlosse harmonirt die melancholische Decke der Natur, die ebenfalls grabesstumm ihre kolossalen Felsenmauern rund um die unheimliche Stammburg der Cenci aufthürmt.

Nicol arbeitete, als Hubert vorsichtig in das Zimmer seines Herrn trat. Dieser bemerkte sein Kommen und schob die Papiere, mit denen er beschäftigt war, zurück.

»Nun, ist Alles dem Schlaf in die Arme gesunken?« fragte der Jesuit. »Wenigstens höre ich schon seit einer halben Stunde keinen andern Laut, als den Schrei der Dohlen, die auf den Mauerzinnen nisten.«

»s Ist so still, daß es einem gruselt.«

»Bist Du furchtsam?«

»Nicht mehr, wie jeder vernünftige Mensch, der an Christum und die Heiligen glaubt. Es wäre aber kein Wunder, wenn's einem in diesen endlosen Gängen, wo jeder Tritt zehnfach wiederhallt und ein leises Geflüster zum lauten Geplärr zankender Stimmen wird, unnatürlich kalt überrieselte.«

»Es ist auch möglich, Hubert, daß es hier umgeht.«

»Sie glauben?«

»Ich vermuthe so etwas. – Du mußt nämlich wissen, daß wir in einem altberühmten Verbrecher- und Mörderhause leben. Was es Scheußliches, Unnatürliches, Gottverfluchtes auf Erden gibt, das ist in dieser Burg verübt worden. Nach den Lehren unserer Kirche können die Vollbringer dieser Verbrechen ihre Schandthaten noch nicht abgebüßt haben, ihre Seelen müssen daher noch im Fegefeuer schmachten. Da wäre es denn sehr wahrscheinlich, daß sie bisweilen in der Nächte Schweigen den Ort besuchten, wo sie im Leben sündigten, und solltest Du also ein Rauschen und Schlürfen hören, oder schattige Gestalten an den glitzernden Fenstern vorüberschlüpfen sehen, so brauchst Du Dich nicht zu wundern! Schlage ein Kreuz, sprich Dein Gebet und verhalte Dich ruhig. Den Gerechten schädigt kein irrender Geist.«

Hubert, der zu den blind gehorsamen Menschen gehörte, die wenig Geist, aber sehr viel Gutmäßigkeit besitzen und ihrer Ergebenheit wegen zu gewissen Zwecken vorzugsweise zu verwenden sind, fand die Befürchtungen seines Herrn vollkommen begründet und prägte sich seine Worte fest ein.

»Mir soll gewiß kein Geist etwas anhaben,« sagte er, »und wenn er schwärzer wäre als der Teufel selber, denn im Gebet steh' ich meinen Mann.«

»Bete also, wenn Dir was Verdächtiges begegnet, jetzt aber laß hören, was die Leute hier für Ansichten haben.«

»Herr Graf,« versetzte Hubert, der sich geflissentlich in der ihm aufgetragenen Rolle übte, »es sind unterschiedliche Menschen in diesem Schlosse, die nicht alle einerlei Gedanken haben. Ketzer sind sie Alle, das hab ich schon los, aber es ketzert Jeder auf seine eigene Manier, und das ist das Unterhaltende dabei.«

»Um so besser für Dich, mein Freund. Unterhalte Dich so gut Du kannst, nur spionire auch tapfer.«

»Kopfhänger sind die Wenigsten,« sagte Hubert, »vielleicht nicht Einer. Sie thun aber so, wenn sie den Herrn sehen oder wenn er seine Laune hat, wie sie sprechen.«

»Der Graf ist ein sehr complicirter Charakter, scheint es.«

»Außerordentlich complicirt! In früheren Jahren soll er überaus wild und rabiat gewesen sein. Damals war von Beten nie, von Fluchen dagegen immer die Rede. Seit der verunglückten warschauer Revolution hat sich das aber geändert und der Graf ist anfangs hinfällig und dann so successive fromm und endlich ein Erzpietist geworden.«

»Ueber den Untergang der Revolution, bei der er selbst gar nicht betheiligt war?«

»Seine Hände muß er doch so oder so im Spiele gehabt haben, denn als die Russen Warschau eingenommen hatten und als Sieger den Rebellen das Messer an die Kehle setzten, ward dem Grafen sehr übel bei der Sache. An Hals und Kragen sollt's ihm selbst zwar nicht gehen, denn er war nur so aus der Ferne Helfer und Rathgeber gewesen, aber sein vieles Geld, das rein polnisches Gepräge zeigte, wollten sie in's Russische umschmelzen, wenn er nicht unter der Hand die schlimmsten Rädelshörer ausliefern hülfe. – Das war nun ein Verlangen, dem er vernünftigerweise und als Mensch nicht willfahren konnte, allein arm, verachtet, wohl gar unter die Zobelfänger geschickt wollte er nicht sein, der Tochter wegen, wie er sagte, die damals noch ein kleines Kind war. Und so ließ er es denn geschehen, daß die russischen Schergen seinen eigenen Sohn, der unter den Rebellen in großem Ansehen stand, ertappen, gefangen nehmen und unter russisches Gericht schleppen durften. Freilich, der Graf hatte nicht geglaubt, daß sein Verrath so schreckliche Folgen haben würde! Er hoffte den Gefangenen loszukauen, was ihm von den Russen auch zugesagt worden sein sollte, allein, wie sie den jungen Grafen erst in Händen hatten, war davon nicht mehr die Rede. Er ward wie der elendeste Bauer geknudet und auf Lebenszeit in die Sibirischen Bergwerke geschickt. Unterwegs aber erdrosselte er einen seiner Wächter mit den Ketten, worauf er mit tausend und einem Knutenhiebe todtgeprügelt wurde. – Seitdem verfiel der Alte in Tiefsinn, fing an zu beten, als müßte er's für Geld thun, und ward zuletzt so fromm,

daß ihn die Leute manchmal für ein Bissel verrückt halten. Auch soll er bisweilen ganz verwunderliche Streiche machen.«

»Ich habe davon gehört. Was halten die Diener sonst von ihm?«

»Sie rühmen ihn als einen sanften und wohlthätigen Herrn, aber blos gegen Protestanten. Die Katholiken haßt er schlimmer, als Türken und Heiden, wünscht ihnen alles nur mögliche Böse und würde sich freuen, wenn sie von Pest oder Hungersnoth Alle dahingerafft würden.«

»Zur Strafe für diese frevelhaften Wünsche soll er selbst katholisch werden und künftig den Ketzern das-selbe Böse wünschen, ja sogar zufügen.«

»Hm,« sagte Hubert, »ich will grade nicht behaupten, daß es unmöglich sei, aber es wird sehr schwer halten und erstaunlich viel Zeit kosten.«

»Du vergißt daß es keine Unmöglichkeiten gibt, eenn der General befiehlt!«

Hubert verbeugte sich und schwieg.

»Wie steht der Graf mit seinen Verwandten?« fragte Nicol.

»Schlechter als es zu wünschen ist. Er hat auf Grund einer testamentarischen Clausel das Vermögen der ganzen Familie mit Ausschluß des dem Baron Stanislas zugehö-renden nach und nach ganz an sich zu bringen gewußt, sodaß alle noch lebenden Glieder der katholischen Linie dem Elende Preis gegeben, Einige sogar dem Hungertode nahe sind. So hofft er sie zum Uebertritt zur protestanti-schen Kirche zu zwingen.«

»Schade, daß dieser energische Mann auf Seiten unserer Gegner steht! – Er hat Talent, er muß gewonnen werden.«

»Ein junger Maler in Rom ist ganz abscheulich von dem Grafen behandelt worden. Seitdem hat er sich, um aller Nachfrage zu entgehen, in das Gebirge geflüchtet!«

»Die Geschichte mit dem Maler Lodovico und die darauf folgende Flucht des Grafen sind mir genau bekannt. – Hast Du sonst noch etwas erfahren?«

»Nichts weiter, als daß Gräfin Victorie von Allen angebetet wird. Sie muß ein Engel an Herzensgüte sein, wie sie eine Göttin an Schönheit ist.«

»Hast Du diese Bemerkung selbst gemacht?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Graf, so habe ich mich bis jetzt auf meine Augen ziemlich verlassen können.«

»Dann erwarte ich, daß Du Gräfin Victorie wie eine Göttin nur aus der Ferne anbetest.«

»Ich kenne meine Gelübde, Herr Graf.«

»So kenne und halte sie! – Gute Nacht für heut. Wir bedürfen Beide der Ruhe, wenn wir mit ungeschwächten Kräften Morgen auf's Neue an unser schweres Tagewerk gehen wollen.« –

Wider Erwarten ließ sich zu ungewöhnlich früher Stunde am nächsten Morgen David bei Nicol melden. Der alte Diener kam im Auftrage seines Gebieters und ersuchte den Grafen Dolmo um die Gefälligkeit sich zu seinem

Herrn bemühen zu wollen. Graf Michael ließ sich entschuldigen, daß er nicht persönlich seinem verehrten Gaste die Aufwartung machen könne, da seine körperliche Gebrechlichkeit ihn daran verhindere.

Nicol beeilte sich, dieser Einladung Folge zu leisten. Er durfte hoffen, den Grafen in guter Stimmung zu treffen und von kluger Benutzung günstiger Momente hing Alles ab.

Zehn Minuten später meldete David den Grafen Dolmo bei seinem Gebieter.

Nicol betrat zum ersten Mal das Wohnzimmer Michaels, dessen Decoration er mit gleichgiltigem Auge betrachtete, obwohl sie ihn frappirte.

Graf Michael saß hinter einem schwarz behangenen Tische, den eine hell brennende Lampe von großem Werth, denn sie war von gediegenem Silber, blendend erleuchtete. Er las andächtig in der Bibel, seine kleinen weißen Hände über dem Buche faltend. In dieser Beschäftigung ließ er sich durchaus nicht stören. Nicol mußte sich gedulden, bis der alte Pole seine Morgenandacht beendigt hatte und ihn mit freundlichem Wink begrüßte.

David trug einen bequemen Lehnstuhl an den Tisch und Nicol mußte dem Grafen gegenüber Platz nehmen.

»Guten Morgen, Graf,« sagte Michael. »Hoffe, daß Sie auch beten am Morgen. – – Hat Gott wohl einen Dank verdient für gnädig gewährten Schutz in der Nacht. – Sind ihn nicht werth – sind allzumal Sünder und er mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. – Kennen Sie den Spruch, Graf?«

»Ich freue mich, mit voller Ueberzeugung sagen zu können, daß ich eine strenge, in den unverfälschten Grundsätzen der Reformation wurzelnde religiöse Erziehung genossen habe.«

»Wünsche, daß Sie es zu schätzen wissen. – Geht nichts über Religion – ist ein Stecken auf allen Wegen – hilft uns den sündenbeschwertesten Kopf und Leib über die rauhesten Erdenpfade fortschleppen, bis sie in die Grube stürzen. – – Habe schlecht geschlafen diese Nacht – war geärgert, sehr geärgert – bin gequält worden von mehr als tausend Teufeln! Haben Sie schon mit Teufeln verkehrt, Graf?«

»Mit düstern, selbst furchtbaren Gedanken habe ich oft gerungen, allein der Gnade, mit Teufeln zusammen zu treffen, bin ich noch nicht von Gott gewürdigt worden.«

»Wissen dann auch nicht, was Hölle ist! – Aber sind noch jung, werden es noch erfahren, wenn die Sünden wie Berge über Ihr Haupt emporragen!«

»Ich werde Gott täglich bitten, daß er mich so schweren Prüfungen nicht unterwerfen wolle, damit meine Schwachheit ihnen nicht erliege.«

»Hilft nichts, Graf – beten hilft erst, wenn der Sündenpfuhl bis zum Munde reicht. – Gebet ohne Herzensangst ist kein Gebet – blos leeres Geplärr; – nichtige Lippenübung. Küssen ist besser.«

»Nur öffnet es bisweilen der Sünde die Thür,« bemerkte Nicol.

»Ist der Welt Lauf, wird Niemand ändern. – Menschen lieben sich gern, weil's Gott so will – soll das also nicht

hindern, Niemand wehren wollen. – Darum Cölibat, Klosterwirthschaft, Papstthum Unsinn! – Ist mir der Teufel lieber als der Papst – ist ehrlicher, und wenn ich mich mit ihm raufe, muß er sich's gefallen lassen und darf nicht 'mal mucksen. – Trete ich aber dem Papst auf die Pantoffeln so gibt er mich dem heiligen Michael, seinem vergoldeten Kerkerknecht, in Verwahrung.«

Diese Auslassungen waren Nicol gar nicht unangenehm. Sie verriethen ihm, daßd er bigott protestantisch gesinnte Graf in seiner Jugend ein den Freuden und Lüsten der Welt ergebener Mensch gewesen sei, dem es auf ein paar lustige Fehlritte mehr oder weniger nicht angekommen sein mochte. Diese vielleicht frivole Vergangenheit ließ auf Nachsicht schließen, wenn Jüngere denselben Versuchungen sich willig hingaben. Und was seinen Haß gegen das Papstthum betraf, so schien ihm dieser mehr künstlich erregte Groll als wirklich tief eingewurzelter Widerwille und Abscheu gegen katholisches Wesen und Kirchenregiment zu sein, ja es kam ihm ganz so vor, als schraube sich der Graf mit Händen und Füßen gegen eine gekettete Kirchenform, die ihm in seiner geistigen Verfassung doch einzig und allein Linderung seiner Schmerzen verschaffen und sein ewig belferndes Gewissen einschläfern konnte. Deshalb hütete er sich, dem heftig Werdenden zu widersprechen. Er überlegte vielmehr während dieser Bemerkungen, die ihn immer tiefer in das todtwunde Herz des Grafen blicken ließen, wie er es anzufangen habe, um den protestantischen Pietisten unvermerkt in den katholischen Fanatismus hineinzutreiben.

»Ist der Grund zu Baron Stanislas' Unglück,« setzte der Graf nach kurzem Schweigen hinzu. »Wäre Stanislas Protestant, hätte von dem Allen nichts geschehen können. – Sollte übertreten – muß ihm gesagt werden.«

»Man hält ihn für gar zu weltlich gesinnt,« warf Nicol ein, »als daß man wagen möchte, ihm einen solchen Vorschlag zu machen. Baron Stanislas ist Atheist – Heide – Alles, was Sie wollen, nur nicht Christ, nur nicht ein Gott gefälliger Mensch!«

»Muß dazu gezwungen werden.«

»Wie! – Sie wollten es unternehmen, einen von der Pest der Afteraufklärung durch und durch vergifteten Menschen in kurzer Frist zu einem streng gläubigen Protestant umzuschaffen?«

»Halte es für möglich, ja; durch Gebet.«

»Durch Gebet! – Aber er wird sich nicht darum bekümmern!«

»Wird schon müssen. – Schaffen ihn hieher – sperren ihn ein – geben ihm nur Gebetbücher und schlechte Kost – wird schon zu Kreuze kriechen.«

Diese neue Methode, einen Weltmann von den lockertesten Grundsätzen bekehren zu wollen, lockte beinahe ein Lächeln des Spottes auf Nicol's Lippen. Er beherrschte sich jedoch und erwiederte mit tiefstem Ernst:

»Damit würde nur immer nicht viel geholfen, wenigstens der geheime Einfluß der ihn beherrschenden Jesuiten nicht beseitigt sein. Und wie man diese ganz und für immer entferne, das ist doch eigentlich die Hauptsache,

scheint mir. Diese Entfernung ist nothwendig, wenn Ihrer ganzen Familie nicht große Gefahr drohen soll, denn der Plan, das Vermögen der Sembronowski auf eine oder die andere Weise an sich zu bringen, liegt doch klar zu Tage nach dem sehr detaillirten Inhalt zweier Briefe aus Bern, die Sie empfangen und gewiß mit Aufmerksamkeit gelesen haben.«

»Freilich, freilich, das ist die Hauptsache,« versetzte der Graf, »und doch kein Ausweg, kein leicht zu überblickender.«

»Es sind mir über Nacht und schon auf der Reise einige Gedanken durch den Kopf gegangen, die ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß, Herr Graf, mittheilen und zur Prüfung vorlegen möchte. Möglich, daß sie dazu dienen, andere anzuregen und daß gemeinsame Berathung darüber uns doch einen Weg zeigt, den wir mit einiger Hoffnung auf Erfolg betreten dürfen, ohne dem Feinde eine Blöße zu zeigen.«

»Wäre gut, wenn sich's thun ließ,« sagte der Graf. »Beten wir erst zusammen und dann reden Sie.«

Graf Michael ergriff abermals die Bibel, schlug sie auf gut Glück auf und begann mit salbungsvoller Stimme ein Kapitel aus den Klageliedern Jeremiä vorzulesen. Der Anhalt dieses Kapitels paßte zwar nicht im Geringsten auf die Lage, in der sich die beiden Rath haltenden Männer befanden, allein das störte den im und für's Gebet lebenden Polen nicht, und so mußte denn auch Nicol gute Miene dazu machen, was dem in der Schule der Verstellung

groß gezogenen Jesuiten glücklicherweise nicht schwer fiel.

Nach beendigter Vorlesung gab der Graf seinem Gaste durch einen Blick zu erkennen, daß er nun seine Mittheilungen erwarte; Nicol ließ sich nicht zweimal dazu auffordern.

»Ohne Zweifel,« sagte er, kennen Sie das begüterte galizische Grafengeschlecht Mierslewski, oder sind vielleicht gar mit ihm verwandt?«

»Bin ziemlich nahe verwandt, leider!«

»Ein Sprosse dieses Geschlechts ist von den Jesuiten erzogen worden, wie ich aus sicherer Quelle weiß, selbst Priester dieses Ordens und mit Stanislas sehr genau bekannt.«

»Derselbe, mit dem er in der Schweiz und den Bädern Süddeutschlands so viel Geld todtschlug.«

»Sie erinnern sich dessen noch? Um so besser. Hören Sie denn weiter. – Jener Mierslewski war es, der die Briefe schmiedete, die Sie veranlaßten, Ihren Verwandten als Verschwender erklären zu lassen.«

»Waren aber doch ein Herz und eine Seele mit einander.«

»Scheinbar, vor der Welt, in der Gesellschaft. In Wahrheit haßte wenigstens Mierslewski den Baron maßlos, weil er die Schüler und Jünger Loyola's verspottete, sie feige, schleichende Schelme genannt und laut geäußert hatte, es werde nicht besser in der Welt, bis der Letzte dieser Scheinheiligen verkehrt aufgehängt worden sei.«

»Hat Recht, der gute Junge – ist ein nutzloses schlechtes Gesindel.«

»Es liegt in der Natur des Menschen,« fuhr Nicol fort, »daß er sich gegen Anfeindungen vertheidigt, für Beleidigungen rächt. Mierslewski kannte die empfindlichste Seite Stanislas Sembronowski's und griff ihn von dieser Seite an. Verkürzung der Geldmittel, durch deren reiche Verwendung er sich das Leben angenehm machte, mußte bei seinen Neigungen ein Todesstoß für ihn sein, und sein freundlicher Feind führte ihn. Er gebrauchte dabei die Vorsicht, ihm stets zur Seite zu bleiben und sich nichts merken zu lassen. Vielmehr gab er sich die größte Mühe, Sie, Herr Graf, bei Ihrem Cousin zu verläumden!«

»Werde mich rächen – werde der falschen Schlange den Kopf zertreten!«

»Es wäre nun meine Meinung, der auch andere Freunde, die ich darüber sprach, ihre Billigung gaben, unsere so klugen Gegner mit gleichen Waffen anzugreifen und zwar durch dieselbe Person, die uns so empfindlichen Schaden zufügen wollte.«

»Deutlicher, deutlicher!«

»Wir müssen jenen Mierslewski zu gewinnen, in unser Interesse zu ziehen suchen.«

»Ihn – Einen Jesuiten? – Wo denken Sie hin!«

»Mir scheint das nicht sehr schwierig zu sein.«

»Wäre unmoralisch!«

»Politisch wollen Sie sagen, Herr Graf. In der Politik gibt es keine Unmoralität.«

»Schlechte Grundsätze – tragen Gewissensbisse ein.«

»Nicht immer und nicht Jedem, Herr Graf. – Wenn Sie Vollmacht geben wollten, so wäre ich bereit, einleitende Schritte zu treffen, bei denen weder Sie noch ich betheilt sein würden.«

»Erst hören,« sagte Michael Sembronowski und rückte über die ihm unangenehmen Vorschläge verdrießlich unruhig in seinem Sessel hin und her.

»Stanislas bereut sein überlustiges Leben,« fuhr Nicol fort, »wie Sie bereits wissen. Reue bei Katholiken führt gewöhnlich zum Kloster, man könnte daher dem Baron unter den Fuß geben, daß, wenn er Aenderung seiner Lage wünsche, er den Wunsch äußern müsse, in ein Kloster zu gehen, irgend einem Orden anzugehören. Weltleute von vornehmer Geburt und höherer Bildung werden in solchem Falle gewöhnlich Jesuiten.«

»Sehe keinen Nutzen davon.«

»Und doch liegt er auf der Hand. – Stanislas steht in dem Augenblick, wo er dem Orden anzugehören beginnt, unter Niemandes Curatel als der des Ordensgenerals, ist mithin factisch unumschränkter Gebieter über sein Vermögen. Eine Zeit lang würde die Verwaltung formell allerdings noch fortgeführt werden, sobald aber Stanislas in Besserung und Reue verharrt, wozu ihn schon die Klugheit nöthigen würde, gelangt Alles wieder in seine Hände und die heiligen Väter hätten nichts mehr damit zu thun. In dem Glauben, so große Schätze bei einem ihrer Brüder zu wissen, würden sie arglos den Besitzer nach Belieben damit schalten und walten lassen, und dieser ließe sich ja alsdann sehr leicht zur Anfertigung

eines Testamentes bestimmen, worin er Sie selbst, Herr Graf, oder Ihre liebenswürdige Tochter zum Universalerben einsetzte. Schimpfen die heiligen Väter, sobald es bekannt wird, so lachen wir sie aus. Haben wir sie doch aus dem Felde geschlagen und zwar, wie mich dünkt, durch ein politisch vollkommen erlaubtes Manöver.«

»Ist aber doch Betrug.«

»Höchstens Betrug durch einen der Ihrigen. Sie haben dann nicht uns, nicht Stanislas, sondern die Principien anzuklagen, die sie predigen.«

Die Augen des alten Michaels funkelten.

»Liegt Wahrheit darin,« sagte er aufgeregt, »würden durch sich selbst gestraft! – Das ist erlaubt, das ist christliche Moral. – Wollen's so machen.«

»Sie genehmigen also meinen Vorschlag?«

»Von ganzem Herzen.«

»Dann würde ich rathe, da Sie nicht gar lange zauderten, in diesem Sinne Ihre Vorbereitungen zu treffen.«

»Sehr gut bemerkt, aber – Graf – ich kann nicht schreiben und Victorie – will sie nichts von diesem Handel wissen lassen. – Paßt nicht für ein Mädchen.«

»Verfügen Sie über mich – mit Vergnügen bin ich Ihr Secretär.«

»Angenommen, wackerer Junge,« rief Graf Michael zutraulich und reichte seinem Verbündeten die Hand. Wollen Sie auf der Stelle schreiben? – Aber wie nun? – An wen?«

»Haben Sie keinen zuverlässigen Freund in Rom, den Sie als Vermittler zu Stanislas schicken können, oder

glauben Sie, daß der Baron Ihnen zu Liebe den Schritt ohne Weiteres thun würde?«

»Will nicht, daß mein Name dabei genannt wird – will blos die Erlaubniß geben. Schreiben Sie in meinem Namen und adressiren Sie den Brief meinethalb an den Baron selbst oder an einen Ihrer zuverlässigen Bekannten.«

»Wenn Sie es zufrieden sind, werde ich das Schreiben an Stanislas durch Vermittelung der ... Gesandtschaft an ihn gelangen lassen. Das ist ein sicherer und ganz unverfänglicher Weg.«

»Genehmigt! – Jetzt schreiben, dann vorlesen.«

Nicol schrieb nun wie Graf Michael es wünschte, reichte das Schreiben dem Greise zur Ansicht und erhielt dessen Erlaubniß, es in der beliebten Fassung fortschicken zu dürfen.

»Wünschen Sie, daß ich es bei Ihnen couvertiren soll oder darf ich dies auf meinem Zimmer thun?«

»Nach Ihrer Bequemlichkeit. – Aber wem es anvertrauen?«

»Da ist bald Rath geschafft. Ich habe einen außerordentlich treuen Diener, dem ich jedes Geheimniß anvertrauen kann, ohne daß er es verräth. Er ist in seiner Weise klug, findet sich überall leicht zurecht, lebt sehr mäßig und befleißigt sich immer der größten Eile. Hubert kann also unsren Courier abgeben und mit den erhaltenen Antworten zurückkehren.«

»So sei es, und nun beten, daß Alles gelingen möge!«

Nicol war gezwungen, abermals ein paar lange Psalmen mit anhören zu müssen. Dann entließ ihn der Graf,

wie es schien, sehr aufgeheiter und mit seinem jungen Gast überaus zufrieden.

Nicol siegelte den zum Schein geschriebenen Brief nebst einigen Zeilen an Ghiberti ein, übergab das Schreiben mit den nöthigen mündlichen Aufträgen dem reisefertigen Hubert und hatte das Vergnügen, den treuen Gefährten noch lange vor Mittag den Pfad in die Gebirge einschlagen zu sehen.

»Der erste Sieg wäre gelungen,« sprach der Jesuit lächelnd, »möchten die übrigen eben so leicht zu erkämpfen sein! – Fleißiges Beten, denk' ich, soll helfen.« .

SECHSTES KAPITEL. PRIESTERPOLITIK.

Wir überspringen jetzt einen Zeitraum von mehr als zwei Monaten und knüpfen den Faden unserer Geschichte im Februar wieder an, indem wir den Lesser bitten, uns nach der Hauptstadt der katholischen Christenheit zu begleiten.

Hier breiten sich über einen Theil der Höhen des Janiculus, jetzt *Monte Gianicolo* geheißen, die weitläufigen Gärten und Wiesen der Villa Pamfili aus. Ihre schattigen Gänge unter rauschenden Immergrüneichen, ihre reizenden Pinienwäldchen, deren durchsichtig zarte graziös aufgespannte Fächerkronen im Meer der dunkelblauen Lüfte sich wiegen; die spielenden Wasserkünste, bald versteckt unter Waldgruppen, bald auf lichten Höhen ihre silbernem Strahlennetze in die Goldfluth auswerfend, die alltäglich, Jahr aus Jahr ein um diese Hügelborde schäumt, endlich die entzückende Aussicht auf

Rom, die Campagna und das Gebirg in Süd und Ost machen sie nächst der Borghesischen Villa zu einem der besuchtesten Spaziergänge in der Nähe der Hauptstadt. In den schönen Tagen des Octobers, den heitersten des ganzen Jahres von den weichsten Lüften des Südens geküßt, jubelt hier das römische Volk unter Spiel und Tanz, und beim Erwachen des Lenzes freut sich Jung und Alt der üppig aufsprossenden Blüthenwelt, die mit duftigem Farbenteppich diese Wiesen, Felder, Gärten und Waldstrecken bedeckt.

Es war Sonntag. Die letzte Messe in der hochgelegenen Kirche *San Pietro in montorio* ging zu Ende und die versammelte Menge zerstreute sich nach verschiedene Seiten hin. Manche stiegen den gepflasterten hin. Manche stiegen den gepflasterter Weg hinunter, der nach Trastevere führt, Andere bogen rechts ab und schlügen den Pfad nach dem großen Wasserbasin der *Acqua Paola* ein, das ganz Trastevere, den Vatican und die Springbrunnen auf dem Petersplatze, so wie einen großen Theil der eigentlichen Stadt reichlich mit dem köstlichsten Wasser versorgt. Im fünfheiligen Strome stürzt sich die gewaltige Wassermasse aus gewölbten Marmorballen in das tiefe Bassin, das es durch unterirdische Röhrenleitungen nach verschiedenen Seiten hin vertheilt.

Die Meisten, welche diese Richtung einschlügen, wanderten nach der genannten Villa, da der wolkenlose warme Tag einen köstlichen Abend verhieß.

Nahe bei dieser Kirche steht im Hofe ein kleiner Tempel vom den graziösesten Formen und den schönsten Verhältnissen. Er röhrt von Bramante her und schmückt die Stelle, wo der Legende nach Petrus den Kreuzestod erlitt. Bei der großen fast abgöttischen Verehrung, welche das römische Volk dem angebetetsten Apostel und dem Gründer des päpstlichen Stuhles widmet, wird, namentlich an Sonn- und Festtagen, dieser Tempel häufig besucht und wirft den Klosterbrüdern, die abwechselnd zu Führern und Erklärern dienen, nicht unbedeutende Summen ab. Vorzüglich zahlreich versammeln sich Gläubige und blos Neugierige am Schlusse der Messe, um mit größerer Muße sowohl das kleine Meisterwerk der Baukunst, als die Stätte zu betrachten, wo der feuereifrige Apostel seinen Glauben mit dem Tode büßte.

An dem erwähnten Sonntage bemerkte man unter der buntgemischten Menge Neugierige auch zwei Männer von vornehmem und edlem Anstande, die den Erklärungen des Mönches sehr aufmerksam zuhörten, selbst aber keine Frage an ihn richteten, was andere Beschauer häufig thaten. Ihrem Gesichtsschnitte zufolge konnte man sie für Italiener, vielleicht sogar für Römer halten. Sie waren Beide von etwas über Mittelgröße, schlank und sehr blaß von Farbe, hatten schwarzes Haar und schwarzen Augen, und trugen sich ganz wie vornehme Römer. Sogar der kleine Mantel, den der Römer auch an warmen Tagen im Frühling und Herbst bei Spaziergängen nur selten daheim läßt, fehlte nicht und war in tadellosem Faltenwurfe über die linke Schulter geschlagen.

Beide Männer folgten dem Zuge der Menge nach der Villa Pamfili. Hinter den Paulinischen Wasserbehälter begannen sie ein lebhaftes Gespräch in einer Sprache, die selten ein Vorübergehender versteht. Sie unterhielten sich nämlich in reinster hochdeutscher Mundart, nur mit etwas fremdartigem Accent.

»Hat unser Schützling neuerdings nichts von sich hören lassen?« fragte der Schmächtigere seinen Begleiter. »Ich bin sehr begierig, wie der junge Mann seine Aufgabe lösen wird.«

»Ich bin es nicht weniger, Graf Mierslewski,« erwiederte der Gefragte. »Seine Lage erheischt die größte Klugheit, die feinste Umsicht, die schmiegsamste Nachgiebigkeit und die vollkommenste Verläugnung seiner selbst. Obwohl es für einen begabten Zögling unserer Gesellschaft keine bessere Erziehung geben kann, als die gewissenhafte Vollziehung unserer Vorschriften; unter solchen Verhältnissen dürften sich doch nur sehr Wenige finden lassen, die einer so schwierigen Aufgabe gewachsen wären. Ich baue sehr auf Ihren Landsmann, Herr Graf, deren Erwerbung wir eigentlich nur Ihrem Scharfsinn zu verdanken haben, und es freut mich, daß ich Ihnen abermals gute Nachrichten mittheilen kann.«

»Es sind also Briefe angekommen Herr Secretär?«

»Heut Morgen. Hubert hat diesmal den abscheulichen Weg in zwei Tagen zurückgelegt. Mit Telegraphen würde man aus jenen Gebirgswildnissen nicht viel raschere Kunde erhalten können.«

»Und was schreibt mein kluger Pathe?«

»Daß er binnen drei oder vier Monaten die Bekehrung des alten Sünder vollenden zu können glaubt. Graf Michael Sembronowski ist bereits in kirchenhistorische Studien vertieft, die ihm Nicol angerathen hat, vorgeblich, um ihn in seinen ketzerischen Ansichten zu bestärken, eigentlich aber, um den zu Gewissensscrupeln so sehr hinneigenden alten Mann irre in seinen Ueberzeugungen zu machen, seine Seele zu beunruhigen, sein Gemüth zu verdüstern. Seit etwa vierzehn Tagen treibt der Graf diese Studien und Nicol kann nicht genug die Umstimmung des geistig Kranken rühmen, dessen Gewissen durch die früheren, so wirksamen Gebetsübungen sich gar nicht mehr beschwichtigen lassen will. Schon kann der hinfällige alte Mann ohne unsren gewandten Zögling, der den Pietisten meisterhaft gespielt hat, nicht mehr leben. Tag und Nacht will er ihn um sich oder wenigstens in seiner Nähe haben, und fangen die Scrupel ihn an zu peinigen, so muß Nicol Bogecz mit ihm disputiren. Daß nun solche Disputationen die Unruhe eher steigern als vermindern, dürfen wir von einem so erleuchteten Kopfe wohl erwarten. – Ha, ha, ha, ha, dies fromme Opferlamm soll sein reiches Vließ noch freiwillig und mit den beweglichsten Bitten uns darbringen zu – fernerer Aufbewahrung!«

Alexander Mierslewski stimmte in das heitere Lachen Ghiberti's – denn er war es, der die vorigen Worte sprach – von Herzen ein.

»Wir dürfen die kühnsten Pläne entwerfen, wenn dieser Anschlag gelingt,« versetzte er, »denn nicht allein, daß wir durch unsere Vermittelung, den Polen Geld zu

ihren revolutionären Zwecken zu verschaffen uns eine neue politische Wirksamkeit sichern, die in jetziger von vielen Parteien zerrissenen Zeit schwer zu erringen ist, bekommen wir durch die Bekehrung des alten Grafen auch mehr als das Doppelte unserer Vorschüsse für immer in unsere Hände.«

»Mir ist nicht bange vor diesem durch konsequente Geduld zu erringenden Siege, mein Freund,« erwiederte Ghiberti, »weit mehr Sorge verursacht mir die Gährung unter Ihren Landsleuten. Daß sie nothwendig sei, will ich weder zugeben noch bestreiten, daß sie sich aus historischen Gründen rechtfertigen läßt, kann möglich sein, daß sie aber mit größter Vorsicht eingeleitet, fortgeführt, zum Ausbruch gebracht werden muß, wenn sie gelingen soll, ist gewiß, und diese Ruhe des Geistes, diese Klarheit des Urtheils, diesen umfassenden Blick aller Verhältnisse, gegenwärtiger, vergangener und zukünftiger, traue auch dem begabtesten Ihrer Landsleute nicht zu. Dahin gehörten jetzt Männer unseres Charakters.«

Mierslewski schien etwas beleidigt durch den Ausfall des Italieners auf den unbesonnenen Charakter der Polen im Allgemeinen. Ein Schatten lag auf seiner Stirn, als er jetzt Arm in Arm mit seinem Freunde in die breiten schattigen Alleen der Villa trat, die von vielen Gruppen glücklicher Menschen durchschwärmt wurden. Unter dem schwärzlichen Laub der Immergrüneichen leuchteten gleich versteckten Lichtfunken die jungen hellgrünen Blätter und gaben diesen prächtigen Laubgängen

einen eigenthümlich anmuthigen und festlichen Charakter.

»Meines Wissens,« sagte er, »ist unsere Gesellschaft durch sehr tüchtige und zuverlässige Männer grade jetzt in dem zerrissenen Polen vertreten.«

»Das bestreite ich nicht, mein Freund, ich sage nur, die obersten Leiter dieser politischen Angelegenheit sind nicht ruhig, nicht vorsichtig genug.«

»Unsere Emissäre werden sicher bedeutend auf sie einwirken.«

»Bedeutend? – Ich hätte Lust, dies zu bestreiten und zwar aus folgenden Gründen. Alle nach Polen gesandten Emissäre sind entweder Polen oder Franzosen, mithin an und für sich schon Partei, aufgeregt, heftig, den augenblicklichen Gewinn bleibendem Erfolg vorziehend oder dafür haltend. Damit will ich beiden Nationen weder guten Willen, noch tüchtige Gesinnung, noch endlich moralischen Werth absprechen, allein mit allen diesen Eigenschaften zusammen macht man noch immer keine Revolution, die Stich hält.«

»Und was glauben Sie, das außerdem noch dazu erforderlich ist?«

»Ruhe und – um mich eines heidnischen Ausdruckes zu bedienen – olympische Heiterkeit. Schade, daß es nicht zwanzig, dreißig geborene Italiener in unserer Gesellschaft gibt, die polnisch verstehen und sprechen. Auf der Stelle müßten sie abreisen und ihre Wirksamkeit in jenem Lande beginnen. Für Anzettelung von Aufständen

ist kein Mensch so geeignet in Europa, wie der Italiener. Mag er innerlich nur Gluth und Flamme sein, äußerlich, in seinem Betragen, seinem Sprechen hält ihn doch Jedermann für kalt. Er lächelt am freundlichsten, wenn er über den gräßlichsten Vernichtungsplänen brütet; er spricht nie feiner, nie graziöser, als wenn er sich bewußt ist, den Feindrettungslos umgarnt zu haben. Und nur diese Politik, mein Freund, kann Polen retten, kann Ihr Vaterland wirklich wieder herstellen.«

»Sie scheinen zu vergessen, Herr Secretär,« erwiederte Mierslewski, »daß man die so eben von Ihnen angedeutete Politik bei dem es zu organisirenden Aufstände befolgen will. Laut Beschuß der Patrioten, der uns vor einiger Zeit zuging, soll ja nicht Dolch, nicht Gift geschont werden –«

»Ah bah!« fiel Ghiberti ein. »Grade darin sehe ich den Beweis, daß Ihre enthusiastisch für den Umsturz der Regierung eingenommenen Patrioten das innerste Wesen, die belebende, leitende Seele der Politik nicht besitzen. – Was Gift und Dolch! – Gift und Dolch waren Waffen des faustrechtlich gesinnten Mittelalters. Unsere Condottieri bedienten sich derselben mit Fug und Recht, denn sie thaten damit weiter nichts, als daß sie die Gesinnung der Zeit in roher wilder That zur Erscheinung brachten. – Aber im neunzehnten Jahrhundert? – Ich bitte Sie, wie mögen ruhige Männer im Ernst sich überreden, daß man durch Anwendung solcher Mittel einem Volke neue Lebenskraft einflößen könne! – Unsre Zeit will auch im Kampf das Compliment des Culturmenschen, und wenn

man sich feindlich begegnen will, so massacirt man sich unter Höflichkeitsversicherungen und in Handschuhen.«

»Revolutionen kosten immer Blut, und Polen ist zu lange gemäßhandelt worden, als daß es bei einer allgemeinen Erhebung glimpflich mit seinen Unterdrückern umgehen sollte.«

»Begehre ich das? Kann ich das wollen, Freund? – Mit nichts! – Aber ich muß wünschen, daß man sich vorsehe.«

»Sie haben neue Depeschen erhalten,« sagte Mierslewski. »Auch mir sind erneut am Morgen wichtige Briefe überbracht worden, die sehr befriedigend lauten.«

»Nun ja,« versetzte Ghiberti, »ich bin allerdings beschickt worden mit Berichten unserer Emissäre, und ich will nicht läugnen, daß eben diese neuesten Nachrichten so günstig sie aussehen, mich beunruhigen und mich glauben machen, die polnischen Angelegenheiten seien nicht in den geschicktesten Händen.«

»Ghiberti!« rief Mierslewski, den Arm des Römers lebhaft drückend, »Sie sind mein Freund, mein Bruder – verschweigen Sie mir nichts, da es ja nicht unwahrscheinlich ist, daß wir vereint zum Besten meines Vaterlandes handeln können.«

»Lassen Sie uns die Anlagen verlassen,« sagte Ghiberti, »Dort unter den breiten Aesten jener Korkeiche, wo man die Villa mit ihren Pinienwäldchen so schön übersieht, und die Stadt, vom Gebirg wie von smaragdenem Rahmen umschlossen zu unsern Füßen liegt, halb eine

festlich geschmückte stolze Königin, halb ein in Lumpen einherschreitender Bettler, dort läßt sich's mit Bedacht über Fragen sprechen, die das Heil der Völker, das Wohl der Kirche und mithin die Beherrschung der Welt betreffen. Die größten Gedanken, deren spätere Anwendung auf Ausbildung unserer Gesellschaft ich mich rühmen darf, überraschten mich unter jener Eiche, wie der Flügelschlag des Heiligen Geistes, und auch unser hochwürdigster General weiß von ähnlichen Einflüssen zu erzählen.«

Als die beiden Männer den bezeichneten Baum, einen der schönsten, die es in der Umgegend Rom's giebt, erreicht hatten, lagerten sie sich an dem Stamme desselben, den Blick auf Stadt und Fluß, auf die Trümmer der Cäsarenpaläste, auf die Grabmonumente der Appischen Straße und auf das in violettes Purpurlicht getauchte Albaner Gebirg gerichtet.

»Warum fürchten Sie für mein Vaterland?« fragte Mierslewski.

»Diese Frage ist zu viel umfassend, lieber Freund, um sie mit Eins beantworten zu können. Auch fürchte ich eigentlich nicht für Polen, ich habe nur Bedenken, und weil ich diese nicht aussprechen kann, ängstigen sie mich.«

»Hier dürfen Sie es, Ghiberti, hier belauscht Sie Niemand.«

»Niemand, als mein Verstand,« versetzte der Secretär.
»Sie haben kein Herz mehr, Ghiberti!«

»Mein Herz liegt unter Verschluß der Ordensgelübde. Es ist gut aufbewahrt und ich fühle mich von seinen unbequemen Schlägen nicht mehr beunruhigt.«

»Nun so sprechen Sie, ohne den Verstand auf Ihre Worte hören zu lassen! – Bei einiger Selbstbeherrschung lässt sich dies Experiment ausführen.«

Ghiberti kann einige Secunden nach, sein großes, tief liegendes Auge auf das Bild der majestätischen Stadt heftend, deren Geräusch bis auf das Geläut einiger Glocken völlig verstummt war.

»Ja,« sagte er dann, »das ist es! Die Polen sind kein Volk, es gibt unter ihnen nur Adlige und Leibeigene oder Leibeigenen vergleichbare elende, arme, unwissende Frohnbauern. Wie also kann man von einer polnischen Nation sprechen!«

Mierslewski lächelte.

»Weshalb nicht?« versetzte er. »Wenn der vierzehnte Ludwig von sich und Frankreich sagen konnte: »*l'etat c'est, moi,*« wird doch wohl eine Gemeinschaft von vielen tausend begüterten Edelleuten dasselbe Recht dazu haben.«

»Nimmermehr! Ein Einziger kann, wie Ludwig XIV. es wirklich that, das Wort zur Wahrheit machen, eine Vielheit stürzt mit solcher Maxime sich und den Staat zugleich. – Wissen Sie, mein Freund, daß Ihr Polen jetzt an den Bauern zu Grunde gehen kann?«

»Pah – sie sind dumm, ohne Kraft, ohne Willen.«

»Um so gefährlicher können sie werden! – Oder wäre es Ihnen unbekannt geblieben, daß es Absicht ist, sie diesmal bei der Revolution wesentlich zu betheiligen?«

»Ich bin vollkommen unterrichtet. Erst der letzte Brief von meinem sehr zuverlässigen und ausführlichen Correspondenten, dem Pater Joseph auf meines Bruders Schloß – es ist derselbe Mann, dem wir die Verhaftung und Entfernung des Barons Sembronowski zu verdanken haben – spricht mit Anerkennung von diesem wichtigen Schritt und bemerkt, daß sich die Folgen bereits zeigen.«

»Er ist ein enthusiastischer Pole, obwohl einer der Unsern. – Keine Einrede, Herr Graf – ich werde es Ihnen beweisen. – Auf welche Weise hat man die rohe Masse der Bauern dem Adelsinteresse zu gewinnen versucht? Haben Sie Kunde davon?«

»Die zuverlässigste. – Emissäre vertheilten Schriften, geeignet, den Bauer aufzuklären, ihm einen Begriff seiner Lage und der Vortheile beizubringen, die mit einer Aenderung derselben verknüpft sein müßten.«

»Wenn man's so hört, klingt's ganz einfach, ganz unverfänglich, geht man aber der Sache auf den Grund, so entdeckt man nur zu bald das Unsichere, ja Gefährliche dieser unvorsichtigen Baueraufklärung.«

»Sie sehen Gespenster.«

»Schatten fürchtete ich nie, nur zu helles Licht konnte mir bisweilen Augenschmerz verursachen.«

»Nun?«

»Die polnischen Bauern sind von französischen Emissären bearbeitet worden, und das ist ein nicht wieder

gut zu machender politischer Mißgriff! Man hat diesen Halbwilden, die kaum wissen, was Besitz heißt, welche Macht im Gelde liegt, und die seit Jahrhunderten niemals darüber nachdachten, woher es wohl komme, daß einige Tausende sehr reiche, vornehme, mächtige Herren, Millionen aber arme, schmutzige Bauern seien, man hat diese Halbwilden, sag' ich, zu Mitwissern eines Geheimnisses gemacht, mit dem sie so unvorsichtig umgehen werden, wie unverständige Kinder mit Feuer! Lesen Sie diese Bauernsprüche.«

Mit diesen Worten zog Ghiberti ein Papier aus der Tasche und gab es dem Grafen. Es enthielt eine Abschrift jener aufrührerischen, in biblische Sprache eingekleideten Sätze, die wir zuerst in der rauchigen Hütte des Bauers Bogecz kennen lernten.

Mierslewski las ruhig, doch mit sichtbarem Erstaunen dies wichtige Document. Er kannte es noch nicht.

»Nun?« fragte Ghiberti, als es ihm der Graf wieder zurückgab. »Finden Sie dies auch politisch?«

»Nein, das ist übereilt – ein Fehler zu feurig schlagender Herzen.«

»Sie sprechen das Wort selbst aus – es ist ein polnischer Fehler.«

»Und leider wird es zu spät sein, jetzt noch dagegen wirken zu können.«

»Most in Fässern muß man ungestört gähren lassen, Freund!« sagte Ghiberti. »Arbeitet er sich aus, so gibt's einen guten Wein; sprengt er die Reifen, so verursacht sein allzu starker Geruch Schwindel, Ohnmacht und Tod.

– Hoffen wir, daß die Fässer sich gut halten und nicht vor beendigter Gährung zerplatzen werden.«

Mierslewski beunruhigte diese Mittheilung ernstlicher, als der Secretär glaubte; denn da Graf Alexander die Polen kannte und nur zu gut wußte, mit welcher Barbarei, welchem Hohne polnische Große bisweilen ihre Bauern behandeln, so durfte er von einem Mißverstehen dieses Bauernaufrufes allerdings gefährliche Auftritte erwarten. Ghiberti aber, den die polnische Revolutionsfrage zwar sehr beschäftigte, doch nur, in sofern das Gedeihen und Wachsen jesuitischer Macht darin verwickelt war, ließ ihm nicht lange Ruhe. Die Augen seines Geistes ruhten auf dem Weltganzen und wenn an diesem ungeheuren Körper bald da bald dort einzelne Flecken des Aussatzes sichtbar wurden, so konnten diese ihm höchstens ein Achselzucken entlocken. Und einem solchen Aussatzflecken verglich Ghiberti die ganze polnische Angelegenheit, falls sie den Erwartungen, die man von ihr hegte, nicht entsprechen sollte.

»Die guten Franzosen und Ihre in Paris lebenden Landsleute,« fuhr er fort, den Platz unter der Korkeiche verlassend, »haben sich eingebildet, es müsse, weil dieser Popanz jetzt unter ihnen, in der Schweiz und in einigen Gegenden Deutschlands spukt, jegliches Volk damit zu schrecken oder zu ködern sein. Sie behandeln den Communismus, denn dieser liegt jenem Aufruf zu Grunde, wie eine neue Religion, an die man glauben, für die man kämpfen und sterben müsse, und er ist doch zur Zeit weiter noch nichts, als ein Problem, das Verschiedene sehr

verschieden lösen wollen, ohne doch die Kraft dazu zu besitzen. Mit all' diesen neuen Erfindungen, die eigentlich bloße Hitzblättern der Zeit sind, geht es, wie mit Giften, deren Wirkungen man nicht genau kennt. Wer sich ihrer bedient, setzt immer sein Leben, wenigstens seine Gesundheit ein. Der ruhige Geist freilich lacht darüber und braucht auch die gefährlichsten Zeitgifte als Arkanen. Ich hoffe, der Communismus soll unserer Gesellschaft solche Dienste leisten.«

»Und doch sind Sie ein Feind desselben?«

»Ich will ihn auch nicht etwa verbreitet wissen,« sagte Ghiberti, indem er an der Seite seines Freundes den lebhaften Gruppen des Volkes sich wieder näherte, »das würde gegen alles höhere Interesse unseres Ordens wie gegen die geistige Mission desselben verstossen. Warum aber ein an sich Schlechtes, Verwerfliches unbedingt verdammen, wenn er sich zu Erreichung großer Zwecke benutzen lässt?«

»Ohne Zweifel hat der General seine eigenthümlichen Ansichten Ihnen mitgetheilt.«

»Wir haben gegenseitig unsere Meinungen über diese bedeutende Frage, die noch eine große Rolle in der modernen Staatsentwicklung spielen dürfte, ausgetauscht und unsere Gedanken darüber berichtigt und ergänzt. Der hochwürdige Pater ist ein so eminenter Geist, daß seinem Scharfsinn kein Atom entgeht oder unwichtig erscheint. Er belauscht das Athmen der Welt und weiß zu jeder Stunde, ob sie gesund oder krank ist, ob Symptome eines Ausschlags oder eines Fieberanfalles vorhanden

sind. Und darum sind auch all seine Schritte so sicher, sowohl, überlegt und so folgenreich und wahrlich ein lächerlicherer Vorwurf, als der ist, den unsere Feinde ihm und der Gesellschaft machen, daß sie nämlich zeitwidrig sei, gibt es nicht. Der Jesuitismus als die vollendetste Ausbildung aller geistigen Fähigkeiten unter den modellnden und mäßigenden Gesetzen weiser Formen war stets zeitgemäß und wird immer zeitgemäß bleiben, weil er den Wünschen der Zeit entweder zuvorkam oder diese nach seinem Willen lenkte. Und so mögen sich denn unsere Feinde in Gottes Namen heiser schreien und die wüthendsten Philippiken gegen uns halten, in der Sicherheit unserer Kraft und klaren Ruhe lachen wir der kindischen Tobsucht und erweitern mehr und mehr unsere Macht.«

»Selbst durch Benutzung des Communismus.«

»So ist es! – Sie kennen die ärgerliche Angelegenheit mit dem heiligen Rock. Der unklug angeordnete Spektakel brachte eine Hand voll ketzerisch gesinnter Menschen in Harnisch und rief ein Schisma hervor, wie es deren hunderte in der Kirche gegeben hat und vielleicht noch hunderte geben wird. Die kurzsichtigen Narren draußen in Deutschland nennen den Lärm eine neue Reformation und lassen es, wie bei all' dergleichen Anlässen, weder an großen Worten noch kräftigem Schimpfen fehlen. Es ist ihnen auch wirklich gelungen, einige tausend indifferente Menschen meistens theils aus der niedrigsten Klasse, zusammen zu treiben und mittelst dieser Schaar geistiger Bettler, dem Auskehricht der Kirche, an dem Nichts

gelegen ist, haben sie versucht eine sogenannte neue Kirche, die sie großsprahlerisch genug die »deutschkatholische« nennen, zu gründen. Das Oberhaupt der alleinselfigmachenden Kirche kann in solchen Fällen nicht klüger handeln als wenn es schweigt und nur unter der Hand seine Maßregeln trifft. Im Mittelalter würde der Bannstrahl solche Rotten schnell vernichtet haben, in unsren Tagen wirkt die geheime Machination mehr und ihrer haben wir uns also zu bedienen.«

»Um so mehr, als die Gegner der römisch-katholischen Kirche die Anwendung der nämlichen Mittel nicht mehr verschmähen.«

»Ein Beweis, daß sie in allen Dingen von uns lernen müssen. – Doch um auf die Hauptfrage zurückzukommen, so ist bei der in Deutschland entstandenen neuen kirchlichen Bewegung besonders die radical-politische Seite derselben in's Auge zu fassen. Diese allein ist für uns wichtig, diese allein müssen wir festhalten, Alles andere kann uns gleichgiltig sein. – Hören Sie weiter. – Seit sechs bis acht Monaten, ja seit einem Jahre, wenn man will, sprechen die Berichte aller in Deutschland thätigen Emissäre vom den reformatorischen Bewegungen in der protestantischen Kirche. Diese Bewegung hat bereits ihre Führer und Redner und durch dieselbe eine gewisse Form gewonnen. Sie will sich zu einem System ausbilden, das, wenn es gelänge, einen Staat in der Kirche begründen, die Kirche in ihrer alten Bedeutung aber vollkommen stürzen würde. Die Macht der Priester, auch in

der protestantischen Kirche noch vorhanden, soll für immer gebrochen, der Priester zum Diener herabgewürdigt werden. Die Gesammtheit der Laien, also die Gemeinde will Gesetzgeberin, Vorsteherin, Herrscherin sein! – Wie immer, wo die alte Heiligkeit des christlichen Kirchengebäudes geschändet worden ist, sehen entartete atheistisch gesinnte Priester an der Spitze dieser Bewegung die sich den Namen »Lichtfreunde« gegeben haben. Im Princip nun treffen diese »Lichtfreunde« mit den neuen Schismatikern im Schoß der römischen Kirche so ziemlich zusammen. Das Politische überwiegt das Religiöse in beiden Gesellschaften, und dieses Politische, das keinem Staat, keiner Regierung behagen kann, hat von der rechten Seite betrachtet ein so malitiös verdächtiges Aussehen, daß mit geringer Vorspiegelung sich im Auge des Betrachtenden eine bestimmte Farbe hervorbringen läßt, die einen häßlichen Schimmer von sich gibt.«

Mierslewski lächelte verschmitzt.

»Ich errathe die Politik unseres Ordens,« sagte er, »und beuge mich in Demuth vor dem weitsehenden Geiste unseres gemeinsamen Oberen.«

»Dieser Obere zählt besonders auf thätige Unterstützung seines mit bewundernswürdiger Klugheit angelegten Planes durch Ihre Verbindungen, Herr Graf, unter dem hohen Adel Deutschlands.«

»Die lichtfreundlichen Bestrebungen müssen als staatsgefährliche bei den Regierungen verdächtigt werden.«

»Und zwar als von einer Partei ausgehend,« setzte Ghiberti hinzu, »die radicalen Umsturz alles Bestehenden

um jeden Preis will und den Communismus zugleich als Grundlage ihres neu zu erbauenden Staatsgebäudes wie als Religion predigt. – Sie begreifen, welche furchtbare Consequenzen sich daraus ziehen lassen und in welche Angst alle monarchischen Regierungen durch die bloße Ahnung der Möglichkeit eines solchen in der Tiefe des Volksbewußtseins aufdämmernden Gedanken versetzt werden müssen.«

»Nicht vom Stuhle Petri, von den Thronen weltlicher Fürsten herab wird diesmal der vernichtende Bannstrahl zucken –« rief triumphirend Mierslewski.

»Und uns Platz machen,« fügte Ghiberti lächelnd hinzu, mit seinem rechten Arm einen weiten Kreis in der Luft beschreibend.

»So stürzt man seine Feinde durch ihre eigene Unklugheit!«

»Und so benutzt man das, von den Zeitungen bereitete Gift als Arzenei, um unbequeme Feinde unschädlich zu machen oder – ganz zu beseitigen.«

»Darum Heil dem Communismus!«

»Heil ihm in Deutschland!«

»Und in Polen?«

»Wollen die Heiligen über ihm wachen!«

»Es wird geschehen, wenn die Congregation, bei der ja alle Nationen und alle Welttheile vertreten sind, in ihren Beschlüssen einig, klug, vorsichtig ist, die Vergangenheit ehrt, die Gegenwart kennt, die Zukunft durchschaut und weder durch Zuflüsterungen zaghafter Freunde noch durch das drohende Geschrei wütender Feinde sich in

Verfolgung ihrer großen heiligen Zwecke einschüchtern läßt.«

»Es wird dafür gesorgt werden, mein Freund,« sagte Ghiberti, »und dann können wir immerhin wieder auf ein halbes Jahrhundert ruhig unsere Wege gehen. – Doch lassen Sie uns abbrechen und in italienischer Zunge uns von gleichgiltigen Dingen unterhalten. – Ich bemerke unter jenem lustigen Menschenschwarm, der mit Lorbeerzweigen geschmückt uns entgegenkommt, einige Deutsche, und irre ich nicht, auch meinen lebenslustigen Schützling, den Maler Lodovico, dem wir so großen Dank schuldig sind, ohne daß er etwas davon ahnt. Das ist noch ein unverdorbenes offenes Gemüth, dem ein fröhliches Leben mit gesunden Sinnen über Alles geht. Dabei religiös, ein geschickter Künstler, ein treuer Freund. So müßte die ganze Menschheit sein, wenn die Welt sich leicht sollte regieren lassen. – Und wahrhaftig, da kommt auch sein Mädchen, die reizende Teresella! – Sie werden zugeben, Freund, daß der blonde Deutsche Geschmack besitzt und sich eins der schönsten Mädchen Rom's zur Geliebten ausgesucht hat. – Wenn uns der Maler bemerkt, bin ich Monsignore Camuccini.«

Unter Jauchzen und Gesang, in tanzartigen Wendungen und Sprüngen tobte der lustige Schwarm, zumeist aus Trasteverinern mit ihren geschmückten Schönen bestehend, an den verkleideten Priestern vorüber. Lodovico war zu sehr in das Glück des seligen Augenblicks vertieft, als daß er auf fremdartige Umgebungen, die ihn nur

stören konnten, hätte achten sollen. Er gewahrte seinen freigebigen Gönner nicht.

Schon war der Zug vorüber, als Ghiberti sich von hinten am Kleide fest gehalten fühlte. Er kehrte sich um und sah in das verwilderte Gesicht eines jungen Menschen, der als Stutzer gekleidet war

»Was willst Du?« fragte er den trotzig aussehenden Burschen.

»Hilfe gegen geschehenes Unrecht.«

»Kennst Du mich?«

»Ich glaube.«

»Dann weißt Du mich zu finden.«

»Werden Sie mir auch Gehör schenken?«

»Du heißt?«

»Tommaso.«

»Ah! Tommaso aus Trastevere. Ich sah Dich vergangenen Herbst in der Villa Borghese mit einem sehr schönen Mädchen die Saltarella tanzen.«

Der junge Mensch ward bleich, seine Lippen bebten.

»Die Treulose!« murmelte er. »Sie warf sich einem Fremden an den Hals. Aber ich werde mich rächen!«

»Nicht ohne meine Erlaubniß, Tommaso! Das lustige Paar steht unter meinem besonderen Schutz!«

»Vielleicht verliert sich die gute Meinung, die Sie von dem Deutschen haben, ein wenig, wenn Sie dies in Empfang nehmen wollen.«

Der Stutzer zog mit raschem Griff einen großen Brief aus der Tasche, dessen Siegel erbrochen war und überreichte ihn Ghiberti.

»Von wem?« fragte der Jesuit. »Und wie bist Du zu diesem Schreiben gekommen?«

Tommaso lächelte tückisch, grüßte die Priester und sprang mit den Worten:

»Wann wir uns wiedersehen!« in den melodisch rauschenden Pinienhain, unter dessen schlanken Stämmen der lustige Schwarm bereits auseinander gestoben war.

Ghiberti sah dem kecken Burschen ein paar Sekunden lang forschend nach, dann steckte er den erhaltenen Brief gelassen zu sich, legte den Arm wieder in den des Grafen und verließ heiter plaudernd die Villa.

SIEBENTES KAPITEL. GHIBERTI.

»Wenn ein Mann erscheint, der sich Tommaso nennt,« sprach am nächsten Morgen Ghiberti zu seinem alten zitternden Bedienten, »so meldet Ihr mir ihn ungesäumt!«

Der erwartete Stutzer kam aber nicht. Ghiberti würde nun jedenfalls nach ihm geschickt haben, wäre seine Wohnung ihm bekannt gewesen, da er sich aber dieser Kenntniß nicht rühmen konnte, so mußte er geduldig warten. Es vergingen zwei, drei, vier Tage, die ganze Woche verstrich und Tommaso ließ sich noch immer nicht blicken. Selbst am Ende der zweiten Woche harrte der unruhig werdende Secretär vergeblich wie am ersten Tage auf den verwegen aussehenden Burschen, und als auch die dritte Woche mehr als zur Hälfte abgelaufen

war, sah er sich endlich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, einen Weg, den er gern vermieden hätte, einzuschlagen, um des Trasteveriners habhaft zu werden. Er war nämlich entschlossen bei Lodovico Erkundigungen einzuziehen. Kannte dieser auch selbst nicht den Aufenthaltsort seines Feindes, so konnte er doch ohne Zweifel durch Teresella's Verbindungen denselben auskundschaften.

Ghiberti hatte sich schon zu diesem unangenehmen Gange gerüstet, als die ersehnte Meldung von der Ankunft des längst Erwarteten an ihn gelangte. Es war, als hätte Tommaso gewußt, wie viel dem Secretär an seinem Erscheinen gelegen sei, und wie lange er ihn warten lassen könne, ehe er die Geduld dieses nur nach reiflichster Ueberlegung handelnden Mannes erschöpfe.

Ghiberti ließ den Trasteveriner rufen und befahl seinem Diener, sich zu entfernen.

»Du hast sehr lange auf Dich warten lassen, Tommaso,« redete er den trotzigen Gesellen an. »Nach Deinen Gebehrden und Worten bei unserer Begegnung in Villa Pamfili zu schließen glaubte ich, es sei Dir mehr an einer geheimen Unterredung mit mir gelegen.«

»Nicht mehr, wie Ihnen, Excellenz. – Aber ich halte Wort, wie Sie sehen, denn da bin ich.«

»Warum kamst Du nicht früher?«

»Ich hatte nicht Zeit.«

»Nicht Zeit? – Du hast nur zu viel Zeit, Tommaso, darum ist Deine Seele so verwildert, wie Dein Haar.«

»Kümmern sich Ew. Excellenz nicht um meine Seele! Der weiß ich, wenn's nöthig ist, vortrefflich beizukommen. – Hat sie Durst, so weih' ich ihr ein paar Foglietten des besten Frascataners; will sie jauchzen und jubeln, so kann sich Tommaso rühmen, noch niemals vergebens seine Blicke auf die Anwohnerinnen des Gianicolo geworfen zu haben, und sitzt sie traurig und geduckt wie eine Wachtel im Schlamme ihrer Sünden, nun bei der wunderhätigen Madonna von Ara celi, was beim Bacchus sollten denn die Priester vor Langerweile in ihren Beichtstühlen anfangen, wenn sie nicht vom Zeit zu Zeit ein recht räudiges Schaaf von Kopf zu Fuß mit der scharfen Bürste der Buße und Strafe abzuscheuern hätten! – Es ist Sache der Kirche, wie sie uns weiß und rein kriegt, als kämen wir eben aus Mutter Leibe – ich meines Theils habe mich nie viel darum gekümmert.«

»Sorge Dich auch ferner nicht darum, mein Sohn, trage aber so oft wie möglich Deine Anliegen den Dienern der Kirche vor, und es wird Dir wohl gehen hier und dort!«

»Dort? – das kann sein, ich habe keine zuverlässige Kunde davon, was aber das Hier anbelangt, so wär's wirklich dem heiligen Antonius, meinem Schutzpatrone, ein Leichtes, mir das Gute künftighin in etwas reichlicheren Portionen zukommen zu lassen.«

»Glaube und hoffe, mein Sohn, und Dir wird geholfen werden!«

»Hm, könnten mir Ew. Excellenz nicht etwas Hilfe auf Abschlag vorausgeben?«

»Es kommt auf Dich an.«

»Das höre ich gern. – Was also muß ich thun?«

»Mir ohne Umschweif die Wahrheit sagen.«

»Bei wie vielen Heiligen wollen Sie, daß ich schwören soll?«

»Ich begnüge mich mit Deinem Handschlag, da ich Dich für einen Mann und zwar für einen Römer halte.«

»Bei Sanct Peter, ein Römer so ächt, wie der große Cäsar! – Hier meine Hand.«

Ghiberti legte nur die Fingerspitzen seiner Rechten in die Hand des Trasteveriners. Dann sagte er:

»Wie kamst Du zu dem Briefe, den Du mir in der Villa Pamfili ausliefertest?«

»Ich fand ihn.«

»War er erbrochen?«

»Glauben Ew. Excellenz, ich sei ein gemeiner Schelm, wie die Juden? Mit dem Dolche breche ich einem Feinde wohl die Brust auf, wenn mir das Blut zu Kopfe steigt, an Briefen aber – o pfui! – vergreife ich mich nicht!«

»Du hast ihn aber gelesen.«

»Da er zufällig in schlechtem Italienisch geschrieben war, verführte mich der Name dessen, an den er gerichtet ist, zu dieser Ungebührlichkeit.«

»Kennst Du den Schreiber?«

»So wenig wie seine Mutter, bei der heiligen Agnes!«

»Aus welchem Grunde übergabst Du mir jenen Brief?« Tommaso lächelte.

»Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Ew. Excellenz, deshalb, weil ich dem deutschen Hunde, der mir Teresella abspänstig gemacht hat, damit zu schaden hoffte!«

»Es ist Sünde, unsren Nebenmenschen Böses zuzufügen oder zu wünschen.«

»Unsern Nebenmenschen! – Ich bitte Ew. Excellenz, wer spricht hier von Nebenmenschen! – Signor Lodovico ist mein Feind und ein Ketzer obendrein!«

»Dein Feind mag er sein, doch ist er jedenfalls ein besserer Christ, als Du. Ich sage Dir daher, laß von jetzt an den deutschen Maler in Ruhe! Gib alle Rachegedanken auf – vergiß Teresella! – Das Mädchen war Dir nicht bestimmt.«

»Cazzo!« knirschte der Trasteveriner und zerknitterte vor Ingrimm seinen Hut. »Hätte ich sie nur an jenem Abend mit meinem Messer durchbohrt!«

»Du beträgst Dich sehr unbesonnen, Tommaso,« sprach Ghiberti, »durchaus nicht, wie man von einem Abkömmlinge der Catonen erwarten sollte. – Ja, immer sieh mich an, es ist meine feste Ueberzeugung. – Auch kenne ich Deinen Stammbaum so genau, wie Du selbst und möchte gern einen tüchtigen Menschen, der seiner glorreichen unsterblichen Ahnen würdig ist, aus Dir machen. – Hättest Du wohl Lust, mir zu gehorchen, in meine Dienste zu treten? – Du sollst es gut haben und an nichts Mangel leiden. Auch die Arbeit – ich verspreche es Dir – soll Dich nicht drücken.«

»Zum Priester tauge ich nicht,« versetzte Tommaso unschlüssig und verlegen.

»Dein Haarwuchs wäre auch zu dicht zur Tonsur,« versetzte Ghiberti spöttisch, »deshalb möchte ich Dir einen

solchen Vorschlag gar nicht machen. Aber Du schlenderst gern in den Straßen umher bei schönem Wetter, Du spielst leidenschaftlich Domino und Morra, Du verplauderst mit vielem Vergnügen täglich einige Stunden auf Kaffeehäusern und in Osterien. Alles das nun sollst Du künftighin umsonst und so lange es Dir behagt thun können, wenn Du mir dafür eine Gegenleistung, versprechen willst.«

»Zum Beispiel?«

»Genau auf die Gespräche der Fremden zu hören, wenn sie mit dem Lesen auswärtiger Zeitungen beschäftigt sind.«

»Diavolo, die Fremden sprechen dann nur nicht Italienisch, Ew. Excellenz!«

»Es thut nichts – den Sinn erräthst Du doch aus ihren Gebehrden – ihren Blicken. – Sie pflegen sich ja unsere Zeichensprache in kurzer Zeit anzugewöhnen. – Und überdies verstehst Du Französisch, eine Sprache, deren sich die Fremden verschiedener Nationen sehr häufig bedienen. Den Inhalt dieser Gespräche im Allgemeinen hast Du mir jeden Morgen mitzutheilen.«

»Wird das nicht langweilig sein, Excellenz?«

»Im Gegentheil, es wird Dich binnen wenigen Tagen sehr unterhalten, Du wirst dabei nicht nur die Sprache besser lernen, sondern auch mannichfache Kenntnisse einsammeln, von denen Du jetzt kaum eine Ahnung hast. So dienst Du mir, nützest der Kirche und bildest Dich zu einem Manne aus, dem es nie mehr im Leben an Glück, Ehre und – Liebe fehlen kann. Also Muth, Tommaso.«

»Weil Sie es wünschen, Excellenz, und weil ich außerdem ein verlorener Mensch wäre, will ich's versuchen.«

»Ich bin befugt, Dir für diesen guten Vorsatz im Namen des heiligen Vaters sechzig Tage Ablaß zu ertheilen. Gehe in Frieden und unterdrücke alle Rachegedanken gegen Lodovico und Teresella!«

Tommaso gelobte dies durch wiederholten Handschlag und verließ in ungewöhnlich ernsthafter und friedlicher Stimmung das Vorzimmer Ghiberti's, dessen sonderbare Aufträge ihm viel zu denken gaben. –

In seine stille, von allem Weltgeräusch abgeschlossene Wohnung wieder zurückgekehrt, suchte der Secretär den von Tommaso erhaltenen Brief wieder vor. Derselbe rührte von Baron Stanislas Sembronowski her und war an den Maler gerichtet, der ihn auch empfangen hatte. Wahrscheinlich war er dem fröhlichen Künstler bei seinen Lustwandelungen durch die Villa am Arm der schönen Teresella entfallen, wo ihn der immer um das Paar herumschleichende Tommaso leicht finden können.

Der Inhalt dieses Briefes konnte Bedenken erregen, denn Baron Stanislas meldete seinem Vetter Lodovico aus Paris, wo er sich gegenwärtig herumtrieb, er habe in Erfahrung gebracht, daß seine Gönner in Rom nichts Gutes mit ihm vorhätten und daß er deshalb auf seiner Huth sein und nicht jedem freundlichen Gesicht trauen möchte! Beigefügt waren noch eine Menge Beispiele von Verführungen unerfahrener junger Leute, die auf ähnliche Weise geködert worden und später in's Elend gerathen sein sollten. Unverhohlen deutete er auf die Jesuiten hin,

wobei er mit klaren Worten aussprach, daß auch ihm von diesem Gesindel sehr annehmbare Vorschläge gemacht worden wären, daß er aber lieber darben, als jener abscheulichen Brüderschaft in die Hände fallen wolle. Endlich theilte er dem Maler in zerknirschten Ausdrücken mit, wie er sich, geblendet von glänzenden Anerbietungen und um schnell wieder frei zu werden, in Rom habe verleiten lassen, Briefe zu schreiben, an denen kein wahres Wort sei, und die jedenfalls zu irgend einem schlechten Streich gegen ihren gemeinsamen reichen Verwandten, den Grafen Michael, benutzt werden sollten. Sein Gewissen lasse ihm nicht länger Ruhe, weshalb er dem Vetter seine schlechte leichtsinnige Handlung gestehe, damit er sich erkundigen und im Fall der Noth dem Grafen beispringen möge. Ein so großer Freundschaftsdienst würde ihm gewiß die Zuneigung des grämlichen Mannes so wie dessen reiche Unterstützung erwerben.

Für Ghiberti mußte die Ueberlieferung dieses Briefes von unschätzbarem Werth sein. Zu seiner Freude konnte ihn der Maler höchstens einen Tag lang besessen haben, wie aus Datum und Poststempel hervorging, und so durfte er hoffen, den möglicherweise in der Seele des arglosen Deutschen aufkeimenden Verdacht noch zeitig genug zu ersticken. Hätte er auch errathen können, wer dem leichtfertigen Weltmann Stanislas auf so richtigen Weg geleitet und der so nahen Verwirklichung seiner wichtigsten Pläne entgegengearbeitet haben mochte. All sein Denken und Forschen führte ihn hier auf keine Spur, die

er mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg hätte verfolgen können.

Lodovico mußte vor Allem gewarnt und beruhigt werden, und Ghiberti's Geistesgewandtheit fiel es nicht schwer, eine Geschichte zu erfinden, die dem Maler glaubwürdig erscheinen mußte. Ohnehin durfte er vermuten, daß Stanislas' Worte keinen bedeutenden Eindruck auf den Maler machen würden, da er den Baron während seines Aufenthaltes in Rom als einen gesinnungslosen aufschneiderischen Menschen kennengelernt hatte.

Ghiberti besuchte gleich am Tage nach Empfang des Briefes seinen Schützling. Dieser lebte ein schönes heiteres Künstlerdasein auf der Villa, deren Räume ihm durch Vermittelung Camuccini's eingeräumt worden waren. Mit Fleiß und Talent arbeitete Lodovico an Wiederherstellung der Porträts, die ihm meisterlich gelang. Täglich besuchte ihn hier Teresella, unterhielt ihn mit ihrem fröhlichen Geplauder, liebkos'te ihn und wußte von ihrer Einrichtung Wunderdinge zu erzählen; denn die beiden jungen Leute waren überein gekommen nach beendigter Restauration der Bilder sich priesterlich einsegnen zu lassen.

Lodovico empfing den vornehmen Gast, der so gut deutsch sprach und die altdeutschen Maler so trefflich zu würdigen verstand, mit einer gewissen herzlichen Ehrfurcht, die seinem ganzen Wesen etwas Kindliches verlieh.

Camuccini war, wie immer, der leutseligste Mann, der verständigste Kunstmäzen, der milde nachsichtige Beurtheiler menschlicher Eigenheiten und Schwächen. Er traf Teresella bei dem Maler. Die schöne Tochter Rom's kniete neben der Staffelei und setzte nach Lodovico's Angabe mit der liebenswürdigsten Zierlichkeit Farben auf eine gereinigte Palette. Sie wollte aufspringen, als sie den vornehmen Mann eintreten sah, dessen wahren Charakter sie eben so wenig als ihr Geliebter kannte. Camuccini winkte aber so freundlich, sie sollte sich nicht stören lassen, daß die Schöne lieblich erröthend in ihrer Beschäftigung fortfuhr.

»Ein Künstlerpaar, wie es sein soll,« sagte Camuccini lächelnd, indem er hinter Lodovico's Stuhl etwas zur Seite stehen blieb. »Die Grazien selbst, wenn sie noch lebten, müßten über so schöne geistige Einigkeit zweier feurig liebender Seelen sich freuen. – Du siehst heut doppelt schön aus, Teresella – wahrscheinlich eine Folge des gestrigen lustigen Nachmittags.«

Das Mädchen erröthete noch mehr und wagte kaum aus ihren großen Gluthägen einen verstohlenen Blick auf ihren Geliebten zu werfen.

»Monsignore scheinen allwissend zu sein,« antwortete statt Teresella der Maler. »Wir haben uns wirklich einen vergnügten Nachmittag in Villa Pamfili gemacht. Die Luft war so würzig, die Blumen so lockend, der Himmel so göttlich blau! Waren Monsignore auch in der Villa?«

»Ich ging blos vorüber. Das fröhliche Leben veranlaßte mich einen Blick unter die Laubgänge zu werfen und

da fiel mir die graziöse Figur dieser kleinen schalkhaften Zauberin sogleich in die Augen. Ich wollte Euch nur nicht stören, sonst würde ich Euch angeredet und mich einige Zeit unter die fröhlichen Gruppen gemischt haben.«

»Ach hätten es doch Monsignore gethan!« seufzte Teresella, mit ihren schmalen bräunlichen Fingern ein Häufchen des brennendsten Roth aus der Farbenblase auf die Palette drückend. »Sie hätten uns damit vielleicht großes Unglück ersparen können.«

»Euch Unglück ersparen?« wiederholte Camuccini. »Nun das muß ich gestehen, wenn Ihr noch von Unglück sprecht, so möchte ich wirklich einmal die Gesichter zweier Glücklichen sehen. Im Himmel können die keine Aufnahme finden, weil bei so überschwenglichem Ausdruck größten Herzensjubels alle Engel melancholisch werden müßten! – Kinder, Kinder, seid nicht undankbar!«

»Und dennoch hat Teresella Recht, Monsignore,« sagte Lodovico, ebenfalls seufzend und mit einiger Heftigkeit, einen neuen Ton mischend. Seine Gesichtszüge drückten, Verlegenheit, Furcht und auch Entrüstung aus.

»Nun was hat es denn gegeben, meine Lieben, wenn es einem aufrichtigen Freunde erlaubt ist, zu fragen? Haben Sie Streit gehabt, Lodovico?«

»Nicht im Geringsten.«

»Oder habt Ihr Euch beim Tanzen die Füße versprungen?«

»Ich will es Ihnen nur kurz sagen, Monsignore,« fiel Teresella lebhaft ein. »Lodovico hat einen Brief, einen, recht

schuftigen Brief verloren, der ihm viel Verdruß machen kann, wenn er in eines Feindes oder nur schadenfrohen Menschen Hand geräth.«

»Mit Briefen soll man stets vorsichtig umgehen. Es sind gefährliche Begleiter auf lustigen Spaziergängen. Gewiß ein Brief aus Deutschland?«

»Ach, Monsignore,« erwiederte Lodovico, Palette und Malerstock aus der Hand legend und verlegen bald auf seinen mit Farben befleckten Kittel, bald auf das Porträt sehend, »ich befinde mich wirklich in einer recht bedauernswerthen Lage, da der Verlust jenes Briefes weniger mich, als – –«

»Nun als?«

»Als Monsignore,« fiel Teresella ein, »auf die schändlichste Weise verleumdet! Erfahren müssen Sie es einmal, mag kommen, was will, und da soll es denn ohne langes, Stottern und Bedenken heraus!«

»Mich? – Ein Brief an Signor Lodovico soll mich verleumden?« sagte Camuccini ungläubig. »Das wäre ja fast, als wollte der Bauer den Sonnenschein schmähen, in dessen wärmendem Licht seine Saaten reifen.«

»Freilich ist es so, Monsignore,« erwiederte Lodovico, »und dennoch hat man diesen Frevel gewagt! Dennoch hat man sich erfrecht, mich vor Ihnen zu warnen und Ihnen die schlimmsten Dinge Schuld zu geben!«

»Ach das ist spaßhaft, mein Freund,« sagte Camuccini sehr heiter. »Bitte erzählen Sie mir doch die Sache genau, denn nun ich persönlich dabei betheiligt bin, muß ich

mich wider Willen zum Mitwisser dieses schrecklichen Geheimnisses aufdringen.«

»Nun so hören Sie denn, Monsignore! – Am Sonnabend, also vorgestern, erhalte ich einen Brief aus Paris, die Adresse war richtig, die Handschrift kannte ich nicht. Nur fiel es mir auf, daß ich auf dem Siegel mein Familienwappen bemerkte. Ich öffnete also den Brief, sah zuerst auf die Unterschrift, und finde da den Namen »Stanislas Sembronowski«. Sie erinnern sich gewiß noch dieses Mannes, mit dem Sie eines Tages hier zusammentrafen.«

»Dunkel, nur dunkel. – Aber fahren Sie fort.«

»Denken Sie sich mein Erstaunen, meine Entrüstung, als ich lese, daß dieser lockere, verschwenderische und lästerliche Mensch, der sich leider meinen Verwandten nennen darf, mich vor Ihnen warnt und Sie als ein Werkzeug der Jesuiten bezeichnet, das zu Gott weiß welchen Zwecken mir Unterstützung verschafft hätte, um mich später elend zu machen! Wahrscheinlich um seiner abscheulichen Anklage mehr Gewicht zu geben, beschuldigt er sich selbst eines entsetzlichen Verbrechens – der Verfertigung falscher Briefe im Auftrage der Jesuiten, gerichtet – denken Sie solchen Wahnsinn – gerichtet an meinen pietistischen Oheim, um diesem sein Vermögen abzuschwatten!«

»Und das schreibt Ihnen Baron Sembronowski so glatt und blank, ohne es weiter zu begründen?«

»Mit bloßen Lamentationen über seine Leichtgläubigkeit.«

»Und mich bezeichnet er namentlich als bei dieser Be-
trügerei betheiligt?«

»Ganz unumwunden.«

»Der Mensch muß nicht bei vollem Verstande sein! –
Aber solcher Wahnsinn kann gefährlicher werden. – Was
gedenken Sie zu thun?«

»Ich? – Mein Gott, was kann ich thun! – Mich abschlie-
ßen von den Menschen, um nicht mehr von der Schlech-
tigkeit dieser Welt berührt und verletzt zu werden.«

»Und diesen Brief haben Sie verloren?«

»Auf dem Wege zur Villa oder in der Villa selbst. Unser
Suchen ist fruchtlos geblieben. Man muß ihn gefunden
haben oder der Wind hat ihn verweht. Leider ging nur
gestern kein Wind!«

»Könnte man für gewiß annehmen,« sagte Camuccini,
»daß jener Brief von den vielen Menschen zertreten, mit-
hin vernichtet worden sei, so dürfte man die Sache auf
sich beruhen lassen, da aber dies nicht anzunehmen ist,
muß durchaus etwas geschehen. Das sind Sie Ihrer Eh-
re, das bin ich meiner Redlichkeit, meinem unbefleckten
Rufe schuldig. Oder halten Sie mich für einen Heuchler
und solcher Schandthaten fähig wie sie Ihr unwürdiger
Namensvetter mir andichtet?«

»Wie können Monsignore von mir so etwas denken!
– Vom ersten Augenblicke an, wo ich das Glück hatte,
mit Ihnen bekannt zu werden durch Vermittelung mei-
nes gutmüthigen Landsmannes, von jenem Augenblicke
an war ich Ihnen mit Herz und Seele, mit Gut und Blut
ergeben, und das soll, mein' ich, so bleiben, bis meine

Hand mit dem Herzen zugleich erkaltet! – Darüber, brauchen wir weiter kein Wort zu verlieren.«

»Es war auch Lodovico's fester Wille,« setzte Teresella hinzu, »Monsignore dieses verläumperische Schreiben auszuantworten, und es betrübte uns Beide tief, daß ein unglücklicher Zufall uns hinderte, diesen guten Vorsatz zur That werden zu lassen.«

»Betrübt Euch nicht weiter, liebe Kinder,« sprach Camuccini, »ich sehe, daß Ihr ehrlich handeln wolltet und es kann mir nicht einfallen, Euch zu zürnen, weil ein böser Zufall Euch daran verhinderte. Indeß muß durchaus etwas geschehen. Denn es liegt diesem Briefe ohne Zweifel eine versteckte feindliche Absicht zu Grunde. Baron Sembronowski, dessen Gestalt mir immer lebhafter vor die Seele tritt, mag von eigennützigen Rathgebern zur Verfassung dieses Briefes veranlaßt worden sein in der Hoffnung, irgend etwas damit zu erlangen. Mir scheint, als habe er eine nie wieder zu sühnende Feindschaft zwischen Ihnen und Ihrem Oheim herbeiführen und Sie deshalb veranlassen wollen, durch trotziges Aussprechen eines Verdachtes den Ihnen feindlich gesinnten Mann noch mehr gegen Sie aufzubringen. Was nun auch immer der Zweck des Schreibens gewesen sein mag, wir müssen ihm begegnen. Es fragt sich, ob Sie mir freie Hand lassen wollen?«

»Mit größtem Dank, Monsignore, würde ich ein solches Anerbieten annehmen,« versetzte Lodovico. »Ich bin sehr wenig geübt in Behandlung weltlicher Angelegenheiten, zumal solcher, die ich nicht klar durchschauen.

kann. Und außerdem stört mich Alles von Außen unangenehm auf mich einwirkende in Ausübung meiner Kunst, verdüstert meine Gedanken und raubt mir den klaren Blick, der zu künstlerischer Auffassung und Gestaltung so unerlässlich ist.«

»Mit Ihrer Genehmigung, lieber Lodovico, würde ich dann einem meiner vertrauten Freunde in Paris Auftrag geben, sich nach dem Lebenswandel Ihres Herrn Veters zu erkundigen, seinen Umgang zu beobachten, über seine politischen Verbindungen sich möglichst genaue Kenntniß zu verschaffen. Lautete die Antwort so, daß man fernere Umtriebe des gefährlichen Mannes besorgen müßte, so würde es Ihrer eigenen ruhigen Existenz wegen räthlich sein, den Baron überwachen und nach Befinden auch verhaften zu lassen.«

»Mir scheint,« erwiederte Lodovico, »der gute Vetter, mit dem mich der Zufall hier zusammenführte indem er im Cafe del Greco meinen Namen hörte und sich mir als einen Baron gleiches Namens vorstellte, mag in seinem sorglos lustigen Leben mit dem geistigen Capital nicht ökonomischer umgegangen sein, wie mit dem ererbten väterlichen Vermögen. Wenigstens hat er mir eine lange Geschichte erzählt von feindlichen Umtrieben und Verwaltung seiner großen Mittel durch den Grafen Michael; – von der Aussicht, die er habe, wieder eigenmächtig darüber verfügen zu können, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Läugnen läßt sich nicht, daß er sehr bedeutende Summen bei seiner Abreise aus Rom besaß, Vielleicht hatte er wirklich dem Oheim Geld abgelockt,

vielleicht auch dessen Credit benutzt, und auf seinen Namen gezogen. Jetzt mag er mit den erhaltenen Geldern fertig sein und durch irgend ein keck ersonnenes Manöver neue Subsistenzmittel sich verschaffen wollen.«

»Irgend eine Veranlassung ähnlicher Art mag zu Abfassung des verleumderischen Briefes ihm die Feder in die Hand gegeben haben,« sagte Camuccini. »Lassen Sie uns deshalb handeln, damit er die Thorheit nicht weiter treibt und einen unerfreulichen Scherz in verhängnißvollen Ernst verwandelt. Noch ist nichts verloren! Selbst in dem schlimmsten Falle, daß ein Mensch, der Lesen und schlechtem Gebrauch von dem Gelesenen machen kann, den Brief gefunden hätte, wäre gegenwärtig noch nichts versäumt. Bis zu Ihrem Oheim im Gebirge – nicht wahr, dorthin hat er sich auf irgend ein altes Castell zurückgezogen? – kann in so kurzer Zeit Niemand gelangen, und Sie selbst haben gewiß auch nicht Lust, dem grämlichen Manne die verlangten mißlichen Entdeckungen zu machen.«

»Gott soll mich bewahren,« rief der Maler mit leisem Entsetzen aus. »Ich will froh sein, wenn ich den frommen Wütherich nie mehr schon Angesicht zu Angesicht sehe!«

»Sie legen also Ihr Schicksal, so wie das Ihres sauberen Vetters in meine verrätherischen Hände?« fragte Camuccini mit feinem Lächeln.

»Ohne allen Vorbehalt, Monsignore,« erwiederte Lodovico lustig. »Der närrische Kauz in Paris wird vielleicht dadurch klüger, und ich werde mich jedenfalls heiterer

dabei befinden. Nur – versteht sich –« setzte er mit komischem Ernst hinzu, »bedinge ich mir aus, daß es dem Baron nicht an Hals und Kragen geht!«

»Mein Ehrenwort darauf, daß er so sicher und ungestört leben soll, wie Sie und ich! – Haben Sie Dank für Ihre Aufrichtigkeit.«

Camuccini küßte den Maler beim Abschiede nach römischer Sitte, und die beiden Liebenden überließen sich vor Freude über die glückliche Wendung dieser für sie so höchst ärgerlichen Angelegenheit der lautesten Ausgelassenheit.

Ghiberti aber arbeitete an diesem Tage bis gegen Mitternacht und schickte noch vor Tagesanbruch drei Couriere ab, von denen Einer nach Paris, der Zweite nach Polen und der Dritte nach Subiáco ging. Dieser Letzte hatte den strengsten Befehl, den von Petrella herunterkommenden Boten in dieser Gebirgsstadt zu erwarten, seine Depeschen in Empfang zu nehmen und ihm dafür die neu erhaltenen auszuliefern.

Antwort auf diese letzten sehr ausführlichen Befehle trafen Ende März, wenige Tage nach Tommaso's wunderlicher Anwerbung in Rom ein. Der zuverlässige Hubert überbrachte sie selbst. Ihr Inhalt verklärte das Gesicht Ghiberti's und ließ im Hochgefühl der Freude seinen Lippen die Worte entschlüpfen:

»Der Sieg ist unser. – Binnen einem Monat liegt das Schicksal der Welt und ihre Neugestaltung in unsren Händen!«

ACHTES KAPITEL. NICOL BOGECZ.

Die höchsten Gipfel der Apenninen und die steilen, in zahllose Klüfte zerspaltenen Felsenwände der Abruzzen waren noch mit tiefem Schnee bedeckt, der unter den feurigen Küssen der Morgen- und Abendsonne purpurn erglühete und, wenn schon alle Thäler von den Schatten der Nacht erfüllt wurden, noch lange im dunkeln Blau des Aethers leuchtete.

Diesem wunderbaren, immer von Neuem berauschen- den Alpenglühnen sahen Victorie und Nicol von einem schmalen Söller des Schlosses, wie solche vor den meisten Fenstern angebracht waren, freudig bewegt all- abendlich zu. Niemand störte sie um diese Stunde in ihren Unterhaltungen, und sie hatten sich so viel zu sagen! Denn der lange Aufenthalt des jungen liebenswürdigen Polen, der alle Vergnügungen der Welt freiwillig aufgegeben hatte, um einem schwer gebeugten Greise die Ruhe des Herzens wieder zu verschaffen, mußte auf das junge Mädchen, die nun schon seit Jahren ganz allein mit dem geistig Kranken gelebt hatte, einen tiefen Eindruck machen. Anfangs begegnete die schöne Gräfin ihrem Landesmanne mit großer Zurückhaltung, aber stets mit Achtung, und so wenig sie auch in den ersten Wochen mit ihm sprach, ein warmes Gefühl tiefer Dankbarkeit konnte sie in ihren Worten nicht verwischen.

Als sie später bemerkte, wie der traurige Zustand ihres leidenden Vaters von Tag zu Tag sich besserte, wie er

wieder Theil nahm an allgemeinen Gesprächen und seine schroffen religiösen Ansichten milderen Platz machten, da überkam Victorie eine selige, innere Freudigkeit, die glückverkündend aus ihrem Auge leuchtete und in dem Zauber ihrer Sprache wehte. Das furchtbare Weh, um so erschütternder, als sie es schweigend in ihr Herz verschloß, und die unnennbare Trauer, die früher ihre Sprache in schwarze Todtenschleier hüllte, wich jetzt den süßesten Jubeltönen und verkündigte das hohe Glück, das in dem reinen Herzen dieses himmlischen Wesens sich eingenistet hatte.

Victorie war zu sehr Naturkind, um ihre Gefühle dem Manne verbergen zu können, dem er diese ungeahnte Verwandlung zu verdanken hatte. Sie sprach Nicol erst nur mit Blicken, später mit kurzen, scheu ihren Lippen entfliehenden Worten aus, was sie fühlte, und erst als längerer Umgang sie vertrauter mit ihm machte und sein harmloses Wesen, seine liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, sein festes Vorsorgen sie ermuthigten, erst dann ließ sie ihr Herz von dankenden Worten überströmen.

Nicol wies diese Zeichen kindlicher Dankbarkeit als ihm nicht zukommend bescheiden zurück, sprach viel von den Pflichten der Nächstenliebe und benahm sich der jungen Gräfin gegenüber stets zart und artig. Daß er ihr huldige, konnte Victorie nicht lange verborgen bleiben, diese Huldigungen ihres Landemannes waren aber so ehrfurchtvoll, so ganz im Sinn edelster Ritterlichkeit, daß sie sich nicht davon belästigt, eher erfreut, ja beglückt fühlte. Lange wagte sie nicht tiefer in ihr Herz zu

blicken, weil sie eine Entdeckung fürchten mochte, vor der sie bang und süß erbebte, und als er in Folge von Aeußerungen, die Nicol gegen sie ausgesprochen sich doch dazu veranlaßt fand, konnte sie nicht umhin, sich unter glücklichem Seufzen zu gestehen, daß sie den Grafen, der sie und ihren Vater gerettet hatte, schwärmerisch liebe.

Bald nachdem sie sich in stiller Kammer dieses Geständniß abgelegt hatte, überraschte sie Nicol oder Graf Dolmo, wie ihr das schon einige Male begegnet war, vor dem Porträt der Beatrice. Früher pflegte sie sich unberichtet zurückzuziehen und den in tiefe Betrachtungen Versunkenen nur von Ferne unter Herzklopfen zu belauschen. Diesmal aber siegten Uebermuth und Schelmerei über die jungfräuliche Zaghafigkeit ihres Herzens, und auf den Zehen sich hinter den jungen Priester schleichend, klopfte sie ihn unvermuthet sanft auf die Schulter. Nicol kehrte sich überrascht um und sah in das von heiliger Glückesahnung verklärte geröthete Gesicht der Gräfin.

»Man muß Sie wirklich warnen, armer Mann,« sagte sie mit drohend erhobenem Finger, »sonst haben Sie noch das entsetzliche Unglück, daß Sie sich sterblich in ein Bild verlieben, vor dem Sie fliehen sollten, wie vor einem Gespenst!«

Die Gewißheit eines hohen seltenen Glückes, die einsame Stunde, die eigene Schwäche, die längst seinen Willen gebrochen, machten Nicol kühn. Er umfing die schlanke Gestalt, zog sie ungestüm an sich und schloß ohne zu sprechen ihren rosigen Mund mit versengenden

Küssen. Ein unbewachter, seliger Augenblick entriß Beiden das Geständniß ihrer Liebe und ohne an die Folgen so raschen Handelns zu denken, gelobten sich die Glücklichen unter den beiden verhängnißvollen Porträts ewige Liebe und Treue! –

Ob den geweihten Priester sein übereiltes Handeln später bei ruhiger Ueberlegung reute, wissen wir nicht. Sein Betragen gegen Victorie, die ihm verlobte, mit dem ganzen Zauber ihres Liebreizes sich hingebende Braut zeugte vom Gegentheil. Doch wäre es denkbar, daß die Wichtigkeit seiner Sendung und kluge Berechnung seiner Lage ihm zu fortgesetzten Liebesversicherungen veranlaßte, mit denen er um so weniger kargte, als sie ihm vom Herzen gingen und ihm das Heucheln einer Ruhe und Leidenschaftslosigkeit ersparten, die er Victorie gegenüber nicht besaß.

Graf Michael war scharfblickend genug, um an der Umwandlung seiner Tochter das immer vollere Erblühen ihrer Liebe zu dem Gaste zu bemerken. Es lag aber gar nicht in seinen Plänen, die Verbindung seines einzigen geliebten Kindes mit einem Sprößlinge der begüterten Familie Dolmo zu verhindern, und so ließ er den jungen Leuten freien Spielraum, um die entstehende Neigung zur alles verzehrenden Flamme anzufachen.

Inzwischen war es Nicol durch konsequente Verfolgung seines von Anfang an entworfenen Planes gelungen, den pietistisch gesinnten Graen dessen krankhafte

religiöse Richtung, wie wir wissen, blos Folge eines stürmisch anklopfenden und auf andere Weise nicht zu beruhigenden Gewissens war, seiner Lebens- und Denkweise zu entwöhnen. Michael betete nur noch, wenn das Licht des jungen Tages sein Auge erschloß, wenn er zur Tafel kam und wenn er am Schluß des Tages abrechnete mit sich selbst. Der hypochondrische, von tausend Qualen jahrelang gepeinigte Greis war im edelsten Sinne des Wortes ein wahrhaft frommer, gottergebener, sogar für seine aufreibenden Leiden dem Höchsten dankbar ergebener Christ geworden. Nie hatte der Jesuitismus eine bessere That vollbracht. Er würde dafür die Anerkennung aller Guten verdient haben, wäre es nicht aus eigennützigen weltlichen Beweggründen geschehen und hätte nicht tief verborgen im finstern Hintergrunde die abscheulichste Verrätherei, ja das schwärzeste Verbrechen gelauert!

Ruhiger, bescheidener Widerspruch, der zum Festhalten an dem einmal Gewonnenen auffordert, später aber doch zum Nachdenken veranlaßt, hatte Michaels Ueberzeugungen, die mehr bloße Nothwehren gegen den immer mit neuer Blutgier in seinem Innern wühlenden Feind waren, nach und nach erschüttert. Der Zweifel brach der Forschung Bahn, und die Versichungen des Greises, der bereits Vertrauen zu seinem jugendlichen Freunde gefaßt hatte, wußte dieser so geschickt zu leiten, daß ihn nothwendig der Katholicismus in einem hehren verklärenden Lichte erscheinen mußte. Als er den Greis

auf dem Puncte angelangt sah, von dem aus ihm die früher verhaßte Kirche mit ihren mystischen Reizen, ihrem majestätischen Pomp, ihrem bewundernswürdig zusammengefügten hohenpriesterlichen Bau anzog, ließ er die scharfen Pfeile seines Spottes gegen dieselbe spielen und reizte dadurch den leicht verwundbaren und für Widerspruch sehr empfindlichen Grafen zur Opposition. Und so drängte der schlaue Jesuit den reichen Polen Schritt für Schritt der Kirchenschwelle entgegen, nach der er abwehrend schon längst seine Hände ausstreckte, der er in kürzester Frist mit voller Ueberzeugung angehören mußte, wenn nicht ein Wunder ihn rettete.

Nicol jubelte im Stillen über diesen Sieg, der ihm eine wichtige Stellung im Orden sichern mußte. Fast wöchentlich schrieb er einen ausführlichen Bericht über den Fortgang seiner Bestrebungen an Ghiberti und ersah aus dessen Erwiederungen, daß die Gesellschaft sehr zufrieden mit ihm sei.

Als weltkluger Mann vergaß er über seiner Proselytenmacherei keineswegs die pecuniäre Frage reiflich zu überlegen und stets im Auge zu behalten. An einer Reihe von Unterhaltungen mit dem Grafen hatte er sich die genaueste Kenntniß über dessen Vermögensverhältnisse erworben, und diese waren der Art, daß mancher Souverän den Polen darum würde beneidet haben.

Graf Michael wünschte, um jedem Streit in der Familie nach seinem Tode vorzubeugen, ein Testament zu machen und berieth sich über dessen Abfassung häufig mit Nicol. Dieser lenkte ihn ganz nach seinem Willen und so

kam denn Ende März ein Testament zu Stande, das unter Nicol's Einfluß so abgefaßt wurde, daß dieser selbst der festen Ueberzeugung lebte, wenigstens die Hälfte des Vermögens müsse nach dem Tode des Grafen der Gesellschaft Jesu von Rechtewegen anheim fallen.

In lebhaftem Dankgefühl hatte Graf Michael aus freiem Willen seinem Retter, dem Grafen Dolmo, ein bedeutendes Legat ausgesetzt und außerdem in einem besondern Codicill noch ausdrücklich verordnet, daß derjenigen Kirche, im deren Schooße er seinen unsterblichen Geist dem Höchsten zurückgeben würde, der vierte Theil all seiner beweglichen wie unbeweglichen Besitzthümer zum Zeichen seines Dankes gegen die Tröstungen, welche ihm die Religion gewährt habe, anheimfallen solle!

Nicol zweifelte keinen Augenblick, daß der gebrechliche Greis in kurzer Frist selbst den Wunsch gegen ihn äußern werde, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche sich aufnehmen zu lassen und auf diese Hoffnung hin hatte er erst jüngst gegen Ghibertt die Bemerkung fallen lassen, daß es Gott wahrscheinlich belieben würde, den Grafen nach erfolgtem Uebertritt sehr bald zu seinen Vätern versammeln zu wollen! –

Gleicherweise hatte Michael Sembronowski die Aufhebung der Curatel seines Vetters eingeleitet und die betreffenden Papiere durch Nicol, der sein stehender Secretär

geworden war, fortschicken lassen. Da ihm der Graf unbegrenztes Vertrauen schenkte, so konnte der schlaue Jesuit mit den erhaltenen Actenstücken nach Belieben verfahren. Ab gingen sie allerdings, aber immer nur, um im Profefßhause der Jesuiten zu Rom eröffnet zu werden.

Nach so großen Fortschritten hielt Nicol seine Sendung für beendigt. Er bereitete sich im Stillen schon auf seine Abreise vor, die er indeß nicht eher antreten wollte, als bis der Graf den Wunsch aussprechen würde, sein Versteck zu verlassen und Rom wieder zu sehen. Diesen Augenblick hielt er für nahe bevorstehend. Nur eine Art Scheu schien den Greis an unverhohlenem Ausspruch seines innigsten Wunsches noch zu verhindern.

Victorie freute sich der geistigen Wiedergenesung ihres Vaters um so mehr, als der Geliebte dieselbe veranlaßt und zu Stande gebracht hatte. In ihrem reinen Dankgefühl übersah sie die Ueberzeugungsänderung, die mit dem Greise vorgegangen war, so wie sie ihre eigene veränderte Glaubensrichtung nicht bemerkte, da es ihr ganz natürlich schien, daß ein liebendes Mädchen eben so denken müsse, wie der Mann, zu dessen geistiger Erhabenheit sie in seliger Bewunderung aufschaute. Ohne es zu wollen noch zu ahnen war Victorie im Herzen katholisch geworden. Es fehlte nur noch eine offene Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses vor aller Welt.

So sehr nun auch Nicol über diese großen Erfolge triumphirte, bangte ihm doch zuweilen, wenn er an sein immer offener sich kund gebendes Verhältniß zur schönen

Gräfin dachte. Die Liebe des reizenden Mädchens schmeichelte zwar seiner Eitelkeit, aber sie hemmte ihn auch nicht selten in der Freiheit seines Wirkens. Am meisten störte ihn, daß Victorie vor den Augen ihres Vaters kein Hehl aus ihrer schwärmerisch feurigen Neigung machte, und obschon der Graf nie ein Wort darüber geäußert hatte, mußte er doch annehmen, daß er die Wahl seiner Tochter billige und längst von derselben in Kenntniß gesetzt worden sei. Nicol selbst war sich bewußt, sich dem Greise gegenüber nie vergessen zu haben, und dies stolze Bewußtsein allein gab ihm Muth, seine ferneren Pläne consequent zu verfolgen.

Mit Victorie allein war Nicol zärtlich, hingebend, der glücklichste Liebende, und er hatte sich von Seiten der Gräfin über Sprödigkeit nicht zu beklagen. Wohl merkte er häufig an ihrem Andeutungen, daß sie eine bestimmte Erklärung von ihm sehnlichst wünsche, daß sie erwarte, er werde bei ihrem Vater förmlich um ihre Hand werben und es schien ihm, als läge ihr ungemein viel an Beschleunigung dieser verhängnißvollen für sie beseligenden Stunde. Dies liebevolle zärtliche Drängen, dies Schmeicheln des in den farbigsten Träumen einer glücklichen Zukunft schwelgenden Mädchens beunruhigte den falschen Grafen. Sein Zweck ging dahin, die Geliebte so lange durch Liebkosungen zu beruhigen, bis der Uebertritt des Grafen erfolgt sei. Dann wollte er plötzlich und spurlos verschwinden. Victories Schicksal konnte ihn wenig kümmern, da er zur größern Ehre Gottes auf Befehl

seiner Vorgesetzten ein paar Seelen gerettet und dem Orden ansehnliche Mittel zu weiterer Ausbreitung seiner weltbeglückenden Zwecke erobert hatte.

In fruchtlosem Harren auf die Erklärung des Grafen vergingen aber viele Tage, ohne daß Dolmo seine Saat in Blüthe treten sah. Selbst durfte er den Entschluß des Greises nicht zeitigen, ohne sich zu verrathen, er mußte also immer ruhig zuwarten. Seine Lage war peinlich, sie drohte sogar gefährlich zu werden, da Victorie ihre Liebesverblendung so weit trieb, in Gegenwart ihres Vaters auf die Möglichkeit einer für sie nahen Verbindung anzuspielen. Michael hatte gelächelt und seinem Gaste einen sehr bezeichnenden Blick zugeworfen.

Drei oder vier Tage nach dieser Andeutung ließ der Graf Nicol zu sich rufen. Mit Herzklopfen betrat dieser das schwarz ausgeschlagene Zimmer des alten Polen, dessen Wände ihm wie die zusammenschlagenden Bretter eines Sarges erschienen. Eine Bangigkeit, als stehe er vor seinem Richter, überfiel ihn.

»Graf,« sagte Michael freundlich, »Morgen reisen wir nach Rom.«

»Eine solche Veränderung der Luft wird Ihnen sehr wohl thun.«

»Werden mich und Victorie begleiten. – Das arme Kind hängt recht sehr an Ihnen. – Bleiben in Rom.«

»Wäre es nicht vielleicht besser,« wenn ich Ihnen vorauseilte und für eine zweckmäßige Wohnung sorgte? – In den Gasthöfen wohnt man so unbequem.«

»Thut nichts, Graf. – Mein Gewissen war lange Jahre viel unbequemer. – Will es beruhigen, Graf – für immer beruhigen! – Will katholisch werden.«

»Sie wollten –?«

»Katholisch werden, verstehen Sie? – Ist eine gute Religion – habe mich davon überzeugt. – Ging früher auf Irrwegen, die mich nie ruhig machen konnten! – Seit ich mich entschlossen habe, meinen Glauben zu wechseln, bin ich ruhig, glücklich. – Verlange deshalb nicht, daß auch Sie, der mir immer opponirte, denselben Schritt thun. – Will tolerant sein und Ihnen nebst Victorie überlassen, wie Ihr Euch mit Gott abfinden wollt. – Keinen Widerspruch mehr! – Theilen Sie Victorie meinen Entschluß mit und machen Sie sich reisefertig.«

Eine Riesenlast sank mit diesem Auftrage von der Brust des Jesuiten. In fliegender Eile durchlief er die Zimmer nach der Wohnung der Gräfin. Sie war nicht da. Er schritt weiter und kam in den Empfangssaal. Da stand das herrliche Mädchen vor dem Porträt Beatricens und silberne Thränenperlen hingen in ihren langen schwarzen Wimpern.

»Sie weinen, Gräfin!« sagte Nicol befangen. »Wie mögen Thränen den glänzenden Spiegel dieser schönen Augen trüben!«

»O Dolmo!« rief sie schluchzend und warf sich leidenschaftlich in die Arme des Jesuiten, mit heißen Küssem seine Lippen bedeckend. »Warum bin ich so elend in meinem Glück?«

»Ich komme von Ihrem Vater, liebe Victorie,« sagte Nicol, und habe den Auftrag –«

»Hast Du endlich mit ihm gesprochen? – O Gott Lob, Gott Lob! – Nicht wahr, es freute ihn, er fühlte sich geehrt?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen – der Graf trug mir auf, Ihnen anzuziegen, daß er Morgen dieses Schloß verlassen und mit Ihnen nach Rom zurückkehren wird.«

»Desto besser, so – – aber Du begleitest mich doch? Du wirst doch nicht als Fremder, sondern als Glied unserer Familie mit uns reisen?«

»Weshalb? – Ihr Vater hat keine Aeußerung gethan, die mir dazu Berechtigung gibt.«

»Aber Dolmo, Dolmo, Du hast sie längst!« rief Victorie. »Glaube mir, Du bist unser, Du gehörst unserm Hause an und – nicht wahr, lieber Dolmo, Du wirst auch mir durch das Band der Kirche für immer angehören?«

Sie umschlang ihn auf's Neue, schloß die Augen und küßte ihn mit verzehrender Gluth.

»Wozu solche Eile, Victorie!« erwiederte Nicol kühl und bang. »Wir sind Beide noch jung, wir können noch ein paar Jahre warten!«

»Warten! – – Ein paar Jahre!« stöhnte die Gräfin und ihr so liebreizendes Antlitz nahm den Ausdruck des Entsetzens an.

Sie starrte aus weit geöffneten thränenfeuchten Augen den bleichen Mann vor sie an, dann streckte sie, wie eine um Erbarmen Flehende, die zarten Hände zitternd nach ihm aus, sank in die Knie und rief:

»Dolmo – ich kann nicht warten! –«

Sie brach zusammen und schlug mit dem Kopf unsanft auf das Marmormosaik des Fußbodens.

Nicol zitterte, seine Blässe ward leichenfarben. Er warf einen giftig stechenden Blick auf das Porträt an der Wand, das ihn verführerisch anblickte, und auf die verzerrten Züge des alten Cenci, der aus satanisch-tückischen Augen auf ihn herabgrinste. Dann beugte er sich zu dem zuckenden Mädchen, hob sie auf, küßte ihr die bleiche Dulderstirn, und sagte sanft und entschlossen:

»Sei ruhig, mein Kind! Ordne nach dem Willen Deines Vaters Alles zur Abreise und hoffe auf mich. – Wir sehen uns wieder.«

Mit ritterlicher Galanterie geleitete er das noch ganz bestürzte Mädchen in ihr Zimmer, eilte dann zurück in seine Wohnung und rief Hubert. Dieser kam.

»Sind unsere Maulthiere bereit?« fragte Nicol.

»Zu jeder Minute, Herr Graf.«

»Sattle und zäume sie, packe Deinen Mantelsack und rüste Dich zur Abreise.«

»Geht es fort? Nun ich bin's zufrieden.«

»Sobald wie möglich, aber – ohne daß Jemand im Schlosse es ahnt! Hörst Du?«

»Ich begreife. Der Herr Graf wollen durchbrennen.«

»In einer halben Stunde müssen wir aus dem Gesichtskreise des Schlosses sein.«

»Wie Sie befehlen Herr Graf.«

Hubert ging, die erhaltenen Aufträge zu besorgen, Nicol packte in größter Eile seine Sachen, seine Papiere und Briefe zusammen, setzte sich dann an den Schreibtisch und schrieb ein Billet an die Gräfin, das er sehr zierlich faltete und mit einer Oblate, auf der zwei Tauben sich schnäbelten, verschloß. – Hubert fand ihn unruhig im Zimmer auf und nieder gehend.

»Fertig?« fragte er dem Diener.

»Bereit wie immer.«

»Dann schnalle diesen Mantelsack mit dem Deinigen zusammen.«

Hubert befolgte auch diesen Befehl pünktlich und kehrte zurück.

»Jetzt wisse Folgendes! – Du reisest im Auftrage des Grafen Michael nach Rom und ich begleite Dich eine Strecke Weges. Damit die Gräfin nicht vergeblich bei Tafel auf mich wartet, melde ich ihr meinen Ausflug in diesem Billet.«

»Ich verstehe.«

»Dann komm, aber vorsichtig, daß die Dienerschaft nicht aufmerksam gemacht wird!«

Die beiden Verbündeten durchschritten ungesehen die langen Corridore und erreichten die Seitentreppe am Thurme. Hier lag die Wohnung Davids. Der alte Diener war nicht zugegen. Nicol schien dies sehr erwünscht zu sein. Er legte das an Victorie adressirte Billet auf den Tisch, schlüpfte mit Hubert geräuschlos, wie eine Schlange die Treppe hinab, bestieg sein muthiges Maulthier und galoppirte unbehindert an der Seite seines Dieners durch

das Schloßthor. – Niemand hatte die Abreisenden bemerk't. –

Eine Viertelstunde später fand David das Billet und überbrachte es arglos seiner Herrin. Er hatte schon öfters zwischen den beiden jungen Herrschaften, die alle Diener für Verlobte hielten, die Brieftaube gemacht.

Victorie empfing das Billet mit freudigem Beben. – Zitternd brach sie das zarte Siegel und überflog die wenigen Worte, die es enthielt. David hörte gleich darauf ein gräßliches Gelächter, dem ein heftiger Sturz folgte. – Er stutzte und eilte zurück nach dem Zimmer der Gräfin, dessen Thür er behutsam öffnete.

Victorie lag am Boden. Ihre sanften, engelschönen Gesichtszüge waren furchtbar entstellt. Die Augen standen weit offen und stierten in entsetzlicher Gluth unbeweglich auf einen Punct. Schaum entquoll ihrem schönen Munde – die zarten Hände waren geballt und die Rechte hielt zerknittert das Billet des Grafen Dolmo.

Aeußerst bestürzt über diesen Anblick, rief David seine jugendliche Gebieterin wiederholt bei Namen. Victorie aber sah und hörte nicht. Nur ein convulsivisches Zucken erschütterte in kurzen Pausen ihre zarten Glieder.

Die Angst seines Herzens trieb den treuen Diener in das Zimmer des alten Grafen, dem er in wenigen Worten die Schreckenskunde mittheilte.

Graf Michael folgte dem Diener mit großer Ruhe nach den Gemächern seiner Tochter.

»Ruft den Grafen Dolmo,« befahl er während dieses Ganges. »Der junge Mann ist geschickt und hat große Gewalt über das Gemüth meiner Tochter.«

Der Greis fand das unglückliche Kind noch in demselben Zustande, in dem er das Kind vor einer halben Minute verlassen hatte. Auf sein Geheiß mußte sich der Diener entfernen.

Michael Sembronowski kniete nun neben dem offenbar in einem heftigen Starrkrampf liegenden Kinde nieder, rief es mit den zärtlichsten Namen, legte das schöne, von Schmerz und Schreck noch immer entstellte Haupt desselben in seinen Schoß und gewahrte endlich das zerknitterte Billet in der Hand Victoriens. Mit Mühe brach er die starren Finger auf und bemächtigte sich des Papiers. – Kaum hatte der Greis die wenigen Zeilen gelesen, als auch ihn Schwindel befiel und sein kraftloser Körper über dem schlanken Leibe seiner Tochter bewußtlos zusammen knickte. – So fand wenige Minuten später der treue Diener Vater und Tochter.

Nicol's Billet enthielt folgende Worte:

Theure Gräfin,

Ich bedaure unendlich, daß ich auf das hohe Glück, ihr Gatte zu werden, verzichten muß. Ich habe ein großes Unrecht und eine große Thorheit begangen, deren Schuld jedoch weniger mir, als Ihrer bezaubernden Schönheit zur Last fällt. Ihr Liebreiz, theure Gräfin, berückte mich. – Ich darf keinem Weibe angehören, denn –

ich bin katholischer Priester! – Beklagen Sie mich, aber verdammen Sie mich nicht!

Dolmo.«

VIERTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. EINE UNTERREDUNG.

Ein eleganter Wagen, von vier auserwählten Falben gezogen, rollte über die *Piazza del Popolo* nach dem Corso und zog die Blicke aller Vorübergehenden, noch mehr die der zahlreichen Bettler und Krüppel auf sich, die in der warmen Maisonne an den Springbrunnen und den Kirchthurm in Menge lagerten. Die prächtigen Rosse wurden von zwei schlanken Jockeys geleitet, die in tadelloser Livrée prunkten. Der stattliche Kutscher auf dem Bock hielt die versilberten Zügel, wie es schien, nur Anstands halber in der Hand und blickte stolz, wie ein König, von seinem erhabenen Sitze auf die neugierigen Gaffer herab. Da diese ungemein elegante Equipage verhältnismäßig langsam den Corso hinauffuhr, vielleicht um den Römern Gelegenheit zum Verwundern zu geben, so war sie sehr bald von einem schreienden Troß zerlumpten Gesindels umringt, das seine Hände ausstreckte und die reiche vornehme Excellenz im Wagen um milde Gaben anflehte. Zum Aerger so vieler Bittender achtete Niemand auf sie, ja es war sehr möglich, daß die heftig Lamentirenden eine leere Karosse angeschrien hatten, denn es ließ sich an den verschlossenen Fenstern Niemand sehen.

Die Römer, die neugierig und klatschsüchtig sind, wie die Pfahlbürger kleiner deutscher Städte, machten verschiedene Glossen über diese auffallend glänzende Equipage: Man brachte bald heraus, daß sie vor dem Eingang zur Villa Poniatowski gehalten habe und daß diese Villa seit einigen Tagen von vornehmen Fremden bewohnt sei. Allgemeiner noch ward das Aufsehen, als die Kunde wie ein Lauffeuer den Corso hinabließ, die geheimnißvolle Equipage ras'te vor dem Profefßhaufe der Jesuiten und ein kleiner alter, vornehm gekleideter Mann sei von den beiden hinten aufsitzendem Bedienten in das düstere Gebäude geführt worden.

Das Gerücht hatte diesmal nicht gelogen. Die Equipage hielt wirklich vor dem Profefßhause: Wer daran zweifelte, konnte sich noch zwei Stunden später davon überzeugen.

Ein so vornehmer Besuch bei den Vätern Jesuiten, gab natürlich zu dem sonderbarsten und widersprechendsten Auslegungen Anlaß. Einige behaupteten, der Fremde sei ein Souverän und, wolle als Mitglied des Ordens unmittelbar an der Quelle des Lichts sich über politisch bedeutsame Fragen Raths erholen. Undere vermuteten einen vornehmen Gefangenen der Gesellschaft und wollten wissen daß zwar allerdings ein Greis wieder in den Wagen gestiegen sei, dieser aus dem Profefßhause Zurückkehrende aber dem Hineingegangenen sehr wenig geähnelt habe.

In der Voraussetzung, der freundliche Leser werde uns glauben, können wir ihm die Versicherung geben, daß

sich an jenem schönen Maitage des Jahres 1845 ein vornehmer Pole dem General: des Ordens vorstellen, und diesen einflußreichen Mann um eine Audienz bitten ließ. Auf erfolgte Meldung erhielt der Fremde zur Antwort, der General sei verreis't, doch hindere dies in keiner Weise die Annahme eines ehrenden Besuches, da in Abwesenheit des Generals ein Bevollmächtigter dessen Functionen versehe.

Der Pole verlangte nun diesen Stellvertreter zu sprechen und ward auf sein Verlangen vor Ghiberti geführt. An dem kleinen hagern, schwächlichen Greise erkennen wir auf den ersten Blick den Grafen Michael Sembronowski.

Als Ghiberti die Karte des Grafen empfing, hätte ein aufmerksamer Beobachter ein schnell verschwindendes Zucken seiner Augenlider bemerken können. Mit zuvorkommendster Freundlichkeit nahm er den Besuch an; ging dem alten Manne entgegen und geleitete ihn selbst in ein mit großer Eleganz möblirtes Zimmer, das von gebildetem Kunstsinn seines Bewohners zeugte.

Nachdem der angegriffene Greis auf der mitten im Zimmer befindlichen Ottomane Platz genommen hatte, fragte Ghiberti:

»Was verschafft unserer stillen, von der Welt zurückgezogen lebenden Gesellschaft die Ehre, den Herrn Grafen von Sembronowski bei uns zu sehen?«

Michael warf dem Jesuiten einen Blick voll Haß zu, bekämpfte jedoch seine innere Aufregung, die alle Muskeln seines hagern Gesichtes krampfhaft erbebten machte, und

versetzte mit aller ihm zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung:

»Ich betrete dieses, wie Sie behaupten, von aller Welt abgeschlossene Haus gegen meinen Wunsch und meine Neigung, da ich offen bekennen muß, daß ich mich nie zu den Verehrern der Gesellschaft gezählt habe, die sich nach dem Namen des Weltheilandes nennt. Schwerlich würde ich mich zu diesem Schritt entschlossen haben, zwänge mich nicht ein Ereigniß dazu, das man unter Christen kaum für möglich halten sollte, und das doch leider mich und mein Haus betroffen und in die tiefste Betrübniß gestürzt hat.«

»Seien Sie meines innigsten Beileids versichert, Herr Graf,« sagte Ghiberti, einen Ton der Theilnahme und Rührung in seine Stimme legend, die auch den Argwöhnischsten über die wahren Gefühle dieses Mannes täuschen mußte.

»Ich will nicht daran zweifeln, ich erwarte aber auch, daß Sie mir willig die Hand zur Bestrafung des Niederträchtigen reichen werden, der die letzten Tage meines traurigen Lebens vergiftet, der mein Haus für ewige Zeiten geschändet hat!«

»Mein Gott, Herr Graf, was kann Ihnen zugestoßen sein, daß Sie so schwer anklagende Worte gebrauchen, und wie kommen Sie auf dem sonderbaren Gedanken, in meiner Person die Gesellschaft Jesu um Hilfe und Gerechtigkeit anzurufen?«

Graf Michael brach verzweiflungsvoll die Hände und sprach nach einer Pause weiter.

»Es ist entsetzlich, daß ich die Schande meines Hauses einem mir völlig fremden Manne anvertrauen muß, aber ich hoffe, Sie werden als Mensch mit mir fühlen und meinen Gram ehren.«

»Bitte, Herr Graf, sprechen Sie unumwunden!«

»Ja, ich will es, doch zuvor schwören Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, daß Sie mir die volle, ganze Wahrheit sagen wollen!«

»Sie sind in der That in einem bedenklichen Zustande der Aufregung, mein Herr Graf, oder Sie haben eine ganz sonderbare Vorstellung von der Gesellschaft, die meine unwürdige Person Ihnen gegenüber vertritt, sonst könnten Sie unmöglich einen so ganz abnormalen Schwur von einem geweihten Priester verlangen. Indeß, wenn es Sie beruhigt und Ihnen mehr Vertrauen einflößt, so will Ihnen genügen. Bei Allem denn was mir heilig ist, schwöre ich, Ihnen nach bestem Wissen und Willen die Wahrheit zu sagen!«

Graf Michael schien diese Bereitwilligkeit etwas zu beruhigen. – Er fuhr mit festerer Stimme fort:

»Kennen Sie einen Grafen Peter Dolmo aus Volhynien?«

»Nein, Herr Graf.«

»Aber vielleicht ist Ihnen ein junger Mann, Namens Nicol Bogocz, aus Galizien gebürtig, besser bekannt?«

»Nicol Bogocz ist einer unserer hoffnungsvollsten jungen Priester, ein Mann, auf den der gesammte Orden stolz ist und von dem er schon jetzt die größten Erwartungen hegt.«

»O Gott, o Gott!« seufzte der Graf und rang in entsetzlichster Seelenangst die Hände.

»Kennen Sie diesen jungen Priester?« fragte Ghiberti.

»Ob ich ihn kenne! – Ich verfluche, ich vermaledeie ihn im Angesichte Gottes! – Ich flehe bei Ihnen um Gerechtigkeit und um Bestrafung dieses verruchten Frevlers!«

»Gestatten Sie mir zu bemerken Herr Graf, daß Sie, von Schmerz und Leidenschaft hingerissen, sich Ausdrücke gegen ein Mitglied unseres Ordens erlauben, die ich nicht anhören darf, ohne Sie deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Was berechtigt Sie dazu? – Was hat Ihnen der Priester Bogecz gethan?«

»Das Gräßlichste, das der Freund dem Freunde zufügen kann! – Unter der Maske eines Grafen von Dolmoschlich sich dieser entartete Priester in mein Haus, brachte mir Briefe von Wichtigkeit, die Monate lang meine Thätigkeit in Anspruch nahmen, gewann das Herz meiner armen, schuldlosen Tochter, verlobte sich mit ihr und verließ die Entehrte mit dem kalten Geständniß, daß er Priester sei und nicht heirathen dürfe. – Mein gräßlich enttäuschtes Kind verlor bei diesem Geständniß das Bewußtsein und erwachte wieder zum Leben – mit gestörten Sinnen!«

»Und all' dies Entsetzliche soll der Priester Nicol Bogecz gethan haben? – Wie können Sie dies beweisen, Herr Graf?«

»Durch Briefe und Papiere, die er bei seiner eiligen Flucht zurückgelassen hat. Es findet sich darunter auch

ein Schreiben, das mit dem Namen Ghiberti unterzeichnet ist.«

Der Secretär biß die Zähne so fest auf einander, daß er einen stechenden Schmerz darin fühlte. Dieser Schmerz gab ihm die eisige Ruhe wieder, deren er zur Fortsetzung des Gespräches bedurfte.

»Dieses Schreiben, mein Herr, könnte nur von mir sein,« sagte er lächelnd »denn es gibt keinen Zweiten, Namens Ghiberti, in unserer hochwürdigen Gesellschaft.
– Darf ich um Einsicht desselben bitten?«

Der Graf zog eine Brieftasche hervor und überreichte dem Jesuiten zitternd das verrätherische Papier.

Ghiberti überlief es schnell, prüfte die Unterschrift und sagte dann achselzuckend:

»Mich dünkt, Herr Graf, man hat Sie auf unverzeihliche Weise betrogen! – Diese Schriftzüge haben unstreitig Aehnlichkeit mit meiner Hand, sind aber weit davon entfernt, diesen zu gleichen! Ein verschmitzter Gauner hat meinen Namen gemißbraucht, meine Handschrift nachgemacht und uns Beide hinter's Licht geführt. Ueberzeugen Sie sich selbst, daß meine wirklichen Schriftzüge diesen hier sehr wenig ähneln.«

Ghiberti trat an einen Tisch und schrieb mehrere Zeilen mit rascher Hand nieder, die er mit seinem Namen unterzeichnete. Dann reichte er sie dem bestürzten Grafen.

»Jetzt, mein Herr, vergleichen Sie selbst,« sagte er, »und wenn Sie finden, daß beide Schriften von der Hand

Eines Mannes herrühren, so erkläre ich mich für Ihren Gefangenen.«

Sembronowski, schon durch die zuversichtliche Haltung des Jesuiten in seiner Ueberzeugung schwankend gemacht, betrachtete zögernd die ihm dargereichte Schrift und senkte entmuthigt sein greises Haupt auf die Brust.

»Sie bemerkten vorhin,« nahm Ghiberti abermals das Wort, »Briefe von Nicol Bogecz vorgefunden zu haben. Da Sie mich einmal zum Mitwisser Ihres unglücklichen Geheimnisses machen wollen, ja von mir oder vielmehr von dem Orden die Bestrafung des Verbrechers verlangen, so habe ich ein Recht, alle Spuren, die zur Entdeckung desselben führen dürften, zu betrachten. Ich bitte Sie daher, lassen Sie mich gefälligst auch die Schriften des vermeintlichen Bogecz einsehen.«

Michael Sembronowski konnte diesem Verlangen nur entgegenkommen und überreichte außer dem an Victoria gerichteten, mit »Dolmo« unterzeichneten Billet auch noch zwei Briefe, die sich über seine Stellung zu dem Grafen aussprachen und ohne Zweifel an einen Mann gerichtet waren, der in genauester Verbindung mit dem Schreiber stehen mußte, ja von dem er Vorschriften,

Klugheitsmaßregeln und bestimmte Befehle zu empfangen gewohnt war. Diese Briefe waren ersichtlich Brouillons¹ und jedenfalls von dem Verfasser später copirt worden. Endlich befand sich unter den vorgefundenen Papieren noch eine fast ganz beendigte Abschrift des Testamentes, das Graf Michael im Beisein und mit Hilfe des jungen Polen entworfen und worin er diesem ein so bedeutendes Legat ausgesetzt hatte. Sämmtliche Papiere, die lautesten und unwiderleglichsten Ankläger des gewissenlosen Frevlers, überreichte der Graf dem Jesuiten.

Beim Anblick so vieler gegen Bogecz zeugender Documente entsank Ghiberti für einige Augenblicke der Muth. Er drückte fest die Augen zu, um seine innere Bewegung zu überwinden und die Unruhe, die ihn, obwohl nur vorübergehend, befiel, zu verheimlichen. Obwohl das Auge des greisen Polen jede Bewegung, jedes Zucken des ihm eben so interessanten als furchtbaren Mannes scharf beobachtete, entging ihm doch das heimliche Durchathmen, wodurch sich Ghiberti Luft verschaffte. Es empörte und ärgerte diesen Mann, daß der unbesonnene Nicol im Augenblick der Flucht so leichtsinnig mit Papieren verfahren war, die ihn vor jedem Tribunal verurtheilen mußten, und es leuchtete ihm beim ersten Blick darauf ein, daß für den Verbrecher keine Rettung möglich sei, wenn nicht ein Wunder geschah oder der Orden durch irgend ein ihm zu Gebote stehendes außerordentliches Mittel die Gefahr von dem Sünder abwenden konnte.

¹Entwurf, Rohfassung.

Im Drange des Augenblickes glaubte der geistesgewandte Mann politisch zu verfahren, wenn er den tief gekränkten Polen sich zum Freunde mache oder wenigstens sein Vertrauen gewinne. Es war unerlässlich, dem strengen Grafen gegenüber im Licht eines ehrlichen, zuverlässigen, das Recht über Alles liebenden Mannes zu erscheinen und in diesem Sinne beschlo: Ghiberti jetzt zu handeln. Er seufzte daher während der Lectüre dieser gegen Nicol Bogecz zeugenden Documente, wir ein tief gekränkter, schwer betrübter Vater über die entehrenden Handlungen eines verlorenen Sohnes, schüttelte betrübt das Haupt und reichte endlich seine zitternde Rechte dem Grafen, indem er sich mit der Linken die Augen verhüllte, als schäme er sich der Schande, die ein einziges unwürdiges Mitglied auf eine ganze Brüderschaft häufte.

»Sie sind erschüttert mein Herr,« sagte der Graf, »Sie fühlen, wie groß das Unglück ist, das mich betroffen hat. – Sie werden mir beistehen?«

»In der That, diese Entdeckung hat mich überrascht,« versetzte. Ghiberti. Es scheint, als habe man unserer hochwürdigen Gesellschaft selbst durch eins ihrer Mitglieder einen Streich spielen wollen, der leicht ihr Todesstoß hätte werden können. – Gott und den Heiligen sei Dank, daß der entsetzliche Anschlag – wenn es ein solcher ist – noch vor gänzlicher Ausführung entdeckt wurde! – Ja, Herr Graf,« fuhr der Jesuit äußerst bestürzt fort, »ich kann nicht bergen, daß ich diese Briefe und diese längere Schrift so lange für Werke unseres Zöglings Nicol

Bogecz halten muß, bis dieser das Gegentheil nachzuweisen im Stande ist. Leider, leider fürchte ich, daß ihm dies nicht möglich sein wird – und dann wehe ihm, wehe dem Orden! – Es ist eine That, die keine Reue aus dem Gedächtniß der Menschen, aus den Geschichtsblättern der Gesellschaft auslöschen kann!«

»O, wenn Sie davon überzeugt sind, mein Herr, dann helfen Sie mir! Dann lassen Sie uns vereint wirken, um den Schuldigen zur gerechten Strafe zu ziehen!«

»Das Verbrechen scheint sehr complicirt und sehr schlau angelegt zu sein,« sagte Ghiberti, seine Worte mehr an sich selbst als um den Grafen richtend. »Ein listiger, gewandter mit einflußreichen Personen in Verbindung stehender Gauner hat sich einschleichen wollen in eine der unbescholtenden, reichsten und ältesten Adelsfamilien Polens. Diese Fragmente hier beweisen dies deutlich. – Und auf der andern Seite hat dieser übermüthig-freche Mensch auch offenbar unserer Gesellschaft den Fehdehandschuh hinwerfen, sie vielleicht ganz vernichten wollen! – Und dieser schreckliche Betrüger ist wohl unterrichtet, ist vertraut mit unsren Gesetzen und Einrichtungen, ist mithin wahrscheinlich entweder ehemals Mitglied des Ordens gewesen und späterhin ausgetreten, oder er weilt noch unter uns und sinnt im Kleide der Demuth und unter der Maske eines willig Gehorchenden auf Verrath. – Gewiß so ist es, so muß es sein.«

»Sie werden mir also die Hand zur Bestrafung des Schändlichen reichen, der meiner unglücklichen Tochter das Licht des Verstandes geraubt hat?«

»Zuverlässig, mein Herr, zweifeln Sie nicht daran. – Aber, mein Herr, wir müssen mit größter Vorsicht zu Werke gehen.«

»Füge mich gern Ihren Vorschriften,« versetzte der Graf, jetzt, wo die höchste geistige Spannung nachgelassen hatte, allmählig wieder in seine abgebrochene Sprechweise verfallend. »Will nur Gerechtigkeit und exemplarische Bestrafung des Schuftes, der meinen Namen zu schänden wagte!«

»Das ist billig. Allein bedenken Sie zuvörderst, Herr Graf, daß die Identität der Person Ihres Dolmo und des Priesters Nicol Bogecz noch nicht dargethan ist! – Freilich, diese Papiere verklagen ihn, und ich selbst, obwohl ich sein Lehrer war und ihn liebte, ich selbst muß ihn jetzt, mit blutendem Herzen verdammen – aber diese Papiere können unächt, können eben so gut nachgemacht sein, als jener Brief, den ich geschrieben haben soll, und ein geübter Abenteurer, der nach reicher Erbschaft lüstern war, dem aber eine Heirath aus irgend welchem Grunde nicht behagte, machte die Schrift des Bogecz ebenso meisterhaft nach, als er die meinige stümperte. – So lange nun noch nicht erwiesen ist, daß Bogecz der Verbrecher war, so lange darf er, vor den Augen der Welt auch nicht dafür gelten! – Nicht wahr, Herr Graf, Sie finden darin nichts Unbilliges?«

»Keineswegs.«

»Nun gut. – Nicol Bogecz, der vermeintliche Verbrecher, ist seit Jahr und Tag nicht mehr in Rom. Angelegenheiten des Ordens haben ihn seit dieser Zeit bald in Sicilien, bald in Calabrien festgehalten. Von dieser Sendung muß ihn der Orden erst zurückrufen, um ihn anklagen und vor Gericht stellen zu können. Wie es dem Missionär in seiner Lage möglich geworden sein soll, monatelang entfernt vom Schauplatz seiner Wirksamkeit so verwickelten Allotrias nachzugehen, das – ich gestehe es Ihnen, Herr Graf – will meinem Verstande nicht einleuchten. Indeß – bei Gott ist kein Ding unmöglich, und so könnten sich ja doch Mittel gefunden haben, die in der Hand eines gewandten Mannes die heterogensten Geschäfte zum unterhaltenden Spielwerk umschufen. Ich verspreche Ihnen nun im Namen des Generals, die für Sie wie für den Orden gleich wichtige Angelegenheit ungesäumt zu untersuchen und zu diesem Behufe die gravirte oder verdächtige Person von ihrem bisherigen ehrenvollen Posten eines Missionärs abzurufen. Um ganz sicher zu gehen, soll er keine Ahnung davon erhalten, daß wir unterrichtet sind. Man wird ihm den Befehl zuschicken, seinen gegenwärtigen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen, wird ihm eine von Rom entfernte Stadt als Ort bezeichnen, wo er neue Instructionen vorfinden soll, und erst an diesem Orte wird man sich seiner Person bemächtigen.«

»Wollen ihn also nicht nach Rom bringen? Mir nicht vorstellen?«

»Unmittelbare Confrontation auf bloßen Verdacht hin wäre gegen alle Billigkeit und gegen die Interessen des Ordens. – Ich will offen mit Ihnen sprechen, Herr Graf, da ich dies Ihrem gerechten Schmerz über ein Unglück, das nie wieder ausgeglichen werden kann, schuldig zu sein glaube. – Durch Ihre Anklage, zu welcher Sie die auffallendsten Verdachtsgründe bewegen, compromittiren, beleidigen und schmähen Sie mittelbar eine Gesellschaft von Männern, deren Wirksamkeit den Bekennern der römisch-katholischen Kirche für eine höchst segensreiche gilt, die der heilige Vater unter seinen besondern Schutz genommen hat und die sich unter diesem Schutz gesichert fühlt gegen alle Schmähungen, womit feiger Neid, kleinlicher Egoismus, religiöser Fanatismus und gotteslästerlicher Unglaube sie zu überhäufen seit undenklichen Zeiten gewöhnt sind. In so eigenthümlicher und sonderbarer Stellung muß die Gesellschaft der Jesuiten vor Allem auf Unbescholtenheit ihrer Mitglieder halten und strenge Controlle über sie führen. Unsere Gegner nennen uns klug, schlängenklug – je nun, erkennen sie uns dafür an, so mögen sie auch überzeugt sein, daß wir diese Eigenschaft bethätigen werden, wenn es die Ehre unserer eigenen Gemeinschaft gilt. Der angenommene Fall mit Nicol Bogecz ist ein solcher, wobei der Ruf des Ordens nicht blos auf dem Spiele steht, nein, der auch unsren erbittertsten Gegnern erwünschten Vorschub leisten könnte, um ferner ihre Schmähungen auf schlagende Beweise zu gründen. Wenn nun der Orden solchen Möglichkeiten, so viel er vermag, auszuweichen sucht, werden Sie

darin, Herr Graf, wohl etwas Heimliches und Unlauteres finden?«

»Gewiß nicht.«

»Bildung und Besonnenheit müssen so handeln, so urtheilen,« fuhr Ghiberti fort. »Sie werden deshalb einige Bedingungen; die ich Ihnen zu machen habe, gewiß gutheißen –«

»Reden, reden!« rief ungeduldig Graf Michael.

»Sie versprechen zuvörderst, gegen Niemand der Geschichte Erwähnung zu thun, die in Ihrem Hause sich zugetragen hat, noch andeutungsweise auf einen Priester unseres Ordens als Veranlasser derselben hinzuweisen. Ich muß diese Forderung an Sie stellen, um den Orden selbst in der Meinung der Welt rein und lauter dastehen zu sehen, ja ich muß mir an Eides Statt von Ihnen versprechen lassen, auch in dem traurigen Falle, daß Nicol Bogecz des Verbrechens überführt werden sollte, nie und gegen Niemand Uebles von dem Orden der Gesellschaft Jesu noch ihrer Mitglieder zu reden. Fügen Sie sich diesen Bedingungen, die ich durchaus nicht nachlassen kann, so reiche ich Ihnen als Freund und Bundesgenosse die Hand.«

Der Graf nahm keinen Anstand einzuschlagen. Die Bedingung Ghiberti's gefiel ihm und flößte ihm sogar Achtung gegen den stolzen Kämpfer für die Sache seines Ordens ein, denn sie dünkte ihn aristokratisch.

»Ist edelmännisch gehandelt,« sagte er, »bin vollkommen einverstanden.«

»Ich würde es ferner für zweckmäßig erachten,« fuhr Ghiberti fort, »wenn Sie das unglückliche Opfer des Verbrechens, Ihre Tochter, den Augen der Welt entziehen wollten. Es gibt der wohlthätigen Anstalten und Klöster in dieser großen Stadt genug, wo die arme Bethörte völlig abgeschlossen leben, ihre Stunde erwarten und vielleicht wieder völlig genesen kann. Geistige Störungen solcher Art, die Folge heftigen Schreckens, großer Furcht oder übertriebener Angst sind, pflegen immer nur eine bestimmte Zeit zu dauern und der kräftig sich wieder aufrichtenden Natur späterhin zu weichen.«

»Erst Rath pflegen, dann handlen,« meinte der Graf, der sich mit diesem Vorschlage weniger befreunden konnte.

»Handeln Sie ganz nach Ihrer Ueberzeugung oder Ihren Neigungen,« sagte der Jesuit. »Ich will nur andeuten, nicht bestimmen. Und damit Sie sehen, daß ich nicht einseitig verfahre und über der Ehre des Ordens die Ihrige vergesse, mache ich mich im Namen der Gesellschaft Jesu anheischig, bis Austrag der Sache aus der Kasse des Ordens alle laufenden Kosten, selbst die Ihres Aufenthaltes in Rom zu bestreiten und, wird Bogecz der That überführt, noch eine später zu bestimmende Summe, die Ihrer Stellung in der Welt und Gesellschaft entsprechend ist, als Buße und Strafe zu bezahlen. Dagegen versprechen Sie, Herr Graf, wenn Ihre Anklage sich als falsch erweisen sollte, alle bis dahin aufgelaufenen Kosten zehnfach zu ersetzen und dem Orden, um das ihm angethane

Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, den vier-
ten Theil Ihres Vermögens nach Ihrem Tode auszuant-
worten, auch das Kind in den Grundsätzen unserer heili-
gen Gesellschaft erziehen zu lassen.«

Ghiberti sprach diese Wünsche so freundlich aus, daß sie mehr einer Abrede unter Freunden als einem auf ge-
leistete Eide basirten Contracte ähnlich sahen, und der alte Graf war seiner Sache so gewiß, daß er sich selbst der Feigheit würde beschuldigt haben, hätte er auch nur einen Augenblick zaudern wollen, darauf einzugehen. Wußte er doch, in Folge zuvor eingezogener zuverlässi-
ger Erkundigungen, daß es nur *einen* Nicol Bogecz gab, daß dieser Jesuit sei, aus Galizien stamme und an Alter und Gestalt dem Grafen Peter Dolmo, für den er sich aus-
gegeben hatte, merkwürdig gleiche. Deshalb genehmigte er alle Bedingungen und Vorschläge Ghiberti's und mach-
te sich anheischig, zwei darüber auszufertigende gleich-
lautende Schriften eigenhändig zu unterschreiben und mit seinem Wappenringe zu siegeln.

Ghiberti notirte sich die verschiedenen Puncte in sei-
nem Taschenbuche, las sie dem Grafen nochmals vor, der sie abermals gut hieß, und begleitete dann den vorneh-
men Gast unter wiederholten Versicherungen unbegrenz-
tester Hochachtung bis an die Treppe, wo er den gebrech-
lichen Greis der Fürsorge seiner beiden hier harrenden
Bedienten übergab.

Als der Graf mühsam die Treppe hinabgestiegen war,
sah er den Jesuiten noch immer oben an der Brüstung

lehnen und ihm mit verbindlichem Lächeln nochmals einen freundlichen Abschiedsgruß zuwinken.

ZWEITES KAPITEL. DER SPION.

Der heitere Gesichtsausdruck Ghiberti's wich einem finstern Ingrimm, als er in sein stilles Studirzimmer zurückgekehrt war. Heftiger, als er sonst pflegte, befahl er seinem alten Diener, Pater Antonio zu rufen, worauf er ungestüm, mit fest zugekniffenen Lippen und krampfhaft geballten Fäusten in seiner Wohnung auf- und niederging.

Antonio, an Gehorsam gewöhnt, folgte dem Diener auf dem Fuße und blieb mit einem gemischten Gefühl von Scheu und Ehrfurcht an der Schwelle stehen, um den von gewaltigem Gedankensturm Erfaßten nicht zu stören.

Ghiberti bezähmte seinen Zorn beim Anblick des bescheidenen Ordensbruders und lud ihn zum Niedersitzen ein.

»Wir gehen stürmischen Tagen entgegen, Bruder Antonio,« begann der Secretär. »Die unbegreifliche Unvorsichtigkeit Nicol's, dessen erprobter Klugheit wir allesamt so unbedingt vertrauten, bringt den Orden in die größte Gefahr.«

»Haben Sie neue Nachrichten?«

»Die schrecklichsten! – So eben hat mich Graf Michael Sembronowski verlassen. – Diese Schriften ließ er mir zurück – lesen Sie!«

Während Antonio die erwähnten Briefe nebst dem unvollendeten Fragmente von Michaels Testamente aufmerksam durchlas, suchte Ghiberti in einem verborgenen Fache seines Schreibtisches eine Menge Briefschaf-ten zusammen und ordnete sie der Reihenfolge nach.

»Das ist ein entsetzlicher, unvorhergesehener Schlag,« sprach Antonio, die Schriften zurückgebend. »Da bleibt nichts übrig, als consequentes Läugnen und heimliche Beseitigung des einzigen lebenden Zeugen.«

»Auch mir fuhr anfangs dieser Gedanke durch dem Kopf,« erwiederte Ghiberti, »doch bin jetzt anderer Meinung. Beseitigung des Verbrechers, der in so unerhörter Weise den Orden compromittirte, wäre keine Rechtferti-gung, keine Reinigung; rein aber und lauter vor den Augen der Welt soll und muß der Name unserer heiligen Brüderschaft dastehen!«

»Vielleicht wäre es rathsam, diese Papiere zu vernich-ten, die der alte Graf leichtsinnigerweise hier gelassen hat?«

»Allerdings würden wir durch solchen Schritt einen sehr lästigen Zeugen los, man würde uns aber nichts de-sto weniger des Betruges bezüchtigen und dadurch der Wirksamkeit des Ordens bei der jetzigen im Allgemeinen gegen ihn gerichteten Zeitstimmung unendlich schaden.«

»Man muß aber doch etwas thun, um diese schreckli-chen Anklagen zu entkräften.«

»Ohne Zweifel – und dieses Etwas eben ist es, das mich seit einer Stunde beschäftigt, das mich den Polen

als Freund behandeln ließ und von dem allein ich Rettung erwarte.«

»Er ist gerettet, wenn Sie, würdiger Bruder, einen Entschluß gefaßt haben!«

»Täuschen wir uns nicht, Bruder Antonio!« versetzte Ghiberti. »Was mir noch unklar vorschwebt, kann uns, mit größter Besonnenheit ausgeführt, wahrscheinlich retten, es sind aber dabei Schwierigkeiten zu überwinden, an denen auch die Kraft unseres Willens, die Allmacht unserer Gesetze zerbrechen kann. Deshalb bedarf es einer gemeinsamen Berathung des ganzen Collegiums und freier Billigung aller Mitglieder desselben, ehe wir energisch zum Handeln schreiten.«

»Es wird also nöthig sein, die Rückkehr des hochwürdigen Generals abzuwarten.«

»Um diese zu beschleunigen, werde ich noch heut sowohl die vor einigen Tagen erhaltenen Schuldbekenntnisse des thörichten Frevlers nebst dem glücklich entwendeten Testament des Grafen, als auch die gegen ihn zeugenden Briefe, die ihn dem Polen als Jesuiten verrathen haben, dem General mittelst Eilboten zusenden. Zugleich gedenke ich dem Hochwürdigen meinen Plan den Hauptzügen nach zu enthüllen.«

»Ich fürchte, unser hochwürdiger General wird Ihren Vorschlägen nur dann seine Genehmigung ertheilen, wenn sie eine schwere Strafe für dem Frevler involviren.«

Ueber Ghiberti's Gesicht zuckte ein satanisches Lächeln.

»Daran grade habe ich beim Entwurf meines Planes gedacht,« sagte er mit einem furchtbaren Blick seines zornigen Auges nach Oben. »Die Strafe soll den Orden reinigen und den Frevler unserer Gesellschaft erhalten. Nicol Bogecz ist ein zu bedeutender Mensch, als daß wir ihn, selbst wegen eines so groben Verbrechens, für immer aufgeben sollten. Die Leidenschaft, dieser größte, furchtbarste Feind des Menschen, hat ihn überrascht, – von ihr beherrscht sündigte er gegen den Gehorsam, den er unserer Gemeinschaft schuldig war, den er unter gewichtigem Eidschwur ihr gelobte. Er ward mithin in einem Moment zweifacher Verbrecher und müßte schon deshalb, wenn der Orden streng verfahren wollte, doppelte Strafe leiden. Auf einige Milderung des Urtheils-spruches hat er nur in sofern Anwartschaft, als er noch während der Flucht die Thorheit seines Verfahrens einsah und sich freiwillig der Buße unterwarf, die ihm der Orden aufzuerlegen für gut finden würde. Daß er sich selbst verrathen und durch unvorsichtiges Zurücklassen verschiedener äußerst verdächtiger Briefschaften den Orden compromittirt habe, wußte er damals entweder nicht oder er wagte nicht, dieses schlimmste aller Verbrechen zu gestehen. Wie dem nun sein mag, Nicol Bogecz soll grade für diese Unterlassungssünde am schwersten büßen. Seine Strafe soll auf alle Ungehorsamen, von irgend einer Leidenschaft Beherrschten abschreckend, lähmend wirken und den Verbrecher geistig und körperlich gleich sehr peinigen.« –

»Ich habe in meiner Unterredung mit dem Polen bereits Rücksicht, darauf genommen,« fuhr Ghiberti nach kurzer Pause fort, und zwar vorzugsweise deshalb, weil ich fast annehmen muß, daß durch Nicol's unüberlegtes Billet an Victorie der schon soweit gediehene Bekehrungsversuch entweder gänzlich zerstört oder doch auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden ist. Natürlich geht in diesem Falle dem Orden auch aller pecuniäre Gewinn verloren, auf den wir mit so stolzer Sicherheit rechneten, dem wir so bedeutende Geldopfer gebracht haben! – Noch wenige Monate, und das ganze alte Polen von den Quellen des Pruth bis an die Mündungen der Weichsel steht durch unsere Vermittelung in Waffen und beginnt den Vernichtungskampf gegen absolute Herrschergewalt auf der einen, gegen die Irrlehren der griechischen und protestantischen Kirche auf der andern Seite. – Wie dieser Kampf endigen wird, ist selbst uns verborgen, die wir doch weit klarer sehen, als Millionen anderer Menschen. Immer sind wir die Betrogenen, wenn uns die reelle Macht, durch die wir uns die geistige Suprematie in der katholischen und zum Theil auch in der nichtkatholischen Welt sichern, verloren geht! Das aber darf nicht sein, und dies berücksichtigend, die großen Folgen, die aus der Sicherung so bedeutender Geldmittel unserer Gesellschaft erwachsen müssen, überschlagend, habe ich dem Grafen vorläufig einige Bedingungen vorgeschrieben, denen er sich unterwerfen muß, wenn er mit uns, sei's als Freund oder Feind, verkehren will. Es liegt mithin ganz in unserer Macht, die Untersuchung

jetzt so zu leiten, daß sich die ganze dem Orden so gefährlich scheinende Angelegenheit zu dessen Gunsten gestaltet und anstatt ihn zu erniedrigen, ihn im Gegentheil läutert und – ansehnlich bereichert!

»Sie, lieber Antonio,« sprach Ghiberti weiter, »Sie werden jetzt ungesäumt nach Tivoli reisen, um den Grafen Mierslewski zu sprechen und ihm den bösen Fall mitzutheilen. Kehren Sie mit dem würdigen Bruder so bald als möglich zurück. Ich habe ihm mündliche Eröffnungen zu machen, die sein Vaterland, zum Theil auch seine Familie betreffen, und da er Nicol's großmüthiger Beschützer war und noch ist, so geziemt ihm, wie billig, die erste Stimme über das Betragen seines Pathen. Morgen hoffe ich Sie wieder zu sehen.«

Ghiberti entließ den Ordensbruder, der sich gehorsam wie immer und mit jener Demuth, die er dem Stellvertreter des Generals schuldig war, unverweilt entfernte.

Der Secretär schrieb nun einen ausführlichen Bericht über die bedrohlichen Ereignisse an den General, legte sämmtliche Aktenstücke bei, theilte ihm seine Ansichten und Gedanken mit und übergab das vorsichtig versiegelte Paquet einem vertrauten Jünger des Ordens zu schleunigster Besorgung.

Die große geistige Anstrengung und die aufreibende Selbstbeherrschung, zu der sich Ghiberti während seiner Unterredung mit dem Grafen gezwungen hatte, machten sich ihm jetzt durch nervöse Aspannung fühlbar. Ermattet überließ er sich der Ruhe und fiel schnell in festen Schlummer.

Wiederholtes dreimaliges Klopfen schreckte in nach Verlauf einer Viertelstunde wieder auf. Er suchte sich schnell zu ermuntern und öffnete durch den künstlich angebrachten Zug die Thür. Tommaso, in moderner vornehmer Kleidung, stand vor ihm.

»Ah, willkommen, mein Lieber,« redete er den Trasterveriner an. »Du hast lange nichts von Dir hören lassen. Wie steht es in Rom?

»Lustig, wie immer, Excellenz. Das macht, man hat am Ende des letzten Carnevals vergessen, die Masken abzulegen.«

»Es gibt also vergnügliche Schauspiele zu sehen?«

»Wenn man die rechten Augen dazu mitbringt, eine Naturgabe, die nicht Jedem verliehen ist.«

»Und wie läuft die Welt außerhalb Roms?«

»Es gibt seine Welt außerhalb Roms.«

»Du hast Recht, mein Sohn. Doch das viele Land, was um Rom herumliegt, will doch leben, und wie stellt es sich dazu an?«

»Possirlich genug, Excellenz! Die Bewohner dieser vielen an Rom grenzenden Landstrecken kommen mir vor, wie Narren, die auf dem Kopfe gehen wollen. Es gehört schon tüchtige Uebung und eine sehr gesunde Lunge dazu, wenn's Einer dahin bringt, seinen Kopf auf kurze Zeit statt der Füße zu gebrauchen und darauf zu stehen. Mit so einfachen Kunststücken sind aber die Leute heutigen Tages nicht mehr zufrieden.«

»Du scheinst demnach der Meinung zu sein, daß es draußen bald drüber und drunter gehen wird?«

»Wenn sich nicht ein paar derbe Bursche dagegen stemmen, kann's wohl so kommen.«

»Nun zu Deiner Beruhigung, lieber Tommaso, will ich Dir sagen, daß diese stämmigen Bursche bereits gefunden sind.«

»Das freut mich aufrichtig, Excellenz! – Vielleicht wäre es Ihnen auch möglich, Leute ähnlichen Schlages, die aber weniger Körperkräfte, als weitsehende Augen haben müßten, hier in der ewigen Stadt anzustellen.«

»Warum, mein Freund?«

»Weil man am Tage trotz des vielen Lichtes wenig, und des Abends in Ermangelung allen Lichtes gar nichts sieht.«

»Hat man Geheimnisse?«

»Mehr als eins.«

»Gefährliche?«

»Dem Staate werden sie schwerlich schaden.«

»Aber der Kirche!«

»Wenn die Kirche unter einem schwarzen Rocke Platz hat, mag sie sich hüten.«

»Sprich offen. Wir sind allein, und Du weißt, daß ich nicht karge.«

»Gelobt sei die gnadenreiche Jungfrau, daß Sie mir Ablaß ertheilt haben,« sagte Tommaso, »Sie würden sonst einen Sünder in mir zu absolviren haben.«

»Mußtest Du Dein Messer brauchen? – Die Kirche vergibt den Mord, ward er verübt zur größeren Ehre Gottes.«

»Für diesmal genügte ein einfaches Fingerkunststück, Excellenz,« erwiederte Tommaso verschmitzt. »Ich habe gestohlen.«

»Was?«

»Einen Brief.«

»Von wem und an wen gerichtet?«

»Ueberzeugen Sie sich davon selbst, Excellenz.«

Ghiberti empfing ein wohl couvertirtes Schreiben von dem Trasteveriner.

»An den Grafen Mierslewski?« sagte der Jesuit verwundert. »Was konnte Dich veranlassen, diesen Brief zu entwenden? »Du weißt, daß Graf Mierslewski ein eifriges Mitglied unseres heiligen Ordens ist.«

»Der Besitzer des Briefes gefiel mir nicht.«

»Sein Name?«

»Signor Lodovico, Excellenz, Ihr sehr harmloser Schützling,« lächelte Tommaso.

»Schon wieder dieser Maler! – Am Ende muß man ihn doch beaufsichtigen lassen!«

»Durchaus nicht etwa meinetwegen, Excellenz! Signor Lodovico ist sicher vor meinem Dolch, nicht aber vor meinen räuberischen Griffen.«

»Laß sehen,« sprach Ghiberti, den Brief erbrechend und sich in dessen Inhalt vertiefend. Als er gelesen hatte, faltete er das Papier wieder zusammen und steckte es zu sich.

»Habe ich Unrecht gethan, mich auf den Taschendiebstahl zu werfen?« fragte Tommaso.

»Im Gegentheil, ich bin Dir für Deine Vorsicht zu Dank verpflichtet. Doch ist der Maler Lodovico auch bei diesem Handel wieder ganz unschuldig. Graf Mierslewski wird übrigens in den Besitz dieses Briefes kommen, da er ihm zugehört, wodurch alle schädlichen Folgen für immer abgewendet werden.«

»Desto besser, Excellenz, denn ich denke, das größte Unglück müsse das sein, welches vertraute Freunde einander entfremdet.«

»Lieber noch wäre es mir, Tommaso, wenn Du jetzt einige der lustigen Masken lüften wolltest, denen Du begegnet zu sein vorhin Dich rühmtest.«

»Wenn Sie befehlen, Excellenz, muß ich allerdings sprechen; ich bitte jedoch im Voraus um gnädige Verzeihung, wenn Sie nichts weiter, als dummes Zeug von mir hören.«

»Für die allergrößte Dummheit sollst Du die reichste Belohnung, meinen Dank und Schutz erhalten.«

»Seit zwei Tagen, Excellenz,« sagte Tommaso, »höre ich auf den Kaffeehäusern flüsternd eine Geschichte erzählen, die recht für uns Römer gemacht ist, weil Religion und Scandal so lustig darin durch einander gequirlt sind, wie Zwiebeln, Klöße, Broccoli und fettes Schöpsenfleisch in einer schmackhaften Suppe. Die guten frommen Römer werden sich an dieser Geschichte nicht satt genug essen können, wenn sie erst auf hohen Stelzen durch die allerchristlichste Stadt läuft, und auf Balcone und Dächer springt.«

»Ist Deine Geschichte ein unterhaltendes Märchen?«

»Cospetto di Bacco, wohl ist sie unterhaltend, und eben weil sie wie ein Mährchen klingt, hält man sie nicht dafür und hört sie desto lieber!«

»Man flüstert sie sich in die Ohren, sagst Du?«

»Ganz in's geheim und immer nur Drei auf einmal.«

»Dann hat sie einen gefährlichen Anstrich. – Erzähle!«

»Es mögen ungefähr sechs oder acht Tage her sein,« sprach Tommaso, »daß ein bestäubter Reisewagen vor der Villa Poniatowski hielt, umgeben, wie immer, von einer Menge zerlumpter bettelnder Gaffer.«

»An der Villa Poniatowski?«

»So ist es, Excellenz. – Nach einigem Hin- und Herlaufen der Bedienten fuhr der Wagen durch das Thor der Villa, das Volk drängte nach und sah, daß ein alter Herr und eine dicht verschleierte schwarze Dame ausstieg und mit auffallender Eile in die Villa selbst gebracht wurde.«

»Man trug sie also?«

»Wahrscheinlich, ich habe darüber keine bestimmte Nachricht. Wichtiger ist, daß etwa zehn Minuten später dieselbe Dame, diesmal aber ohne Schleier, ein Fenster der Villa öffnete, ihre traurigen Blicke lange auf die im Sonnengold glänzende Peterskuppel heftete und dann händeringend so laut, daß Jedermann deutlich ihre Worte verstehen konnte, ausrief: ›O gräßlich, gräßlich, einen Jesuiten zum Bräutigam zu haben!‹«

»Und diese Geschichte erzählt man sich?« fragte Ghiberti so scharf, daß Tommaso einen Schritt zurücktrat.

»Mit dem Zusatze, Excellenz, daß ein Jesuit das Mädchen betrogen und später verlassen habe. Von der Dienerschaft wollen Neugierige wissen, daß die junge Gräfin über ihr Unglück wahnsinnig geworden sei.«

»Nennt man einen Namen?«

»Nein, Excellenz, und das allein ist's, was den Römern jetzt viel zu schaffen macht. Sie werden aber gewiß binnen wenigen Tagen herauskriegen, wie die schöne unglückliche Gräfin heißt.«

»Daran zweifle ich, mein Freund, und rathe Dir, daselbe zu thun. Zugleich verbiete ich Dir, irgend Jemand, wer es immer sein mag, diese Geschichte zu erzählen. Erfüre ich dennoch, daß Du es gethan, so würdest Du es schmerzlich zu bereuen haben. – Es ist Todsünde, einen Orden von so hoher Heiligkeit, wie es der der Gesellschaft Jesu ist, durch so frivoles Geschwätz in üble Nachrede zu bringen! – Was hast Du mir sonst noch mitzutheilen?«

»Für diesmal, Excellenz, sind meine Neuigkeiten erschöpft. Sollte ich Morgen oder in den folgenden Tagen Ausführlicheres über die geheimnißvolle Gräfin hören, so werde ich Ihnen jedes Wort getreulich hinterbringen.«

»Ich erwarte das, Tommaso. Auf Wiedersehen.«

Als der Trasteveriner die Wohnung Ghiberti's verlassen hatte, legte dieser weltliche Kleidung an, begab sich auf ihm wohl bekannten Umwegen in die Kirche al Gesù, warf im Vorbeigehen einen mehr verlangenden als flehenden Blick auf das Altar des heiligen Loyola und trat durch die gewöhnliche Eingangsthür in's Freie.

Auf der Via del Gesù, dem venetianischen Platze gegenüber, rief er einen der hier haltenden Miethkutscher an, stieg, was für gewöhnlich Niemand thut ohne zu handeln, ein, und rief dem Kutscher befehlshaberisch zu:

»Nach der Villa Poniatowski, so schnell wie möglich!«

DRITTES KAPITEL. IM VATICAN.

Der Leser wird sich erinnern, daß von den Leitern der kirchlichen Angelegenheiten in Rom ein großer Congreß ausgeschrieben und zu diesem aus allen Ländern die hervorragendsten Persönlichkeiten der Repräsentanten des jesuitischen Princips mittelst eines Rundschreibens eingeladen worden waren. Dieser Congreß aller geistlichen Capacitäten sollte im Juli, dem Todesmonate Loyola's, stattfinden, und schon im Mai trafen aus den entlegenen Ländern Europa's Männer von großer Bedeutung für den Orden in der Hauptstadt der christlichen Welt ein. Wir nennen unter diesen den Emissär Emanuel und den Pater Joseph als Bekannte, deren Wirksamkeit in dem verwickelten kirchlich politischen Intriguenspiel, das wir darzustellen uns zur Aufgabe gemacht haben, sich schon mehrfach erprobt hat.

An einem sonnenklaren Nachmittage strömten die meisten der in Rom anwesenden Fremden nach dem Vatican, um hier in diesen hohen, heitern Räumen sich ungestört dem reinen erhebenden Genuss der Kunst hinzugeben. Bei solchen, Jedermann erlaubten Besuchen, begegnen sich alle Nationen, alle Glaubensbekenntnisse. Heiter und glücklich sieht man den von der Kirche verfluchten oder gefürchteten Ketzer am Arm des orthodoxen katholischen Prälaten umherwandeln, ohne Furcht, ohne Scheu, ohne Haß! Der ewig klare Himmel der Kunst, in dem man hier lebt, versöhnt die wüthendsten Feinde. Sie kennt keine Glaubensstreitigkeiten, keinen Zwist um Worte und Ceremonieen, die alleingebietende Gottheit in diesem Himmel ist die Schönheit und ihr wenden Alle in gleichem Entzücken anbetend die beglückten Augen zu.

Zwei Priester traten aus dem Innern der Peterskirche, durchwandelten die Vorhalle, gingen an der kolossalen Statue Konstantins vorüber und überstiegen die prächtige Marmortreppe, deren ionisch-schlanker Bau von Bernini herrührt. Sie führt den bezeichnenden Namen der Königstreppe, weil über sie die königlichen Botschafter hinaufwandeln dürfen in den Königssaal, wo der heilige Vater empfängt. Gewöhnlichen Besuchern des Vaticans steht dieser Eingang in das Zimmer und Ganglabyrinth der päpstlichen Winterresidenz nicht offen, Söhnen der Kirche aber erschließen sich alle Thüren, und tragen sie gar unter dem langen feinen Priestermantel das stählerne Kreuz am Gürtel, wie die genannten Beiden, so genügt

ein Wink, um die Thürsteher in die bereitwilligsten Dienner zu verwandeln.

Mitten in diesem Saale blieb der Größere der beiden Priester stehen und hielt seinen Gefährten zurück, indem er auf die berühmten Gemälde Vasari's zeigte, mit denen die Wände geschmückt sind und unter denen vor Allen die Demüthigung Kaiser Friedrichs I., vor Papst Alexander III. und die Verfluchung Friedrichs II., durch Gregor IX. in der Brust des nicht katholischen Beschauers eignethümliche Gedanken hervorrufen.

»Dahin muß es wieder kommen,« sagte der schlanke Priester mit leuchtendem Auge. »Nicht eher wollen wir rasten, bis vor der geistigen Allmacht der Kirche die Könige der Welt sich wieder beugen und freiwillig ihre Schwäche, ihre Nichtigkeit bekennen!«

»Und bis man auf jene Weise wieder einmal unter den Ketzern aufräumt,« setzte sein Begleiter hinzu, indem er zu dem schauerlichen Gemälde der pariser Bluthochzeit die Hand erhob. »Mich dünkt, Bruder Joseph, die wüsten Schrecken einer solchen That erschüttern schon jetzt den Körper der Welt!«

»Du kannst Recht haben, Emanuel, nur wird diesmal, glaub' ich, nicht der Westen, sondern der Osten Europa's unter dem flammenden Schwertstreiche der Kirche Petri sterben!«

Ein Händedruck der Priester gab die Einigkeit ihrer Ge- sinnungen, ihrer Wünsche und Hoffnungen zu erkennen. Arm in Arm schritten sie weiter durch den Herzogssaal, wo die berühmten Fußwaschungen gehalten werden, in

den prächtigen Loggiengang, der drei Seiten des länglichen Viereck ziert und durch die reizenden Gebilde Raphael's zum größten Theil in einen Tempel der Kunst verwandelt worden ist.

An diesen untersten Loggiengang stößt das sogenannte Belvedere, das eine Gitterthür schließt, und in dessen unermeßlichen Räumen ein Volk von Marmor wohnt, alles Genien der erhabenen Gottheit, die seit Jahrhunder-ten hier verehrt wird. Ein Papst, Julius II., war der Gründer dieses schönen heidnischen Himmels unmittelbar neben dem stolzen mitleidlosen Stuhle Petri. So wunderlich berühren sich bisweilen in dieser launischen Welt die schroffsten Gegensätze.

Eine Menge Menschen schritten die lange breite *Galeria lapidaria* oder Inschriftengalerie hinauf, die zahllosen Denkmäler betrachtend, die in die Wände eingemauert sind. Man glaubt durch eine Gräberstraße zu wandeln beim Anblick dieser heidnischen Symbole, dieser hundert und tausend rätselhaften Figuren, dieser halbzerbrochenen Bacchantenzüge, dieser Hirten, Faunen, Satyren, dieser reizenden Schlummergenien, die über das Glück nachsinnend, das seine Wellen über sie ausgoß, am Eingang zum Olymp vor übergroßer Seligkeit entschließen.

»Wie doch die Menschen sich immer selbst widersprechen!« sagte Emanuel, die Gruppen der Fremden musternd, die mit neugierigem Staunen die angehäuften

Kunstschatze betrachteten. »Sie finden die Ruhe in antiken Gebilden schön, sie nennen sie die höchste Vollendung in der Kunst, und die Kunst selbst ist ihnen die Blüthe alles Lebens in edelster Entfaltung; und dennoch stellen sie sich grimmig, wenn man von ihnen gleiche Lebensausbildung verlangt, wenn man sie durch die klarsten und gewichtigsten Gründe zu überzeugen sucht, daß Weltbefriedigung, Lebensglück, geistige Genüge, nur in ruhiger Fügung und Hingabe an die Gewalt der Ordnung zu finden sei! Unsere glorwürdige Gesellschaft arbeitet nun seit Jahrhunderten mit unermüdlicher Ausdauer und energischer Consequenz, wie mit Aufbietung aller geistigen Kräfte an dieser künstlerischen Ausbildung der rohen Masse, und was hat sie in dieser langen Zeit erreicht? Einige tausend Verehrer, die von Bewunderung hingerissen, weniger aus Ueberzeugung, als weil der Eindruck des Systems sie überwältigte uns blindlings gehorchen. Die übrige Welt tobt und wüthet fort wie sie getobt und gewüthet hat vom Anbeginne der Schöpfung.«

»Laß uns deshalb nicht verzweifeln, mein Freund,« erwiederte Pater Joseph. »Grade diese Consequenz im Wüthen führt sie uns immer schneller in die Arme. Wir sind die Ruhigen, Besonnenen, die künstlerisch Vollendeten unter den Menschen, und dem Ruhigen bleibt zuletzt immer der Sieg.«

»Dennoch haben wir gegenwärtig mit größeren Hindernissen und mit klügeren Feinden zu kämpfen, als in den letzten fünfundzwanzig Jahren.«

»Zum Theil. Leichtsinnige Vertraute haben die Methode unseres Spiels verrathen und uns dadurch die Fortsetzung desselben etwas erschwert. – Nun, so wird die Kraft unseres Geistes neue Auswege ersinnen. Das ist Alles.«

Die beiden Jesuiten schritten jetzt die Stufen hinan in die Rotunde, in deren Mitte der berühmte Torso aufgestellt ist. Achtlos gingen sie an diesem Wunderwerk der Kunst vorüber nach dem Hof des Belvedere, durchwandten die nächsten Hallen und Gemächer, die mit Schauenden erfüllt waren, und gelangten endlich zu der Gruppe des Laokoon. Das Gemach war leer. Die Priester ließen sich dem erhabenen Meisterwerke gegenüber auf einer Bank nieder und betrachteten, ergriffen von der Allgewalt der Kunst, lange Zeit schweigend diese in Marmor gehauene Leidensgeschichte dreier Menschen.

»Aus diesem Gebilde der Kunst,« sagte endlich Pater Joseph, »können wir Hoffnungen schöpfen für unser Wirken. Unsere Kraft, unsere Klugheit, unsere Geschmeidigkeit gleicht den Gliedern dieser Schlangen, die ungeachtet der heftigsten Gegenwehr der Ueberfallenen diese dennoch überwinden. Die Welt ist Laokoon mit seinen Söhnen, sie soll ein und dasselbe Schicksal mit ihm theilen!«

Als sie weiter gehen wollten, trat ihnen Ghiberti entgegen, wie immer, wenn er sich unter Menschen mischte, in der Tracht eines vornehmen Weltmannes. Freudig begrüßten sich die Gleichgesinnten und gingen dann vereint nach den Sälen, wo die ägyptischen Alterthümer aufgestellt sind.

»Das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen!« sprach Pater Joseph. »Da können wir ja gleich erfahren, was an der Geschichte von dem Grafen und seiner Tochter wahr ist, die ich zuerst in Florenz hörte!«

»Welche Geschichte?«

»Es ward behauptet, ein gewandter Zögling unseres Ordens habe die Gelegenheit benutzt, sich in die Familie eines reichen Grafen einzuschleichen, die Liebe der schönen Tochter des Hauses gewonnen und, nachdem er sie verführt, mit dem Geständniß, daß er Priester sei, sie verlassen.«

»Doch schon bis nach Florenz vorgedrungen!« murmelte Ghiberti. »Es wird hohe Zeit, die Sache zu Ende zu bringen. – Leider, verehrte Freunde, haben Sie die Wahrheit gehört. Indeß weiß Niemand etwas Gewisses – ich habe das Siegel des Schweigens darauf gedrückt – der Orden ist also außer Gefahr.«

»Dennoch ist es ein fataler Vorfall,« sagte Emanuel.

»Der uns nützlich werden kann, sobald wir einig und klug handeln. Lassen Sie uns hier auf- und niederwandeln, meine Herren. Unter diesen ägyptischen Kolossen stört uns der Strom der Gaffenden nicht. Ich theile Ihnen die Hauptsachen mit. – Zuerst erfahren Sie also, daß ein Landsmann von Ihnen der Unvorsichtige war –«

»Ein Pole?« fiel Pater Joseph ein.

»Ein Galizier, wenn Sie das lieber hören. Ihr und unser Aller Liebling, der verschmitzte Nicol Bogecz.«

»Verdamm!« rief Joseph aus, mit dem Fuße stampfend. »Dieser begabte junge Mann, auf den wir so viel bauten! Ist er entflohen?«

»Nein. – Er gab sich selbst an und sieht seiner Bestrafung ruhig entgegen. Seine Unvorsichtigkeit kann uns aber theuer zu stehen kommen. Es wäre möglich, daß wir nunmehr die Kosten des beabsichtigten Aufstandes allein tragen müßten.«

»Immer schlimmer,« seufzte Emanuel. »Wie nennt sich denn der Graf, dem der Bauernsohn so übel mitgespielt hat?«

»Michael Sembronowski.«

»Der alte Pietist! – Der reichste Edelmann in ganz Polen!« sagte Joseph.

»Und dem Einzige, auf dessen wahrscheinliche Bekehrung bauend wir dem Polen die Hand zum blutigen Spiele reichten!«

»Diese allerdings sehr überraschenden Nachrichten machen mir Vieles klar,« sagte Pater Joseph. »Ich begreife Stanislas Sembronowski's widersprechende Handlungen, der nach seiner glücklichen Flucht aus Paris plötzlich mit frecher Stirn mir unter die Augen trat und die Frechheit hatte, mich als Rebellen anzuzeigen zu wollen, wenn ich ihm nicht ein Versprechen zurückgäbe, das ihm eine hübsche Summe kosten konnte, falls meine Behauptung, auf die es sich gründete, in Erfüllung ging. Ich mußte mich dazu entschließen und stürmisch, wie er gekommen, entfernte er sich wieder. Sicherer Nachrichten zufolge lebt er jetzt ausschweifend in Wien.«

»Dieser tolle und bewegliche Charakter,« fiel Ghiberti ein, »hat mir viel Sorge gemacht. Er ist völlig unzuverlässig, selbst dann, wenn er sich durch Eide verpflichtet hat. Leider weiß er zu viel und zieht nun möglichsten Nutzen daraus. Er correspondirt mit allen Sembronowski's, auch mit andern hier lebenden Polen und sucht unserer Gesellschaft den größten Schaden zuzufügen. Erst kürzlich fielen mir Briefe von ihm in die Hände, aus denen seine bösen Absichten deutlich hervorleuchteten. Darum wünschte ich, daß man ihn wieder einsperre und zwar für immer. – Ich werde seinetwegen nach Wien schreiben, um ihn von dort gelegentlich verschwinden zu lassen.«

»Ist Graf Alexander Mierslewski von dem unklugen Be tragen seines Pathens unterrichtet?« fragte Pater Joseph.

»Umständlich.«

»Wozu räth der Graf?«

»Bis jetzt hat er sich über seine Privatansicht noch nicht ausgelassen. Uebrigens scheint er meine Meinung, die gefährliche Angelegenheit der Entscheidung des Ordens zu überlassen, theilen zu wollen.«

»Und was soll mit dem Mädchen geschehen?« fragte Emanuel.

»Hm! Was Gott will,« lächelte Ghiberti. »Sie wird ein Kind gebären und vielleicht dabei sterben! – Mich dünkt, dies wäre für sie, wie für ihren Vater, den armen Nicol und uns selbst eine, höchst segensreiche und weise Schickung des Himmels.«

»Beten wir, daß zur größern Ehre Gottes geschehe, was dem Heil und Wachsthum seiner Streiter förderlich ist!«

sagte Pater Joseph salbungsvoll, ergriff das Kreuz an seinem Gürtel und küßte es. Emanuel that dasselbe. Ghiberi schlugträumerisch die Augen nieder und ersuchte dann seine Begleiter auf's Freundlichste ihm in die Stanzendes Raphaels zu folgen, um die Sorgen der Gegenwart in erheiternden Kunstgenüssen zu vergessen.

Hier verlassen wir die Jesuiten, um uns wieder denjenigen Personen zuzuwenden, die ohne ihr Dazuthun den welterschütternden Plänen dieser Männer anheimgefalen waren.

VIERTES KAPITEL. BEKEHRUNG.

Aus Michael Sembronowski's Unterredung mit Ghiberi haben wir gesehen, daß Nicol Bogecz bei seiner Flucht von Petrella Papiere zurückgelassen hatte, die ihn dem Grafen verriethen.

Als dieser hinfällige Greis durch die Bemühungen Davids und der herbeigerufenen Dienerschaft von seiner Schwäche sich wieder erholt und die etwas später in's Leben zurückkehrende Tochter durch irrsinnige Reden ihm den beklagenswerthen Zustand enthüllt hatte, in dem sie sich befand, ließ der erschrockene Graf, dem Zorn und Rachlust ungewöhnliche Kräfte gaben und in diesem gewaltigen Sturm aufrecht erhielten, zuvörderst die Zimmer des vermeintlichen Dolmo durchsuchen, wobei die bereits erwähnten Papiere aufgefunden wurden. So heftig Graf Michael über diese Entdeckung erschrak, so freut er sich doch, dem wahren Betrüger auf die Spur gekommen zu sein. Er zweifelte nicht, daß sowohl er selbst,

als sein armes Kind die Opfer eines weit ausgesponnenen entsetzlichen Planes dieser heimlichen Weltverderber geworden seien. Konnte er auch die eigentliche Absicht seiner Feinde nicht entdecken, so ward es ihm doch zur Gewißheit, daß sie große Zwecke im Auge haben müßten. Diese durch offenes Hervortreten, durch gerichtliche Klage zu zerstören, hielt der Graf in seiner Lage für den sichersten Weg, denn geheimen Schlingen dieser Menschen zu entschlüpfen, und aus diesem Grunde beschloß er, nach seiner Ankunft in Rom unverweilt dem General des gefürchteten Ordens eine Visite abzustatten.

Welche Folgen dieser Besuch durch Ghiberti's Dazwischentreten hatte, und wie dieser Alles berechnende listige Römer schon im Voraus den Orden jedem Angriff möglichst unzugänglich zu machen wußte, haben wir gesehen. Michael Sembronowski fühlte wohl bei seinem Abschied von Ghiberti, daß er einem Manne gegenüberstand, dem er nicht, gewachsen war, ja, es stiegen sogar beunruhigende Zweifel in ihm auf, ob der Verderber seines Hauses nicht doch vielleicht ohne Mitwissen und Genehmigung seiner Obern gehandelt haben möchte. Die unüberlegte jedenfalls ganz unpolitische Flucht des Verbrechers trug wesentlich bei, ihn in diesen Gedanken zu bestärken und brachte er vollends noch die heftige Entkräftung und die große Bereitwilligkeit Ghiberti's in Anschlag, die einer strengen Untersuchung der Unthat kein Hinderniß in den Weg stellte, vielmehr dieselbe beschleunigt wünschte, um nur ja recht bald den Schuldigen zur

Verantwortung ziehen zu können, so mußte die traurige Vermuthung, daß er von einem frechen Abenteurer schändlich betrogen worden sei, bei ihm an Stärke gewinnen.

Der Graf lebte zurückgezogen von aller Gesellschaft auf Villa Poniatowski. Er hatte diese Wohnung ihrer vom Lärm der Stadt entfernten und ländlich heitern Lage wegen gewählt. Von ihren bebuschten Höhen, konnte man Rom vom Sanct Peter bis zum Colosseum, den blitzenden Spiegel der Tiber und die breite nach Florenz führende Straße noch über Ponte Molle hinaus überblicken. Man sah das Leben der Weltstadt an sich vorüberbrausen, ohne doch von ihm berührt zu werden.

Ein Asyl dieser Art bedurfte jetzt Graf Michael seiner unglücklichen Tochter wegen. Victorie, dieses sanfte, schöne, fromme Mädchen, wie es uns zuerst in den düstern Mauern Petrella's entgegentrat, war seit dem Verschwinden des Pseudografen in eine Schwerkund Geisteszerstreutheit verfallen, die stillem Wahnsinn wenig nachgab.

Sie sprach Tagelang kein Wort oder rief zusammenschaudernd mit einer Stimme, die alle Nerven erbeben machte, aus:

»Ein Jesuit ist mein Bräutigam!«

Im Uebrigen lebte sie still, sanft, für den Vater besorgt, ihn hegend und pflegend, wie früher, vollzog willig jeden Befehl des Grafen, gab ihm aber auf keine seiner Fragen eine Antwort. Nur ihre Blicke, ihre Bewegungen sprachen.

So fand sie Ghiberti, als er in Folge von Tommaso's Erzählungen dem polnischen Grafen unerwartet einen Gegenbesuch abstattete. Das Herz klopfte dem kalten Jesuiten stärker, als er diese graziöse Gestalt mit der sanften bleichen Leidensmiene einer in Gott ergebenen Magdalena vor sich sah und ihren lebensfrischen Lippen, die einer seiner frivolen Jünger in sündigem Rausche entweiht hatte, keinen Laut der Klage oder der Verdammung entschlüpfen hörte. Ghiberti hatte während seines kurzen Aufenthaltes in der Villa Momente rein menschlicher Regungen, und wäre er nicht schon früher entschlossen gewesen, den leichtsinnigen Mann, der ihn so dreist getäuscht und den Orden so beispiellos compromittirt hatte, streng zu bestrafen, so würde jener Besuch bei dem Grafen diesen Entschluß in ihm gezeitigt haben.

Gerührt oder doch eigenthümlich bewegt von Victoria's namenlosem Seelenleiden trat Ghiberti weit milder auf, als es seine Absicht gewesen war. Es hatte ihn empört, daß, obwohl schon entstellt und nur wie der blasser Schatten einer Unthat, im römischen Volke das Gerücht umlief, die Gesellschaft Jesu sei durch eins ihrer Mitglieder bei einem geheimnißvollen Liebeshandel betheiligt. Nochmals verlangte er schon dem Grafen strenges unverbrüchliches Stillschweigen über das Vorgefallene, rief ihm in sehr bestimmten Ausdrücken die Bedingungen abermals in's Gedächtniß, unter denen er mit und für ihn handeln wolle, und bestand endlich auf strenger Ueberwachung der geistig leidenden Gräfin, damit sie mit Niemand verkehren könne. Werde der Graf diesen

billigen Wünschen entgegenkommen, so dürfe er binnen vierzehn Tagen auf Vollziehung des gemeinsam entworfenen und gebilligten Vertrages rechnen.

Graf Michael, nicht weniger über die bereits in's Volk gedrungene Erzählung von dem abenteuerlichen Liebeshandel bestürzt und die Geheimhaltung desselben eben so sehr wünschend, als der Jesuit, gab und hielt das Versprechen. Vierzehn Tage später wurden ihm pünktlich ein paar Reinschriften des Vertrages in italienischer und polnischer Sprache überbracht, die mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit abgefaßt waren.

Seitdem verstummte auch das Gerücht unter der Bevölkerung, wie ein zerknickter Zweig langsam abstirbt. Die geheimnißvolle Gräfin in schwarzen Trauerkleidern war verschwunden, vor dem Thor der Villa Poniatowski wuchs Gras, auch sah Niemand mehr einen Galawagen mit vier Falben, prunkvolle Jokeys tragend, über das Pflaster des Corso's rollen. Drei Wochen genügten, die feenhafte Erscheinung für immer in das Reich der Fabeln zu versetzen.

Dennoch lebte Victorie in dem ländlichen Asyl der Villa, nur von ihrem Vater und der treuen verschwiegenen Dienerschaft umgeben. Diese fühlten das Unglück ihres Gebieters fast so tief, wie der Graf selbst, denn Alle liebten die junge, schöne Herrin.

Auf die geistige Stimmung Michaels hatte übrigens das so plötzlich über ihn hereinbrechende Unglück eigentlich eingewirkt. Sein Entschluß zur katholischen Kirche überzugehen, ward nicht nur erschüttert, sondern

vollkommen zertrümmert. Im Umgange und durch die Gespräche und Disputationen mit Nicol hatte der Graf eingesehen, daß bloßes Gebet und kopfhängerisches Wesen den Namen wahrhafter thatkräftiger Religion nicht verdiene. Der gefestete Bau des Katholicismus, die Kraft und Macht des Hohenpriesterthums, wie es sich in dieser Kirche unter den gewaltigten Erschütterungen der Welt ausgebildet und erhalten hat, berückte seinen der Hilfe bedürftigen Geist, der sich noch immer von schwerer Sünde belastet fühlte. Um im absolvirendem Priester, im Segen ertheilenden Papst Fürsprecher und Entsühner vor Gott zu haben, wollte Graf Michael Katholik werden.

Nicol's Verrath an sich hingebender Liebe und sein schnöder Mißbrauch des Gastrechts schreckten den alten Polen ab, sich einer Kirche beizugesellen, die solche entartete Menschen unter ihren Priestern zählte. Ein höhnisches Gelächter entrang sich seiner Brust, als er den Schritt nochmals bedachte, den er zu thun im Begriff stand. In seinem wilden Unmuth konnte er sich nicht enthalten, auszuspucken und mit der Anmuth eines ergrimmteten Tigers, dem man sein Junges geraubt, auszurufen:

»Ich will nicht – Will jetzt Ketzer bleiben, böser Ketzer! – Will nur auf Rache sinnen! – Mag nicht mehr beten – nie mehr!«

Und der sonderbare Mann hielt Wort. –

Verschwunden sind die schwarzen Teppiche aus seinem Zimmer die Gebetbücher läßt er auf dem Heerde

und im Kamine verbrennen – das Zerstreuungsspiel mit den Linsen ist für immer vergessen.

»Aber was beginnt nun der schwächliche alte Graf, um die schreiende Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen?« höre ich den Leser fragen.

Die Stimme seines Gewissens wird von dem Ruf nach Rache, der in der Seele des heißblütigen jähzornigen Pole tobt, überschrieen.

Der Graf, hat nicht Zeit, mehr über die Vergangenheit, über die eigenen Verschuldungen nachzudenken. Und hätte er sie auch, sie würden ihm doch unbedeutend erscheinen im Vergleich mit dem abgefeimten Schurkenstreiche, der seinem lieben zarten Mädchen, dem Troste seines Alters, Glück, Ehre, Gesundheit und Leben kostet!

Darum ist Graf Michael ein stiller, sinnender, nach Rache lechzender Ketzer geworden. Der Unglaube der früher nie seinen Fuß berührte; hat seine giftige scharfe Zunge jetzt tief, tief in sein Herz eingebohrt, und mit dämonischem Behagen lauscht er dem Geflüster, das gleich einem verpestenden Contagium in den Lüften weht und den Kindern dieser Welt jene schrecklichen Irrlehren predigt, die man den Ruf des Zeitgeistes zu nennen beliebt!

– Ja daß ich es ausspreche, der greise Pole ist ein gefährlicher Liberaler, der an jegliches Wort, aus welchem Munde es immer fließen mag, die scharfe Sonde seiner zersetzenden Kritik legt. Er glaubt nicht mehr an die Unverletzlichkeit gesalbter Könige, nicht an die Untrüglichkeit der Bibel, nicht an die Göttlichkeit Christi! – Schon

steht er außerhalb der Grenzen des kirchlichen Protestantismus, und wir fürchten, daß wenn er noch einige Wochen fortfährt zu grübeln, zu sichten und über das Vergeltungsrecht nachzudenken, er den Lichtfreunden so nahe gerückt sein wird, wie die ersten Wortführer dieser gefürchteten Aufklärungsmänner. –

Ob nun Graf Michael Sembronowski noch Christ ist in dem Sinne, wie die gesunde Vernunft, nicht wie die Kirche diesen Begriff erfaßt wissen will, darüber mögen sich einstweilen die Leser selbst ein Urtheil bilden. Der vielgeprüfte alte Mann mag bis zu der Zeit, wo er wieder handelnd in unserer Erzählung auftritt, die bleiche Stirn seiner geopferten Tochter küssen und bei jedem Kusse dem Elenden fluchen der diese reine heilige Lilie geknickt hat, ohne daß wir den trauernden Vater deshalb verdammten oder der Lieblosigkeit anklagen wollen.

FÜNTES KAPITEL. EINE RÖMISCHE NACHT.

Ein heiteres Volksfest, wie sie im Frühjahr, Sommer und Herbst in der Nähe Roms häufig gefeiert werden, hatte eine große Menge Menschen auf den Wiesen versammelt, die sich vom Fuß der bemoosten Pyramide des Cestius bis an den Monte Testaccio, den Scherbenberg, ausbreiten. Weil sie vorzugsweise der Tummelplatz des römischen Volkes sind, hat man sie auch nach diesem genannt.

Es war grade Mitte Juli, der Tag für einen römischen Sommer ungewöhnlich mild, die Luft nicht geschwängert

mit jenen giftigen Ausdünstungen der Sümpfe, die während der heißen Monate aller niedrig gelegenen Ggenden in Rom, wie die ganze Campagna mit der gefürchten Fieberluft, der Aria cattiva, erfüllen.

Tanz und Jubel hatten sich bis in die Nacht hinein verlängert. Wie ein weicher durchsichtiger Schleier mit silbernen Sternen gestickt, lag der blaue klare Nachthimmel über dem jubelnden Volk. Ein goldener Kahn glitt der Mond durch das flimmernde Luftmeer, und verbreitete überall Zauberlicht und träumerischen Mährchenglanz. Die Kuppeln und Thürme der Stadt schimmerten in duftigem Aether die grauen, mit dünnem Flechtengefaser überzogenen Marmorquadern der fast zweitausendjährigen Pyramide, in deren Schatten die Protestanten unter Myrthengebüsch und Lorbeerhecken schlafen, glänzten wie matt geschliffene Silberplatten. In der Ferne ragten ähnlich verglühten Thurmzinnen die braunrothen Riesentrümmer der Caracalischen Thermen hoch hinein in den Nachthimmel, und das einem Auge vergleichbare Mauerrund des Colosseums tauchte zwischen Coelius und Esquiline in seiner erschütternden Pracht, umflossen von schäumender Lichtglorie, aus der beschatteten Tiefe auf. Ueber dem obersten Ringe des Gemäuers stand ein purpurvioletter Schein der bald stärker, bald schwächer wurde, und bisweilen seine Stelle wechselte.

»Sieh dort, Teresella!« sprach Lodovico, der dem Feste am Scherbenberge mit seiner Geliebten beigewohnt hatte, da er aus solchen nationalen Volksbelustigungen reichen Stoff zu künftigen künstlerischen Entwürfen einsog.

»Da erscheint wieder jenes wunderbare Licht über dem alten Theater, das mich in stillen Mondnächten schon so oft mit heiligen Entzückungsschauern erfüllt hat! Wie erklärest Du Dir sein Entstehen?«

»Ganz einfach, Du wundervoller lieber Narr,« versetzte lachend die Römerin. »Das machen die Engländer.«

»Die Engländer?«

»Gewiß allerschönster Lodovico! Diese langweiligen Narren können nichts interessant genug haben, selbst nicht unsere merkwürdigen Ruinen. Beim lieben ehrlichen Sonnenlicht stecken sie die Hände in die Taschen ihrer abscheulich geschmacklosen Röcke, rücken die Hüte in den Nacken sperren die Mäuler auf oder gähnen, und sagen »Yes!« Damit klappen Sie Bücher und Augen zu und gehen stocksteif, als ob sie aus lauter eckigen Hölzern zusammengezimmert wären, wieder nach ihren Kutschen. Erst des Nachts bei Mondlicht leben sie auf, und dann rennen sie stundenlang, umgeben von einem Dutzend Fackelträgern, in den größten Ruinen herum, lassen die curiosesten Manöver ausführen und sagen lächelnd: *Beautiful, very beautiful! Most gracious!* – Verlaß Dich drauf mein Goldherz, es sind eine Schaar Engländer, die mit Fackeln die Gänge unseres berühmten Theaters durchwandern.«

Lodovico fand die Hypothese seiner klugen Geliebten ganz wahrscheinlich und wunderte sich ernstlich, daß er nicht selbst darauf gekommen war. Hatte er doch in Gesellschaft anderer Künstler mehrmals den über alle Beschreibung herrlichen Anblick dieses wunderbaren

Gebäudes bei Fackelschein und Mondlicht mit durstiger Seele genossen.

»Wenn wir tüchtig ausschreiten, mein süßes Täubchen,« sagte er, dem lieben Mädchen die rosigen Fingerspitzen küssend, können wir den heutigen warmen Sonnenscenen vielleicht noch ein kühles schattiges Nachtbild mit grellen Schlaglichtern beifügen. Sputen wir uns! Hier dieser Weg durch die Vignen führt ziemlich grade nach der Via di San Gregorio. Auch entrinnen wir so dem überlustigen Volksschwarme, der sich unterm Schellenlärm der Tamburins der Tiber zuwendet. Nach so vielem Weingenuß thut man gut, Deinen Landsleuten auszuweichen, denn sie fangen häufig Handel an aus purem Uebermuth.«

»Sind sie nicht Römer?« versetzte Teresella, den Geliebten mit großem Auge voll anblickend und die prächtig geschnittenen Lippen etwas verächtlich aufwerfend. »Unsere Vorfahren eroberten die Welt aus Uebermuth. – Bei der allerheiligsten Madonna, es wäre besser, wenn's noch so wäre!«

»Behüte, behüte, mein schlankes Goldfischchen,« sagte lachend der Maler, einen Arm fester um den Leib des schönen Mädchens schlagend. »Ich finde, daß es der liebe Gott jetzt viel gescheidter eingerichtet hat! Die Welt kommt jetzt nach Rom und erobert da das Schönste, was es besitzt, seine herrlichen und liebenswürdigen Töchter. Ist das nicht lustig, Herzenskönigin?«

Obwohl Teresella sich tüchtig wehrte, raubte er der stolzen Widerspänstigen doch mehrere Küsse, mußte

aber seine feurigen Liebkosungen zu guter Letzt mit einem Biß bezahlen, den ihm die scharfen Zähne der schönen Wilden geschickt beibrachten und worüber sie in unmäßigen Jubel ausbrach. Vor Freude, über die gelungene Bestrafung des Uebermüthigen und zur Belohnung für den ihm zugefügten Schmerz gab sie ihm jetzt freiwillig die heftigsten Küsse und trank gierig die Rubinperlen, die aus der kleinen Wunde rannen.

»Du bleibst eine wilde Katze,« sagte Lodovico mit erzwungenem Unmuth: »Aber warte nur! Bist Du erst meine Frau, so breche ich Dir die kleinen scharfen Zähne aus! Dann bin ich sicher, daß Du keinen Liebhaber findest, denn Mädchen und Frauen ohne Zähne haßt man hier zu Lande wie die Pest. Und ich finde, daß man Recht hat. Gewiß, Du glatte Sirene mit Deinen verzauberten Augen, ich werde mich rächen!«

Teresella gab kecke, verwegene Antworten auf diese Scherze, die bei Lodovico den schönsten Anklang fanden, und so wanderten sie, ihr heiteres Witz- und Scherzspiel mit steigendem Humor fortsetzend, rasch in die Nähe des Palatin, an dessen Fuß die erwähnte, breite Straße in grader Linie bis zum Triumphbogen des Constantin hinläuft. Der glänzende farbig strahlende Schimmer über dem Colosseum war verschwunden.

»Es ist zu spät,« sprach Teresella.

»Wenn auch, laß uns unsern Vorsatz vollends ausführen und wenigstens durch das Gitter einen Blick in das Innere der blutgetränkten Opferstätte werfen.«

Mit beschleunigten Schritten eilten sie dem Bogen des Constantin zu, dessen gelbliches Gemäuer unter den Flammen des Mondes wie Bronze schimmerte. Der hohe weit gespannte Bogen, durch den die Straße führt, war von der Wölbungsgang beschattet, die abschüssige Fläche gegen das Amphitheater dieser Riesenbau selbst, wie die cassettirte Nische des Venustempels und der unförmliche Säulenstumpf des berühmten alten Springbrunnens, der Meta sudans, mit dem zum Forum hinauf geleitenden breiten Pflasterwege, den Ueberresten der Via sacra, waren taghell vom Monde erleuchtet.

In der zerbrochenen Rotunde des Venustempels bemerkte Lodovico Gestalten, die hin und wieder gingen. Er hielt sie für Bauern der Umgegend oder für Kleinbürger der zu nächst gelegenen Stadttheile, denen es gelüstete beim Flimmern des Mondes das beliebte Morraspiel noch einige Zeit zu treiben. Man sieht häufig Gruppen solcher Spieler des Nachts unter einer Laterne oder im Mondenglanz auf freien Plätzen ihre leidenschaftlich heftigen Gebehrden gegen einander machen.

Zu gleicher Zeit gewährte Teresella einen langen Zug von Männern durch das Thor der Cäsaren aus dem Colosseum nach dem hügeligen Terrain des Coelius schreiten. Sie machte ihren Geliebten darauf aufmerksam und Beide betrachteten nun die gespenstische Erscheinung mit einem gemischten Gefühl von Neugier und Furcht. Die langsam und paarweise Vorüberwandelnden schienen über die Kieswege hinweg zu schweben. Man hörte weder ein Knistern und Knirschen des Sandes, noch

ein Rauschen der Gewänder, und eben diese Todtenstille gab dem sonderbaren Zuge einen durchaus übernatürlichen Anstrich. Furchtsame oder Abergläubige konnten leicht veranlaßt werden, ihn für eine Geistererscheinung zu halten.

Unter dieser gehörte Lodovico nicht, weshalb er mit verschärfter Kraft seine Blicke auf den sonderbaren Zug heftete. Bei der großen Helligkeit der Nacht bemerkte er, daß wo nicht Alle, doch bei weitem der größte Theil dieser schweigsamen Gesellschaft Priester waren und Ordensgeistliche. Er erkannte deutlich die braunen Kutten der Franziskaner, die schimmernden weißen Gewänder der Benedictiners-Camaldulenser und die schwarzen Röcke der Jesuiten. Sie gingen sämmtlich barhäuptig mit gesenkten Blicken, und das lautlose Schweigen, das unter ihnen herrschte schien anzudeuten, daß sie einem gottesdienstlichen Act beigewohnt hatten und noch ganz ergriffen davon durch Gebet ihre Seelen im Kreise frommer Anschauungen und Betrachtungen festzuhalten suchten.

Die sehr zahlreiche Versammlung zog gradeswegs nach dem Coelius, auf dessen Höhen das Kloster der Passionisten mit hohem alterthümlichen Glockenthurm in klaren Umrissen sich gegen das tiefe Schwarzblau des südlichen Himmels abhob. Im breiten Schatten des dicht bewachsenen nördlichen Abhanges, an denen noch viele Ueberreste alten Gemäuers sichtbar werden, läuft ein Weg nach einer kleinen zum Kloster führenden Pforte. Diesen Weg betraten die Priester, was zur Folge hatte,

daß sie den spähenden Blicken Lodovico's und Teresella's im Grau der Schatten entrückt wurden.

All die Letzten des Zuges verschwunden waren, traten die Liebenden aus ihrem Versteck.

»Ich möchte hundert Scudi gegen einen Bajocc' wetten,« sagte Lodovico, mit den Fingern schnippend, »daß ein guter Bekannter von uns unter den Schwarzröcken war, die wie ein gespenstisches Leichengefolge über die verschütteten Gräber der Geschichte fortglitten!«

»Auch ich,« nickte ihm Teresella beistimmend zu.

»Du sahst ihn bei der Wendung des Kopfes, als er die Augen zur Villa erhob?«

»Ganz deutlich.«

»Und erkanntest ihn?«

»Zug für Zug.«

»Ja, ich bin überzeugt, es war Monsignore Camuccini.«

»Im Priestermantel!«

»Das beunruhigt mich eingeraffen,« sagte Lodovico nachdenkend. »Wenn er doch nicht ganz redlich wäre?«

»Ach was!« versetzte Teresella heiter, »ist denn einem vornehmen Monsignore, einem reichen Prälaten etwa nicht erlaubt, sich jedes beliebige Stück Tuch um die Schultern zu hängen, wenn's ihm Vergnügen macht? Oder gereicht es einem so gnädigen, gütigen und freigebigen Herrn zur Schande, daß er mit andern Gläubigen gemeinsam sein Gebet verrichtet? Jeder rechtgläubige Christ soll das thun oder er ist schon zur Hälfte ein Ketzer, wie Du, lieber Schalk von einem deutschen Heiden.«

Dabei zupfte sie den Maler schelmisch an seinem Schnurrbart und drängte ihn hinab zum Eingang des Colosseum.

»Gibt's etwa ein wichtiges Kirchenfest?« fragte Lodovico, dem Willen seines Mädchens nachgebend. »Ihr habt ja dergleichen mehr als Tage im Jahre.«

»Das fragst Du mich?« erwiederte die Römerin. »Tausend Dank für die gütige Zumuthung! Wenn ich erst zehn Jahre im Kloster gelebt habe, will ich Dir Antwort geben.«

»Aber den Tag weißt Du, allerliebstes wälsches Hühnchen?«

»Wie meinen Namen, Herr Bistuklug! Wir schreiben heut den sechzehnten Juli.«

»Gut. Erinnere mich daran, wenn wir nach Hause kommen. Ich muß doch nachsehen, ob wir den Namenstag eines berühmten Heiligen so unheilig heut durchschwärmt haben.«

»Ein Geburtstag war es nicht, sonst hätten sie auf der Engelsburg kanonirt, daß wir noch jetzt den Pulverdampf röchen.«

Unter diesem Gespräch hatten die Liebenden das Gitterthor erreicht. Es stand noch offen zur Verwunderung der späten Besucher. Unter den breiten Bogengängen die sich in immer größeren Kreisen fünfmal um die Arena schwingen und auf ihren terassenförmig aufsteigenden Wänden die ungeheuren Sitzreihen für eine Zuschauermenge von hunderttausend Menschen trugen, glimmt ein paar ausgebrannte Fackelstümpfe. Der grandiose

innere Raum war leer. Das Flüstern der Nachluft verdichtete sich zu Lauten, die gleich Vogelstimmen aus den Ritzen der Mauern oder vom hohen Sims herab melancholisch-geheimnißvoll ertönten.

Am Fuße des Kreuzes mitten in der Arena kniete einsam eine Gestalt. Auch auf der hölzernen Kanzel links vom Eingange bewegte sich etwas Lebendiges. Lodovico erkannte einen Franziskaner, bei den Römern bekannt als Kanzelredner. In seiner nachhaltigen Begeisterung, – denn jedenfalls hatte er vor Kurzem erst eine seiner heftigen bilderreichen Predigten beendigt, – breitete er die Hände zu dem gestirnten Himmel aus und rief mit weithin dröhnender, das Echo des Riesengebäudes vielfach erweckender Stimme:

»O gebenedete, heilige, gnadenreiche Madonna! Wozu hat Gott die Sterne an den Himmel geheftet? – Auf daß sie eine Glorie bilden sollen um Dein hochheiliges Haupt, Du Königin des Himmels!« –

»Warum wandelt der Mond allnächtlich vom Morgen gen Abend? – Damit er Dir diene als Wagen und Dich trage über alle Völker der Erde, um sie mit Deinem Blick zu beglücken, zu segnen, zu begnadigen vom Aufgang bis zum Niedergang!«

»Und warum, warum sendet das glühende Gestirn, das wir sündhaften Menschen Sonne nennen, seine heißen Strahlen herab auf diese unwürdige Erdscholle? – Oh, oh, damit diese Strahlen früh und Abends einen goldenen

Thronhimmel bilden über dem Erdballe, um darunter ruhen zu lassen die Königin der Königinnen und an ihren Thron zu führen alle Heiligen und Seliggesprochenen!«

»O gebenedeite, gnadenreiche Madonna, segne auch mich, Deinen unwürdigsten Knecht, und beschütze jeden, der sein Gebet aus so gläubiger Brust zu Deinem Sohne erhebt, wie jener inbrünstige Büßer! – Amen, Amen, im Herren Amen!«

Der Mönch, ein colossales Kreuz mit der Hand in die funkelnende Luft schlagend, verließ jetzt die Kanzel. Zugleich erhob sich der am Kreuz knieende Beter, kehrte den späten Ankömmlingen das Gesicht zu und schritt gesenkten Hauptes nach dem Ausgange.

Lodovico und Teresella erkannten Tommaso. Der Trasteveriner schien das glückliche Paar nicht bemerkt zu haben.

»Der Patron wird mir immer unheimlicher,« sagte Lodovico, »vollends seit er sich wie ein Geck in pariser Narrentracht gesteckt hat.«

»Pfui auf ihn!« rief entrüstet die leidenschaftliche Römerin aus. »Solcher Schuft verschmäht das Kleid seiner Väter zu tragen, die als ehrliche Menschen darin gestorben sind? – Nun ich erleb' es noch, daß den abtrünnigen Weichling Raben oder Adler fressen!«

In diesem Augenblick brausten wie der anschwellende Accord einer colossalen Aeolsharfe Gesangestöne durch die Luft und verschwebten über dem unermeßlichen Rund des Amphitheaters. Die Accorde wiederholten sich, bildeten eine ergreifende Melodie und flossen in einen

erhabenen vierstimmigen Männergesang zusammen, der von so gewaltig ergreifender Wirkung war, daß den Liebenden unwillkürlich Thränen der tiefsten Andacht in die Augen stürzten. Nahe am Kreuze knieten Lodovico und Teresella mit fest verschlungenen Händen nieder. Sie beteten nicht, aber ihre Gedanken waren nur bei Gott, ihre Seelen durchflogen jauchzend auf glänzenden Fittigen der Freude die lichten Räume des Himmels. In seliger reiner Liebe schlug Herz an Herz, verschmolz Seele in Seele und die heilige Stille der weichen Mondnacht sprach als Hoherpriester der Welt den Segen über den Herzensbund dieser einfachen unverdorbenen Kinder der Natur.

Nach diesem Hohenlied ohne Worte, das sie in wunderbarem Einverständniß dem Himmel zuauchzten, standen sie beglückt auf und schickten sich an, die Arena wieder zu verlassen. Der Gesang, der kurze Zeit gefeiert hatte, hob jetzt von Neuem an, nur lebhafter, fröhlicher. Lodovico erkannte die Stimmen Einzelner und erklärte seiner Geliebten, daß es Künstler seien aus dem hohen eisigen Norden. Die Scandinvier, dies herzige Völkchen voll nordischer Kraft, Sitte und Freimuth sangen, gleich Priestern des Alterthums die monderhellte Rotunde des Tempels der Venus beschreitend, schwedische Volks- und Heldenlieder. –

Zu anderer Stunde würde Lodovico nicht gezaudert haben, den fröhlichen Männern sich zuzugesellen, heut aber fühlte er sich an Teresella's Seite zu glücklich. Schien es ihm doch, als sei das wackere Mädchen ihm erst jetzt ganz und wahrhaft gegeben worden, und dieses

Zauberband, das eine unsichtbare mystische Hand um ihn geschlungen, wollte er nicht muthwillig lösen.

Darum wanderte er denselben Weg, den er gekommen war, ein Stück zurück und erstieg Arm in Arm mit der Geliebten die hochgelegene Villa.

Grade gegen ihm über lagen die verschobenen Klostergebäude der Passionisten. Er sah die hohe Palme im Garten des Klosters ihre zartgefiederten Blätter über den dunkellaubigen Orangenbäumen bewegen. Es fiel ihm auf, daß mehr Lichter als sonst an den Fenstern leuchteten, daß bisweilen die röthliche Flamme einer Fackel oder das bläuliche Feuer eines Windlichtes über den Vorplatz wehte, den er zum Theil übersehen konnte. Der geheimnißvolle Zug, der ihn schon vorhin beschäftigt hatte, fiel ihm wieder ein.

»Bitte liebe Teresella,« sagte er zärtlich zu der Geliebten, die neben ihm stand und gleich ihm die alten Gräber der Geschichte ihres Volkes betrachtete, »gib mir doch den Kalender her.«

»Damit Du nachzählen kannst, wie lange Du noch Zeit brauchst zum Besinnen, ehe Du schlecht und recht sagst: An dem und dem Tage wollen wir uns trauen lassen?«

»Macht Dir das Sorge?«

»Wenn ich immer bei Dir sein dürfte, nicht.«

»Nun so bleibe bei mir!«

Er zog sie an seine Brust und küßte ihre Stirn. Sie schlug die Arme um seinen Hals und sah ihn mit glücktrunkenen Augen lächelnd an. Es war ihm als fielen die

Strahlen zweier glänzender Sterne aus dem Himmel ihres reizenden Gesichtes in sein Herz und erfüllten es mit hohem heiligem Glück.

Lächelnd blätterte er in dem Kalender. Drüben auf dem Glockenthurme der Kirche S. S. Giovanni e Paolo schlug es zwei, was im Sommer der zehnten Nachtstunde nach unserer Uhr entspricht. Gleich darauf hörte man die Hora singen.

»Also deshalb!« sagte Lodovico, seine Stirn runzelnd, »deshalb! – Das macht mich doch bedenklich!«

»Du bist ein deutscher Träumer!« schalt Teresella. »Kann man noch mehr verlangen, wenn die Gegenwart so voll des Glückes ist?«

Lodovico ließ den Kalender fallen und umschlang die Brust der Römerin.

»Gerade, weil ich so glücklich bin,« erwiederte er. »Großes Glück macht abergläubisch!«

»Hast Du Grund dazu?«

»Ich weiß nicht, liebe, traute Seele, aber es betrübt mich, daß wir den Monsignore Camuccini in dieser Gesellschaft erblickt haben und daß –«

»*Ma che!*« rief übermüthig jauchzend Teresella und fügte augenblicklich im zärtlichsten Tone der Liebe hinzu: »Nun sprich, *ma che?*«

»Nun so wisse denn, Du Herz ohne Falsch, daß heut der Todestag des Heiligen Ignatius von Loyola ist!«

Den beiden Liebenden kam es vor, als ob in diesem Augenblick, die Erde leise erbebte, sie vernahmen ein

dumpes Rollen. Gleich darauf läutete die Kloster Glocke schrill und laut, – dann war Alles todtenstill.

Ueber den blauen Kuppen des Albaner Gebirges zuckten röthliche Blitze. Es war als ob der alte gewaltige Gott des Berges, der flammentragende Jupiter, in der stillen Nacht auf den umgestürzten Altären seines Tempels ein Opfer anzünden wolle.

SECHSTES KAPITEL. DIE NACHTMAHLSBRÜDER.

In dieser Nacht fand eine seltsame Feier in der Klosterkirche der Passionisten statt. Gegen zweihundert Männer hatten sich hier versammelt, lauter Priester, Ordensgeistliche und viele hohe Prälaten. Mit brennenden Wachskerzen in den Händen umstanden sie in siebenfacher Reihe den geschmückten Hochaltar, an dem ein hoher Greis in flimmernd prächtiger Gewandung die Messe las.

Nicht einer unter diesen Männern hatte ein flaches, unbedeutendes Gesicht. Alle sahen klug, Viele verschlagen, Einige hochbegabt aus. Der Stempel geistiger Ueberlegenheit war auf den hohen Stirnen Aller zu erkennen, mochten auch neben denselben bei sehr Vielen die Spuren des Mißbrauches der empfangenen Geistesgaben deutlich ausgesprochen sein.

Nach beendigter Messe erhob der am Altar fungirende Prälat die von Juwelen strahlende Monstranz. Die Versammlung kniete nieder und der Greis reichte Allen der Reihe nach die Hostie.

Dieses eigenthümlich feierliche Priesternachtmahl dauerte fast eine halbe Stunde. Ein gemeinsames, lautgesprochenes Gebet endigte es und die schweigsame Versammlung verließ unter dem Rufe des Priesters: »Gehet hin und wirket im Geiste des Herrn!« die Kirche. –

Unter den Hügeln des Coelius befanden sich im Alterthume die Behälter der wilden Thiere, deren man sich bei den öffentlichen Kampfspiele im Amphitheater des Flavius, dem heutigen Colosseum, bediente. Diese Behälter hängen durch unterirdische Gänge mit der Arena zusammen, die ebenfalls ausgehöhlt war, um die wüthenden Bestien in eigens dazu bereit gehaltenen Käfichen aufzunehmen. Durch eine besondere Vorrichtung wurden letztere beim Beginn der Kämpfe aus den unterirdischen Tiefen heraufgewunden in die Arena, der Käfich öffnete sich von selbst und das blutgierige Thier stürzte sich brüllend auf die harrenden Kämpfer.

Obwohl die Verwüstungen fast zweier Jahrtausende die unterirdischen Gänge theils zertrümmert, theils verschüttet haben und die im Innern des Coelius befindlichen Kellergewölbe nur noch partiell zugänglich geblieben sind, das, was davon übrig ist, bildet doch immer noch ein so weit verzweigtes Labyrinth von Gewölben und Höhlen, daß man sich darin verirren oder sie zu Zwecken benutzen kann, die das Licht des Tages zu scheuen haben.

Antike Wasserbehälter, wie man sie häufig bald mehr bald weniger gut erhalten an Orten Italiens findet, wo im

Alterthum blühende Städte die Macht und Cultur des römischen Volkes verkündeten, standen mit den Vivarien in Verbindung, um die vermutlich sehr große Menge von wilden Thieren, die man der häufigen Schaukämpfe wegen stets in Bereitschaft halten mußte, gehörig tränken zu können. Auch diese sind jetzt zertrümmert, und verschüttet. Nur unheimliche trübe Wassertümpel und tiefe teichartige Pfützen im Innern des Berges zeugen von der Ausdehnung, welche diese großartigen Wasserreservoirs gehabt haben müssen.

Durch eine schmale Pforte stiegen sämmtliche Priester nach genossenem Nachtmahl über gebrechliche Treppen und auf schlüpfrigen Pfaden in diese unterirdischen Gewölbe hinab. Viele trugen Fackeln, um die schmalen gefährlichen Wege nicht zu verfehlten, die in vielfachen Krümmungen an den finstern Wasserspiegeln vorüber in das geschützte trockene Innere führen. Die rothen Wände des Gesteins glitzerten seltsam im Schein der rauchigen Fackeln. Das Herabfallen einzelner großer Wassertropfen verursachte eigenthümliche Töne und erhielt die so stillen Gewässer in stets zitternder Bewegung. Molche, Eidechsen und Schlangen ringelten sich am Boden oder schlüpften in die feuchten Risse der gigantischen Wände.

Etwa in der Mitte des Coelius nahm eine tempelartige Höhle die zahlreiche Versammlung auf. Diese Höhle war trocken, die Luft jedoch etwas dumpfig. Sie schien als Keller benutzt zu werden, denn es lagen eine Menge Fässer rund um an den Wänden aufgeschichtet. Eine lange Tafel, roh aus ungehobelten Brettern gezimmert, war

in der Mitte des großen Raumes aufgestellt. Bänke von womöglich noch schlechterer Arbeit standen daneben.

Um diese Tafel gruppirten sich jetzt die Männer, pflanzten ihre Fackeln in den Boden und zündeten eine genügende Zahl Wachslichter an, um glänzende Helle in dem sonderbaren Versammlungssaale zu verbreiten.

Als auch dies geschehen war und die verschiedenen Gruppen ihre Plätze eingenommen hatten, stellte ein hochgewachsener Mann ein Crucifix auf die Tafel und legte einen Weihwedel daneben. Dieser Mann war Ghiberti.

Geisterhafte Stille rundum. Aus der Ferne hörte man das tönende Fallen der Wassertropfen.

Ghiberti stand auf, überblickte mit ruhigem Auge die stattliche Versammlung und hielt folgende Anrede an sie.

»Im Namen des hochwürdigen Generals, auf dessen Geheiß ich unter Ihnen erschienen bin, begrüße ich Sie hier. Die Noth der christlichen Kirche, die Bedrängniß der Gläubigen hat Sie hieher geführt, um in gemeinsamer Berathung über das Wohl der Völker in brüderlicher Eintracht und unter den Einflüssen des heiligen Geistes Beschlüsse zu fassen, die in nächster Zukunft unser und unser aller Brüder handeln leiten und bestimmen sollen.«

»Geliebte Brüder, fromme Väter und Beschützer der Kirche! Als das kleine Häuflein verfolgter Gläubiger, aus dem späterhin die weltbeherrschende Kirche sich bildete, unter den entsetzlichsten Bedrückungen zusammentrat, beteten sie Gott an und feierten Christum in verbor- genen Höhlen, neben den Grabsurnen der Todten. Aus

der Nacht jener Grotten erhob sich die Sonne des Christenthums, in ihnen war der Stuhl Petri aufgerichtet, der zum Sitze des geistig mächtigsten Herrschers auf Erden geworden ist. Demuth, Bescheidenheit, Gehorsam und Zurückgezogenheit verbunden mit starker einiger Gesinnung machte die ersten Christen, die Märtyrer und Heiligen der Kirche stark und ließ ihr heiliges Werk gedeihen. Können wir etwas Besseres thun als jenen Männern nachahmen, auf deren Gebeinen der glänzende Wunderbau der Kirche sich erhob? Immer den Spuren folgend, die uns bedeutungsvoll erscheinen, beschlossen wir gleich jenen Vorkämpfern des Christenthums die großen Fragen der Zeit, die uns bewegen, in verborgenster Zurückgezogenheit, in den prunklosen Höhlen der Erde zu erörtern und zur größern Ehre Gottes unverbrüchliche Beschlüsse darüber zu fassen.«

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Versammlung. Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet. Beim blendend hellen Schein der Lichter waren die Gesichtszüge jedes Einzelnen deutlich zu erkennen. Alle Länder, alle Nationen hatten ihre Vertreter in diesem mitternächtlichen Priestercongreß. Nicht blos Europa's Völkerschaf-ten hatten Abgesandte hieher geschickt, auch der braune Sohn Aegyptens, der dunkle Nubier, der broncefarbige Bewohner Ostindiens, die Kinder Brasiliens und Peru's waren ebenso leicht unter den Versammelten zu verken-nen, wie die langen Gestalten der blonden Nordländer von den deutschen Alpen bis an die Eisgebirge des Nord-pols.

»Verbündet zu Streitern der Kirche Christi,« fuhr Ghiberti fort, »ergeht heut an uns Alle der Ruf, gerüstet und gewappnet den Feinden derselben entgegen zu treten, die sie auf allen Seiten umschwärmen. Nicht wir, sondern jene Ungläubigen, welche die menschliche Vernunft über die geketteten Normen des Glaubens setzen, haben den Kampf begonnen, fordern uns auf zur Schlacht. Suchen wir dieser Geistesschlacht auszuweichen, so sind wir die Unterliegenden, nehmen wir sie an, so werden wir siegen, denn unsere Stärke ist die Einigkeit unser Führer der Glaube der Kirche, der nie wankt. Ich fordere Sie deshalb auf, geliebte Brüder, Ihre Stimmen jetzt zu erheben und die Vorschläge mitzutheilen, die Sie je nach den Völkern und Ländern als deren Repräsentanten Sie hier erschienen sind, für die am sichersten zum Ziele führenden halten. Der Vertreter der katholischen Kirche in Rußland spreche zuerst!«

In Folge dieser Aufforderung erhob sich ein schon bejahrter Mann, dessen Mienens Kraft und Entschlossenheit ausdrückten. In längerer klarer Rede entwarf er ein ergreifendes düsteres Bild von der Lage der Katholiken in jenem großen Reiche. War dasselbe in seinen Einzelheiten, auch vielleicht absichtlich mit starken Schatten zu sehr angefüllt, so ließ sich doch immerhin daraus abnehmen, daß dem Katholizismus, wie römischer Begriff ihn faßt, große Gefahren drohten. Er schloß mit einer energischen Allocution an die Versammlung und forderte dieselbe zum Schirm der bedrängten Kirche auf.

Nach ihm ergriff Pater Joseph das Wort. Dieser enthusiasmirte Pole spielte die kirchliche Frage mit eminenter Geistesgewandtheit unvermerkt in die Politik hinüber und wies durch scharfsinnige Dialektik nach, daß nur in politischer Erhebung der gesammten polnischen Nation Rettung und Sieg für die römische Kirche möglich sei.

Aus dieser klug überdachten Rede entspann sich eine lange lebhafte Debatte, die von staatsmännischer Einsicht der Sprechenden zeugte. Sie bewies deutlich, wie überwiegend politische Klugheit mit Priesterherrschaft versetzt ist bei den Lenkern der römischen Kirche, und wie Gewissensscrupel diese nicht einengen wenn es große Zwecke zu erreichen gilt. Mit allgemeinster Zustimmung beschloß die Versammlung, der polnischen Erhebung jeden erdenklichen Vorschub zu leisten, und alle Mittel, die sie fördern könnten, gut zu heißen.

Emanuel, den nach Joseph die Reihe zu sprechen traf, gedachte am ausführlichsten der deutschen Bewegungen auf kirchlichem Gebiet. Er war sehr genau unterrichtet und mit den Stimmungen dieses Landes bewundernswürdig vertraut. Die Spaltung unter den Katholiken Deutschlands schlug er an sich nicht hoch an in Verbindung mit den protestantischen Neuerungen aber fand er sie von höchster Bedeutung.

»Wir Alle,« sagte er in Bezug auf diese, »wir Alle sind jetzt noch der Meinung, daß unausgesetztes Bemühen, in einigen Jahrhunderten die deutschen Protestanten dem päpstlichen Stuhle wieder unterthänig machen könne. Wir glauben die Uneinigkeit dieser Ketzer werde Tod und

gänzliche Auflösung in ihre Reihen tragen. Dies aber ist ein grausamer Irrthum. Die Spaltung grade ist die Stärke dieser Männer, wie die unsrige die Einigkeit ist. Nichts bindet sie an eine Form, an ein Gefestetes. Sie können grübeln, forschen, sichten, wie es ihnen beliebt, und dieser Geist der Forschung, diese zersetzende Kritik des Verstandes dringt ein selbst in die niedrigsten Kreise des Volkes und untergräbt den Willen zum Gehorchen. Ist es nicht möglich – und ich halte es für unendlich schwer – diesem Gift des Verstandes durch Gegengift zu begegnen, so wird es binnen wenigen Jahrzehnten auch diejenigen Theile Deutschlands ergreifen, deren Bevölkerung uns noch fast ausschließlich gehorsamt. Dann aber ist die Herrschaft des Statthalters Christi diesem Lande für immer gebrochen, und wer mag bestimmen ob die Felsen- und Eiswälle der Alpen hoch genug sind, um den aufrührerischen Geist von Erklimmung derselben abzuhalten? – Es ist ein sehr bedenkliches und nicht gering anzuschlagendes Zeichen des geistigen Unabhängigkeitssinnes, der tief wurzelt, im Volk der Deutschen, daß jenes eine Häuflein Abtrünniger, die noch dazu von keinem geistig bedeutenden Führers geleitet werden, es wagt, sich den Namen der Deutsch-Katholiken beizulegen. Mögen die geistig Stolzen unter uns darüber lächeln und eine Fanfaronade darin erblicken, mögen die Regierungen Sie beengen und den Namen nicht anerkennen, das Volk, meine Brüder, das hunderttausendstimmige Volk, aus dessen Munde Gott fast immer spricht, ist für sie! Man versuche es sie mit Gewalt zu unterdrücken, und ein Aufstand, wie

ihn die Weltgeschichte noch nicht kennt, wird die Folge davon sein! – Gewaltsame Unterdrückung der übermüthige Nichtbeachtung dieser reformatorischen Secte würde ganz Deutschland vom Rom trennen und eine deutsche Nationalkirche begründen, von der sich vielleicht nur wenige Protestanten ausschlössen. Darauf achten Sie, ehrwürdige, weise Väter! Dagegen lassen Sie uns mit Besonnenheit und Vorsicht ankämpfen, während es noch Zeit ist!«

Diese Rede ließ einen tiefen Eindruck in der Versammlung zurück. Es traf eine tiefe, beängstigende Pause ein. Niemand wagte, Niemand wußte vielleicht Antwort darauf zu geben. Endlich stand Ghiberti auf.

»Aus den eben vernommenen Mittheilungen des geliebten Bruders Emanuel,« sagte er, »haben Sie die Folgen kennen gelernt, die unüberlegtes Handeln immer nach sich zieht. Auch zu großer Eifer in schwieriger Zeit kann unüberlegt sein und wird mithin schaden. Ich glaube daher, daß wir der Kirche nichts vergeben noch ihrem Ansehen zu nahe treten, wenn wir den Kirchenfürsten in Deutschland größere Hinneigung zum Liberalismus empfehlen und sie bitten Manches was in hiesigen Landen unerlässlich ist und Segen bringt, als für ihre Sprengel nicht vorhanden betrachten zu wollen.«

Lebhafte Beistimmung der Versammelten unterbrach den Redner. Dieser gebot Ruhe und fuhr fort.

»Während man auf solche Weise die Mißstimmung der zum Zweifel Hinneigenden und der wirklich Schwankenden beruhigt, muß der Geist der Ketzerei durch das

wirksame Gift der Verdächtigung bekämpft werden. Wir müssen den Liberalismus in der Kirche durch den politischen Radicalismus schlagen! Und hier wird uns der Communismus, dieser heilige Geist der modernen Zeit, den die Bettler verehren, die besten Dienste thun. Was den Neuerungen in der Kirche huldigt, gleichviel, ob es sich zum Protestantismus oder zum Deutschkatholicismus bekennt, muß Communist sein. Wollen wir es erst mit aller Kraft, so wird es auch geschehen!«

»Aber wie? in Wie?« riefen Mehrere aufgeregt.

»Durch Aussendung der verschlagensten Mitglieder unseres Ordens,« sagte lächelnd Ghiberti. »Die Machthaber, der alte, auf den Vorurtheilen seines Standes kleinlich pochende Adel, das Heer der Besitzenden, und die neuen Lenker, der politischen Welt, die Geldmenschen, sind geborene Feinde der Lehren, die der Communismus als das Heil der Völker predigt, mithin unsere eng verbündeten Freunde. Sie zu gewinnen ist leichter als es vielleicht scheinen mag. Der Geist unseres heiligen Stifters aber, dessen Todestag wir heut in Gebet auf der Stätte begangen haben, wo Tausende heißgläubiger Christen unter den Zähnen wüthender Bestien verbluteten, müßte ganz von uns gewichen sein, wenn dieser Plan mißlänge. Unser aller Oberster billigt ihn, will ihn mit Kraft, mit Schlangenklugheit, mit Taubensanftmuth, aber mit Blitzesschnelle ausgeführt sehen. Eile ist Noth, darum muthig und entschlossen an's Werk. Wer sich vom Geiste dazu berufen fühlt, der erhebe sich, denn solche That kann nur freier Wille und hohe Begeisterung vollbringen.

Die Freiwilligen dieser Versammlung werden die Emissäre des Ordens sein.«

Im Augenblick standen mehr denn zwanzig kräftige Männer mit funkelnden Augen auf, stürzten nach dem Crucifix und berührten es mit den Spitzen ihrer Finger.

»Bei den Schmerzen des Gekreuzigten, wir wollen es sein! Wir fühlen die Kraft der Märtyrer in uns!« riefen sie wie aus einem Munde.

Es waren Deutsche, Belgier, Polen und zwei Italiener. Unter ihnen die Jugendfreunde Emanuel und Antonio.

»Schwört bei dem Nachtmahl, das Ihr mit uns genossen,« sagte feierlich Ghiberti, »schwört bei dem Geist des großen Stifters unseres Ordens, der um uns weht, schwört bei dem Apostel, auf dem die Kirche, gegründet ist, daß Ihr Alles freudig, willig und treu erfüllen wollt, was die weisen Väter des Ordens Euch vorschreiben werden!«

»Wir schwören,« riefen begeistert die fanatischen Religiosen, daß es dumpf wiederhallte an den Felsenwänden, die von düstern Flammen durchwühlt schienen, und wie Lichtfunken berührten zum zweiten Male die weißen Fingerspitzen der Jesuiten das Haupt des Gekreuzigten.

»So segne und weihe ich Euch im Namen der Kirche, deren gläubige Jünger und Apostel Ihr sein wollt, zum erhabensten und segensreichsten Werke dieses Jahrhunderts!« sprach Ghiberti, ergriff den Weihwedel und besprengte die gebeugten Häupter der Emissäre mit heiligem Wasser. Dann winkte er ihnen, auf ihre Plätze wieder zurückzukehren.

Nach dieser ergreifenden Scene, die alle Versammelten entflammt und sie die geheimnißvolle Allmacht ihrer Kirche tief hatte fühlen lassen, wurde noch manche wichtige Frage verhandelt, die wir jedoch mit Stillschweigen übergehen, da sie weder auf das Ganze der Kirche Bezug hatte, noch Bedeutung für die Darstellung gewinnt, die wir uns vorgenommen. Mitternacht war längst vorüber, als die letzte allgemeine Beschußnahme gefaßt wurde, und die Versammlung der Nachtmahlsbrüder würde aus einander gegangen sein, hätte nicht Ghiberti zum Schluß noch eine die Gesellschaft seines Ordens betreffende Angelegenheit von höchster Wichtigkeit zu erledigen gewünscht. Es betraf dieselbe das unvorsichtige, die Gesetze und Vorschriften des Ordens schwer verletzende Betragen Nicol Bogecz' während seines Aufenthaltes in Petrella. Die Meisten waren bereits davon unterrichtet, so daß Ghiberti nur ein gedrängtes Resumé der einzelnen Vorkommnisse geben durfte.

Die Hauptfrage war, im welcher Weise der Orden und die ihm verwandten Religionen diesen kecken Frevler bestraft wissen wollten. Darauf hin zielte auch die kräftige, von Geist funkelnende Rede Ghiberti's. Doch beugte er zugleich jeder Ausstoßung aus dem Orden vor, weil er überzeugt war, daß eine solche mehr schaden als nützen würde. Ruhig hörte er die Meinungen und Vorschläge verschiedener Mitglieder der Versammlung an, pries deren Klugheit und Umsicht, stimmte ihnen aber nicht bei. Erst als Niemand mehr sprach, sagte er mit der ihm eigenen Sicherheit, und Andere gewinnenden geistigen Anmuth:

»Gewiß würde die Unantastbarkeit unseres Ordens vollkommen bewahrt werden, wenn irgend einer der von so vielen bedeutenden Mitgliedern dieser würdigen Versammlung geäußerten Anträge die Billigung der Gesammtheit fände. Ehe wir jedoch zur Abstimmung schreiten, erlauben Sie mir, daß auch ich meine Meinung Ihnen noch mittheile. Ich habe sie mit allen Motiven, die mich darauf führten, bereits aufgezeichnet und überreiche sie hiermit der Versammlung zur Einsicht und Prüfung.«

So sprechend zog er ein zusammengerolltes Papier hervor und gab seinem Nachbar. Die Versammelten durchlasen den Inhalt desselben schweigend. Alle erstaunten, Mancher erbleichte, Einzelne sah man sogar zittern. Ghiberti stand lächelnd wie ein Todtenrichter unter den bewegten Gruppen, die sich gebildet hatten, und wartete ruhig den Ausgang seines klug durchdachten Planes ab.

Mit allen Zeichen tiefster Ehrfurcht legte Mierslewski, der das Papier zuletzt erhalten hatte, die Rolle wieder in Ghiberti's Hände.

»Der hochwürdige General billigt diese Maßregeln,« sagte der in seiner kalten Ruhe dämonische Mann, »wenn die Brüder keinen andern Beschuß fassen.«

»Wir stimmen ihm bei zur größern Ehre Gottes!« rief laut die Versammlung.

»Wer schon Zeuge sein bei Bestrafung des Unwürdigen?« fragte Antonio.

»Die Freunde des Frevlers,« versetzte Ghiberti mit seinem schrecklichen stereotypen Lächeln. »Ihre Liebe wird

ihm die Strafe versüßen und ihn eine geistige Wohlthat darin erkennen lassen. Graf Alexander Mierslewski, sein Pathe und Pater Joseph, sein Lehrer, werden mit Tagesanbruch zu dem Gefangenen abreisen.«

Die Genannten beschlich unwillkürlich ein Zittern. Mierslewski wagte es, eine ablehnende Bewegung zu machen.

»Der General befiehlt es,« sprach Ghiberti eisig-kalt, und die Polen beugten gehorchend ihre Häupter.

»Unser Werk ist vollbracht,« fuhr der Secretär fort, »lassen Sie uns jetzt ein Gebet des Dankes sprechen für die Gnade, daß Loyola's Geist uns erleuchtet hat, und alsdann demüthig, wie es unwürdigen Knechten des Herrn geziemt, den Versammlungsort verlassen!«

Alle entblößten ihre Häupter und knieten still betend nieder. – Auf den Thürmen Rom's schlug die Glocken die zweite Morgenstunde. Man hörte dumpf den Wiederhall im Innern des Berges.

Lautlos löschten die Priester die Wachskerzen, rissen die Fackeln aus der Erde und stiegen hinauf in's Kloster. Als sie das Gebäude verließen, zuckten blendend helle Blitze aus schwarzem Gewölk um die Kuppeln der ewigen Stadt und erleuchteten ruckweise schauerlich ergreifend die wüste Gräberwelt der Campagna.

»Diese Flammen werden Euch begleiten,« sagte Ghiberti zu Emanuel und Antonio. »Seid schnell wie sie und Ihr werdet leben zur größeren Ehre Gottes und unseres Ordens!«

Noch vor Sonnenaufgang lag Rom den Aposteln der Nachtmahlsbrüder im Rücken.

SIEBENTES KAPITEL. DIE BESTRAFUNG.

Zwei Tage später hielt in trüber Abenddämmerung ein fest verschlossener, mit drei Maulthieren bespannter Wagen vor der Pforte des Benedictinerklosters Sacro Speco. Dieses Kloster liegt noch oberhalb Subiáco hoch in den malerischen Wildnissen der Sabiner Gebirge. Außer seinen Bewohnern kommt selten ein Fremder in jene entlegene Gegend, es müßte sich dennoch ein nach neuen landschaftlichen Ansichten begieriger Maler dahin verirren.

Drei Herren in Priestermanteln stiegen aus der Kutsche und läuteten die Klosterschelle. Der Guardian fragte wer so spät am Tage noch Einlaß begehre und öffnete demüthig das Thor, als Einer der Fremden ihm bemerkte, daß sie aus Rom kämen und beauftragt wären, den seit zwei Monaten den Vätern Benedictinern anvertrauten Gefangenen in Empfang zu nehmen.

In zweien dieser Reisenden erkennt der Leser die beiden Jesuiten Mierslewski und Pater Joseph, der Dritte war ein Arzt, Verehrer und Freund des Ordens und seiner geheimen Zwecke.

Der Guardian führte die späten Ankömmlinge sogleich zum Abt. Diesem überreichte Mierslewski sein Beglaubigungsschreiben und begehrte, Nicol Bogocz zu sprechen.

In schmaler Zelle auf hartem Bett lag der junge Jesuitenpriester. Die Einsamkeit der Haft, schlechte und

kaum hinreichende Kost, Reue und Aerger zugleich über sein unbedachtsames Handeln hatten den kräftigen jungen Mann gar sehr verändert. Sein fröhlicher Muth, sein geistiger Stolz war gebrochen. Das Auge strahlte nicht mehr in Siegeslust, die Stirn leuchtete nicht von glücklichen Gedanken. Düster und gebückt war seine Haltung, kränklich sein Aussehen. Dennoch überhauchte ein freudiger Schimmer sein blasses, eingefallenes Gesicht, als er seinen Pathen, an dem er mit kindlicher Liebe hing, eintreten sah. Die Ankunft seines ehemaligen Lehrers schien ihm weniger erwünscht zu sein.

Nicol Bogecz mochte sich wohl der Hoffnung hingeben der Besuch des väterlichen Freundes werde seine Befreiung aus der klösterlichen Haft in sich schließen. Mit diesem Gedanken hatte er sich um so lieber getragen, als er seinen Fehlritt freiwillig eingestanden, ja sogar dem Orden selbst Anzeige davon gemacht und sich zur Haft gestellt hatte. Auch ließen die zwar lakonisch, aber doch mild abgefaßtem Billets die ihm von Zeit zu Zeit Ghiberti geschrieben, auf große Versöhnlichkeit schließen. Von Bestrafung war nie die Rede gewesen, nur Reue, Buße und Besserung hatte man ihm dringend empfohlen.

Die Begrüßung von Seiten des Grafen war herzlich. Man sah es diesem Manne an, daß es ihm schwer fiel, seine Bewegung zu verbergen.

»Armer Junge,« sagte er treuherzig, »müssen wir uns so wiedersehen? Ich hatte auf einen Triumphzug mich vorbereitet, nicht auf eine enge Klosterzelle. – Du hast mich recht sehr betrübt, Nicol!«

Beschämt schlug dieser die Augen nieder, küßte seinem Wohlthäter die Hände und erwiederte:

»Wohl fühle ich, Herr Graf, daß ich strafbar bin, daß ich leichtsinnig, gewissenlos, unpolitisch gehandelt habe aber – o hätten Sie diesen Engel gesehen –!«

»Du hast ihn vernichtet!« sprach Pater Joseph. »Dafür wird der Fluch Deines alten Vaters Dich treffen.«

Nicol schauderte. Er war gerichtet verurtheilt! Kein Wort der Entschuldigung stand zu Gebote. Nach einer peinlichen Pause fragte er schüchtern:

»Und wie geht es Victorie?«

»Man hält sie für geistesirr,« versetzte Joseph. »Sie lebt still für sich, sorgt mit kindlicher Liebe und Aufmerksamkeit für ihren Vater, spricht aber kaum einzelne Worte. Ihre Seele scheint nur in der Vergangenheit zu weilen.«

»Hat Graf Michael mir verziehen?«

»Der alte wilde Tiger?« lachte Joseph. »Er müßte kein Pole sein, wenn er Dich nicht täglich hundertmal in die tiefste Hölle verwünschen sollte. Deine Schandthat hat den alten Narren vollends verrückt gemacht. Er ist liberal geworden und uns sammt seinem Gelde für immer verloren!«

»Du wunderst Dich darüber uralter Junge? P fiel Mierslewski ein. »Dennoch ist es wahr! Deine Flucht, Dein Billet an die Gräfin, Deine unvorsichtigerweise zurückgelassenen Briefe –«

»Briefe?« schrie Nicol entsetzt auf. »Weh mir!«

»Haben ihn so tief in die gegen ihn eingeleitete Intrigue blicken lassen, daß es der größten Kunst und

Selbstbeherrschung von unserer Seite bedurfte, um den mißtrauischen und rachgierigen Mann auf falsche Fährten zu leiten.«

»So bringen Sie mir also nicht die Freiheit, nach der ich so großes Verlangen trage?« fragte Nicol schüchtern.

»Du wirst sie Dir verdienen müssen,« erwiederte Mierslewski. »Unterwirfst Du Dich ohne Sträuben unserm Willen, unsern Anordnungen, so bist Du vielleicht schon in Monatsfrist ein freier Mann. Zuvor verlangt der Orden eine Art Genugthuung von Dir, die Du ihm Deines ungeschickten Handelns wegen auch schuldig bist.«

»Sie können wohl überzeugt sein, daß ich gern bereit bin, Alles zu thun was in meinen Kräften steht.«

»Größeres fordert auch der Orden nicht.«

»Sein Geist ist ja Milde,« fügte Joseph hinzu, »seine Gebote den menschlichen Fähigkeiten immer angenehm. Und außerdem gebietet es schon die Klugheit, Niemand über Vermögen zu besteuern.«

»Was also ich thun?«

»Es ist gewisse Aussicht vorhanden,« sagte Graf Mierslewski, »trotz der ungünstig gestalteten Verhältnisse dennoch einen ansehnlichen Theil des gräflichen Vermögens dem Orden zu sichern, wenn Du die Hand dazu reichst.«

»Mit Freuden, theurer Pathe, mit unausprechlicher Freude!« rief Nicol aus.

»Dann ist es unumgänglich nothwendig,« fuhr Mierslewski fort, »daß Du auf einige Zeit verschwindest und inzwischen – erkrankst.«

»Wenn ich mich dem Orden dadurch nützlich und mein Unrecht einigermaßen wieder gut machen kann, füge ich mich gern dieser Forderung.«

»Du kannst es. Wir sind daher beauftragt, Dich in ein anderes Versteck zu bringen, durch ärztliche Kunst Dir eine unschädliche Krankheit einzuimpfen und Dich während derselben bis zu Deiner Genesung zu pflegen. Schon morgenden Tages wirst Du das Kloster verlassen und unerkannt mit uns nach Deinem neuen Bestimmungsort aufbrechen.«

Nicol fand in diesen Zumuthungen nichts Außergewöhnliches. Vertraut mit jesuitischen Schlichen wußte er, daß sie zu Krankheit und Scheintod häufig ihre Zuflucht nahmen, wenn es galt, große Zwecke damit zu erreichen. Selbst Tödtung scheute man nicht, wo sie der Ehre des Ordens wegen nicht umgangen werden konnte. Und wir müssen es Nicol Bogecz zum Ruhme nachsagen, daß er auch den Tod im Interesse des Ordens nicht fürchtete, wenn sein Frevel damit zu sühnen gewesen wäre. Er enthielt sich daher aller Einwürfe und erklärte, daß er bereit sei, dem Willen seines Wohlthäters und Lehrers für den seinigen anzuerkennen. -

Am frühen Morgen, während noch dichte graue Nebel die Kuppen des Gebirges und die engen steilen Felsenhäler verhüllten, rollte der Wagen aus der Klosterpforte und schlug die Straße nach den Abruzzen ein.

Die Fenster der Kutsche waren mit dunkeln Vorhängen so dicht umhüllt, daß selbst das Tageslicht nur eine trübe Dämmerung im Innern hervorbrachte. Es war

Vorschrift Ghiberti's, dem Gefangenen die Richtung des Weges nicht wissen zu lassen. Erst an Ort und Stelle angekommen, sollte er erfahren, wohin man ihn gebracht habe.

Die Reise dauerte ununterbrochen den ganzen Tag. Man speiste im Wagen, man wollte auch, wenn es nöthig sein sollte, die Nacht darin zubringen. Bei Sonnenuntergang war das Ziel der Reise noch nicht erreicht, der Kutscher versicherte aber, daß man ungeachtet der schlechten Gebirgswege noch vor Mitternacht daselbst ankommen werde.

Mit Einbruch der Nacht verstummten die drei Gefährten Nicol's und ein Gefühl der Bangigkeit beschlich ihn. Das Ungewisse, dem er entgegenging, die natürliche Scheu vor einer unbekannten Krankheit, die man ihm künstlich beibringen wollte, waren wohl geeignet, auch den beherztesten Mann zu beunruhigen.

Die Reise ging bergauf bergab, bald sehr langsam, bald in fliegender Eile. Der Mond schien hell und durchbrach mit bleichem Strahl die verhangenen Scheiben. Nicol bemerkte, daß Mierslewski ihn mit traurigen Blicken betrachtete. Joseph und der Arzt sahen finster aus und schienen kein Erbarmen mit der Lage des unglücklichen Gefangenen zu fühlen.

Nicol's Bangigkeit ging über in quälende Seelenangst. Alle Schrecknisse eines unreinen, sündenbelasteten Gewissens stürmten auf ihn ein. Vor seinen entzündeten Augen tanzten höhnisch grinsende Höllenfratzen.

»Das wird das erste Stadium der Krankheit sein,« rief er sich tröstend zu. »Gewiß hat mir der Arzt die Medicin bereits im Weine gereicht. – Wirklich, wirklich, ich fühle mich krank!«

Er schloß die Augen und lehnte sich zurück in die Ecke des Wagens. Das Rauschen eines Bergwassers an dem sie mit ziemlicher Eile vorüberfuhren, kühlte die Gluth seiner erhitzen Phantasie. Er fühlte Erleichterung seines qualvollen Zustandes. – Nach einiger Zeit verlor sich das Geplätscher des Baches in der Ferne, man fuhr wieder bergan – der Wagen hielt.

»Wir sind zur Stelle,« sagte der Bediente, an den Wagenschlag tretend.

»Ah gut,« versetzte Pater, Joseph. »Du wirst Dir jetzt die Augen verbinden lassen,« fuhr er zu Nicol gewandt fort. »Es ist dies zur Verwirklichung der Pläne des Ordens unerlässlich.«

Nicol machte keine Einwendungen, obwohl er nicht recht begreifen konnte, wozu man so überaus große Vorsicht gebrauchte. Mit einer schwarzen Binde um Stirn und Augen stieg er aus und ward von Mierslewski und Joseph über einen Hof, eine Wendeltreppe hinauf, dann kreuz und quer durch schäuerlich hallende Gänge geführt. Der Arzt folgte ihm auf dem Fuße, auch Kutscher und Bedienter schienen hinter ihm her zu schleichen. Endlich blieb man stehen.

»Die Lichter zur Seite!« befahl Joseph. »Nun löst ihm die Binde!«

Mierslewski nahm das schwarze Band mit zitternder Hand von der Stirn seines Pathen. Nicol sah auf und stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Vor ihm hingen die Porträts der Beatrice Cenci und ihres schrecklichen Vaters. – Er befand sich wieder im Schloß Petrella. –

In den kalten mitleidslosen Gesichtern der beiden Männer, die ihm von Jugend auf Freunde gewesen waren, las er jetzt sein Urtheil. Nicht umsonst hatte man ihn hieher gebracht, nicht umsonst trugen vier Männer, die im Hintergrunde des Zimmers an dem uns bekannten Kamine standen, schwarze Larven. Der Orden wollte, daß er an dem Orte, wo er gesündigt hatte, auch für sein Verbrechen büßen sollte.

Obwohl überzeugt davon, wagte er doch eine Frage.

»Soll ich irgend Jemand über diese Gemälde Auskunft geben?« sagte er, seinem Pathen schüchtern anblickend. »Ihre Geschichte ist mir nicht unbekannt.«

»Es ist uns befohlen worden,« erwiederte Mierslewski, »Dich hieher zu führen damit Du bei Betrachtung dieser Porträts Dir alle sündhaften Gedanken in Dein Gedächtniß zurückrufst, die Du vor Monaten hier gefaßt, gehegt und bis zur verwerflichen That ausgebildet hast. Sobald Du Dich schuldig bekennst, dürfen wir diese milde geistige Folter aufhören lassen.«

Nicol zitterte innerlich, doch wußte er sich so meisterlich zu beherrschen, daß Niemand der Umstehenden ihm seine Bewegung anmerkte. Nach Verlauf einiger Secunden sagte er:

»Ich bekenne mich schuldig und fühle, daß ich ein schweres Verbrechen begangen habe.«

»Legen Sie ihm die Binde wieder um, Graf,« sprach Joseph. »Er hat nochmals ein freiwilliges Bekenntniß seiner Schuld abgelegt und wird jetzt dafür eine dem Vergehen entsprechende Strafe leiden.«

Geduldig wie ein Opferlamm ließ sich Nicol zum zweiten Male die Augen verbinden. Er wußte, daß die geringste Weigerung seinen Tod herbeiführen konnte, denn einmal gefaßte Beschlüsse des Ordens wurden nie widerrufen.

Geführt von den ihm befreundeten Priestern bemerkte er, daß man mehrere Zimmer durchschritt. Der Arzt ergriff auf diesem verhängnißvollen Gange seinen Arm und zählte die Pulsschläge.

»Ist er kräftig?« hörte er die erbarmungslose Stimme Josephs dem Arzte zuflüstern.

»Die Erwartung hat ihn etwas aufgeregt,« versetzte eben so leise der Gefragte.

»Müssen wir ihn noch einige Zeit schonen?« fuhr Joseph fort.

Die Antwort des Arztes, der regungslos seinen Puls beobachtete, ließ einige Secunden auf sich warten.

Es ist nicht nöthig,« sagte dann der Jünger Aeskulaps kühl. »Seine Natur ist ungewöhnlich kräftig.«

Nicol fühlte, wie ein zusammenfallender Vorhang seine Schulter berührte. Feuchte, modrige Luft umwehte ihn, die heftiger werdenden Schläge des Herzens erschwerten ihm das Athmen. Plötzlich fühlte er sich von

kräftigen Händen ergriffen, niedergeworfen und gefesselt. Noch einmal öffnete er die Lippen zu der scheuen Frage:

»Will man mich tödten?«

»Nein,« versetzte Joseph kalt, beugte sich nieder zu ihm und flüsterte dem Gefesselten ein paar Worte in's Ohr, die von einem furchtbaren Angstschrei und von einem machtlosen Toben gegen die unzerreißenbaren Fesseln beantwortet wurden. –

Die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes hörten in dieser Nacht mehrmals einen durchdringenden geisterhaften Schrei um die Zinnen des verlassenen Schlosses zittern, daß sie sich furchtsam bekreuzten und am nächsten Morgen sich erzählten, der ruhelose Geist des bösen Grafen sei in der vergangenen Nacht wieder einmal stundenlang durch die Gemächer des verwünschten Klosters gejagt worden, ohne Ruhe zu finden. Selbst Lichtschein und gespenstische Schatten wollten Einige gesehen haben. Mit Anbruch des Tages waren die Lichter verschwunden, die angstvoll rufende, nie gehörte Jamertöne ausstoßende Stimme verstummte. Das Schloß stand öde und verlassen, wie seit der Abreise des polnischen Grafen.

ACHTES KAPITEL. GHIBERTI UND GRAF MICHAEL.

Nicol Bogecz erwachte aus tiefer schwerer Ohnmacht. Sein Kopf glühte, sein Blut fieberte, die Glieder seines gemarterten Körpers schmerzten ihn, als hätte man sie mit glühenden Zangen zerrissen. Furchtsam schlug er die

entzündeten matten Augen auf und warf unstäte Blicke verwirrt um sich. Ein entsetzlicher Traum schien seine Sinne gefangen zu halten, denn es dünkte ihm unmöglich, daß diese Umgebung der Wirklichkeit angehören sollte. Ein schwacher Versuch sich zu bewegen und aufzurichten, gab ihm endlich die furchtbare Gewißheit, daß kein bloßes Traumbild ihn getäuscht habe. Die qualvollste Wirklichkeit lastete auf ihm, hatte ihn geistig und körperlich vernichtet! –

Der jugendliche Priester lag noch immer an Händen und Füßen gefesselt auf gepolstertem Lager. Ein leinenes Gewand war lose über seine fiebernden Glieder geworfen. Beim hellen Licht der Sonne, das jetzt voll und blendend in das Gemach fiel, sah der Unglückliche, daß er auf dem verfluchten Bette ausgestreckt lag, in welchem Francesco Cenci von seiner Tochter erdrosselt worden war. Man hatte es nicht für nöthig gehalten, die grauen Spinnengewebe, die es wolkenartig umschleierten, wegzu schaffen. Zerrissen flatterten sie wie Schatten über ihm, die vor den Pforten der Hölle weben.

Von diesem durchscheinenden Grau halb verhüllt be merkte Nicol die Gestalten dreier Männer in Priester kleidern. Sie sprachen nicht, nur ihre kalten stechen dem Blicke richteten sie unverwandt auf ihn, um jede seiner Bewegungen zu beobachten. In diesen schrecklichen Wächtern erkannte er seinen Pathen und Wohlthä ter Mierslewski, den Kaplan Joseph und den schweigsa men Arzt, der nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte.

Als sich der Kranke regte, stand der Kaplan auf und trat an das Lager.

»Kennst Du mich, Nicol?« fragte er seinen ehemaligen Schüler. Dieser sah ihn mit seinen entzündeten Augen stier an und seufzte.

»Das Bewußtsein ist ihm zurückgekehrt,« sagte Joseph zu seinen Gefährten gewendet. »Wird er es überstehen?«

»Auf jeden Fall!« versetzte der Arzt. »Er ist so kräftig, daß, wäre es möglich, man ihm unbedenklich dieselben Qualen ein zweites Mal zufügen könnte.«

Mierslewski wandte sich bei dieser Bemerkung ab und zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern. Nicol bemerkte es und dankte ihm im Herzen für die menschliche Theilnahme, die er seinen Leiden schenkte. Da es ihm unmöglich war, mit seinen Peinigern Worte zu wechseln schloß er die Augen wieder fest und versuchte zu schlummern. Körperliche Ermattung, Fiebergluth und ein Sturm widersprechendster Gedanken, der sein Gehirn durchtobte, gewährten ihm auch bald die Wohlthat der Betäubung, die einem dumpfen Schlaf ähnelt.

Während dieses lange dauernden, von heftigen Krampfanfällen unterbrochenen Schlummers entsendeten die Wächter des Kranken einen Boten nach Rom. Diesen Boten begleiten wir, um von den Folgen der Nachricht Kenntniß zu erlangen, die er überbrachte. Es war Tommaso, der Trasteveriner, den wir zuletzt als gläubigen Beter am Fuße des Kreuzes im Colosseum kneien sahen. Er hatte die Jesuiten als Bedienter nach Petrella begleitet und bei der schrecklichen Bestrafung Nicol's hilfreiche

Hand geleistet, während Hubert, als der mit den Gebirgs wegen Vertrauteste, die Stelle eines Wagenlenkers hatte versehen müssen. –

Seit der wichtigen Nacht des sechzehnten Juli lebte Ghiberti in verzehrender Spannung. Obwohl er wußte, daß mehrere Tage vergehen würden, ehe er aus den Gebirgen Nachricht erhalten konnte, verstrich ihm die Zeit doch zu langsam und kaum vermochte er in seinem Aeußeren die Unruhe zu verbergen, die ihn Tag und Nacht quälte. Wer in das Herz dieses Mannes hätte blicken und darin lesen können, der freilich würde sich nicht über die Aufregung gewundert haben, die seine bedeutenden Züge bald schmerzlich verzerrte, bald im Glück freudiger Hoffnung strahlen machte.

Hundertmal des Tages sagte er sich, daß die Ehre des Ordens, für den er ohne Bedenken die Welt geopfert haben würde, an einem seidendünnen Faden hänge. Glückte sein Plan, so war der Orden gerettet, mißlang er, so konnte keine menschliche Macht das tausendstimmige Gerücht verstummen machen. Von der Geschicklichkeit eines Arztes und von der körperlichen Beschaffenheit eines jungen Menschen, der seit Monaten in Gefangenschaft gelebt und in der traurigen Einsamkeit seiner Zelle durch Grübeln und Müsiggang seine Kräfte aufgerieben hatte, hing die Zukunft einer Gesellschaft ab, die das Geschick der Welt zu bestimmen sich rühmte.

So vergingen zwölf bange unruhvolle Tage. Endlich am Abend des zwölften ward dem Secretär Tommaso gemeldet. Ghiberti mußte an sich halten, um den Spion nicht

mit Herzlichkeit zu empfangen. Kühl und stolz wie immer begrüßte er den Eintretenden, als gelte es, die unbedeutendste Neuigkeit eines Schwäzers anzuhören.

»Kommst Du gradeswegs aus den Abruzzen?« fragte er den Trasteveriner.

»In diesem Augenblicke, Excellenz. Hätte mich nicht ein heftiges Unwetter oberhalb Trevi aufgehalten, würde ich ein paar Stunden früher eingetroffen sein.«

»Wie befindet sich unser Kranker?« fragte Ghiberti gepräßt, während er das heftige Stoßen seines Herzens fühlte.

»Ich sah ihn nicht, Excellenz, doch hörte ich, daß er lebe.«

»Deine Briefe, Tommaso!«

Der Trasteveriner überreichte sie dem Secretär, worauf dieser ihm bedeutete, daß er sich entfernen möge.

»Unverbrüchliches Schweigen, weißt Du, heißt die Leiter zu Deinem Glück! Bleibe in der Nähe, damit Du zur Hand bist, wenn ich Dich brauche.«

»Excellenz, ich bin Ihr gehorsamster, stummster Knecht,« sagte Tommaso, die Hand auf sein Herz legend.

Als er Ghiberti's Studirzimmer verlassen hatte, erbrach dieser die empfangenen Briefe, durchlas sie mit zitternder Ungeduld und faltete dankend die Hände über ihnen.

»Er ist gerettet!« hauchte er athemlos. »Er wird gesunden und leben! – Dank Dir, heiliger Loyola, daß Du Deine gläubigen Jünger nicht verlassen hast!« –

Darauf schrieb Ghiberti mehrere Bricke, ordnete eine Menge Schriften und Zeugnisse, steckte sie zu sich und ging zu Fuß nach Villa Poniatowski.

Die Sonne war bereits untergegangen, als er die Schelle am Thore zog und dem Bedienten seine Karte übergab mit dem Auftrage, ihn unverweilt dem Grafen zu melden. In kurzer Zeit kehrte der Bediente zurück mit der Antwort, daß Graf Sembronowski sich sehr geehrt fühle, den Herrn Secretär in seiner Wohnung empfangen zu können.

Im Vorzimmer trat der alte treue David dem Jesuiten entgegen und geleitete ihn zum Zimmer seines Gebieters.

Graf Michael war äußerlich derselbe geblieben, nur sein Inneres, sein Fühlen, Denken und Sinnen hatte sich verwandelt. Er lebte und wohnte wie jeder Gebildete, beschäftigte sich, was er seit vierzehn Jahren nicht mehr gethan hatte, viel mit Kriegswissenschaften, entwarf Schlachtpläne und trug sich außerdem mit heimlichen Rachegedanken.

Mit polnischer Ritterlichkeit empfing er den Secretär. Da er grade einen Abendimbiß zu sich genommen hatte, lud er den Jesuiten ein, sein Guest zu sein, was jedoch dieser ablehnte.

»Freue mich, Sie zu sehen,« sagte Graf Michael, nachdem beide Männer einander gegenüber saßen, vom hellen Licht der großen Astrallampe voll beleuchtet. »Kommen selten – müssen Sachen von Wichtigkeit sein, die Sie zu mir führen.«

»So ist es auch,« erwiederte Ghiberti. »Nur die große Wichtigkeit der Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, Herr Graf, kann meinen späten Besuch entschuldigen, da es mir bekannt ist, daß Sie Niemand bei sich sehen und in Ihrer Einsamkeit nur ungern gestört werden.«

»Nichts zu bedeuten. – Freunde sind immer willkommen.«

»Auch Freunde, deren Pflicht es ist, Ihnen trübe Stunden zu bereiten?«

»Trübe Stunden? – Verstehe nicht – bitte deutlicher zu sprechen.«

»Sie erinnern sich unseres gegenseitigen Abkommens, Herr Graf,« fuhr Ghiberti fort, »so wie der unseligen Angelegenheit, die Veranlassung dazu gab. – So schwer es mir ankam, auf die schon Ihnen beantragte Untersuchung einzugehen, entschloß ich mich doch aus Menschlichkeit dazu. Sie waren gekränkt, schwer gekränkt; Sie waren nach Ihrer Behauptung und den aufgefundenen Papieren zufolge durch ein Mitglied unserer Gesellschaft hinterlistig, schmählich hintergangen worden, Sie hatten mithin ein Recht, die Bestrafung des Verbrechers von den Vorstehern jener Gesellschaft zu verlangen. – Ich sagte Ihnen meine Unterstützung zu, Herr Graf, und daß ich nicht lässig gewesen bin, beweist Ihnen meine Gegenwart. Ich komme, um Ihnen die Resultate meiner unparteiischen Nachforschungen vorzulegen.«

»Ah gut, gut,« sagte der Graf. »Werden mir Erleichterung verschaffen.«

»Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß mein allerdings freundschaftlicher Besuch einige Betrübniß in Ihrem Gemüth zurücklassen könnte. Ich erlaube mir, Sie nochmals darauf aufmerksam zu machen und zugleich die Bitte beizufügen, mir nicht zu zürnen, wenn die Ergebnisse meiner Erkundigungen Ihren Erwartungen nicht entsprechen.«

»Kann immer noch nicht verstehen was Sie meinen,« erwiederte Michael ungeduldig, »Ist der Schelm etwa entronnen?«

»Wenn sie dem Priester Nicol Bogecz darunter verstehen, so kann ich bündig mit Nein darauf antworten.«

»Leugnet also wohl?«

»Das ist nicht nöthig,« sagte Ghiberti mit sonderbar klugem Lächeln.

»So hat man ihn getötet oder er hat Hand an sich selbst gelegt!«

»Keins von Beiden, Herr Graf. Wie ich schon bei unserer ersten Zusammenkunft andeutete, lebte Nicol Bogecz zur Zeit, wo der Pseudograf Peter Dolmo sich Ihrer Gastfreundschaft erfreute, im Neapolitanischen. Ich verhehlte schon damals mein Erstaunen nicht über die beispiellose Keckheit, die es einem Priester unseres Ordens möglich gemacht haben sollte, hundert und mehr Miglien weit in die entlegensten Gebirge zu reisen, dort Intrigen ganz unerhörter Art anzuknüpfen und doch auch die zeitraubenden Aufträge des Ordens pünktlich zu erledigen. Nichts desto weniger ward erwähnter Bogecz vom General zurückgerufen, in ein Kloster beschieden und ihm

befohlen, daselbst auf neue Instructionen zu warten. Bogecz leistete dem Befehle mit längst bekanntem Gehorsam Folge, meldete seine Ankunft in dem ihm bezeichneten Kloster und ward daselbst urplötzlich von einer Untersuchungscommission überrascht. Mehr noch, als diese Commission, die ihn nicht allzufreundlich begrüßte, überraschten ihn die Vergehungen, die ihm Schuld gegeben wurden. Indeß hörte er mit Ruhe und Demuth die Anklagen an, betrachtete die Briefe, die seine tückischen Absichten verriethen, gab sie der Commission zurück, und behändigte zugleich den ehrwürdigen Vätern eine Menge Zeugnisse aus seinem Jugendleben mit den Worten: Prüfen Sie diese Documente, ehrwürdige Herren, und beantworten Sie sich dann selbst die Frage: Ob ich nöthig habe, weitere Notiz von der gegen mich erhobenen Anklage zu nehmen.«

»Und damit begnügte sich die Commission?« warf der Graf ein.

»Sie durfte es, obwohl sie es für besser hielt, noch einen Schritt weiter zu gehen. Betrachten Sie jetzt ebenfalls dieselben Papiere, und ich hoffe, Sie werden von der Behauptung, Nicol Bogecz, der Jesuitenpriester, sei ein und dieselbe Person mit Peter Dolmo, zurückkommen.«

Graf Michael entriß dem Secretär ungestüm das Paquet, welches so wichtige Zeugnisse enthalten sollte. Ghiberti erwartete ruhig den Zornausbruch des Geäuschten, auf den er gefaßt war. Michael las indeß alle Papiere gelassen zu Ende, schob sie dann dem Secretär wieder zu und sagte indignirt:

»Eine neue Abscheulichkeit – freche Lüge, die nicht Stich hält.«

»Sie zweifeln?«

»Kenne den Menschen, weiß –«

»Mit Verlaub, Herr Graf! Sie kennen Peter Dolmo, nicht aber Nicol Bogecz.«

»Kenne Nicol Bogecz, der sich Peter Dolmo nannte!« rief der empörte Greis.

»Nun dieser Bogecz ist jedenfalls unschuldig an dem Unglück Ihrer Tochter,« sagte Ghiberti schlau lächelnd, »denn er ist kein Mann.«

»Die Papiere sind falsch!« schrie der Graf.

»Mögen sie immerhin falsch sein, wenn nur die Augen des Arztes hell sehen.«

»Mein Gott, mein Gott,« rief Michael, mit beiden Händen in sein weißes Greisenhaar fassend, »laß mich den Verstand nicht verlieren! – Nicol Bogecz, der Verführer meines armen Kindes – ein – Castrat!«¹

»Das klare, einfache Ergebniß unserer Untersuchung.«

»Will ihn sehen, diesen Castraten! Will mich selbst überzeugen!«

»Es wird Sie Niemand daran hindern.«

Graf Michael stutzte. Er sah den Jesuiten mit zornflammandem Auge an.

¹Während meines Aufenthaltes in Rom machte eine Geschichte, die genau den hier angedeuteten Ausgang hatte, allgemeines Aufsehen. Um die Ehre des Ordens zu retten, ließen die Jesuiten einen der Ihrigen verstümmeln, da ein anderer Ausweg nicht übrig blieb.

»Glauben Sie, ich sei blind?« sagte er. »Sie irren sich. Mein Auge ist noch scharf wie in den Jahren der Jugend.«

»Noch wüßte ich nicht, daß ich daran gezweifelt hätte.«

»Aber, mein Herr Secretär,« rief der Graf, »meinen Sie denn, ich vermöge einen Menschen, der viele Wochen in meinem Hause lebte, nicht von einem Andern zu unterscheiden, der mir untergeschoben werden soll?«

»Wer spricht hier von unterschieben! Es ist blos die Rede von dem Jesuiten Nicol Bogecz, der nicht Vater sein kann, und von dem mir unbekannten Betrüger Peter Dolmo, den Sie für den Priester Nicol Bogecz zu halten veranlaßt wurden durch einige Briefe, die sonderbarerweise die Handschrift dieses Priesters trugen.«

»Sie selbst erkannten die Hand Ihres Schülers darin!«

»Ich leugne es nicht. Nichts destoweniger sind sie falsch, wie Nicol eidlich erhärten kann.«

»Wo ist dieser Teufel!« rief der Graf. »Will ihn sehen, will ihn vernichten mit meinem Blick!«

»Ich hatte schon mehrmals die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß die Untersuchung fern von Rom geführt werden solle, um jegliches Aufsehen und Gerede zu vermeiden. Bogecz lebt noch, von Ordensbrüdern bewacht, in einem entlegenen Kloster des Gebirges. Wünschen Sie ihn zu sprechen, so werde ich den jungen Mann hieher bescheiden und ihn selbst zu Ihnen führen.«

»Das will ich,« sagte der Graf. »Auch meine Tochte soll ihm gegenüber gestellt werden, und wenn sie auf der Stelle darüber des Todes erbliche.«

Ghiberti zuckte die Achseln.

»Den zuletzt geäußerten Wunsch werden Sie ohne Zweifel aufgeben müssen,« sagte er. »Das römische Gesetz gesteht Personen, die ihrer Geisteskräfte nicht vollkommen mächtig sind, das Recht Zeugniß für oder gegen Jemand abzulegen, nicht zu.«

»Gleichviel, soll ihn sehen! – Wird ihn erkennen, wenn es der Rechte ist.«

»Wünschen Sie blos eine Scene herbeizuführen, so kann ich natürlich nichts dagegen haben, nur gegen die Rechtskräftigkeit dieses Erkennens muß ich mich verwahren.«

»Herbringen!« schrie der Graf, dessen Heftigkeit durch die höfliche Ruhe des Jesuiten von Minute zu Minute mehr gesteigert ward. »Mag nichts mehr hören von Papieren, – will sehen, mit eigenen Augen sehen!«

Ghiberti stand auf, da er sich von der Fortsetzung des Gesprächs keinen Nutzen versprach.

»Ich ehre Ihren Schmerz, Herr Graf, und bin weit entfernt, mich durch Ihr gerechtes Zürnen beleidigt zu fühlen,« sprach Ghiberti. »Gestatten Sie mir nur einige Frist. Ich muß noch diese Nacht in Angelegenheiten des Ordens verreisen und bin deshalb verhindert, sogleich die nöthigen Befehle zu ertheilen. In spätestens acht Tagen kehre ich zurück und dann soll meine erste Sorge sein, Ihren Wünschen zu entsprechen.«

Unter diesen Umständen war Graf Michael gezwungen, sich zu fügen. Er entließ Ghiberti mit jener kühlen

Höflichkeit, die auch der erbittertste Feind von seinem Gegner unter civilisirten Menschen verlangt.

NEUNTES KAPITEL. DIE FFLUCHT.

Inzwischen genaß Nicol Bogecz langsam von seiner Verstümmelung. Seine Peiniger, die ihn mit größter Aufopferung ihrer Ruhe pflegten, dabei aber auch streng bewachten, suchten die geistige Niedergeschlagenheit, die sich des Unglücklichen bemächtigt hatte, durch zerstreuende Gespräche nach Kräften zu verscheuchen. Nicol selbst gab sich schon aus Rücksichten der Klugheit Mühe, seine wirklichen Gefühle zu verheimlichen und spielte den Heitern, so gut er konnte. Er hätte aber weniger tiefblickende Beobachter zu Wächtern haben müssen, wenn er sie durch seine schlecht gelungene Heiterkeit über seine wahren Empfindungen hätte täuschen wollen.

Man hatte anfangs gehofft, der junge Pole werde sich über die an ihm vollzogene Strafe aussprechen und die Veranlassung zu so unerhörter Grausamkeit zu erfahren wünschen. Nicol aber schwieg gegen seine Wächter, schien sich seiner Wiedergenesung zu freuen und wünschte nur, daß der Orden bald über seine Zukunft verfügen möge. Kein Laut der Klage über die ihm zugefügte Verstümmelung entslüpfte seinen Lippen. Man konnte nicht erfahren, ob der Bestrafte glaubte, es sei ihm zu viel geschehen oder ob er die Heilsamkeit so strenger Bestrafung in schuldiger Demuth anerkenne.

So war etwa ein Monat vergangen. Da trafen neue Depeschen von Rom in Petrella ein. Eine derselben enthielt

den Befehl an die Wächter Nicol's, auf dem weitesten Wege mit dem Wiedergesenen nach Rom zu kommen, die Reise jedoch möglichst zu verzögern. Der Grund, weshalb man den jungen Polen nach der Hauptstadt rief, war nicht verschwiegen; man hatte sogar beigefügt, daß er Nicol mitgetheilt werden solle. Dies schien dem schlauen Ghiberti nöthig, damit er in Zeiten erfahre, ob die grausame Härte des Ordens den jungen Mann gänzlich gedemüthigt oder gegen den Orden empört habe. Es war nothwendig, daß man sich seiner vollkommen versicherte, ehe man ihn wieder öffentlich auftreten ließ. Denn stand er bei einer Zusammenkunft mit Michael Sembrownowski als Ankläger des Ordens auf, so konnte man nicht vorhersehen, welche Folgen eine solche Anklage haben durfte.

Nach heimlicher Berathung der beiden vertrauten Ordensbrüder übernahm Mierslewski als derjenige, dem Nicol das meiste Vertrauen und auch jetzt noch ein gewisses schüchternes Zutrauen schenkte, diesen von den Befehlen des Ordens zu unterrichten. Das Gespräch zwischen Schüler und Wohlthäter fand in einem der Zimmer statt, die früher Gräfin Victorie bewohnte und

Nicol hörte den Vortrag Mierslewski's ruhig an, dann sprach er:

»Als Freund und Wohlthäter, Herr Graf, und noch mehr als mein Pathe, der Sie am Taufstein die Verpflichtung übernommen haben, im Nothfall Vaterstelle an mir zu vertreten, frage ich Sie: ob ich Ihrer Verzeihung wie Ihrer Verschwiegenheit gewiß sein darf, wenn ich es wage,

einige Aeußerungen gegen Sie auszusprechen, zu denen mich längst schon mein übervolles Herz drängt?«

»Sprich offen und unumwunden, mein Sohn,« versetzte Mierslewski. »Was Du mir unter vier Augen mittheilst, betrachte ich für nicht gehört. Fürchte nicht, daß ich Deinen Ankläger mache.«

»Dann, mein theurer Wohlthäter, sagen Sie mir zuvörderst, was den Orden bewegen konnte, so grausam mit mir zu verfahren?«

»Die Hoffnung, ja die Gewißheit, durch diese Art der Bestrafung, wenn nicht die Bekehrung des Grafen doch einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zu gewinnen.«

»Ich will nicht die neue Intrigue wissen, die man zu Erreichung dieses Ziels erfinden mußte, nur das Eine begehre ich zu erfahren: War der Beschuß des Ordens in Bezug auf Bestrafung meiner Unbesonnenheit ein einstimmiger?«

»Er war es. – Man erbebte und stimmte ihm doch mit Begeisterung bei.«

»Es ist gut,« sagte Nicol, dem Kopf senkend und einige Secunden sinnend vor sich niederblickend. »Was glauben Sie nun, mein väterlicher Freund, daß ich thun muß, um dem Orden fernerhin zu gefallen, mich ihm nützlich zu machen, wohl gar auf seine Dankbarkeit zu rechnen?«

»Nichts weiter, als Dich in Demuth fügen und die Rute, die Dich schlug, küssen!«

»Wenn ich es thue, werden Sie es menschlich finden?«

»Mehr, mehr, mein Sohn, ich werde es erhaben nennen!«

»Würden Sie diese Kraft der Selbstbesiegung besitzen, wenn eine Bestrafung, wie der Orden sie mir zuerkannte, über Sie verhängt worden wäre?«

Mierslewski schwieg und sah seinen Pathen mit ängstlich fragenden Blicken an.

»Bitte, Herr Graf, sprechen Sie offen. Ich verrathe Sie gewiß nicht!«

»Nun,« erwiederte zögernd Mierslewski, »ich würde Gott bitten, daß er mich der Gnade theilhaftig werden ließ, mein Herz zu bewältigen und mich den heiligen Zwecken des Ordens zu unterwerfen.«

»Dasselbe habe ich gethan, mein väterlicher Freund, allein es scheint,« setzte Nicol mit entsetzlichem Lächeln hinzu »das grausame Messer des Arztes hat den Glauben an diese Gnade in mir getötet. – Ich konnte mein Herz nicht bewältigen und – zürne nun dem Orden.«

»Nicol, Nicol! Besinne Dich! – Gehe in Dich, ehe es zu spät ist!«

»Es ist schon zu spät, mein theurer Wohlthäter, und weil es denn das Schicksal so gewollt hat, will ich den Orden verlassen.«

»Das wirst Du, das kannst Du nicht thun!«

»Gewiß, Herr Graf, ich werde es thun! – Ich fühle mich unwürdig, Mitglied eines Ordens zu sein, der mich zehnmal getötet hat und dessen Gesetze ich fortan nur mit geheimem Widerwillen befolgen könnte. Ein Feind der

Gesellschaft Jesu unter ihren Mitgliedern würde ihr gefährlicher sein, als ein solcher außerhalb ihres Verbandes. Ich werde fortan ein Feind dieser Verbrüderung sein, aber ich will es nicht heimlich, ich will es offen sein. Es wird ihr ja dann um so leichter werden, mich unschädlich zu machen.«

»Mein armer, verirrter Sohn,« versetzte Mierslewski, »wenn Du wirklich Deine Ueberzeugung ausgesprochen hast, so darf der Orden schwerlich erwarten, daß Du seinen neuen Befehlen Dich fügen wirst.«

»Machen Sie mich damit bekannt, wenn es Ihnen erlaubt ist.«

»Ich habe Auftrag dazu erhalten. – Wisse denn, mein Sohn, daß man Deine Rückkehr nach Rom in Kurzem erwartet. Graf Michael Sembronowski, dessen unglückliche Tochter noch immer an sonderbarer Geisteszerstreuung leidet, will nicht glauben, daß Du und Peter Dolmo zwei verschiedene Personen seien. Daß man ihm diesen Glauben aufdringe, war nach dem von Ghiberti unerschöpflicher Klugheit ersonnenem Plane –«

»Dessen Opfer ich ward,« warf Nicol dazwischen.

– »Das einzige Mittel, dem Orden die großen Summen wieder zu verschaffen, welche ihn die Vorschüsse zu Gunsten unserer aufständisch gesinnten Landsleute gekostet haben. Es blieb daher nichts übrig, als Nicol Bogacz, das Mitglied der Gesellschaft Jesu, auf dessen Person das Verbrechen einer leichtsinnigen Verführung und

schnöden Verstoßung der Verführten haftete, aus höheren Gründen priesterlicher Politik der Ehrenrettung des Ordens zu opfern.«

»Ich verstehe,« sagte bitter lächelnd Nicol. »Nur weiter, wenn bitten darf.«

»Graf Michael ist bereits von den Erfolgen in Kenntniß gesetzt,« fuhr Mierslewski fort, »die unsere bisherigen Nachfragen gehabt haben. Du siehst ein, daß ein geschicktes gelegentliches Corrigiren der Ereignisse zur größeren Ehre Gottes und um die heilige Wirksamkeit des Ordens nichy zu beeinträchtigen nöthig war. Die Vorgesetzten glaubten sich dies erlauben zu dürfen, und nachdem Alles ruhig vorbereitet, weise berechnet und glücklich gelungen war, benachrichtigte man den alten Grafen, daß ein Abenteurer ihn betrogen haben müsse, indem der Priester Nicol Bogecz aus sehr triftigen Gründen nie Vater sein könne.«

Ueber Nicol's bleiches Gesicht lief ein fürchterliches Lächeln. Er kreuzte die Arme über der Brust und sagte kalt:

»Nun, und weiter?«

»Graf Michael bestritt die Wahrheit dieser Angabe und verlangte Dich zu sehen.«

»Ah!« stöhnte Nicol. »Und nun ist der sehr weise Orden der Meinung, nicht wahr, daß ich als gehorsamer Hund demüthig vor meinen herzlosen Richtern erscheinen und ihren ferner Anordnungen mich fügen soll?«

»Als gehorsames Mitglied unserer heiligen Gesellschaft dürfen sie dies von Dir fordern.«

»Dem zu Folge wird es mir obliegen, den Grafen in's Gesicht Lügen zu strafen, seine Tochter nicht zu kennen und mich seit zehn oder mehr Jahren für das auszugeben, was ich erst durch die gütige Vermittelung meiner Obern seit einem Monate bin. Nicht wahr, so ungefähr lautet der Inhalt der Ihnen zugegangenen Befehle?«

»Durch Deinen Scharfsinn, mein Sohn,« erwiederte Mierslewski, »beweist Du, welch großes Recht der Orden hat, auf Dich stolz zu sein! – Du kannst von jetzt an überzeugt sein, daß von Deinem Fehltritt, Deinem Gelübdebruch nie mehr die Rede sein und daß man Dich ebenso sehr, vielleicht noch mehr lieben und ehren wird, als früher.«

»Was geschicht mir, wenn mich sträube?« sprach Nicol.

»Weil man dies nicht für möglich hält, sind mir für diesen Fall keine Verhaltungsregeln ertheilt worden.«

»Was aber würden Sie thun, wenn ich bestimmt erkläre, daß ich nun dieser neuem Abscheulichkeit, um einen begangenen Fehler abzuleugnen, meine Hand nicht reichen mag?«

»Ich würde Bericht erstatten und gelassen neue Instructionen abwarten.«

»Ich beginne einen zweifachen Meineid!«

»Du? – Was hast Du denn Anderes zu thun als den Vorschriften des Ordens gemäß zu handeln? – Hast Du einen freien Willen? – Nein! – Bist Du Person in dieser ärgerlichen Angelegenheit? – Nein! Du bist nichts als ein Instrument des Ordens, dessen sich dieser zu Erreichung erhabener Zwecke bedient!«

»Ich habe allerdings die schmerzliche Erfahrung machen müssen,« erwiederte Nicol, »daß ich bisher etwas Anderes nicht war. Grade dieser Schmerz hat mich nun aber wieder zum Menschen gemacht, mir von Neuem menschliche Empfindungen beigebracht, mich menschlich zu denken verleitet, – wofür ich dem Orden dankbar verpflichtet bin, – und so hätte ich denn wirklich Lust, als simpler Mensch der sehr künstlich zusammengesetzten Gesellschaft Jesu mich zu opponiren.«

»Bedenke was Du zu unternehmen im Begriffe stehst,« rief mahnend Mierslewski, »und zwinge mich nicht, zu vergessen, daß immer nur Dein Bestes wollte!«

»Ich verkenne nicht Ihre väterlichen Absichten, Herr Graf,« sagte Nicol, »ich weiß, daß Sie ein edles Herz haben und mir in wahrer Liebe zugethan sind. Ich werde Sie also auch nicht in eine so traurige Notwendigkeit versetzen. – Wenn ich den, meinem individuellen Gefühle nach, schrecklichen Befehlen unserer gemeinsamen Obern mich scheinbar willig füge, so geschieht es nur aus Liebe zu Ihnen. – Um mich Ihnen dankbar zu erweisen, will ich gegen mich selbst falsches Zeugniß ablegen, will ich mit frecher Stirn dem Grafen in's Gesicht lügen, will ich Victorie, diesem durch meinen Leichtsinn gestürzten Engel, wo möglich dem Tod geben. Gelingt mir dies, so werde ich beruhigt aus dem Orden treten und in irgend einer Höhle des Gebirges als büßender Einsiedler mein elendes verfluchtes Leben beschließen.«

»Der wahrhaft Reuige, mein Sohn, ist der himmlischen Gnaden immer gewiß,« sprach Mierslewski. »Bete, daß

Du erstarken magst in Deinem Entschlusse und gelobe mir auf das Kreuz, die wohlthätigen Pläne des Ordens nicht durch unwürdigen, offen ausgesprochenen Ungehorsam zu kreuzen.«

Nicob legte zwei Finger auf das Kreuz am Gürtel des Grafen und sagte feierlich:

»Ich gelobe dies, so wahr mir Gott gnädig sein möge in meiner letzten Stunde!«

Gerührt segnete Mierslewski seinen Pathen und überließ ihn sich selbst und seinen Gedanken. –

Die Ermahnung zum Gebet fand bei Nicol keinen großen Anklang. Wie Graf Michael durch das schurkische Verfahren des angeblichen Peter Dolmo von seiner krankhaften Hinneigung zum Katholizismus für immer bekehrt worden war, so hatte den bis dahin fanatisch für die Lehren des Jesuitismus eingenommenen Polen die schreckliche Strafe, der man ihn unterwarf, die Hölle von seinen Augen gestreift. Nicol war ein erbitterter, rachedürstiger Feind der Gesellschaft geworden, deren Mitglied er noch war. Und hätte ihn auch nicht die eigene erbarmungslose Behandlung schon belehrt, daß dieser in ihren Consequenzen furchtbar großartigen Verbrüderung das Individuum gar nichts gilt, so müßte die satanische Forderung, die nachträglich noch als Befehl an ihn gelangte, ihn vollends davon überzeugt haben. Diesen Menschen war nichts heilig, als ihr Zweck, nichts achtungswürdig, als Ihr Wille. Sie mordeten heuchelten, schworen falsch mit Wollust und süßem Lächeln auf den verrätherischen Lippen!

Ein vorurtheilsloser Blick in diesen glänzend ausgeschmückten Abgrund von Unmoralität flößte Nicol Entsetzen ein vor sich selbst. Der junge Pole, verdorben und irregeleitet durch die vielen abscheulichen Lehren, die man ihm von Jugend auf eingeprägt hatte, war doch im Grunde des Herzens noch nicht verwildert. Er besaß Phantasie, und diese allein hatte ihm jesuitisches Wesen, jesuitischen Glanz und Macht in verklärtem Lichte vorgespiegelt. Er ward geblendet von mystisch wirkenden Kräften. Der Reiz des Ungewöhnlichen, verbunden mit den großen Zukunftsbildern, die ihm einer einflußreiche Weltstellung verhießen, stachelten seinen Ehrgeiz und ließen ihn nur dem verlorenden Ziele zustreben, dessen unedle Zauber ihn berückt hatten.

Jetzt aber sah Bogecz, daß hohle, nichtige, abschreckende Nebelbilder ihn getäuscht hatten und entsetzt wendete er sich von einer Laufbahn ab, die unrettbar zeitlichen und ewigem Untergange entgegenführen mußte. Erschrocken über sein leichtsinniges Freveln wünschte er die schlechteste That seines Lebens wieder gut zu machen dadurch, daß er ein offenes reuiges Bekenntniß seiner Schuld vor denen ablegte, an denen er gefrevelt hatte. Dieser Gedanke keimte schon während seiner Genesung und er drängte sich mit gebietender Macht ihm auf, nachdem er von Mierslewski die unwürdigen Befehle des Ordens vernommen hatte.

Fest entschlossen die ihm Abscheu einflößende Verbrüderung für immer zu verlassen, glaubte Nicol eine gute That zu thun, wenn er den Befehlen seiner Obern nicht

gehorchte. Es gab nur ein Mittel, diesen verderblichen Vorsatz auszuführen. Er mußte fliehen. Um aber Gelegenheit zum Entrinnen zu finden, war es nothwendig, seine Wächter zu täuschen.

Es galt, den Gehorsamen, in den Willen seiner Beaufsichtiger blind sich Fügenden zu spielen und Nicol übte mit wollüstigem Behagen diese Schelmenrolle ein. Nie hatte er die große Kunst systematischer Heuchelei mit mehr Liebe, mehr Selbstbefriedigung geübt, als jetzt, wo er sie gegen seine verschmitzten Lehrmeister anwandte. Sein Spiel gelang ihm vortrefflich, Niemand ahnte Verrath, und die Beaufsichtigung ward schon vor der Abreise aus Petrella minder streng.

Einmal einig mit sich über den Plan, den er verfolgen wollte, ging Nicol noch einen Schritt weiter. Bloße Flucht genügte ihm nicht, sie sollte auch Früchte tragen. Als Feind seiner Peiniger glaubte er ein gutes Werk zu thun, wenn er nach Kräften ihre Pläne kreuzte, ihr heimlich gewobenes Intriguennetz zerriß. Eingeweiht in alle Geheimnisse des Ordens, selbst längere Zeit ein wichtiger Beförderer ihrer schrecklichen Zwecke, hatte der rachsüchtige junge Pole mehr als jeder Andere die Mittel in Händen, diese Zwecke zu verhindern. Er durfte nur zum Verräther der politischem Intrigue werden und der kühne Gedankenbau des Ordens fiel zusammen und begrub vielleicht im Sturz seine dämonischen Erfinder.

Klug, wie die überlegte Rache es immer ist und mit der schlauen Gewandtheit eines in Combiniren geübten Verstandes überschlug Nicol seine geistigen Mittel. Er jubelte

im Stillen über die Macht, die ihm zu Gebote stand und an deren Gebrauch ihn Niemand hindern konnte, sobald er die Fesseln gesprengt und seine persönliche Freiheit vollkommen wieder erlangt hatte. Vor Allem richtete sich sein Augenmerk auf das ferne nordische Vaterland. Der Aufstand, den seine Landsleute, d. h. der polnische Adel vorbereitet, entflammte zwar seinen Geist, nur betrübte ihn, daß wie immer, die mit Füßen getretene Armuth, der blöde ungebildete Bauer, keinen Vortheil davon haben sollten. Sein bärisches Blut empörte sich jetzt, nun er angefangen hatte, Recht von Unrecht zu unterscheiden, und so heftig er in früherer Zeit den schmutzigen Bauer verachtete, so warm schloß er ihn jetzt an sein Herz. Nicol gelobte mit tausend Eiden beim Gott der Rache, dem er sich ergeben, in sein Vaterland zurückzukehren und im Fall eines Aufstandes die Rechte der Bauern dem grausamen Adel gegenüber zu vertreten. Auch wollte er sich mit Stanislas, von dessen Abtrünnigkeit und Flucht ihm Kunde geworden war, möglichst bald in Verbindung setzen, ihm sein Schicksal mittheilen, und durch die Verbindungen des reichen Edelmannes in Kreisen, welche dem Kaiserhofe nahe standen, den jesuitischen Umtrieben eine Gegenmine legen.

Hätte Nicol Papier und Feder gehabt, würde er unverweilt seine Gedanken in einem ausführlichen Briefe an Stanislas aufgesetzt haben, da aber diese Dinge ihm nicht gestattet waren, so begnügte er sich, in Gedanken seine Pläne auszuarbeiten und die Stunde abzuwarten, die ihm

mit der Freiheit zugleich den Dolch der Rache in die Hände drücken würde. –

Vier Tage nach der Unterhaltung Nicol's mit Mierslewski reiste man von Petrella ab. Den erhaltenen Vorschriften gemäß schlügen die Reisenden einen ganz andern Pfad ein, um auf möglichst weiten Umwegen sich Rom zu nähern. Sie gelangten dabei in die tiefste Gebirgswildniß der Apenninen. Einsam gelegene Casale wählten die Jesuiten zu Nachtsquartieren, um neugierigen Gaffern zu entgehen. Nicol musterte mit scharfen Blicken allabendlich die Behausung, die ihm und seinem wachsamen Begleitern Obdach für die Nacht gewähren sollte, er konnte aber die ersten drei Tage keine finden, die seinen geheimen Plänen förderlich gewesen wäre. An Abend des vierten Tages sahen sich die Reisenden gezwungen, auf öder Bergeshöhe in einem elenden Bauernhause übernachten, die einzige Wohnung, die weit und breit auf dem kahlen Rücken des hohen Gebirges sichtbar war. Fenster und Thüren in dieser halbverfallenen Ruine, in der zwei steinalte Leute nebst einem stummen Knechte hausten, konnten nicht verschlossen werden. Auch gab es nur einen bewohnbaren Raum zu ebener Erde, zu welchem die mit der Hausflur verlaufende Küche führte. Der Raum zwischen Küche und Wohnzimmer war mit schmutzigen Tüchern verhangen.

Ein glänzender Palast hätte Nicol nicht so erfreut, als diese ungesunde Steinhöhle. Ihre Beschaffenheit erleichterten ihm die Flucht ungemein, wenn es ihm gelang,

seine Begleiter sicher zu machen. Er hatte schon am Tage über Frost geklagt. Obwohl sich dieser gegen Abend verlor, heuchelte er doch ein Zunehmen desselben, hockte sich neben dem Kamin nieder, schlug alle Speise aus und trank blos eine Tasse dünnen Thee. Auf Anrathen des Arztes ward ihm das Lager neben dem Kamin bereitet und die Flamme tüchtig angeschürt. Seine Begleiter schliefen hinter dem Vorhange im Zimmer.

Nicol stellte sich schlafend und etwas fiebernd, indem er unverständliche Worte murmelte und bisweilen zusammenschauderte. Gegen Mitternacht war das Feuer im Kamin niedergebrannt, die Kohlen leuchteten düster unter der dichten Aschenschicht, die sie verdeckte. Die Bewohner des Hauses schliefen fest in einem Verschlage, der als Stall diente. Im Wohnzimmer war es ebenfalls ruhig.

Behutsam erhob sich Nicol, verließ sein Lager und legte horchend sein Ohr an den Vorhang. Es regte sich nichts in der Stube. – Auf den Zehen über die geschwärzten Ziegel schleichend, nahm er einen schadhaften braunen Mantel von der Wand, wie sie die Bayern in Italien zu tragen pflegen, bemächtigte sich des bebänderten Spitzhutes, der daneben hing, ergriff einen gewichtigen mit eiserner Spitze versehenen Stock, den man zum Antreiben der Zugochsen gebraucht, und schlüpfte nach dem bretternen Vorsatz, der die Stelle einer Hausthür nothdürftig vertrat.

Es bedurfte nur geringen Kraftaufwandes, um die dünnen Bretter bei Seite zu schieben und unter ihnen durch

in's Freie zu schlüpfen. Nicol Bogecz genügte ein Augenblick dazu. Er sah, vom Luftzuge ergriffen, das Feuer hell aufflackern, kehrte dem Hause den Rücken und stürzte sich in die nächste finstere Schlucht, um sogleich jedem Späherauge zu entschwinden.

Die Nacht war sternenhell, aber in bedeutender Höhe empfindlich kalt. Nicol wickelte sich in den alten Bauernmantel, drückte den Spitzhut tief in die Stirn, warf einen Blick auf die höchsten Gipfel des Gebirges und schlug nach dem entferntesten im Norden, dessen Scheitel von frisch gefallenem Schnee erglänzte, grad in die Wildniß hineinschreitend, seinen Weg ein. Niemand verfolgte ihn. Die tausendarmigen Schluchten der Apenninen waren für ihn das sicherste Asyl. –

Als kurz vor Tage die Jesuiten erwachten, fanden sie die Lagerstatt am Kamin leer. Fragen und Suchen blieb erfolglos, Nicol war verschwunden. Die betrogenen geistlichen Herren konnten sich nur mit der vom Arzt bestätigten Ausrede rechtfertigen, daß der unglückliche Mensch jedenfalls in einem Fieberanfall entsprungen und in irgend einer versteckten Schlucht des Gebirges verunglückt sei.

Sehr verstimmt schlugten sie jetzt den kürzesten Weg nach Rom ein, schon im Voraus den Empfang fürchtend, der ihrer bei so trüber Nachricht unstreitig harren mußte.

ZEHNTES KAPITEL. DAS GESCHENK.

Nichts ahnend von den unseligen Wirren, die sein harmlos hingeworfenes Wort angerichtet hatte, lebte Lodovico in ungestörter Seelenheiterkeit seiner Kunst. Ende August war die Wiederherstellung der Gemälde erledigt und nun ließ er es seine erste Sorge sein, sich mit Teresella zu verbinden. Camuccini belohnte den jungen Künstler großmüthig für seine Ausdauer. Er bestritt nicht nur Teresella's Aussteuer, sondern schenkte auch noch mit fürstlicher Freigebigkeit dem jungen Paare ein zwar kleines, aber niedliches Landhaus mit schönem Garten. Dies bezogen die Glücklichen am Tage ihrer Trauung, die in der Kirche der Jesuiten vollzogen wurde. Camuccini oder Ghiberti glaubte diese geringfügige Entschädigung dem anspruchslosen Maler schuldig zu sein, da ihm der Orden so Vieles zu verdanken hatte. Daß jetzt, so nahe dem Ziele, ja nachdem es auf tausend schlüpfrigen gefahrvollen Wegen fast erreicht war, durch seltsame Schicksalsfügungen ein Umschwung in allen Verhältnissen noch eintreten und die klügsten Berechnungen umstoßen könne, daran dachte Ghiberti nicht.

Er war daher nicht wenig überrascht, als einige Tage nach Lodovico's Verheirathung Mierslewski plötzlich in sein Zimmer trat und das Verschwinden Nicol's ihm ohne Wortverbrämung meldete. Aus Klugheit erlaubte sich der Graf zu versichern, daß die heftige Fieberhitze, in der

sich der Pole befunden, ihn ohne Zweifel in einen unergründlichen Felsenabgrund gestürzt habe, wo er auch unter diesen Umständen am besten aufgehoben sei.

Wider Erwarten nahm Ghiberti diese vernichtende Nachricht vollkommen ruhig hin. Nicht einmal ein Wort von Unachtsamkeit ließ er fallen. Er beschränkte sich ganz allein darauf, sich den vermutlichen Hergang der Sache einfach erzählen zu lassen, später die andern Begleiter Mierslewski's einzeln ebenfalls darüber zu befragen und schließlich Hubert und Tommaso abzuhören. Alle stimmten genau in ihren Aussagen überein und so mußte sich Ghiberti beruhigen und nur die Tücke des Schickals, das dem Orden einen so schlimmen Streich gespielt hatte, anklagen.

Ruhige Betrachtung des sehr unangenehmen Vorfalls konnte auch keine Zweifel an der Ehrlichkeit der zu Nicol's Wächtern beschiedenen Ordensbrüder in ihm entstehen lassen. War es ihre Absicht gewesen, den jungen Mann entfliehen zu lassen, so mußten sie ihm Gelegenheit dazu vor Vollziehung der über ihn verhängten unmenschlichen Strafe geben. Jetzt, nachdem er die Strafe erlitten, hatte die Flucht keinen Sinn. Ghiberti theilte daher die Ueberzeugung seiner Ordensbrüder vollkommen, indeß glaubte er, es könne größerer Sicherheit wegen und um sich selbst zu beruhigen nicht schaden, wenn man an alle Klöster eine Beschreibung der Person des verschwundenen also eine Art Steckbrief, versende und dieselben beauftrage, den so beschriebenen Menschen im Betretungsfalle festzuhalten.

Später hatte Ghiberti eine sehr lange dauernde Unterredung mit dem Grafen Michael Sembronowski. Was zwischen diesen beiden einander feindlich gesinnten Männern verhandelt worden war, kam zu Niemandes Kenntniß. Mit den geheimsten Angelegenheiten des Ordens vertraute Männer glaubten, aus der vermehrten Thätigkeit seiner obersten Leiter abnehmen zu dürfen, daß längst gehegte Hoffnungen in Nichts zerronnen, große Pläne ganz oder zum Theil zerstört worden seien. Ghiberti selbst merkte Niemand etwas an. Er war ruhig wie immer, freundlich und zuvorkommend, wie es seine Weltstellung verlangte. Nur schien er täglich blässer zu werden, als verzehre ihn ein schleichendes Fieber oder als zerarbeiteten quälende Gedanken ruhelos seinen schaffenden Geist.

Einige Tage nach der erwähnten Unterredung Ghiberti's mit Graf Michael ward unser harmloser Freund Lodovico durch das Erscheinen eines Bedienten überrascht, dessen Livrée er sogleich für die seines grämlichen Verwandten erkannte. Der glückliche junge Mann lustwandelte grade am Arm seiner schönen jungen Frau im Garten und neckte sich im Vollgefühl jugendlicher Seligkeit mit der leidenschaftlichen Römerin, als der Bediente ihm gegenüber trat. Anfangs glaubte er, sein reicher Oheim wolle ihm irgend etwas Uebles zufügen, denn er hatte die schlechteste Meinung von ihm, und so fand denn der Bediente just keinen sehr freundlichen Empfang.

Unabhängig von den Launen des verhaßten Reichen und im Besitz des heiter und ehrlich erworbenen Besitzes sich sicher fühlend, fragte Lodovico ziemlich barsch:

»Was beliebt?«

»Habe ich die Ehre,« versetzte mit tiefer Verbeugung der Bediente, »den berühmten Maler, Herrn Lodovico von Sembronowski, zu sprechen?«

»Der bin ich,« sagte eben so kurz als stolz der glückliche Gatte Teresella's.

»Dann habe ich Befehl, diesen Brief des Herrn Grafen Michael von Sembronowski Ihnen ehrerbietigst zu überliefern.«

Lodovico empfing den Brief mit dem ihm wohl bekannten Wappen des Grafen und sah äußerst erstaunt den Ueberbringer desselben an. Er glaubte noch immer, man wolle ihn foppen, obwohl das Betragen des Bedienten durchaus nicht danach aussah.

Unschlüssig wandte er sich zu Teresella und fragte sie durch einem Blick, was hier wohl zu thun sein möchte? Ihr reizendes Lächeln bestimmte ihn.

»Erwartet der Herr Graf Antwort darauf?« fragte er rasch.

»Mein gnädigster Gebieter hat mir in sehr bestimmten Worten gesagt, daß ich nur in des gnädigen Herrn Malers Begleitung mich wieder vor ihm soll sehen lassen.«

»Das ist merkwürdig, Teresella,« sagte Lodovico. »Komm laß uns sehen, was mir der alte Narr zu schreiben hat?«

Das schöne Paar entfernte sich, einen von Myrthenhecken eingefaßten breiten Sandgang hinabwandelnd.

Lodovico erbrach das Schreiben, fand aber weiter nichts darin als die höfliche und dringende Bitte, dem Ueberbringer unverweilt zu folgen und ihm einen Besuch, der in Zukunft wichtige Folgen haben werde, zu schenken.

»Nun, mein Goldherz, was meinst Du dazu?« fragte er Teresella. »Erst läßt mich der bigotte steinreiche Griesgram beinahe aus dem Hause werfen, weil ich ihn höflichst um eine kleine Unterstützung bat, und jetzt ladet er mich so dringend zu sich ein, daß ich wirklich zu glauben versucht werde, es geht mit ihm zu Ende. – Was thu' ich, holde Nymphe? Bleib' ich einfacher, versöhnlicher, gutmüthiger Mensch, oder spiele ich den Stolzen und schlage dem Bittsteller hochmüthig die Thür vor der Nase zu, wie er's mir gethan? Süße Sybille, gib mir einen gescheidten Rath.«

»Was braucht's da langer Ueberlegung,« versetzte Teresella. »Ein höflicher Wink verlangt dieselbe Erwiederung. – Stecke einen Dolch zu Dir, damit Du Dich im Nothfall vertheidigen kannst, und geh' zu dem altersschwachen Manne. Es ist immer eine gute That, die uns dereinst noch Segen bringen kann.«

»Schade, daß ich kein Numa bin,« sagte Lodovico heiter. »Deinen Lehren gehorchend würde ich mit den weisen Gesetzen, die scherzend Deinem Munde entschlüpfen, Länder und Völker auf tausend Jahre beglücken. Adio, Goldherz, und bete hübsch, damit Deinem Liebsten nichts Böses zustößt!«

Ein rascher Wagen brachte unsren Freund binnen einer kleinen halben Stunde von seinem vor der Porta Pia

gelegenen Landhäuschen nach Villa Poniatowski. Unterwegs erfuhr er von dem gesprächigen Bedienten die Sinnesänderung des greisen Polen und wie derselbe jetzt allem Anschein nach im Begriff stehe, der heiligen Stadt für immer den Rücken zu kehren.

Im höchsten Grade neugierig – denn in Lodovico's Charakter war Kindlichkeit mit etwas kindischem Wesen geeint – betrat der junge Maler das Zimmer des Grafen.

Michael kam seinem Verwandten freundlich entgegen, obwohl ein Anflug von Schermuth unvertilgbar seinen todtenbleichen Gesichtszügen eingegraben war. Kurz aber herzlich entschuldigte er sich wegen seiner früheren Barschheit, bat, dieselbe nicht seinem Herzen, sondern seiner damals überaus trüben und krankhaften Stimmung zuzuschreiben und schloß mit der Versicherung, daß er jetzt, wo er sein Unrecht eingesehen habe, das Versäumte nachholen und, wenn der Cousin derselben Meinung sei, wieder in gutem Einverständniß mit ihm leben wolle.

Lodovico konnte nicht grollen, wo ihm aufrichtige Biederkeit die Hand zur Versöhnung bot. Munter und unverweilt schlug er ein, schüttelte die zarte Rechte des Greises tüchtig und sagte vergnügt:

»Vergeben und vergessen, werther Oheim, so wahr ich ein glücklicher Ehemann bin!«

»Du? erwiederte Graf Michael. »Du verheirathet?

»Und wie! – Mit einer Römerin, die wahrhaftig noch schöner ist, als mein Mühmchen, auf die ich immer ein Auge hatte!« –

Der Graf drohte ihm mit dem Finger und seufzte.

»Ist wohl schnell gelommen? «sagte er.

»Behüte! Wir haben uns beinahe ein Jahr gekannt.

Weil ich nun großmüthige Gönner gefunden habe, und dabei einiges Glück machte, dachte ich, es ließe sich mit einem hübschen jungen Weibchen angenehmer leben als wenn man so ganz mutterallein in der Welt herumschnurren soll.«

»Hast also einträgliche Arbeit?« fragte der Graf.

»Gehabt, gehabt, bester Onkel! Jetzt bin ich Particulier und römischer Haus- oder vielmehr Gartenhausbesitzer!«

»Erzählst mir ja Wunderdinge! – Sage doch, wie das gekommen?«

»Ei nun,« erwiederte Lodovico, »wollte ich von vorn anfangen, würde es eine lange und wohl auch langweilige Geschichte geben. Das einfach Wahre bei der Sache ist: Ich lernte einen Landsmann kennen, der mich dem reichen Monsignore Camuccini empfahl – kennen Sie Camuccini? – Nicht? – Schade! – Ist ein prächtiger Mensch! – Dieser freigebige Herr und Freund der Künste gab mir Gemälde zu restauriren, honorirte mich unerhört gut und hat mir schließlich zu meiner Verheirathung ein Häuschen mit Garten geschenkt. Da denke ich denn hier zu bleiben, tüchtig drauf los zu malen, mein Weibchen brav lieb zu haben und ein recht sinniges Künstlerleben zu führen.«

»Gratulire dazu, gratulire von Herzen,« sagte der alte Graf, wiederholt tief aufseufzend. »Bist eigentlich so glücklich, daß Du mich nicht mehr brauchst. Gebe Dir

auch nichts, weil das Verschwendung wäre. Habe Dir aber etwas mitzutheilen, das sehr wichtig. Verlasse Rom – verlasse Italien. – Bin ärgerlich auf Land und Volk – hat mich gekränkt, betrogen – wird mich noch tödten! – Komm, setze Dich zu mir, mein Junge.«

Lodovico mußte an der Seite des Grafen Platz nehmen, worauf dieser ein verschlossenes Kästchen von Ebenholz nebst einem silbernen fest zugelötheten Etuis vom Tische nahm und Beides dem erstaunten Maler übergab.

»Ver wahre dies sorgfältig bis nach meinem Tode,« fuhr der Greis fort. »Kann nicht mehr fern sein – bin alt und schwach – fühle mich gebrochen an Leib und Geist. – Erfährst Du meinen Tod, so öffne dies Kästchen! Hier dies Etuis birgt den Schlüssel dazu. – Wirst sehr wichtige, sehr schreckliche Documente darin finden und wenn Du das Herz auf dem rechten Flecke hast, zur Ehre meines Namens die Gerechtigkeit zum Schutze anrufen. – Würd' es selbst thun, wär' ich noch kräftig und brächte ich's über meine Lippen. – Will aber lieber schweigen, dulden, sterben!«

Der Greis schlug seine dunkeln Augen mit sonderbarem Ausdruck zum Himmel auf. Lodovico sah, daß Thränen an seinen weißen Wimpern hingen. Der Schmerz des hinfälligen alten Mannes rührte ihn. Er küßte seine Hand und drang heftig in ihn, er möge doch sein Herz erleichtern und ihn zum Mitwisser seines Grames machen. Der Graf aber schüttelte ernst den Kopf und sagte mit einem Tone, der keinen Widerspruch vertrug:

»Darf nicht sein – muß ein Geheimniß bleiben, so lange ich und Victorie leben!«

»Mein Gott!« rief unwillkürlich Lodovico. »Ist Victorie krank?«

»Ist leidend,« sagte der Graf, »sehr leidend. – Hat Kummer gehabt, wie ich – wird daran sterben, sobald mir die Augen brechen. – Kenne das – nehm' es hin als eine Strafe für meine Sünden und trag' es schweigend. – Wär' es anders, beim Geist ihrer seligen Mutter, ich schwieg nicht! Ich rief die Welt auf gegen die Werke der Finsterniß!

Michael war aufgestanden. Seine weiße kleine Hand schwebte hoch erhoben wie eine blasse Flamme zitternd über seinem Scheitel. Die dunkeln tiefliegenden Augen funkelten unheimlich. Alle Muskeln seines Gesichtes bebten.

Lodovico überlief es kalt. Der greise Oheim ward ihm unheimlich. Er vermutete, daß seine Geisteskräfte durch das lange Beten doch wohl gelitten haben möchten.

»Und was,« fragte er, um den alten Mann von seinen düstern Gedanken wo möglich abzulenken, »was soll ich mit den Papieren in diesem Kästchen machen?«

»Vor meinem Tode sie mit keinem Finger berühren! Bin ich gestorben, pünktlich befolgen, was der dabei liegende Brief verlangt!«

»Werd' ich es auch können, dürfen, verehrter Onkel?«

»Darfst es, mußt es! – Würde sonst keine Ruhe im Grabe haben – Deine Hand darauf!« –

»Ihre Güte überrascht mich dermaßen,« sagte Lodovico, »daß ich Ihren Wünschen nicht länger widerstehen kann, obwohl ich vielleicht etwas Thörichtes thue, das mich in Zukunft reut oder in Verlegenheit und unangenehme Verwickelungen bringt!«

»Wird Dich nie reuen, daß Du einem alten Manne ohne langes Bedenken Vertrauen geschenkt hast.«

»Nun so verspreche ich denn, zu handeln, wie Sie verlangen. Hier meine Hand!«

Graf Michael schüttelte die Hand des glücklichen Malers. Dann küßte er den jungen Mann auf die Stirn, winkte, daß er sich entfernen möge, und kehrte ihm den Rücken zu. Lodovico, noch immer über das Ungewöhnliche bestürzt, sah sich mit dem geheimnißvollen Kästchen und Etuis im Vorzimmer, ehe er sich über die unvermuthete Begegnung Rechenschaft ablegen konnte. Auch ließ ihm die Dienerschaft keine Zeit zu langem Nachdenken. Mit geschäftiger Eile geleitete der alte David den Maler die Treppe hinunter und hob ihn in einen bereit stehenden Wagen, der sogleich die Villa verließ. –

In der Abenddämmerung dieses Tages sah man auch einen schwer bepackten Reisewagen über Ponte Malle rollen und die Straße nach Florenz einschlagen. Ein schönes, nur sehr bleiches und trauriges Mädchengesicht und das greise Haupt eines alten Mannes wurden bisweilen hinter den aufgezogenen Fenstern sichtbar. Graf Michael von Sembronowski reiste mit seiner unglücklichen geisteskranken Tochter zurück in die nordische Heimath.

FÜNTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. DER PILGER NACH DER HEIMATH.

Ueber die zerklüfteten Felsenjoche des Apennin brauste ein verwüstendes Unwetter. Hundertstimmig brüllte der Donner in die öden tiefen Schluchten, durch deren gräßlichen Schlunde das Feuer der Wolken seine blenden Ströme wälzte.

Auf einem der höchsten Punkte dieses malerisch geformten Gebirges lag unter überhängende Felsen zusammengekrümmt eine hagere, im abgetragene Pilgerkleidung gehüllte Gestalt. Tief eingefallene Wangen, hohle, brennende Augen und langes schwarzes Haar, das ungekämmt um Stirn und Kinn flatterte, gaben dem einsamen Wanderer, der in seinem Versteck Schutz gegen die Wuth der Elemente suchte, etwas grauenhaft Unheimliches. Unbeweglich kauerte er unter dem niedrigen Felsendach und so oft auch Blitze seine Züge erhellten, immer beleuchteten sie dieselbe farblose Todtenmaske mit dem stieren fieberhaft glänzenden Augen.

Die große Straße von Florenz nach Bologna zog in geringer Entfernung von der Zufluchtsstätte dieses Unglücklichen vorüber. Hüben und drüben sah man steile spitz zulaufende Gebirgskuppen, dazwischen in unbedeutender Senkung blutrothe Flamentümpel, die zuckende Feuerflocken durch die schwarze Wolkennacht schleuderten und bisweilen gleich Raketen hoch aufloderten. Es waren zwei kleine Vulkane oder vielmehr Naphtaquellen, welche der wilden Gebirgspracht des

Apennin in der Nähe der Pietra mala einen so wunderbar großartigen Charakter geben.

In Momenten, wo Sturm und Donner schwiegen, hörte man aus der Ferne langgezogene Töne, die ängstlich nach Hilfe zu rufen schienen. Auf den Straßen des Apennin ist dies etwas sehr Gewöhnliches, weshalb Niemand sonderlich darauf achtet. Meistentheils sind es Postillone oder Vetturine, deren Pferde vor Ermattung zusammenbrechen oder doch die schweren Lasten nicht mehr von der Stelle bewegen können. Dann schreien die Lenker solcher Fuhrwerke mit schrecklich gellender Stimme hinab in die Berghäler, um den nächstwohnenden Gebirgsbauer zu Hilfe zu rufen und Ochsenvorspann von ihm zu erhalten – eine Bitte, auf deren Erfüllung ungeduldige Reisende bisweilen freilich ein paar Stunden warten müssen!

Der Pilger, wie es schien, körperlich sehr ermattet und geistig angegriffen, achtete dieser kläglichen Rufe anfangs eben so wenig als er sich um Sturm, Blitz und Donner kümmerte. Regungslos stierte er auf die sprühenden Flammen jenseits der Straße und schlug höchstens bei den unermeßlichen Feuerwogen, die sich aus dem schwarzen Schoß der Wolken über die Felsen ergossen, von Zeit zu Zeit mechanisch ein Kreuz.

Inzwischen kam das ferne Wehegeschrei in reißender Schnelligkeit näher und immer näher. Man hörte deutlich einzelne Worte der Rufenden und durch das Brausen des Sturmwindes das Rollen eines Wagens. Der klagende

Ton einer zarten Frauenstimme, die sich mit dem rauhen Geschrei mehrerer Männer vereinigte, machte den Pilger aufblicken. Er beugte sich vor unter dem Felsen und sah nach der Straße, deren gekrümmter Bogen weißlich grau durch die Wetternacht schimmerte. Nach wenigen Minuten erblickte er beim Wiederschein eines blendend hellen Blitzes einen Reisewagen, dessen vier Pferde, durch den Donner scheu gemacht, in wüthendstem Carrrière durchgingen. Die Postillone hatten die Zügel verloren und klammerten sich schreiend an die Mähnen der wilden Thiere, um sich nur im Sattel zu halten. Der Wagen schwankte bald auf diesem bald auf jenem Rade und drohte jeden Augenblick umzustürzen und in die gähnenden Felsenschlünde hinabzurollen. Wiederholt vernahm der Pilger die klagende Frauenstimme, auch glaubte er bei dem ununterbrochenen Leuchten der Blitze einen wehenden Schleier am Wagenlenker bemerkt zu haben. Die drohende Gefahr der hilflosen Reisenden schüttelte ihn auf aus seiner Apathie. Er verließ seinen sichern Schlupfwinkel und rannte mit schnellen Schritten der Straße zu, auf deren hohem Rande jetzt eben die wüthenden Thiere dem Abgrunde sich mit jedem Augenblicke mehr näherten. Ein Crucifix, von Lanze und Isobstab umgeben, stand an der abschüssigsten Stelle. Diese erreichte der Pilger in kühnem Sprunge. Seinen langen mit Band umwundenen Stab vorstreckend, stand er plötzlich sich hart vor den heran stürmenden Pferden wie eine aus den Tiefen der Erde aufgetauchte Gestalt. Ein greller Blick erleuchtete die gespenstische Figur und verlieh ihr übermenschliche

Größe. Die Thiere entsetzten sich und prallten zur Seite, nicht weniger erschraken die Postillone, die ihre Gesichter in die Mähnen der Pferde vergruben und laut aufheulend die heilige Jungfrau zum Schutz gegen den Teufel anriefen, den sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubten.

Die erschrockenen Thiere bäumten sich schnaubend und blieben zitternd sehen. Auch die Postillone erholten sich schnell von ihrer Bestürzung und benutzten den günstigen Augenblick, um des Gespannes wieder Meister zu werden, dem der so unerwartet erschienene Retter kräftig in die Zügel gefallen war. Ohne ein Wort zu sprechen, trat der hagere Pilger jetzt, wo er die Reisenden geborgen sah, zur Seite und näherte sich dem Crucifix, das seine hölzernen Arme zum wild bewegten Himmel erhob.

In diesem Augenblicke vernahm er eine Männerstimme aus dem Wagen, die ihm in italienischer Sprache einige warme Dankesworte zurief. Vor dieser Stimme erbebte der Pilger und unwillkürlich in die Knie sinkend, umschlang er mit beiden Armen den Stamm des Kreuzes und wendete entsetzt sein von Kummer, Noth und Pein abgemagertes Gesicht rückwärts. Im hellen Schein der Blitze, die noch immer die wilde Berglandschaft taghell erleuchteten, erkannte er den Kopf eines Greises und die leidenden Züge eines schönen Mädchens.

»Graf Michael und Victorie!« seufzte der einsame Wanderer, beugte sein Haupt tiefer am Fuße des Kreuzes und murmelte halb bewußtlos lateinische Gebete.

Als er wieder zu sich kam, war die gräfliche Equipage verschwunden. Nur aus der Ferne hörte er noch das Rollen der Räder, den Hufschlag der Rosse und erfaßte flüchtig einen Schimmer des Wagens, als er in raschem Galopp um die nächste Felsenecke bog.

»Habe Dank, heilige Jungfrau,« rief er jetzt laut seufzend aus, »ich habe ihnen das Leben gerettet und meine Schuld gegen sie zum Theil gebüßt!«

Nochmals beugte er sein Haupt, küßte den Schaft des Kreuzes und stand dann auf, um wieder in sein Felsenasyl zurückzukehren und das Austoben des wilden Unwetters, dessen Wuth sich bereits etwas gelegt hatte, abzuwarten.

Unsere Leser haben längst errathen, daß dieser einsame Pilger in der Felsenöde der Apenninen Niemand anders ist, als Nicol Bogecz, und es wird jetzt nöthig sein, unsere Aufmerksamkeit diesem Unglücklichen wieder zuzuwenden.

Es sind beinahe drei Wochen vergangen seit seinem glücklichen Entkommen. In dieser langen Zeit ist Nicol durch die unwirthbarsten Gebirge, über Schneefelder und starre Felsenkämme gewandert, und hat kaum drei- oder viermal sein müdes Haupt in einer menschlichen Wohnung niedergelegt. Die Furcht, von irgend Jemandem erkannt und seinen Feinden, deren Späheraugen in die verstecktesten Winkel der Erde dringen, verrathen zu werden, hat ihn zu solcher Vorsicht getrieben. Nur ein einziges Mal hat er gewagt, an die Pforte eines entlegenen Klosters zu klopfen, um Speise und Trank und die

einfache Pracht eines Pilgers zu erhalten. Er gab vor, von räuberischem Gesindel überfallen und selbst seiner dürftigen Kleidung beraubt worden zu sein. Seine Erzählung fand Glauben, man speiste und tränkte den Kraftlosen, gab ihm Obdach und Kleidung und entließ ihn nach zweitägiger Pflege mit dem Nöthigsten versehen.

Der ehemalige Jesuit pilgerte weiter, immer dem Norden zu. Eine Straße wagte er nicht zu betreten. Dies nöthigte ihn, die entlegene Einsamkeit der Gebirge aufzusuchen und nur auf gefahrvollen schlüpfrigen Schleich- und Saumwegen durch Wolken und Nebel den Grenzen Deutschlands sich zu nähern. So ward seine Wanderung in der That eine beschwerliche, Geist und Körper ermatende Pilgerschaft, für Nicol um so schmerzreicher, weil er in der gänzlichen Einsamkeit die ihn Tages lang umgab, nur zu viel Zeit hatte, über sein Unglück nachzudenken. Der entsetzlichen Folterqual dieses Nachdenkens würde er ohne Zweifel erlegen sein, hätte ihn nicht eine furchtbare Hoffnung, die Hoffnung, an seinen Peinigern Rache nehmen zu können, aufrecht erhalten. Diese Hoffnung trüffelte Honigseim in den bittern Kelch seiner Leiden und ließ ihn alle Noth und Mühsal mit wahrem Heroismus ertragen. An seinem fast erkalteten Herzen regte sie etwas von dem Heldenmuth seines Volkes, obschon er sich von Jugend auf um Ausbildung dieser national polnischen Tugend sehr wenig gekümmert hatte.

Von Wurzeln und Kräutern lebend, mit dem goldenen Naß der Bergquelle seinen Durst löschen und nur ausnahmsweise an der Schwelle einsam gelegener Casali

einen Trunk Milch und ein Stück Brod erflehdend, kam er in die Gegend von Florenz. Auf hohem Abhang des Gebirges sah er am hellem Mittag die Thürme und Kuppeln der glänzenden Stadt der Mediceer im paradiesischen Garten des Arnothales schimmern. Wie lockte ihn die Sehnsucht hinab in diese zauberischen Gefilde! Wie ungestüm pochte sein Herz, wie gebieterisch forderte der Drang nach Wissen, daß er einkehren solle in der Geburtsstätte so vieler großer unsterblicher Menschen! – Aber sein Wille überwand die Begierde; er kehrte dem verführerischen Bilde den Rücken und stürzte sich wieder in Felsenschlünde und Waldesdunkel.

Auf dieser langen Wanderung, wo er mit Niemandem sprach, als mit sich selbst, gedieh sein Racheplan, den er schon vor seiner Flucht oberflächlich entworfen hatte, zur Reife. Geübt in stillem consequentem Verfolgen eines einmal betretenen Pfades bildete er ihn nach aller Seiten hin besonnen und sorgfältig aus. Es galt, Rache an dem Princip des Jesuitismus zu nehmen und als Instrument zu solcher Rache sollte ihm der Jesuitismus selbst dienen. Nicol wußte, daß er nicht vermögend sei, die Macht des Ordens zu stürzen, aber eine tödtliche, wenigstens eine überaus schmerzhafte Wunde ihm beizubringen, stand in seiner Macht. Um dies zu erlangen, mußte er den deutschen Boden betreten und unter was immer für einem Vorwande bis in die Vorhöfe der Machthaber dringen.

Die zuversichtliche Ueberzeugung, daß sein Plan gelingen müsse trotz aller möglichen Gegenminen der Jesuiten, ließ ihn alle Strapazen glücklich überstehen, und obwohl sein Körper sichtlich abmagerte, seine physischen Kräfte bisweilen ermatten wollten, sein Geist blieb gesund, frisch und umsichtig, und riß die müde Hülle immer wieder muthig mit sich fort.

So erreichte er den hohen Paß von Pietra mala. Das heranziehende Unwetter trieb ihn von den nackten Felsensteigen herab auf die Straße, in deren Nähe er einen gewünschten Zufluchtsort für die schreckenvolle Nacht fand. Nicol hielt es für eine Schickung des Himmels und für einen aufmunternden Wink des Ewigen, daß er unvermuthet der Retter der Personen werden mußte, an denen er sich so schwer vergangen hatte. Ungeachtet des peinlichen Gefühles, das beim Anblick Victorie's ihn beschlich, freute sich Nicol doch, daß er das durch ihn unglücklich gewordene Mädchen wieder gesehen hatte. Für das zwiefache Elend, das die junge Gräfin und ihn selbst betroffen, sollten diejenigen büßen, die nach seinem Dafürhalten die wahren Anstifter all dieses Jammers waren. Obwohl im Herzen den Lehren seiner früheren Meister gegenwärtig feind und zu gänzlichem Unglauben sich hinneigend, war Nicol durch lange Uebung doch so fertiger Jesuit geworden, daß er sich in glücklichen Stunden von jeglicher Schuld frei sprach, da er in dem ganzen schändlichen Intriguenspiel nichts weiter, als ein willenloser Schauspieler gewesen war, der auf Befehl seiner Vorgesetzten die ihm zugefallene Rolle übernommen

und den Fähigkeiten angemessen, die ihm die Natur verliehen, nach Kräften durchgeführt hatte. Indem er sich in solcher Weise für beinahe schuldlos erachtete, ja sogar ein Opfer in sich erblickte, das weit Schrecklicheres erdulden mußte, als die liebende Victorie, hoffte er bei nochmaligem Zusammentreffen mit dem Grafen diesen sich zu versöhnen, und aus dieser Versöhnung sollte der Geist der Rache aufsteigen und seine feurige Geißel über die Häupter ihrer gemeinsamen Feinde schwingen. –

Eine Stunde nach Mitternacht hatte der Gewittersturm ausgetobt. Ueber den Felsenhäuptern des Apennin leuchtete wieder der tiefblaue sternenfunkelnde Nachthimmel des Südens. Im Westen über den Ebenen der Romagna lagen schwarze Wolken, deren fasrige Säume oft dunkel erglühten und dann der feurigen Brandung einer bewegten See glichen.

Um diese Stunde verließ Nicol Bogecz seinen Versteck. Am Fuße des Crucifixes, wo er den Grafen mit seiner Tochter vom sichern Tode errettet hatte, sprach er kniend nochmals ein Gebet und stieg dann, die Straße verlassend, in eine der vielen Schluchten hinunter, die sich vom Scheitel der Apenninen bis in die üppige Ebene hinabziehen. In dieser Schlucht mag er einstweilen unseren Blicken entschwinden.

ZWEITES KAPITEL. EIN FREUNDSCHAFTSBUND.

Die im vorigen Kapitel geschilderte Begegnung trug sich Mitte September 1845 zu. Einen Monat später kam

unser alter Bekannter, der Baron Stanislas Sembronowski, den wir lange Zeit aus den Augen verloren haben, nach Wien. Wir kennen seine Entführung durch den Emissär Emanuel; wir haben erfahren, daß er in Rom sich willig zum Werkzeug der Jesuiten brauchen ließ, um seine Unabhängigkeit und reichere Geldmittel zu verschwenderischem Leben zu erhalten. Später konnten wir aus einzelnen eingestreuten Bemerkungen errathen, daß jener unwürdige Schritt in Rom den sanguinischen Galizier entweder wirklich gereute oder daß es ihn als Cavalier verdroß, durch gleißnerisches Pfaffengeschwätz sich habe besiegen zu lassen. Seine Briefe an römische Freunde ließen eine völlige Umkehr vermuten und mußten den in Paris lebenden Baron seinen ehemaligen Freunden in höchst zweideutigem Lichte erscheinen lassen. Die Alles berechnende Vorsicht des Ordens achtete die erhaltenen dunkeln Winke keineswegs gering, sondern traf die geeignetsten Maßregeln, um den leichtsinnigen und wohl auch schadenfrohen Mann zu überwachen und im Nothfall auf irgend eine Weise, gleichviel ob sie erlaubt oder unerlaubt sei, unschädlich zu machen.

Stanislas hatte etwas Aehnliches vermutet, und ungeachtet seines leichten Blutes und frivolen Sinnes sah er sich doch jederzeit vor, damit er nicht in einen Hinterhalt gelockt werden möge. Gleich seinen tausendäugigen Feinden umgab er sich mit Spähern, die er so gut bezahlte, daß er sich ihrer Treue versichert halten durfte. In einem nie endenden Rausche von Vergnügungen lebte er in Paris, theils aus wirklicher Neigung an genußreicher

Abwechselung, theils um die Pläne seiner Landsleute zu durchschauen und den revolutionären Zwecken, die sie verfolgten, möglichst auf den Grund zu sehen. Denn es war sein fester Vorsatz, der vorbereiteten Erhebung sich nicht anzuschließen, vielmehr jedes Mittel anzuwenden, um sie im Keime zu erdrücken.

Bei der großen Heimlichkeit, womit die Verschworenen auch in Paris ihr Revolutionswesen betrieben, bedurfte es eben so großer Ausdauer als List, um die eigentlichen Triebfedern und die Seele des zu bewerkstelligenen Aufstandes vollkommen kennen zu lernen. Genaue Kenntniß aber war unerlässlich für einen Mann, der als Pole den Angeber spielen wollte, denn Stanislas wußte sehr wohl, daß die Regierung auf bloße vague Anzeigen hin, die aller tieferen Begründung entbehrten, geeignete Gegenmaßregeln nicht treffen, wohl aber den Angeber als verdächtig festhalten würde.

Stanislas mußte sich gegen zwei Seiten hin schützen, wenn er mit Glück operiren wollte. Gehaßt von den polnischen Patrioten und als ein Abtrünniger von den leitenden Häuptern der Revolution ohne Zweifel bezeichnet, durfte er ihre Versammlungen nicht besuchen; den Jesuiten und ihren Creaturen aber mußte er ausweichen, weil er ihr unehrliches Spiel verrathen hatte und es damit, wenn nicht vernichten, doch aufhalten konnte. Daß inzwischen ein anderer, ein Zögling des Jesuitismus selbst in blinder Leidenschaftlichkeit das so fein gesponnene und klug angeknüpfte Netz mit einem Griffe zerriß und

die großen Zwecke des Ordens damit fast gänzlich vernichtete, ahnte der Baron nicht. Stanislas Sembronowski kannte weder die Sendung Nicol's nach Petrella, noch die späteren Folgen desselben.

Desto besser unterrichtet waren die in Frankreich und namentlich in Paris lebenden Sendlinge des Ordens. Die Emissäre der Nachtmahlsbrüder, die Rom mit so großen Erwartungen in der gewitterschwülen Nacht des 16. Juli verließen, hatten ihre sicher treffenden Geschosse mit teuflischer Klugheit verschossen. Binnen weniger Wochen schon zeigten sich die Folgen ihres finstern Wirkens. Die aus Deutschland einlaufenden Nachrichten lauteten vorzugsweise vielversprechend. Hier wuchs in verschiedenen Gauen die Unzufriedenheit des Volkes mit den Maßregeln der Regierungen. Religiöses Bewußtsein und politischer Freiheitsdrang verbanden sich und rüttelten gewaltsam an den morsch gewordenen Stützen weltlicher und kirchlicher Macht. Und wirklich hatte es hier und da den Anschein, als wolle das narkotische Gift des Socialismus die religiöse Weihe erhalten und in reformatorischer Gestalt selbst die Kanzeln besteigen. In unglaublicher Schnelle gewann der Jesuitismus allerorten Boden für seine Zwecke. Die Regierungen mißtrauten allen Bestrebungen, die dem Schooße der Völker entkeimten. Die Reaction ergriff die falschesten Mittel – die Unzufriedenheit wuchs, steigerte sich bis zu offenem Trotz und brach sogar in wildem Tumult aus. In diesen traurigen Zuckungen des mißverstandenen Volksherzens erblickten die Mächtigen die ersten krampfhaften Versuche

einer im communistischen Sinne sich ausbildenden Revolution, während das Volk überall Zeter schrie über die Jesuiten, deren verderbensschwangere Hand es heimlich und offen bemerkt haben wollte.

Die Nachtmahlsbrüder frohlockten schon über den trefflichen Fortgang ihrer Wirksamkeit. Aus allen Landen flogen Depeschen nach Rom, die mit lebhaften Farben die kirchlichen Zerwürfnisse, die Zerrissenheit des Glaubens schilderten und von dem Willen der Regierungen das beste Zeugniß gaben. Man glaubte dem protestantischen Princip für alle Zeiten eine tödtliche Wunde beigebracht, dem Katholicismus Boden zu neuer dauernder Verbreitung vorbereitet zu haben. Von der polnischen Schilderhebung, die mit furchtbarer Gewalt die weltliche Macht angreifen sollte, erwartete man noch größere Successe.

Scheinbar trat auch nach dem verunglückten Plane, welcher Michael Sembronowski in den Schoß der Mutterkirche zurückführen sollte, keine Aenderung in der allgemeinen Stimmung ein, nur die Emissäre selbst erschlafften, als sie den Schlag erfuhren, der ihr System getroffen hatte. Unmerkliche Veränderung der bisherigen Taktik schien nöthig, weshalb die ganze Schaar von den Leitern in Rom neue Befehle einholte. Diese ließen nicht lange auf sich warten und enthielten für Frankreich zugleich die Weisung, den Baron Stanislas von Sembronowski in einem Kloster verschwinden zu lassen.

Ein Mann ohne bedeutende Geldmittel würde ohne Zweifel den schlauen Nachstellungen des Ordens, der sich ja in jede Gestalt verwandeln kann, in die Hände

gefallen sein. Weder Vorsicht, noch Geist, noch List würden ihn hinreichend geschützt haben. Stanislas aber hatte durch Aufhebung der Curatel, die inzwischen erfolgt war, über enorme Summen zu gebieten, konnte sich also mit einer unsichtbaren Leibwache umgeben, erhielt von allen Seiten Warnungszeichen und erreichte solchergestalt unangefochten seinen Zweck. Zum Aerger und Entsetzen seiner Feinde blieb der kecke, lustige Pole auf freiem Fuße, und als sie ihn endlich durch zahllose Umwege in eine Falle gelockt zu haben glaubten, fanden sie nur einen seiner vielen Diener. Denn Stanislas hatte die Vorsicht, eine Menge Doppelgänger zu besolden! Während die Betrogenen noch wütheten, fuhr der ächte Sembrownowski wohlgemuth den Grenzen Deutschlands zu und kam vierundzwanzig Stunden später nach Mainz.

Hier fühlte er sich vorerst geborgen und ruhte aus. Beim Glase Wein gedachte er der Vergangenheit, in der sein vorjähriges Abenteuer mit Emanuel keine unwichtige Rolle spielte. Er mußte über dies romantische Intermezzo herzlich lachen, das ihn auf einige Wochen in die Hauptstadt der christlichen Welt versetzt und dann als reichen, unabhängigen Mann wieder in das französische Babel zurückgeschleudert hatte. In fröhlicher Weinlaune stieß er mit sich selbst an und ließ sein gutes Glück, seinen heitern Sinn leben.

Und Glück durfte er es wohl nennen, daß er über die geheim fortgesponnene Verschwörung so viele Details erfahren hatte, um Anzeige davon machen zu können. In

dieser Absicht reiste er nach Wien, wo er nach dem Vorhergegangenen sich vor den Verfolgungen seiner zahlreichen Feinde am sichersten hielt. Er wollte sich unter den Schutz der Regierung stellen, dieser Alles, was er über die Pläne der Verschworenen erfuhr, verrathen und so der schauerlichen Verschwörung den Lebensnerv abschneiden.

Den schlechten Patrioten unterstützte auch der Zufall in Ausführung seiner zweideutigen Pläne. Grade an dem Tage, wo Stanislas eine geheime Audienz erhielt, um in dieser sein Herz zu erleichtern, war aus Krakau ein Brief an das Oberpolizeiamt eingelaufen der eine lange Liste von Namen enthielt, die als Verschworene bezeichnet wurden. Es waren viele galizische Edelleute darunter und Stanislas nannte, ohne von jenem Briefe etwas zu wissen, beinahe ganz dieselben Namen. Später darum befragt, erkannte der Baron die Wirksamkeit Japhets in dieser Liste und er triumphirte über seine Vorsorge.

Seitdem waren Wochen vergangen. Stanislas hatte sich ohne geringste Behinderung vollkommen eingelebt in den berauschenenden Taumel der Kaiserstadt und bewegte sich mit Leichtigkeit und innerem Behagen in den tausend Zerstreuungen, die jeder Tag daselbst bietet. An Abwechselung gewöhnt und was seine materiellen Genüsse anbetraf, in deren Auswahl nicht immer kritisch, verstand er das Kleinste mit dem Gröbsten zu verschmelzen und dadurch die abgestumpften Sinne immer von Neuem zu reizen. Bewegte er sich heut in den höchsten Cirkeln, unter den schönsten und edelsten Frauen, denen

er mit polnischer Galanterie ritterlich zarte Huldigungen darbrachte, so stieg er Morgen in die dunstigen Spelunken hinab, um mit moralisch verworfenem Gesindel wüste Orgien zu feiern. Er befand sich wohl dabei, weil er sich amusirte, weshalb er auch niemals Reue über die vielen tadelnswerthen Schritte empfand, zu denen sein grenzenloser Leichtsinn ihn verleitete.

Dabei verlor er seine Zwecke nicht aus den Augen. Hatte er doch Ueberfluß an Zeit, um überall herumzuhorchen und durch hundert Winkelzüge verborgenen Gheimnissen nachzuspüren. Größte Vorsicht war freilich bei so gefährlichem Geschäft sehr zu empfehlen, denn Stanislas durfte Niemandem unbedingt vertrauen. Geld führte auch nicht immer zum Ziele, da die Verschworenen jedes Mittel zum Zweck für erlaubt hielten, mithin Verstellung sich besonders angelegen sein ließen. Am meisten scheute er die schlauen Nachstellungen der Jesuiten, vor denen er sich doch nicht recht sicher wußte, seit er erfahren hatte, daß einige der bedeutendsten Männer dieses Ordens in der brausenden Mitte der Kaiserstadt die Fäden der polnischen Verschwörung leiteten und unter Gebet, Bitte und demuthvoller Heuchelei das dem Hause Habsburg drohende Verderben zu beschleunigen sich die ausdauerndste Mühe gaben. Stanislas wußte, daß er sich nicht irre, und dennoch blieb sein heimliches Forschen ohne Folgen. Er konnte nicht entdecken, wer die Schuldigen waren, und mußte um so mehr auf

seiner Hut sein, als er ohne Zweifel von diesen Weltverderbern genau gekannt, heimlich umstellt und beobachtet war.

In aristokratischen Cirkeln fühlte sich Stanislas sicher, da er seine Leute kannte und hier überall die größte Loyalität gleichsam den Boden der Gesellschaft bildete. Bedenklicher waren seine Ausflüge in Regionen, über die ihn Geburt und Lebensstellung weit erhoben, die er aber doch aus angeborenem Hange zu gemeiner Ausschweifung nicht unterlassen konnte, wenn ihm das Leben nicht flach, schaal und langweilig vorkommen sollte.

Hier war die Verkleidung seine Waffe, und er verstand diese so geschickt zu handhaben, daß schon ein bedeutender Grad von Schlauheit, ja eine Unverschämtheit im Forschen dazu gehörte, um aus der wunderlichen Schaafe den wahren Kern herauszuholen. Seine große Gewandtheit, seine Welt- und Menschenkenntniß und ein nicht unbeträchtliches Nachahmungstalent unterstützten den Abenteurer vortrefflich und ließen ihn die verschiedenen Rollen, die er sich selbst zutheilte, glänzend spielen. Bald konnte er bemerken, daß er unerkannt blieb, und das damit in ihm aufsteigende Gefühl der Sicherheit gab ihm noch mehr Zuversicht und seinen beliebigen Charakterrollen größere Festigkeit.

Ein sehr lieber Aufenthaltsort wurden dem Baron die Räume beim Sperl. Er hatte in früheren Jahren hier sehr

glückliche Abende und Nächte verlebt, manches verliebte Abenteuer angeknüpft und durchgeführt und das tolle bunte, keck übersprudelnde Leben so recht an heißer Quelle geschlürft. Die Rückerinnerung an diese entschwundenen Tage betäubenden Sinnentaumels bereitete seiner Phantasie eine ergötzliche Bilderschau, an der er sich wiederholt weidete.

In diesem viel besuchten Tanzlokale, dem Sammelplatz der Mittelklasse Wien's, kehrte Stanislas immer häufiger ein, je kürzer die Tage wurden. Der herannahende Herbst brachte mehr Abwechselung, heitere Lebendigkeit und derben gesunden Geist in das bisher etwas eintönige Durcheinander tanzlustiger Menschen. Wiener Gutmüthigkeit und volksthümlicher Witz lieferten die harmlosesten Scharmützel und ließen keinerlei Zwang oder gar trübe Stimmung in der großen Gesellschaft aufkommen. Dadurch ungewöhnlich erheitert, stürzte sich Stanislas in das Gewühl des Tanzes und raste mit seiner Schönen, einer vollen feurigen Linzerin, den Saal auf und ab, wie in den ausgelassensten Tagen seiner Jugend. Er spielte den wohlhabenden Handwerker, trug einen starken falschen Backenbart und hatte sein übriges Costum genau dem Kleiderschnitt dieser Leute angepaßt. Ermüdet von dem endlosen Galopp, an dem sich die tolle Jugend nicht satt tanzen konnte, zog er sich nach dessen Beendigung in die Speisezimmer zurück, um auszuruhen, gelassen zuzuschauen und sich an Speise und Trank gütlich zu thun. Sein Mädchen, das er gern näher kennen gelernt hätte, hielt nicht lange neben ihm aus, da

ein anderer Tänzer sie wieder aufzog und sie gar keine Lust zeigte, sich auch nur eine Minute der lustigen Nacht entgehen zu lassen.

Ein schmächtiger junger Mann in vornehmer Haltung strich mehrmals an ihm vorüber und ließ forschend seine großen schwarzen Augen auf ihm ruhen. Stanislas hatte den Unbekannten schon bemerkt, während er sich noch eifrig mit seiner Tänzerin unterhielt. Jetzt, wo er fast allein war – denn die Zaubertöne von Strauß' Fidelbogen rissen Alles wieder in die Wirbel des Tanzes und wer nicht thätigen Anteil daran nahm, wollte wenigstens im Zuschauen die Freuden der schwingenden Bewegungen genießen, die alle Nerven und Muskeln des Körpers musikalisch durchzittern – jetzt fiel ihm der Fremde auf.

Stanislas folgte den Schritten des jungen Mannes mit argwöhnischem Auge. Er wußte nicht, was er aus ihm machen sollte und doch kam ihm das leichenfahle lange Gesicht mit den tief eingefallenen eiskalten Augen bekannt vor. Er ging all seine Erinnerungen durch, ohne doch irgendwo einen Anhaltepunkt zu finden. Argwohn und Furcht ließen ihn endlich einen verkleideten Jesuiten in ihm vermuten, was auch die kühle Ruhe, das ernste Wesen des Fremden zu bestätigen schien. Er stand auf, um sich zu entfernen, da er nicht die geringste Lust verspürte, mit einem verschmitzten Emissär dieses Ordens zusammen zu treffen. Der Fremde, obwohl scheinbar dem Tanze wie hundert Andere zusehend, mußte seinen Entschluß errathen haben, denn im Augenblick, wo der Baron nach seinem Hute langte, näherte er sich dem

Tische wieder, sah ihn mit scharfem Blick seitwärts an und sagte dann mit eigenthümlich bitter lächelndem Zuge um den trotzig schwelgenden Mund:

»Baron Stanislas von Sembronowski, wenn ich nicht irre? Ich bin sehr erfreut, Ihnen endlich zu begegnen. Schon geraume Zeit schmachte ich nach dem Genuß dieses Augenblickes.«

Es lag so viel verschleierter Hohn in dieser Anrede, daß Stanislas vor Ingrimm erbleichte. Dennoch mochte er sich keine Blöße geben, keine Scene herbeiführen, was großes Aufsehen gemacht haben würde, und da der Fremde nur eben so laut gesprochen hatte, daß er beim Rauschen der Musik und dem Schlürfen der Tanzenden blos ihm verständlich ward, mäßigte er sich und versetzte kalt, den Kopf verächtlich zurückwerfend:

»Ich habe nicht die Ehre, mein Herr -«

»Doch, doch, Herr Baron!« unterbrach ihn der junge bleiche Mann. »Wir sind Beide so glücklich, uns zu kennen, und hätte Sie mir auch nicht Ihre Stimme verrathen, so würde es dieser verschobene Bart thun, der Ihr natürliches Haar recht lustig zum Vorschein kommen läßt. Wer sich verkleidet, sollte die Freuden des Tanzes meiden, gnädiger Herr, es müßte denn sein, daß weiter nichts, als ein heiterer Scherz damit bezweckt würde!«

»Das ist der Teufel selbst,« dachte Stanislas, fuhr hastig nach dem falschen Barte und entdeckte mit nicht geringer Verlegenheit die bedenkliche Unordnung, in die er

gerathen war, zugleich fühlte er, daß er dem Unbekannten für seine Warnung verpflichtet sei, was ihm zu einer höflichen Erwiederung Anlaß gab.

»Und nun,« fügte er hinzu, »nun darf ich wohl hoffen, auch Ihren Stand und Namen zu erfahren?«

»Wenn Sie mir einige Zeit Gesellschaft leisten wollen, wozu sich dieser geräuschvolle Ort vortrefflich eignet, werde ich Ihnen nicht lange ein Unbekannter bleiben. – Kommen Sie!« Dabei ergriff der Fremde ein leeres Weinglas, schenkte es voll und stieß mit Stanislas an, der seinem Gebären verwundert zu zusah. »Auf das Gedeihen unserer zukünftigen Freundschaft!«

In schnellem Zuge leerte er das Glas, Stanislas durfte nicht unhöflich sein und trank das seinige ebenfalls, nur bedeutend langsamer, aus. Als er es niedersetzte, hatte der sonderbare Unbekannte ihm gegenüber bequem Platz genommen und richtete wieder seine kalten schwarzen Augen auf ihn, während über die fahlen Züge ein höhnisches oder übermüthig unheimliches Lächeln lief.

»Was nun weiter,« sagte ärgerlich der Baron, denn er wußte in der That nicht, wie er mit dem Fremden verkehren, wie er sich zu ihm stellen sollte.

»Kennen Sie den Grafen Alexander Mierslewski?« flüsterte ihm der junge Mann zu.

Stanislas erbleichte auffallend. »Also doch von den Jesuiten aufgespürt,« rief er sich schaudernd zu, während er gegen den zudringlichen Fremden nur eine bejahende Bewegung machte.

»Sie haben keine Ursache, Herr Baron,« fuhr der junge Fremde in demselben flüsternden Tone fort, »über meine Frage zu erschrecken. Ich weiß sehr gut, daß Sie kein Freund dieses Mannes sind, vielmehr ihm und dem Orden, dem er in blinder Ergebenheit dient, überall aus dem Wege zu gehen suchen. Ich sage, ich weiß dies, weil Niemand mehr als ich bei der Farce betheiligt war, zu welcher Sie sich als Gefangener des Ordens in Rom willig verstanden.«

»Aber, beim ewigen Gott –«

»Schwören Sie bei Gott oder dem Teufel, immerhin – die Sache läßt sich nicht ändern. Sie waren damals in unserer Gewalt und halfen ein kleines Bubenstück vollziehen, weil es Ihnen Freiheit und Vermögen eintrug. Ich mag Sie deshalb nicht tadeln, da ich selbst am meisten dabei betheiligt war. Aber nicht wahr, Sie finden es sonderbar, daß ein eingefleischter Jesuit, der ich doch nothwendig in Ihren Augen sein muß, so ohne alle Umstände mit Ihnen spricht?«

»Ich erlaube mir wenigstens, es originell zu finden.«

»Vortrefflich! Hören Sie mich weiter an und Sie werden mir das Prädicat erhaben beilegen. Doch zuvor sagen Sie offen heraus: was halten Sie von mir?«

»Offen?« erwiederte Stanislas. »Nun, da wir uns als Freunde betrachten dürfen, werden Sie's mir wohl nicht entgelten lassen, wenn ich Sie unter die ausgefeimten Schelme, die man ihrer großen Verdienste wegen nicht zu hängen pflegt, rangire.«

»Keinesweges,« versetzte lächelnd der junge Mann. »Im Gegentheil, ich freue mich, daß Sie mich in eine Gesellschaft bringen, wo man nur durch Geburt oder Geistesgaben ausgezeichnete Individuen anzutreffen pflegt.«

Stanislas schwieg verlegen und trommelte mit Hand und Fuß den Takt zur Musik, während er sich vergeblich anstrengte, über die fremde Persönlichkeit, die ihm so hart zusetzte, mit sich in's Reine zu kommen. Der bleiche junge Mann schien sich an der Verlegenheit des gewandten Weltmannes zu ergetzen, und nicht übel Lust zu haben, noch einige Zeit sein Incognito fest zu halten.

»Das ist köstlich,« sagte er, ein zweites Glas Wein mit Behagen ausschlüpfend. »Baron Stanislas von Sembronowski, erfahren in Abenteuern wunderbarster Art, ein bewährter Held in der beneidenswerthen, so schwer zu übenden Kunst der Täuschung, zerbricht sich jetzt den Kopf über die Frage, wie er mich wohl am besten abschütteln und für immer meinem Gesichtskreise entschlüpfen könne! – Vergebliches Bemühen! Der gnädige Herr ist mir so gewiß, als Faust dem Mephistopheles.«

»Sie haben, scheint es, die Kunst des Spionirens von jener Teufelsfratze gelernt.«

»Nur ein wenig für's Haus. Ihr Freund, Graf Alexander Mierslewski gab mir vortrefflichen Unterricht darin und ich bin so glücklich, ziemlich leicht zu begreifen. So machte ich mein Glück in der Welt.«

Stanislas wußte nicht, sollte er diese Sprache für Ironie oder für Wahrheit halten, und da ihm etwas Besseres

nicht einfiel, so fragte er plump, was denn der junge Herr von ihm herausspionirt habe?

Dieser zuckte die Achsel und erwiederte, daß sich dies mit wenigen Worten nicht sagen lasse. Er möge sich einstweilen beruhigen, wenn er ihm die Versicherung gebe, daß er ihn für einen Mann halte, der ihm und einer großen Angelegenheit, die Beiden sehr am Herzen läge, am meisten nützen könne.

Aufmerksam gemacht durch diese Bemerkung, die mit ernsterem Tone gesprochen wurde, fragte Stanislas:

»Sind Sie Pole?«

»So gut wie Sie, wenn auch nicht von so edler Geburt.«

»Und Sie wären –?«

»Ihr Freund, Ihr Bundesgenosse, wenn sie mich nicht von sich stoßen,« ergänzte der junge Mann die Rede des Barons. »Uns führt die Rache zusammen!« setzte er mit grollendem Tone und furchtbarem Aufblitzen seiner finstern Augen hinzu.

»Dann müssen Sie ein großes Verbrechen begangen haben,« erwiederte noch immer zurückhaltend Stanislas, »denn so weit ich die Mitglieder Ihres Ordens kenne, ziehen sie nur von solchen ihre Hand ab, die sie verloren geben.«

Der Fremde rückte dem Baron näher, ergriff dessen Hand und sprach mit vor Groll und Entsetzen zitternder Stimme:

»Ich war Jesuit mit ganzer Seele, weil meine früheste Jugenderziehung schon diesen klugen Lehrmeistern

übertragen wurde. Meine etwaigen Naturanlagen entwickelten und bildeten sich unter ihren geschickten Händen so aus, wie sie es wünschten. Ich ward ein brauchbares, ein unternehmendes Mitglied ihres Ordens. Eine wichtige Sendung ward mir übertragen, – ich unterzog mich derselben mit Eifer und Ausdauer – ich führte sie glücklich zum erwünschten Ziele – hatte aber das Unglück dabei, nicht blos als Maschine zu handeln, sondern in lichten Zwischenräumen auch als Mensch zu fühlen. Ich sündigte, wie ein junger Mann mit heftigen Trieben zu sündigen pflegt, wenn Schönheit und Liebe sein Herz berücken. Zu spät bereute ich meine Unvorsichtigkeit – der Orden, dessen Pläne ich absichtslos gekreuzt hatte, wollte dennoch seine Zwecke erreichen und beschloß mich zu opfern. Eine Strafe, die ich nicht aussprechen kann, ohne wahnsinnig zu werden, ward über mich verhängt. Ich mußte sie erdulden! Glauben Sie, daß es mir noch möglich war, nach solchen Erlebnissen dem Orden anzugehören?«

»Jetzt glaube ich Sie zu erkennen,« sagte Stanislas lebhaft. »Sie sind Nicol Bogecz, der Pathe Alexander Mierslewski's!«

»Nicol Bogecz, der Schatten eines Mannes!« stammelte der Unglückliche dumpf vor sich hin, seine Augen mit beiden Händen verdeckend.

Stanislas' Neugier war auf's Höchste gespannt. Das Betragen des jungen Mannes, den er nur zweimal in Rom flüchtig gesehen hatte, ähnelte so wenig erkünstelter

Heuchelei und Verstellung, daß er seinen Worten Glauben schenkte, und als nun auf lebhaftes Befragen des Barons der ehemalige Jesuit sein grausames Schickal ihm ausführlich mittheilte und zugleich die tiefsten Blicke in den bodenlosen Höllenabgrund abgefeimter Spitzbüberei und schlau ausgeklügelter Teufelspläne ihm vergönnte: da schloß sich des Abenteurers Herz auf und wiederholt drückte er ihm als Freund die Hand.

»Sie kennen jetzt mein Geschick,« fuhr Nicol fort, »seien Sie nun auch Theilnehmer meiner Pläne und helfen Sie mir, soviel an Ihnen ist, dieselben vollführen! – Dem Orden gelte ich ohne Zweifel für todt. Als Fieberkranker bin ich in öde Gebirgswildnisse entflohen, ohne Nahrungsmittel, ohne hinreichende Kleidung, auf Wegen die kaum das Saumroß gefahrlos betritt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich verunglückt bin, und ich irre gewiß nicht, wenn ich annehme, daß der Orden auf diese Vermuthung hin jegliche ernste Nachforschung unterlassen hat. Er wird in mir, dem Todten, ein lästiges, unbequemes, immer gefahrdrohendes Mitglied los. Darauf baue ich meine Pläne, die, wenn nicht den Orden, doch seine nächst liegenden Zwecke vernichten sollen. Sie kennen die Vorbereitungen zu einem nahe bevorstehenden Aufstande in unserm Vaterlande?«

»Ich kenne und verachte sie, und,« setzte er bitter lächelnd hinzu, »ich hoffe, daß ich nicht ganz müssig gewesen bin, den blöden hitzigen Thoren die angelegten Minen frühzeitig mit Wasser zu füllen!«

»Ihre Gesinnungen, Herr Baron, waren mir bekannt, ehe ich noch ahnte, daß wir uns je in unsren Ueberzeugungen und Bestrebungen begegnen würden,« versetzte Nicol. »Denn das ist die große bewundernswürdige Kunst der Jesuiten, daß sie den Neigungen, Wünschen, Leidenschaften eines Menschen, der ihnen wichtig erscheint, nachzugeben und sie mit sehr wenigen Ausnahmen immer zu ihrem Besten auszubeuten verstehen. So war es Absicht und Zweck meiner ehemaligen Bundesgenossen, gerade Ihre Abgeneigtheit gegen jede revolutionäre Bewegung der polnischen Nation zu deren Zeitigung zu benutzen, und kannten Sie als die hundert feinen, äußerlich unscheinbaren Schritte, die man zu Erreichung dieses Ziels gethan hat, so würden Sie erstaunt eingestehen, daß die gewählten Mittel die geeignetsten und klügsten waren. Freute ich mich doch selbst damals Ihrer Bereitwilligkeit in Rom und des Eifers, womit Sie die falschen Documente willig unterzeichneten, die Ihnen von keiner Bedeutung zu sein schienen und an deren Erlangung dem Orden doch Alles gelegen war, um mittelst derselben, wie auch immer die politischen Würfel fallen mochten, das Vermögen der Sembronowski an sich zu bringen. Die Pläne des Ordens und aller ihm verwandten Brüderschaften sind mir sehr genau bekannt, so daß ich sie, wie es mein fester Entschluß ist, zu ihrem Verderben benützen kann. Nur, wie die Angelegenheiten sich seit meiner Flucht in Galizien gestaltet haben, weiß ich nicht, und dies wünsch' ich von Ihnen zu erfahren,

damit wir alsdann Hand in Hand ein großes Ziel verfolgen können.«

Stanislas war über diese unerwarteten Mittheilungen, die auch ihm die Augen öffneten, höchst erstaunt, und er stand keinen Augenblick an, mit dem abtrünnigen, rachedürstigen Jesuiten gemeinschaftliche Sache zu machen.

»Wissen Sie, was aus dem alten Grafen und seiner Tochter geworden ist?« fragte er Nicol.

»Ich vermuthe sie in Deutschland oder in Polen,« erwiderte der Exjesuit und erzählte sein Zusammentreffen mit dem Reisenden auf den Höhen des Apennin. »Da Graf Michael Rom verlassen hat,« fügte er hinzu, »so läßt sich annehmen, daß meine Bekehrungsversuche fruchtlos geblieben sind und die obersten Leiter der Intrigue in Rom gegenwärtig auf andere Mittel sinnen, den bereits eingefangenem Vogel wieder zu kirren.«

»Was gedenken Sie zu thun?« fragte Stanislas.

»Bevor ich darüber einen Entschluß fasse, muß mich hier zu orientiren suchen. Am liebsten kehrte ich in mein Vaterland zurück, da ich aber irgend einem der zahlreichen Emissären, welche das Land durchziehen, in die Hände zu fallen befürchten muß und dies meine ganze Thätigkeit paralysiren würde, bin ich genöthigt, vorerst nur beobachtungsweise zu verfahren. Mein heißester Wunsch ist, den Grafen zu sprechen, mich ihm ganz zu entdecken und ihm die Augen zu öffnen über das, was man mit ihm vorhat. Ich hoffe, daß er mir vergeben wird

und dann ließe sich eine systematische Kriegsführung gegen die gemeinsamen Feinde verabreden und in's Werk setzen.«

»Ist Ihr Vater von dem Geschehenen unterrichtet?«

»Nein. Er ahnt nichts, er würde mir auch nicht glauben, wenn ich mich ihm unumwunden entdecken wollte.«

»Und doch muß er es erfahren,« sagte Stanislas. »Die Wirkung würde außerordentlich sein, sie könnte sogar unter Umständen ein Ereigniß werden!«

»Erklären Sie sich deutlicher.«

»Der Bauer Bogecz ist gereizt gegen den Adel. Der Saame, welchen die Emissäre der Propaganda ausgestreut haben, um das Volk zur Empörung aufzureißen, keimt schon und wird Frucht tragen, wenn die Zeit ihm günstig ist. Diese Frucht aber kann eine ganz andere sein, als man erwartet. Ein Wort, ein Schall, ein bloßer Hauch genügt, das geknechtete und grausam gemißhandelte Volk gegen seine Unterdrücker zu hetzen. Sie müssen sich ihm entdecken!«

»Nicht jetzt, nicht eher, als bis ich mit dem Grafen Michael meinen Frieden gemacht habe!« rief Nicol.

Die Musik schwieg, die lustige, vom Tanz erhitzte Menge verließ die Säle und zerstreute sich in die Zimmer. Unsere Freunde mußten ihre Unterredung abbrechen, da sie von hundert Augen beobachtet wurden.

»Wo treffen wir uns wieder?« fragte Nicol, indem er aufstand und seinen Hut nahm. »Wir kennen uns jetzt;

bestimmen Sie Ort und Zeit, wo und wann wir uns wieder finden?«

Stanislas besann sich einen Augenblick und sagte dann, seinem neuen Freunde die Hand zum Abschied reichend:

»Der ägyptische Saal im Elysium wird ein geeigneter Ort für unsere ferneren Gespräche sein. Dort herrscht die Freude, der Scherz, die ungebändigte Lust, dort haben wir keine Lauscher zu fürchten.«

»Auf Wiedersehen also im Elysium!« sagte Nicol, drängte sich durch den lärmenden Menschenschwarm und verlor sich in den Vorzimmern. Nachdenklich und ernst, wie nie, kehrte in später Nacht Stanislas durch die lebhaften Straßen der Hauptstadt zurück in seine glänzende Wohnung.

DRITTES KAPITEL. MITTHEILUNGEN.

Einige Tage nach dieser ersten Begegnung trafen sich die neuen Freunde an dem verabredeten Orte. Die unterirdischen Räume des Elysiums, obschon sie mit dem alten Götterhimmel nichts als den vielverheißenen Namen gemein haben, sind einer der gesuchtesten Vergnügungsorte Wiens. Tausende drängen sich hier allabendlich in einer Atmosphäre durch Corridore, gewölbte Hallen, schmale Treppen, deren Temperatur afrikanische Hitzegrade zeigt. Dies stört jedoch die allgemeine Heiterkeit in keiner Weise. Ballet, Pantomimen und andere Belustigungen erhöhen den Genuss, im wildesten Tanze rast die ausgelassene Jugend in der brütenden Gluthhitze

der heißdunstigen gasbeleuchteten Räume, die Musiker theilen die allgemeine Tobsucht und was sich einen Sitzplatz erobert hat, das bemüht sich auf homöopathische Weise Gluth mit Gluth durch Genuß von Spirituosen zu vertreiben.

Hier finden wir an dem bezeichneten Orte unsere Bekannten wieder. Der Lärm war betäubend, ohrenzerreißend, für Menschen feineren Gefühls kaum zu ertragen. Die gräßliche Hitze erschwerte das Denken, der heiße Dunst, geschwängert von dem Staube, welcher aus den Tanzlokalen aufwirbelte, beklemmte die Brust und machte das Athmen schmerhaft. Trotz vieler Unannehmlichkeiten gefiel sich Stanislas an diesem Orte, und besuchte ihn wöchentlich mindestens einmal. Für heimliche Gespräche mitten unter Tausenden war er freilich sehr passend, denn in diesem bacchantischen Getöse war selbst ein lautes Gespräch kaum zu verstehen.

Hart an die Bretterwand des Orchesters gedrückt, dessen phantastisch aufgeputzte Musikbande einen Höllenlärm mit ihren Instrumenten machte, saßen Stanislas und Nicol nebeneinander. Sie tranken wie Andere heißen Punsch aus großen Gläsern und rauchten schlechte, stark duftende Cigarren. Vertieft in ihre Mittheilungen warfen sie nur bisweilen, wenn der Lärm gar zu abscheulich wurde, gleichgiltige Blicke auf die wüste tobende Menschenmenge.

»Finden Sie diese Prämissen richtig,« schloß Nicol eine längere Auseinandersetzung, so werden Sie nicht länger

bestreiten, daß meine Vermuthungen der Wahrheit sehr nahe kommen.«

»Und auf diese bloße Möglichkeit hin glauben Sie handeln zu dürfen?« warf Stanislas ein. »Das scheint mir doch gar zu gewagt!«

»Gewagt!« erwiederte Nicol. »Wie mögen Sie gewagt nennen, was nicht fehl schlagen kann! Fassen Sie ruhig alles Geschehene zusammen und ziehen Sie einen Schluß daraus. – Graf Michael verläßt Rom und eilt in schnellen Tagereisen den deutschen Grenzen zu. Daraus folgt, daß er entweder mit den Jesuiten gänzlich gebrochen hat oder ihren Nachstellungen entrinnen will. In beiden Fällen ist der Orden betrogen und die große politische Unternehmung, bei welcher er sich betheiligt hat, muß scheitern, falls er seine Hand zurückzieht. Ein solcher Schritt, eine so unzeitige Flucht ist aber nicht denkbar. Die Gesellschaft Jesu kann hundert Niederlagen erleiden, sie ergibt sich dennoch nie, sie capitulirt nicht einmal. Stillschweigend räumt sie das Schlachtfeld und wirbt neue Truppen, erschleicht sich neue Vortheile. Ich bin fest überzeugt, Graf Michael war, noch ehe er die Thore Roms verließ, bereits vollständig mit neuen unsichtbaren Netzen umgarnt und könnte ich noch daran zweifeln, so würde mich der Brief des Pater Joseph, der Sie dringend auffordert, am nächsten neunundzwanzigsten November, auf Mierslewski's Schlosse zu erscheinen, eines Besseren belehren.«

»Ich gestehe, daß ich gegen meine Natur durch die vielen Verfolgungen argwöhnisch, ja sogar ängstlich geworden bin,« versetzte Stanislas. »Der Brief kann eine Falle sein, die mir die Patrioten stellen, um mich zu fangen und unschädlich zu machen. Ihre Späher sind ohne Zweifel von meinen Schritten unterrichtet, sie fürchten Entdeckung des ganzen Revolutionsplanes und müssen dahin arbeiten, mich aus dem Wege zu schaffen. Daß ich ihnen nicht freiwillig in die Hände laufe, wissen sie recht gut. Darum ziehen sie das Ehrenregister und suchen mich auf diese Weise unbefangen zu machen. Aber sie können lange warten, bis ich in ihre Räuberhöhlen krieche.«

»Ich kann Ihre Bedenken nicht theilen,« sagte Nicol. »Zwischen Ihnen und Pater Joseph ist am letzten Jahrestage der polnischen Revolution eine klare Wette gemacht worden. Dieser Jahrestag soll beide Parteien wieder vereinigen in verwandtem Familienkreise, damit rasch und leicht entschieden werde, wer der Gewinnende, wer der Verlierende sei. Ich sehe dabei nicht die geringste Gefahr.«

»Glauben Sie denn, daß Graf Michael zum Katholicismus übergetreten ist nach den folgenreichen Ereignissen, die sich zumeist durch Ihre Dazwischenkunft zugetragen haben?«

»Bedarf es denn etwa eines solchen Uebertrittes?« erwiderte Nicol. »Man fingirt ihn, man beweist ihn durch Zeugen, durch falsche Documente, in deren Herbeischaffung meine ehemaligen Obern eine bewundernswürdige Fähigkeit besitzen. Nicht um die Wahrheit, nur um den

Schein der Wahrheit ist es in dieser Welt zu thun, um sich Erfolge zu sichern, um Siege zu erkämpfen, und Sie werden mir zugeben müssen, daß keine Gemeinschaft auf Erden die goldene Kunst zu scheinen weiser zu üben versteht, als die Gesellschaft Jesu.«

»Ich sehe nur nicht ein, was hier der Schein nützen soll?« sprach Stanislas. »Es handelt sich um ein königliches Vermögen, um die reelle Besitznahme dieses Vermögens, nicht um den bloßen Scheinbesitz. Mit falschen Zeugen und erfundenen Documenten ist also gar nichts auszurichten.«

»Man sieht, daß Sie niemals Jesuitenzögling gewesen sind,« versetzte Nicol lächelnd, »Denken Sie an das Sprichwort: *Interim fit aliquid!* In diesen drei Worten liegen Welten verborgen. Das wissen meine klugen Lehrer und darum handeln sie unermüdlich, erfinden ohne die geringsten Gewissensscrupel die kühnsten Thatsachen, immer auf die Hoffnung hin, daß zufällig oder durch menschlich kluge Nachhilfe etwas geschehen könne, werden müsse, das die erfundene Thatsache zu einer wirklichen macht. Darin übertreffen sie die Gottheit, daß sie kühner sind in ihren Schöpfungen als diese, und daß die Natur ihnen niemals im Wege ist. Der reine absolut gedachte Gedanke wird zur That, wird zum fertigen Ereigniß, wenn er ihnen nützlich ist, und man muß gestehen, daß solche Consequenz in Durchführung eines Systems Bewunderung verdient.«

»Vortrefflich, mein junger Freund!« sagte Stanislas. »Nehmen wir einmal an, es verhalte sich etwa so, wie Sie

sehr scharfsinnig combiniren, wie, ich bitte, würde denn das *fait accompli* als jesuitische Schöpfung etwa aussehen?«

»Das ist bald gesagt. Es heißt, Graf Michael sei in Rom zur allein seligmachenden Kirche übergetreten mit seiner minderjährigen Tochter. Die Documente liegen bei in bester Ordnung. Ihre Unächtheit könnte nur durch das persönliche Auftreten des Grafen bestritten werden. Dies verhindert man, indem man ihn nicht aus den Augen läßt. Der Graf ist kränklich, die letzten Vorgänge haben ihn tief erschüttert – seine Tochter ein beklagenswerthes Geschöpf, das sich und Andern zur Last lebt. Sie stirbt, verzehrt von Gram und Seelenschmerz. – Was kann natürlicher sein? – Bald darauf röhrt den Alten der Schlag und versammelt ihn ebenfalls zu seinen Vätern. Ein Testament, von seiner eigenen Hand geschrieben, vermachts die Hälfte seines Vermögens der Kirche, in deren Schoße er zuletzt gelebt hat. An Beweisen seines Uebertrittes fehlt es nicht, mithin ist die anscheinend so kühn erfundene Thatsache auf die leichteste und natürlichste Weise eine wirklich vollendete geworden! – Sehen Sie das ein?«

»Ich bewundere Ihre Leichtigkeit im Erfinden menschlicher Schicksale,« sagte Stanislas mit einer Miene, die ein heimliches Entsetzen nicht ganz verbergen konnte, »und begreife jetzt vollkommen, daß der gefürchtete Orden ein Mitglied von solchen Fähigkeiten um jeden Preis sich zu erhalten suchen mußte.«

»Sie werden also der Einladung des Pater Joseph Folge leisten?«

»Darüber habe ich noch Zeit nachzudenken, und – *interim fit aliquid*, wie Sie zu bemerken die Güte hatten!«

»Wenn Sie sich entschließen, was ich sehr rathe, so werde ich Sie mit Ihrer Genehmigung begleiten. Ich bin doch neugierig auf das Gesicht des Paters, wenn ich wie ein abgeschiedener Geist zu gelegener Stunde urplötzlich vor ihn trete! Nehmen Sie meine Begleitung an.«

Stanislas war nahe daran, diese abzulehnen, da ihm dieser abgefeimte Exjesuit, den selbst die Rache, nach der er leczte, keinen Augenblick aus der Fassung bringen konnte, unheimlich erschien. Aus Furcht, ihn zu beleidigen und weil er vollkommen auf ihn zählen durfte, nahm er das Anerbieten, an, falls er sich zur Rückkehr in's gährende Vaterland wirklich noch entschließen sollte. Nicol drang nicht weiter in ihn, beschloß aber, seine ganze Ueberredungskunst aufzubieten, um den Baron zur festgesetzten Zeit nach Galizien zu bringen.

»Und nun,« fuhr Nicol fort, da wir über die Hauptpunkte unseres hier zu beobachtenden Feldzugsplanes ziemlich einig sind, wirdes von unberechenbarem Nutzen sein, wenn wir im Hauptlager des Feindes ein Wenig recognosciren; Freilich ist dabei größte Vorsicht von Nöthen. Ein junger Mann, heiteren Tempermentes und schuldlos wie ein neugeborenes Kind, ein harmloser Maler, dem die Kunst höher steht als jegliches andere Gut der Welt, hat ohne sein Wissen und Willen dem Orden die Wege zeigen müssen, auf denen ich späterhin wandelte. Er ist ein Verwandter des Grafen und mit ihm zerfallen. Der sorglose arme Teufel ahnt nichts von dem Unglücke,

das er angerichtet hat, auch soll er mit meinem Willen den wahren Zusammenhang der Sache nicht erfahren. Aber warnen will ich ihn vor seinem Beschützer, auf den er große Stücke hält und der ihn doch schändlich hinter's Licht geführt hat! Die Menschen sollen bei dem gutmüthigen Narren etwas im Credit sinken und ihn künftig vorsichtiger machen. Zugleich will ich es anpacken, daß er mir freiwillig all seine Geheimnisse ausplaudert, wobei denn doch Manches zu Tage kommen dürfte, was uns nützen könnte. Es ist mir sogar recht, wenn die Obern erfahren, daß ich lebe und zu ihren Gegnern übergetreten bin, nur darf es nicht früher geschehen, als bis es nöthig ist und sie wie ein Blitzstrahl niederschmettert. Vergolten, das versichere ich Sie, bester Freund, in übervollem Maße vergolten soll meinen satanischen Peinigern werden! Und doch will ich nichts thun, als nur den Lehren folgen, die sie mir als die Heiligsten, verehrungswürdigsten eingeprägt haben!«

Während dieses Gedanken- und Meinungsaustausches der beiden Freunde, war die Hitze in den überfüllten Räumen so arg geworden, daß sie ohne Gefährdung ihrer Gesundheit auf ein längeres Verweilen verzichten mußten. Sie besuchten noch eins der glänzendsten Kaffeehäuser, um die Gluth ihres Innern durch den Genuß einiger Gläser Gefrorenes abzukühlen, und trennten sich dann. Der Baron verbrachte den Rest der angebrochenen Nacht am Spieltisch, um die ernsten, ja trüben Gedanken los zu werden, die sich unvermerkt in seiner Seele eingeniestet hatten.

Nicol Bogecz aber schrieb einen sehr langen, ausführlichen und diplomatisch feinen Brief an den Maler Lodo-vico, den er am nächsten Morgen selbst auf die Post gab. Mit diesem Briefe treten wir ebenfalls eine Reise nach Welschland an, und da es zur Zeit noch seiner Erfindung gelungen ist, ein schnelleres Mittel zum Fortkommen zu ersinnen als die Dichtung im Flügelwagen des Phantasus besitzt, so treffen wir eine volle Woche früher als jener Brief in der ewigen Stadt ein. Wir ziehen dreimal das eiserne Kreuz am Profefshause der Jesuiten. Lautlos dreht sich die schwere Pforte in ihren Angeln und lässt uns ungehindert eintreten, damit es uns verstattet sei, wieder einige Blicke in die geheimen Gewebe zu thun, die innerhalb dieser finstern Hallen gesponnen und über die sonnige Welt ausgeworfen werden.

VIERTES KAPITEL. ANDEUTUNGEN.

Wir treffen unsren alten Bekannten Ghiberti in seinem stillen Studirzimmer. Er sitzt im Lehnsessel am Tische, der mit einem ganzen Schober von Briefen bedeckt ist. Vor ihm steht Antonio, bescheiden, demüthig, ehrfurchtsvoll, zu jeglichem Dienst immer mit gleich kühlem Eifer bereit. Eben überreicht er dem Secretär einen offenen Brief, den er zu Ende gelesen hat.

»Ueberzeugen Sie sich durch eigene Ansicht von dem Inhalte,« sagte der gehorsame Priester. »Ich habe es immer gefürchtet.«

Ghiberti überlas das Schreiben und legte es dann gelassen zu dem Uebrigen.

»Ich hätte diesem leichtsinnigen, unruhigen und tendenzlosen Menschen nicht so viel Beharrlichkeit zugeschrieben,« sagte er. »Wenn er consequent bleibt, kann er uns schaden. Er muß fort aus Wien, fort nach Galizien!«

»Wüßte ich nur ein Mittel ihm beizukommen!«

»Hat es Pater Joseph nicht schon angedeutet?«

»Angedeutet wohl, doch bezweifelt er selbst, daß es Erfolg haben wird.«

»Keine Sorge, wir finden eins, diesen Ueberlästigen aus dem Wege zu räumen. Fahren Sie fort in Ihrem Bericht!«

»Graf Michael von Sembronowski lebt in der Nähe von Grätz auf einem ihm zugehörigen Gute. Seine schöne Tochter kränkelt, der alte Galizier aber befindet sich kräftiger, als seit langen Jahren. Zorn, Entrüstung und Durst nach Rache haben ihn gänzlich verändert. Er geht damit um, eine Denkschrift auszuarbeiten über die seinem Hause wiederfahrenen letzten Schicksale und diese allerhöchsten Ortes mit der Bitte um Bestrafung der Schuldigen niederzulegen. Sogar das Oberhaupt der Kirche soll mit diesem gräflichen Memorandum großmüthigst beschenkt werden.«

»So lautet der Bericht Emanuel's?«

»Es sind zwei Berichte von zwei verschiedenen Emisären eingelaufen. Beide stimmen vollkommen mit einander überein.«

»Es ist sehr zu beklagen, daß wir den Grafen nicht irgendwo in Italien festhalten konnten. Pater Joseph hat sich eines großen Fehlers schuldig gemacht. Es war nötig, Gewalt zu gebrauchen, den Alten einzusperren, das

Mädchen spurlos verschwinden zu lassen. Geschah dies, so wären wir jetzt schon am Ziele, während wir nun genöthigt sind, das mühsame Werk von Neuem zu beginnen. – Tragen Sie Tommaso auf, daß er die Abschriften der eingehändigten Papiere beschleunige; denn es ist mein fester Wille, diese Angelegenheit wieder in Fluß zu bringen und in kürzester Frist zu beenden.«

»Aus dem deutschen Alpengebirge,« fuhr Antonio fort, »wird gemeldet, daß vor einigen Wochen ein Pilger, aus Italien kommend, die Aufmerksamkeit Vieler auf sich gezogen habe. Er behauptete, aus dem heiligen Lande heimzukehren, ward aber bei genaueren Nachfragen unsicher und verlegen, und ging den Menschen so viel wie möglich aus dem Wege.«

»Ein Abenteurer, wie es deren Hunderte gibt,« sagte Ghiberti. »Finden Sie etwas Besonderes daran?«

»Ich wollte mir die Bemerkung erlauben, daß man noch immer keine Spur von dem Körper des verschwundenen Nicol Bogecz entdeckt hat.«

Ghiberti legte seine Hand an die Stirn und ließ das Haupt nachdenkend sinken. Nach einer Weile sprach er:

»Haben Sie sonst noch eine Notiz?«

»Ueber den rätselhaften Pilger nicht; dafür wird aus Wien geschrieben, daß Stanislas Sembronowski einige Male in lebhaftem Gespräche mit einem schlanken, sehr blassen jungen Manne betroffen und in ihrem leise geführten Gespräche der Jesuiten gedacht worden ist.«

»Man soll diesen Menschen nie mehr aus den Augen lassen, und glaubt man, daß er gefährlich sei, ihn mit

List oder Gewalt festnehmen! – Ich glaube zwar nicht,« setzte er hinzu, »daß Nicol noch lebt, doch kann Vorsicht nicht schaden.«

»Damit wären meine heutigen auf die galizische Angelegenheit sich beziehenden Notizen erschöpft,« sagte Antonio. »Sämmtliche übrige Nachrichten aus Deutschland, Frankreich und den alten polnischen Provinzen lauten sehr befriedigend. Die Sendlinge der Nachtmahlsbrüder haben Außerordentliches vollbracht und es hat sich abermals erwiesen, daß die weise Voraussicht unseres heiligen Ordens gleichsam eine zweite Vorsehung ist.«

»Ja,« erwiederte Ghiberti, während ein triumphirendes Lächeln seine geistvollen Züge überstrahlte, »dieser große Wurf, der kühnste in diesem Jahrhundert, scheint uns gelungen zu sein. Mitten im lauten Aufruhr der Welt, in dem gemeinsten Abfallsversuche, den die Geschichte kennt, unter dem Zujauchzen des geistigen Pöbels beschließen wir, die blödsinnige Rotte gewähren zu lassen und höchstens ihren Sympathieen zu schmeicheln, und siehe da, die Gottverlassenen zerfleischen sich selbst in ihres Wahnes blindem Eifer! Oder können Sie die Vorgänge in Norddeutschland, die zwischen Volk und Fürsten eine tiefe Kluft gerissen haben, andern Ursachen zuschreiben? Finden Sie nicht in den wühlerischen Freiheitsbestrebungen der protestantischen Publicisten und Theologen mit ihrem unklaren Anhange, der auch dem tollsten Wort Billigung zuschreit, eine gnädige Aufforderung des Höchsten an uns, fortzuschreiten auf dem Wege, den wir betreten haben, um die abtrünnige Welt

durch innern Zwist, durch Unglaube und Gotteslästerung in sich selbst zu zerstören und dann die aus einander gefallenen Glieder vorsorglich, väterlich mild wieder einzusammeln? Bereits schütteln die besseren Köpfe, die sich im wilden Taumel nicht selbst berauschten, über das fade Treiben der unberufenen Stimmführer den Kopf. Wie lange wird es dauern, so treten alle Begabten völlig zurück, nur die Schwachen, Bedeutungslosen, nur die Armen und Dummen, bilden den Kern der neuen Sektirer, und ich hoffe zu Gott, dieser Kern wird in wenigen Jahren so von Würmern zerfressen sein, daß nichts weiter, als der Schall eines bedeutungslos gewordenen Wortes von ihm übrig bleibt.«

Ghiberti stand auf und verschloß eine Anzahl der Briefe, die Antonio ihm gebracht hatte, in ein geheimes Fach. Dann nahm er seinen Hut und sagte zu dem Pater:

»Kommen Sie nach Ave Maria wieder zu mir. Tommaso wird bis dahin einige der Schriften, die er copiren soll, Ihnen eingehändigt haben. Diese bringen Sie mit. Auf Wiedersehen, frommer Bruder!«

Ghiberti verließ seine Wohnung und machte in der Tracht eines vornehmen Weltmannes als Camuccini seinem jungen fröhlichen Schützlinge einen Besuch. Seit der Abreise Graf Michael's hatte er das glückliche Paar nicht mehr gesehen, und doch lag ihm sehr viel daran, von Zeit zu Zeit mit ihm zu verkehren, damit es nie an der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft zu zweifeln veranlaßt werden möge. –

In das dankbare und harmlose Gemüth Lodovico's war seit jener Nacht, wo er den geheimnißvollen Priesterzug beobachtet hatte, der Saame des Argwohns und Mißtrauens gefallen. So fleißig auch die anmuthige Teresella das aufkeimende Unkraut in dem Herzen ihres jungen geliebten Gatten jätete, es sproßte immer von Neuem wieder hervor und wich selbst dem Schelten und Schmollen zärtlicher Liebe nicht. Der großmüthige Camuccini stand vor den Augen des Malers in einem ärgerlich zweideutigen Lichte, und die verläumderischen anklagenden Briefe, die ihm einige Male in die Hände gespielt worden waren, erhielten mehr und mehr Wichtigkeit für ihn und forderten ihn zu größerer Behutsamkeit auf. Für die unverdiente Unterstützung des vornehmen Mannes war und blieb Lodovico ihm dankbar verpflichtet, er hatte aber durchaus keine Lust, sich zum Spielball fremder Launen herzugeben.

Sein junges Weib, die heitere Teresella, theilte die mancherlei Bedenken ihres Gatten nicht, oder kümmerte sich nicht darum, ihr lag weit mehr das geheimnißvolle Kästchen am Herzen, dessen zierlich kunstvolle Arbeit sie täglich zu neuer Betrachtung anlockte. Ueber die Frage, was wohl darin verborgen sein möge? zerbrachen sich beide Gatten mehrmals den Kopf. Teresella hatte ihre eigenen Gedanken, die sie indes für sich behielt. Freundin glänzenden Putzes vermutete sie einen kostbaren Schmuck von Edelsteinen darin verborgen und glaubte diesen als ein Brautgeschenk des reichen Grafen für sich bestimmt. Wir dürfen es ihr deshalb auch nicht sehr

hoch anrechnen, daß die junge schöne Frau, die sonst Jedermann das glücklichste und längste Leben gönnte, bei dem Grafen eine Ausnahme machte, da ja die Eröffnung des Kästchens an seinen Tod geknüpft war.

Die Glücklichen waren eben wieder in Betrachtung des gräflichen Geschenkes versunken, als ihnen der längst erharrte Besuch ihres edlen Beschützers gemeldet wurde. Arm in Arm, strahlend von Glück und Liebe, eilten sie dem Römer entgegen, der auf der Marmortreppe des anmuthigen Landhauses stehen geblieben war, um über die dunkeln Laubhecken des Gartens hinweg einen Blick auf die Gebirge Latiums zu werfen, die ihre schönen reinen Formen in das duftige Blau des Himmels tauchten.

»Willkommen, meine Lieben!« rief er dem fröhlichen Paare heiter entgegen und reichte den aus dem Hause Tretenden die Hand zum Gruße. »In dem Sprichworte: Glück mache egoistisch, scheint doch Wahrheit zu liegen, denn seit Euch die Weihe des Priesters für ewig verbunden hat, vergeßt Ihr die alten Freunde.«

»Nicht doch, Monsignore,« versetzte Lodovico. »Es ist wohl noch keine Stunde vergangen, daß wir nicht Ihrer gedacht hätten; aber wir wollten nicht unbescheiden und aufdringlich erscheinen, da wir Sie mit Geschäften überhäuft wußten.«

»Wie das?« fragte Ghiberti groß aufblickend, denn er fürchtete, sein Schützling habe von dem Geschehenen Kunde erhalten.

»Monsignore hatten die Güte,« fiel Teresella ein, am Tage unserer Verbindung uns selbst darauf aufmerksam zu machen.«

»Mein Gott, wie kann man so vergeßlich sein!« rief Ghiberti schnell beruhigt aus. »Es ist ja wahr, und ich Thor bin selber Schuld, daß ich so lange Eures lieben zerstreuenden Umganges habe entbehren müssen! – Nun denn, wie geht's? Seid Ihr noch zufrieden mit Euch und der Welt, oder sind die Fitterwochen des Glückes zugleich mit denen der Liebe verschwunden?«

»Ich hoffe, Monsignore,« erwiederte Lodovico mit stolzem Selbstbewußtsein, »unser bloßes Erscheinen wird auf diese Frage die beste Antwort sein.«

»In der That,« versetzte Ghiberti, »Ihr seht wirklich aus, wie ein paar Glücksgötter! Haltet Euch, wo möglich, diesen Himmel stets offen und kehrt dem gemeinen Treiben der Weltlinge den Rücken, damit nie die trüben finstern Nebel der qualmigen Erde zu Euren Höhen heraufsteigen! Die Kunst gedeiht nur in reiner durchsichtiger Atmosphäre und das Leben bildet sich erst aus zum schönen Dasein, wenn es die Lüfte athmen kann, in denen die Kunst blüht.«

»Dürfen wir uns auch nicht zu solchen Bevorzugten zählen,« sagte Lodovico, »so freuen wir uns doch, versichern zu können, daß wir bis jetzt das Leben rein und schön genossen haben, und wie förderlich mir dies gewesen, soll Ihnen, denk ich, mein neuester künstlerischer Entwurf beweisen. Darf ich Sie bitten, mir in mein stilles Atelier zu folgen?«

»Verkennen Sie mich nicht, Bester, wenn ich Nein dazu sage,« entgegnete Ghiberti. »Die Kunst verlangt ein gesammeltes, ruhiges, klares Gemüth, wenn sie uns beglücken, wenn uns ein Urtheil über sie zustehen soll. Ich aber bin zerstreut, unruhig, verworren, und ich möchte nicht gern Halbheiten mit befangenen Sinnen auskramen.«

»O lassen Sie uns auf- und niederwandeln durch die schattigen Gänge des Gartens!« sagte Teresella. »Wenn Monsignore zerstreut ist oder angegriffen, so wird die milde Luft und der lustige Anblick unserer herrlichen Gebirge Sie gewiß in kurzer Frist erheitern.«

Ghiberti reichte der jungen Frau verbindlich den Arm und schritt, von Lodovico begleitet, die Stufen hinab in den von Lorbeerhecken gebildeten Sandweg, der bis zur epheuumspönnenen Mauer hinabließ, über die ein Theil der Sabiner und Albaner Gebirge hereinblickte.

»Haben Sie lange keine Nachrichten aus Ihrem Vaterlande erhalten?« fragte der Secretär. »Es geht dort recht bunt über Ecke, wenn es wahr ist, was man davon hört.«

»Leider sehe ich mit nur Wenigen in brieflichem Verkehr,« erwiederte der Maler, »und diese Wenige sind ungefähr eben schreibselig, wie ich, d. h. sie tauchen in Jahren keine Feder ein. Selbst Emanuel, mein Landsmann, dem ich so Vieles verdanke, schweigt hartnäckig still, obwohl ich ihn dringend gebeten hatte, bisweilen ein Lebenszeichen von sich zu geben. Ich weiß nicht einmal, wo ihn ein Brief von mir treffen würde. Aber was gibt

es denn Wichtiges in meinem Vaterlande? Hat sich etwa noch eine zweite Secte gebildet?«

Ghiberti lächelte und sagte achselzuckend: »Noch eine zweite? Lieber Gott, was will das sagen. Nein, Lieber, so billig lassen Ihre Landsleute nicht mit sich handeln! Ich kann zwar nicht mit apodiktischer Gewißheit sagen, so und so viele Secten gibt es jetzt in Deutschland, wenn ich aber spreche, es wird bald so weit kommen, daß jede Familie eine Secte für sich ausmacht, so glaube ich nicht gar zu weit von der Wahrheit abzuweichen. In der Kunst, sich zu zersplittern, sind die Deutschen wahrhaft groß zu nennen!«

»Und das beunruhigt Sie nicht?

»Mich? – Warum sollte es mich beunruhigen! Ich bin zwar eifriger Katholik, aber nicht Priester, und überzeugt von der unzerstörbaren Kraft und Dauer meiner Kirche kann mir das Klagen einiger Menschen an den Riesenquadern dieses von Gott gegründeten Baues höchstens ein mitleidiges Lächeln ablocken. Man läßt die Mäuschen sich abarbeiten, bis die Zähne stumpf werden und sie uns verrichteter Sache von dem hoffnungslosen Unternehmen ablassen. – Nein, das ist es nicht, was mich an Ihrem Vaterlande interessirt, mein Augenmerk richtet sich auf die mancherlei politischen Reibungen, die freilich mit den kirchlichen und religiösen Wirren vielfach in Verbindung stehen.«

»Hat es ein Stück Revolution gegeben?« fragte der Maler lebhaft.

»Bewahre, die Deutschen bringen es zu keiner Revolution, nur in ganz kleinen Revolutionschen spielen sie verunglückte Variationen auf das große Thema, welches Umsturz alles Bestehenden heißt. Sie zeigen sich auch bei dergleichen Affairen als ein Volk, aus lauter einzelnen Stammfamilien zusammengesetzt, ja sie revolutionären geradezu blos familienartig, was denn keine andere Folge hat, als Schwächung der nationalen Kraft, Verwildering des Volkseigensinnes und festeres Anziehen der Zügel von Seiten der Fürsten! Glauben Sie mir, mein Freund, der Deutsche als Person ist in der Regel ein ganz achtungswürther Mann, die Deutschen als Nation aber können andern Völkern wahrhaftig keine Bewunderung einflößen. Wir Italiener dürfen zwar auch nicht stolz sein auf unser modernes Leben und Treiben, allein mehr Nationalgefühl, mehr Nationalstolz als die Deutschen haben wir doch!«

»Lassen Sie meine Landsleute in Ruhe, Monsignore,« versetzte Lodovico. »Um sie ganz ihren Verdiensten nach zu schätzen, muß man sie genau kennen. Sie können nun einmal nicht leben, ohne mit sich selbst zu krakelen, zu zanken, zu streiten. Im Grunde ist dieses immerwährende Geplänkel aller Deutschen gegen Alle doch nur ein Zeichen herzinnigster Liebe, und das Gute hat es doch noch immer gehabt, daß in alle Winkel dieses großen Landes eine Fülle von Bildung und Gesittung dadurch verbreitet worden ist, wie keine andere Nation sie aufzuweisen hat.«

»Und auf diese Bildung ist mein Freund so stolz,« fiel Teresella ein, »daß er bisweilen recht bedauernd auf mich herabsieht. Wäre ich nicht gar so liebenswürdig und eine so ausbündig lustige Natur,« setzte sie lachend hinzu, »ich glaube, der gutmütige Schalk hätte mich schon längst über alle Berge gejagt.«

»Was wir nicht geduldet haben würden,« sagte Ghiberti. »Uebrigens sieht mir der Herr Baron gar nicht so aus, als ob er zu einem vereinzelten Leben große Lust verspürte.«

Er reichte ihm bei diesen Worten die Hand, ließ sanft den Arm der schönen Frau aus dem seinen gleiten und sah mit gutmütigem Lächeln, wie leidenschaftlich warm Teresella bemüht war, sich an die Seite ihres geliebten Lodovico zu schmiegen.

Man war indessen mehrmals den Garten auf- und niedergewandelt, und suchte jetzt wieder die schattige Vorhalle des Hauses, wo unter leichtem Säulendach ein paar Diener Sessel aufgestellt hatten. Hier nahm man Platz im Angesicht der reizenden Landschaft, die von farbigem Sonnenlicht wunderbar beleuchtet ward. Ein Diener trug in kristallener Schale frisch gepflückte Feigen und Trauben auf und schritt dann in den Garten hinab, um jedes Winkes seiner Herrschaft gewärtig zu sein.

»Haben Sie denn gar keine Kunde erhalten von Ihrem Verwandten – Ihrem Oheim, der sich so unfreundlich gegen Sie betragen hat?« sagte Ghiberti.

Lodovico warf einen verstohlen fragenden Blick auf seinen Gast und war unschlüssig, ob er seiner letzten Begegnung mit dem Greise erwähnen sollte oder nicht; Teresella aber, die sogleich des geheimnißvollen Kästchens gedachte, trug mit leuchtenden Augen eine Erzählung des kürzlich Erlebten vor, über die Ghiberti sein Stauen kaum unter der Maske eines aufmerksamen Zuhörers verbergen konnte. Lodovico mußte, obwohl es ihm nicht lieb war, der Rede seiner Gattin die einmal in Fluß gekommen war, freien Lauf lassen.

»Nun diese Versöhnung freut mich aufrichtig,« erwiederte Ghiberti, die größte Zärtlichkeit und Liebe gegen das junge Paar heuchelnd. »Ich dachte mir gleich, daß Graf Michael seinem Neffen nicht immer zürnen werde. Der Aufenthalt im Gebirge hat ihn versöhnt, er hat sein Unrecht eingesehen und als ächter Christ dem schuldlos Beleidigten die Hand gereicht. Das ist edel, groß und ritterlich. Daran erkenne ich den alten polnischen Helden. Lebt er jetzt wieder in der Nähe der Hauptstadt?«

»Ach nein!« sagte Lodovico seufzend. »Kaum hatte er sich so rührend mit mir versöhnt, als er Rom für immer verließ. Er wollte zurück in's Vaterland, weshalb, weiß ich nicht, doch schien es mir, als ob ihn irgend ein schweres Unglück betroffen haben müsse! Seine Abreise machte mich recht traurig, denn ich hätte gern mit dem alten Manne auf freundschaftlichem Fuße leben und ihm manche trübe Stunde mit meiner Teresella vertreiben mögen. Seine Tochter wäre ein passender Umgang für sie gewesen.«

»Und wie hätte ich den guten Alten und sein zartes sanftes Kind lieben und ehren wollen!« rief Teresella aus. »Gewiß, mein Herz,« sagte sie zu Lodovico gewandt, »meinen Bitten hätte er nachgeben und mir erlauben müssen, in seiner Gegenwart das allerliebste Kästchen öffnen zu dürfen!«

»Ein Kästchen?« fragte Ghiberti.

»Ach und welch ein Kästchen!« rief frohlockend Teresella aus. »Das müssen Sie sehen, Monsignore, das müssen Sie bewundern mit sammt dem Silberetuis, das den Schlüssel dazu enthält!«

Sie stand auf und hüpfte ins Haus, ehe Lodovico sie zurückhalten konnte.

Der Secretär sah den Maler mit seinen blitzenden, in die Seele dringenden Augen an und fragte, was es für eine Bewandniß mit diesem Kästchen habe? Während Lodovico, der über diesen ganzem Auftritt unmuthig war, einsylibig die nöthigste Auskunft gab, kam Teresella schon wieder zurück, setzte das Kästchen nebst Etuis vor Ghiberti auf den Tisch und sagte, die Hände zusammenfaltend:

»Ist das nicht wunderprächtig, Monsignore? Und ist's einem armen schwachen Frauenherzen zu verargen, wenn es sehn suchtvoll der Stunde entgegenklopft, die ihm Erlaubniß gibt, die zierliche Hülle zu sprengen? Hielt ich's nicht für Sünde, *per Bacco*, ich machte mich einmal drüber und würf' einen verstohlenen Blick hinein!«

»Weib, Weib!« sagte mit erhobenem Finger der Secrétaire. »Gedenke der Strafe, die Eva über das Menschenge- schlecht gebracht hat!«

»Es bleibt doch immer ärgerlich!« sagte sie schmollend und schlug erröthend die Augen nieder.

»Ein wenig Geduld wird Ihre Schnsucht stillen, mein Kind,« erwiederte Ghiberti. »Der Graf ist bejahrt und schwächlich, wie bald kann da der Ruf des Ewigen an ihn ergehen. Gesetzt aber auch, er lebte noch lange lange Jahre, so würde es sich doch nicht ziemen für ein gehor- sames christliches Herz, von dem sündhaften Drange der Ungeduld sich überwältigen zu lassen!«

Teresella nahm diese mit einigem Ernst gesprochene Zurechtweisung stillschweigend hin und küßte dem väterlichen Warner die Hand. Dieser betrachtete das Geschenk des Grafen von allen Seiten.

»Haben Sie keine Ahnung, was darin enthalten sein könnte?«

»Ich vermuthe Familiengeheimnisse von Wichtigkeit –«

»Und ich Juwelen,« fiel Teresella ein. »Bloße Papiere wiegen nicht so schwer.«

»Vielleicht findet sich Beides,« ergänzte Ghiberti, das Kästchen auf der Hand wiegend und es dann wieder der jungen Frau übergebend. Er stand auf.

»Lassen Sie mich noch jetzt Ihre Einrichtung betrachten,« sagte er, ergriff Teresella's Arm und ging von Lodovico begleitet in's Haus.

Mit großer Aufmerksamkeit durchschritt er die Zimmer, lobte die Einrichtung, hatte Auge und Ohr für Alles, was der heitern Frau besonders gefiel und bezeigte dem glücklichen Paare in jeder Weise seine Zufriedenheit. Teresella verschloß während dieser Wanderung das Geschenk des Grafen Michael in einen Secretär des Wohnzimmers und händigte Lodovico den Schlüssel ein. Ghiberti trat an verschiedene Fenster, um die Aussicht zu genießen, drückte den jungen Leuten wiederholt die Hand und empfahl sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Auf der Treppe zum Garten kehrte er sich nochmals um und drohte Teresella mit dem Finger.

»Zähmen Sie Ihre Neugier, schöne Frau,« sagte er scherzend, »damit Ihnen bei der nächsten Beichte nicht eine zu harte Buße auferlegt wird!«

Teresella nickte ihm freundlich zu und erhob graziös die Hand gegen ihn, einen Gruß, den Ghiberti, langsam durch den Garten wandelnd, mehrmals erwiederte.

FÜNTES KAPITEL. VORKEHRUNGEN UND ANLAGEN.

Wir begleiten den schlauen Jesuiten auf einem einsamen Spaziergange in die Campagna. Die breite Straße entlang wandelnd, die in ziemlich grader Richtung nach dem historisch merkwürdigen *Mons sacer* führt, vertiefte sich Ghiberti so ganz in seine Gedanken, daß er nicht merkte, wie die Schatten länger und immer länger wurden, wie in der hinter ihm liegenden Stadt das harmonische Glockengeläut das Ave Maria begann und die glühende Dämmerung schnell in tieferes Dunkel überging.

Er war mit raschen Schritten über eine Stunde weit auf der Straße fortgegangen, und sah sich jetzt mitten unter dem braunen Ruinen der Vorzeit.

»Es ist spät geworden!« sprach er zu sich selbst, seine Blicke auf die lang geschwungenen Bogenreihen der Aquädukte heftend, die in der dünstelosen Nacht schwarz und grauenhaft über dem Hügelfelde der Campagna sichtbar wurden. Nächtliche Wanderungen durch diese weite schauerliche Oede sind nicht ohne Gefahr, da häufig in den versteckten Erdhöhlen oder unter alten zerborstenen Mauerbogen hungriges Gesindel auf glücklichen Fang lauert. Ghiberti war jedoch nicht furchtsam und da ihm das wunderbar großartige Nachtbild, nur vom Silberglanz der Sterne und dem kaum sichtbar werdenden ersten Mondviertel in träumerische Schatten gehüllt, gewaltig festhielt, so blieb er geraume Zeit stehen, um mit Muße die braune baumlose Einöde und die fernen Gebirge in ihrer zauberischen nächtlichen Tracht zu bewundern. Bisweilen brannten dunkelrothe Flämmchen dicht über dem Grau der Ebene; helle Lichter warfen weithin aus einsamer Osteria ihren gastlichen Schein, Geheul der Wolfshunde, einzelne gelle Schreie über das Blachfeld galoppirender Feldhüter oder Stiertreiber rangen bald fern, bald nah und gaben diesem großen Todtenacker ein eigenthümliches Leben.

Endlich kehrte er um und ging wieder der Stadt zu. Auf diesem weiten Wege begegneten ihm nur wenige Bauern und einige Truppen von Maulthieren, die am Morgen Kalk oder Mehl zur Stadt getragen hatten und

jetzt in langsamem Trott wieder in ihre Meiereien zurückkehrten. Die Treiber saßen quer auf den Sätteln, hatten die Spitzhüte tief in die Stirn gedrückt, die braunen Mäntel fest um die Schultern geschlagen, und rauchten gemüthlich ihre kleinen kurzen Pfeifen. Bisweilen sang wohl auch einer mit entsetzlich unmelodischer Stimme ein Lied. Aus den Vignen zur Seite der Straße vernahm der späte Wanderer wiederholt die monotone ohrzerreißende Weise, deren sich die Arbeiterinnen bei Absingung ihrer Improvisationen zu bedienen pflegen. Sie klingt so abscheulich, wie originell, kann aber keinerlei Anspruch auf musikalischen Werth machen.

Als Ghiberti Lodovico's Wohnung aus den Baumgruppen hervorschimmern sah, rastete er wieder eine Weile, senkte dann das Haupt und schritt mit den Worten: »das ist am sichersten« dem nahen Thore zu.

Noch ist es zu früh, unsren Lesern mitzutheilen, was Ghiberti auf seiner langen nächtlichen Wanderung durchdachte, ersann, vorbereitete, daß es aber etwas Wichtiges sein mußte, schließen wir aus der angestrengten Thätigkeit, mit welcher er die ganze Nacht hindurch arbeitete.

Früh am Morgen, nachdem er sich kaum einen stundenlangen Schlaf gegönnt hatte, beschied er Antonio wieder zu sich und behändigte diesem gehorsamen Ordensbruder verschiedene Depeschen.

»Stehen Sie mit Emanuel in Privatverbindung?« fragte er wie von ungefähr.

»Es ist Ihnen bekannt,« versetzte Antonio, »daß wir als treugesinnte Jugendfreunde seit langen Jahren eine, bisweilen allerdings lange Zeit unterbrochene Correspondenz unterhalten!«

»Wo hielt sich Ihr Freund doch zuletzt auf?«

»In Posen. Seine letzten Briefe waren wenigstens aus jener Stadt datirt.«

»Sie können unsern großen Plan, der durch die bewußten Vorgänge so heftig erschüttert wurde, daß seine Durchführung beinahe unmöglich schien, fördern helfen, wenn Sie an Emanuel schreiben.«

»Ich? – Nun daran soll es nicht fehlen.«

»Verstehen Sie mich recht, Antonio! – Sie schreiben für sich, als Freund dem Freunde, und bitten Emanuel, er möge dem Maler Lodovico in bedauernden Ausdrücken melden, Graf Michael von Sembronowski sei vom Schlag getroffen und liege hoffnungslos darnieder.«

»Wie Sie befehlen, Herr Secretär, indeß, wenn sich die Unwahrheit dieses Gerüchtes erwiese –«

»So wird man handeln! Thun Sie, was ich Ihnen sage, doch nur privatum. Der Orden darf Nichts damit zu schaffen haben!«

»Es soll geschehen obschon ich nicht begreife –«

»Ich aber weiß, was ich thue, und stehe für die Folgen. Gehen Sie, fassen Sie den Brief klug und dringend ab und schicken Sie zuvor Tommaso zu mir, der ja um diese Zeit neuer Aufträge bei Ihnen harrt.«

Antonio verließ Ghiberti, den räthselhaften, ihm ganz unbegreiflichen Auftrag des Secretärs von allen Seiten

betrachtend, ohne über dessen Zweck in's Klare kommen zu können.

»Graf Michael ist verschollen,« sprach er für sich, »Nicol wahrscheinlich umgekommen. – Niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, wo sich der widerhaarige Pole mit seiner Tochter aufhält, was aus ihm geworden ist. – Und nun soll ihn plötzlich der Schlag röhren, der Tod ihm nahe bevorstehen! – Wozu? – Dahinter steckt eine List, die auf große Dinge hinzielt! – – Aber weshalb soll ich allein meinen Namen hergeben? – Ist Ghiberti seiner Sache nicht gewiß oder handelt er eigenmächtig und fürchtet den Ausgang, für den er selbst nicht einstehen will? – Es wäre möglich! – Und was könnte mir, der unwissen den Mittelperson geschehen, wenn ein vielleicht furchtbarer Anschlag fehlschlüge? – O, ich würde ein Märtyrer werden für einen großen, einen heiligen Zweck! Und das genügt mir.« –

Eine Viertelstunde später stand Tommaso dem geistesgewandten Jesuiten gegenüber.

»Excellenz haben neue Aufträge für mich?« fragte der kecke Trasteveriner.

»Wichtige und ehrenvolle, mein wackerer Freund.«

»Sie kennen mich, Excellenz, und wissen, daß ich auf bloße Titel und Worte keinen großen Werth lege.«

»Diese Gesinnungstüchtigkeit soll Dir belohnt werden, doch zuvor höre, was man von Dir verlangt.«

»Je weniger dabei zu thun ist, desto besser.«

»Du wirst, von heut an gerechnet in zehn Tagen alle Briefe, welche an den Maler Lodovico hier ankommen, in dessen Namen abholen und mir überliefern.«

»*Bocca del diavolo*,« jubelte der Trasteveriner, »das ist das süßeste Wort, das Ew. Excellenz noch jemals zu mir gesprochen haben! Gilt's ihm den Garaus zu machen?«

»Es geschieht zu seinem eigenen Besten, um Anderes hast Du Dich nicht zu kümmern. – Bis dahin magst Du Dich in allerhand Künsten, z. B. im Springen, Klettern, Voltigiren und dergleichen üben. Die Octoberfeste nahen sich und da kann ein schmucker Bursche, wenn er sonst gewandt und klug ist, sein Glück machen.«

»Excellenz sollen zufrieden mit mir sein. – Aber dem Maler, dem verfl –«

»Still! – Zwischen ihm und Dir besteht ein ewiger Waffenstillstand, so lange ich ihn nicht aufhebe!«

»*Cazzo!*« murmelte der leidenschaftliche Trasteveriner. »*Sia ammazza to il maladetto traditore!*«

»Wenn ich ja dazu sage, sollst Du den Segen der Kirche erhalten. Für jetzt, mein Freund, mäßige Dich und genieße Dein Leben in heiterer Zerstreuung.« –

Wohin zielten diese auffallenden Vorsichtsmaßregeln Ghiberti's? Hatte er Verdacht geschöpft gegen den harmlosen Maler oder vertraute er dem Eifer Emanuels nicht mehr? Oder sollten neue verdeckte Minen angelegt werden, um den Feind, der sich in der Entfernung sicher dünken mochte, in die Luft zu sprengen? Ghiberti's Charakterdehnbarkeit berechtigt zu der Annahme, daß hier die entschiedensten Beweggründe in einander spielten und

ihn zur Ergreifung von Mitteln riethen, die sich völlig entgegengesetzt waren. Und dennoch spielte ihm der Zufall einen gefährlichen Streich! Denn in dem Augenblicke, wo der kluge, nie rastende, überlegte Mann seinem blinden Werkzeuge die gemessensten Instructionen zu künftigem Handeln ertheilte, lief ein Brief an den Maler ein, dessen Habhaftwerdung dem verwickelten Intriguenspiel eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

Lodovico erhielt ein langes ausführliches Schreiben von Nicol Bogecz. Der rachdürstige Exjesuit erzählte darin dem nichts ahnenden Maler die uns bekannten Vorgänge, zu denen Lodovico arglos die Wege gebahnt hatte. Der fremde Mann, der unserm Freunde völlig unbekannt war, wußte so genau Rechenschaft zu geben von jedem seiner Schritte, er war so innig vertraut mit seinen geheimsten Lebenswegen, daß Lodovico ein Grauen erfaßte vor dem entsetzlichen Wesen, das seinem eigenen Schatten gleich ihn keine Minute verlassen hatte! Da stand sein erstes heftiges Zusammentreffen mit Tommaso in der Osteria, sein Bekanntwerden mit Emanuel, der ihn zu empfehlen versprochen. Dann ward seine Begegnung in der Villa mit Monsignore Camuccini, der immer Ghiberti genannt wurde, geschildert und ihm in's Gedächtniß zurückgerufen, wie er leichtsinnig dem verkappten Jesuiten den Versteck seines alten Verwandten verrathen habe. Länger verweilte Nicol bei den Begebenheiten, die ihn selbst betrafen, und wie es ihm nahe zu gelungen wäre, den Grafen der katholischen Kirche zu gewinnen. Dann gedachte er seines Frevels, seiner Flucht, seiner

Bestrafung. Endlich gab er dem Maler eine ausführliche Schilderung der Lage ihres gemeinsamen ursprünglichen Vaterlandes und wie man nur auf den ersten günstigem Augenblick warte, um in Masse aufzustehen. Schließlich forderte er ihn auf, das Netz zu durchbrechen, in das er gerathen sei, nach Deutschland zu eilen, mit den Feinden der jesuitischen Partei sich zu verbünden und dieser ihr gewissenloses Spiel gründlich zu verderben. –

Diese Mittheilungen versetzten unsren Freund in eine Bestürzung, die völliger Lähmung glich. Er durfte, er konnte nicht zweifeln, daß ein höllisches Complot, das er arglos mit hatte schmieden helfen, all' seine Verwandte, ja das Volk, dem er angehörte, in endloses Verderben stürzen sollte, damit die weitaussehenden Zwecke einer im Dunkeln schleichenden Gesellschaft herrschsüchtiger Priester desto besser gedeihen könnten. Und oberster Leiter dieser furchtbaren Gesellschaft war allem Anscheine nach derselbe Mann, den er als Freund liebte, als Mäzen verehrte; dem er seinen jetzigen Wohlstand, sein irdisches Glück, ja selbst den Besitz der geliebten Teresella verdankte! – Er durfte nicht mehr zweifeln, daß Camuccini und Ghiberti eine und dieselbe Person seien, daß der vornehme wohlwollende kunstsinnige Monsignore nur eine Maske jesuitischer Schlauheit sei, der er sich bediene, um ohne Aufsehen ein großes, obschon verwerfliches Ziel zu erreichen.

Lange war Lodovico unschlüssig, was er thun, wie er dem Netze, das man ihm übergeworfen hatte, entschlüpfen sollte. Liebe zur Kunst und Dankbarkeit hielten ihn

fest in Rom. Auch mußte er bei ruhiger Ueberlegung sich sagen, daß jener gefürchtete und so heftig geschmähte Ghiberti ihm von jeher ein redlicher Freund gewesen sei. Gegen diesen Mann, dem er alles verdankte, als Ankläger aufzutreten, oder ihn heimlich zu verrathen, hielt Lodovico für schlecht, ja für niederträchtig! Hatte er durch lebhafte Hingebung, durch heiteres Gespräch über Familienverhältnisse einigen Mitgliedern dieser Familie wirklich Schaden zugefügt, so konnte auch der strengste Sittenrichter ihn nicht dafür verantwortlich machen, da keinerlei böse Absicht seinen unverfänglichen Erzählungen zum Grunde lag. — Und dann, wer war dieser Nicol Bołęcz? — Gab er nicht selbst zu, daß er ein eifriger Jünger Loyola's gewesen sei, der sich mit Lust den schändlichsten Aufträgen unterzogen habe, von denen ein reines Herz, ein edler Charakter sich mit Abscheu abwendet? — Zieh er sich nicht schamlos einer Frevelthat, die vor dem Richterstuhl der christlichen Moral, der Humanität nichts entschuldigen kann? — Und war er, dafür bestraft, aus gemeiner Rachsucht nicht abtrünnig geworden einem Orden, der ihn aus der Hefe des Volkes herausgehoben und erst menschliche Bildung hatte angedeihen lassen? — War es rathsam, einem so zweideutigen, so schwankenden, mit so großen Makeln behafteten Charakter zu trauen? — Lodovico mußte darauf entschieden Nein antworten, — Je länger er über die ganze Sachlage, über die Mittheilungen des Exjesuiten, über seine Vergangenheit nachdachte, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf,

daß eine unreine, feindliche Macht sich in sein klares Da-sein einwühlen, ihm den Himmel trüben wollte, dessen heitere Sterne ihm bisher so freundlich die stillen Pfade beschienen hatten, die zu betreten er gewohnt war.

Mußte sich unser Freund auch gestehen, daß seit längerer Zeit das Auftreten seines Gönners und Beschützers etwas eigenthümlich Gedrücktes, etwas Lauerndes habe, und daß größere Behutsamkeit im Umgange mit demselben sehr zu empfehlen sein möge, so konnte er doch ohne gründliche Prüfung einen Mann, dessen Erscheinen einen geistig überlegenen Menschen von großer Begabung ankündigte, unmöglich auf bloße Verdächtigungen Unbekannter hin für einen gemeinen Schuft erklären. Lodovico's leichter Sinn flatterte bald wieder fröhlich aus den Nebeln empor, die ihn umdüsterten und niederrückten. Die Zeit, hoffte er, sollte ihm Aufklärung bringen. In seiner Stellung, die mit Oeffentlichkeit und politischer Welt nichts zu schaffen hatte, glaubte er keiner Gefahr ausgesetzt zu sein. Ein geringer Grad von Zurückhaltung und stilles Beobachten mußte ihn früher oder später helle Blicke in das Innere des finstern Intriguengewebes thun lassen, als dessen eigentlichen Anstifter der freche Briefschreiber, ihn bezeichnete. –

Etwas Gutes aber hatte die Mittheilung des Exjesuiten. Sie dehnte die Vorsicht des jungen Malers bis auf seine nächste und liebste Umgebung aus und ließ ihn von dem Inhalte des erhaltenen Briefes sogar gegen Teresella gänzlich schweigen. Allerdings müssen wir einen

großen Theil dieses heroischen Entschlusses dem Zufalle zuschreiben. Die schöne, heftige, neugierige Frau war nicht zu Hause, als dem Maler der verhängnißvolle Brief überbracht wurde, es vergingen Stunden, ehe sie zurückkehrte, und so hatte Lodovico Zeit genug, sich zu sammeln, über sein Handeln mit sich einig zu werden und unverbrüchliches Stillschweigen gegen Jedermann zu beobachten. Veranlassung dazu gab ihm Teresella's Benehmen am Tage vorher. Es war gar nicht nach seinem Sinne, daß sie Graf Michaels Geschenk dem Monsignore zeigte und ihre Glossen über den vermutlichen Inhalt des Kästchens machte. Lodovico war das letzte feierlich-rührende Zusammentreffen mit dem Grafen so heilig, daß er sich verletzt fühlte, wenn desselben gegen einen Dritten gedacht wurde. In diesem Sinne hatte er sich auch gegen Teresella ausgesprochen und in Folge ihrer heftigen Geigenreden ein wenig mit ihr geschmollt. Camuccini war ihm ganz verändert vorgekommen bei der Betrachtung des gräflichen Geschenkes. Er hatte Zerstreuung und Argwohn in seinem verschleierten Blicke gelesen, und die Vermuthung, daß er eine doppelte Rolle spiele und die große Verehrung, die er und sein Weib ihm zollten, wohl nicht verdienen dürfte, erhielt mehr und mehr an Gewicht. Um allen Fragen zu entgehen, alle Conflicte zu vermeiden, verschloß er den fatalen Brief in sein verborgenes Fach, – denn zerstören möchte er ihn aus Vorsicht nicht – und als Teresella munter und jubelnd ihm in die Arme flog, konnte er sie mit unbefangener Heiterkeit an

sein Herz drücken und von ihren Purpurlippen wiederholt das Geständniß hören, daß sie ihn noch mehr liebe, als die allerheiligste Madonna!

Mit diesem beglückenden Geständniß glaubte Lodovico einstweilen zufrieden sein und den Stürmen, die etwa seinen nächsten Lebenstagen bevorstehen dürften, muthig und keck begegnen zu können.

SECHSTES KAPITEL. DER RAUB.

Die Octoberfeste waren diesmal besonders glänzend. Auf dem Teiche der Villa Borghese ward ein antikes Seegefecht dargestellt, dem eine Reihe equestrischer Spiele in altrömischem und mittelalterlichem Costume folgten. Italienische Nationaltänze, charakteristische Spiele der Bergbewohner und andere Darstellungen, wie sie eine schaulustige gemischte Volksmenge unterhalten und zerstreuen können, verkürzten zum großen Ergetzen der Zuschauer die sonnig warmen Tage, die Nächte aber erglänzten von dem farbigen Flammenspiel brillanter Feuerwerke und verwandelten die Baumgruppen und Gehege der großen Villa in einen reizenden Zauber Garten.

Gewöhnlich treffen um diese Zeit Tausende von Fremden in der Capitale der christlichen Welt ein, um die Saison mit diesen schönsten Festen des römischen Volkes zu beginnen. Der Charakter des Römers zeigt sich nie liebenswürdiger, als in den Octobertagen. Hier ist seine Lust, sein rasches freudiges Genießen Ausdruck eines kräftigen, gesunden Naturells. Er gibt sich frei und

frank, ohne die geringste Zurückhaltung. Keinerlei Cere monie hindert ihn, seiner innerstem freudigen Bewegung freien Lauf zu lassen, und weil er als Charakter, als Person auftritt, die verantwortlich ist für ihr Thun, fällt alles Ungehörige in diesen glücklichen Tagen reiner Volkslust weg, was in der lärmenderen Tollheit der Carnevalsfreu den nicht immer der Fall zu sein pflegt.

Auch unsere Freunde versäumten nicht, an diesen nationalen Vergnügungen Theil zu nehmen; Teresella, weil sie von Grund des Herzens enthusiastische Verehrerin dieser öffentlichen Belustigungen war, Lodovico, weil sein künstlerisches Auge bedeutende Eindrücke bei der artigen Festen erhielt. Denn südliche Staffage und charakteristische Costume des von den Bergen herbeiströmenden Volkes konnte man nirgends in reizenderer Man nichfaltigkeit sehen. Dazu kam, daß Beide mit ihrem Herzen geheime Zwiesprache zu pflegen hatten, denn vor Jahresfrist waren sie sich an diesen Festtagen zuerst be gegnet, hatten sich kennen gelernt und durch die wunderbarsten Führungen wohlgesinnter Genien ein Ziel er rungen, woran sie damals nicht gedacht, nicht zu denken wagten.

In so lebhafter Rückerinnerung war unsren Freunden ihr hohes Glück mehr denn je gegenwärtig, und die man cherlei Schatten, die denn doch auch bisweilen auf die se beneidenswerthe Existenz ihre düstern Schlaglichter warfen, mußten dem vollen belebenden Sonnenstrahl weichen, in dem sie wie Kinder des Jupiters wandelten.

Drei Tage waren bereits unter steigendem Jubel des Volkes und sich immer mehrendem Andrang Fremder bei schönstem Herbstwetter vergangen, und obwohl keine Verminderung der Volksmenge zu bemerken war, fühlten doch feiner organisirte Naturen, daß dem noch immer fortdauernden Jubel das warm klopfende Herz zu fehlen beginne. Herkommen und nationales Ehrgefühl gestatten jetzt keine Entfernung von dem Orte der öffentlichen Festlichkeiten, bis deren übliche Dauer in ihrem festgesetzten Zeitraume sich selbst erschöpft hat. Und so kehren Römer und Nichtrömer immer von Neuem in die Villa zurück, wenn sie auch fühlen, daß sie nicht mehr festlich, ja kaum noch theilnehmend gestimmt sind.

Bei solchen Belustigungen macht es dem Fremden besonderes Vergnügen, daß er keine Schranken aufgerichtet erblickt zwischen den verschiedenen Ständen. Der Hang, einige schöne Tage möglichst heiter, möglichst ergrötzlich zu durchleben, allen südeuropäischen Völkern in hohem Grade eigen, tritt auch im Charakter des Römers sehr scharf hervor, was denn zur Folge hat, daß bei Volksfesten alle Stände, vom höchsten bis zum niedrigsten, gleichmäßig stark vertreten sind. Selbst der Priesterstand, durch seine Gelübbe zu mancherlei Rücksichtsnahme verpflichtet, scheint an solchen Tagen nur dem Jubel zu leben, und zwar sind es nicht blos der niedere Clerus und die verschiedenen Brüderschaften, die sich in Menge unter das geschmückte jauchzende Volk

mischen, auch die hohen Prälaten, die Fürsten der Kirche, nehmen Theil an der allgemeinen Freude. Dies Herabsteigen unter das Volk, dies Menschlichsein inmitten vergnügt jubelnder Menschen mag auch gar viel beitragen, den Clerus bei den lebhaften Kindern des Südens beliebt zu machen und in Achtung zu erhalten. Wer herrschen will, muß im rechten Augenblicke demüthig, wenigstens harmlos herablassend zu sein verstehen, und diese schwere Kunst ist Niemandem in höherem Grade eigen, als der katholischen Priesterwelt. –

Lodovico hatte auf diese Priesterwelt jetzt ein scharfes Auge. Er vermutete immer seinen Mäzen aus irgend einer Kutte oder einem Prälatenrock hervorschauen zu sehen, wie er ihn in der Nacht des 16. Juli erschreckend erblickt hatte. Wie rastlos er sich aber auch umsah, der zweideutige und ihm doch so werthe Mann wollte nirgends erscheinen. Unser Freund gab es schon auf, ihn zu entdecken, als er am letzten Festtage bei einem Spaziergange durch die vom großen Volkslärm entfernter Partien der Villa hinter einer undurchdringlich dichten Laurustinushecke flüsternde Stimmen hörte, die ihm bekannt vorkamen. Er blieb stehen und lauschte, sein Ohr dicht an die glänzende, mit weißen Blüthen getüpfelte Blätterwand legend. Kein Zweifel, – es war sein Freund, es war Camuccini, der in befehlendem schneidend kalten Tone Jemand Aufträge ertheilte! Leider sprach der Monsignore nicht so laut, daß Lodovico ein zusammenhängendes

Gespräch hätte verstehen können. Nur Worte, unzusammenhängend, zerrissen, drangen durch die Rede, diese Worte aber genügten, all seine Sinne zu schärfen.

»In dieser Nacht muß es geschehen,« sagte Camuccini barsch zu seinem Begleiter, der mit leisester Stimme Einwendungen zu machen schien. »Beichte zuvor, wenn Du Furcht hast!«

Der Unbekannte flüsterte eine unverständliche Antwort.

»Auch das,« versetzte Camuccini, – die weiteren Worte konnte der Maler nicht verstehen.

Nach einiger Zeit hob sich die Stimme wieder.

»Einerlei,« sprach Camuccini. »Zur größeren Ehre Gottes kann es heilsam sein, Freund, Bruder, Aeltern zu erschlagen. – So weit geht Dein Auftrag nicht – Du – –«

Lodovico konnte ungeachtet angestrengtester Aufmerksamkeit den Schluß der Rede nicht erhaschen.

»Also doch, doch ein Priester und – Jesuit!« rief er sich bestürzt zu. »Am Ende hat der flüchtig gewordene Pole mit seinen entsetzlichen Anklagen doch Recht und ich befinde mich in der Gewalt eines furchtbaren Mannes, eines gräßlichen Verbrechers!« – –

Er besänftigte sein aufwallendes Gefühl und horchte wieder, denn das Gespräch hinter der Hecke ward etwas lauter.

»Gut, so werde Dich begleiten und Deine Rückkunft in der Nähe erwarten,« sagte Camuccini. »Jetzt geh und gib die Briefe! – Zwei?«

Der Gefragte flüsterte schnell eine Antwort, Lodovico hörte ein Rascheln wie von Papier hinter der Hecke, dem der Schall eines schnell davon Eilendem folgte.

»Das wäre gethan, und wir zum zweiten Male am Ziele!« sprach mit tiefem Aufseufzen der Gönner unseres Freundes. Darauf ward es still und Lodovico mußte annehmen, daß auch der ihm jetzt immer räthselhafter und unheimlicher werdende Mann sich leise entfernt haben möge.

»Mein Gott, mein Gott,« rief er sich selbst zu, indem er sich den von Menschengruppen durchschwärmten Gängen wieder zuwendete, »halte ich die Worte des Monsignore zusammen mit den Eröffnungen jenes unseligen Briefes, so kann ich nicht anders glauben, als daß mein alter Oheim bedroht ist! – Aber der unglückliche Greis lebt ja fern von Rom – in Deutschland, in Galizien, was weiß ich! – Und von dieser Nacht war die Rede – von einer That, die einen blutigen Ausgang haben kann! – Wer bringt Licht in dieses Dunkel? Wer entreißt mich, der Angst, die mich zu foltern beginnt? – Wäre es nicht besser, ich eilte zu dem verdächtigen Manne, dem verkappten Jesuiten, setzte ihn zur Rede, würfe ihm sein heimliches Treiben, so weit mir Einsicht in dasselbe vergönnt ist, schonungslos vor, gäb' ihm sein Geschenk zurück und machte mich stehenden Fußes auf nach der Heimath? – – Aber Teresella!« –

Der Gedanke an sein junges schönes Weib ließ ihn verstummen, machte ihn wankend und flößte ihm auch wieder Beruhigung ein. – Hatte er für sich und seine

Gattin zu fürchten? – Keineswegs! Und konnte er es verantworten, wenn er durch einen unvorsichtigen, leidenschaftlichen Schritt aus einem behaglichen Zustande, aus einer seine künstlerischen Zwecke fördernden Lage durch unbesonnenes, auf bloßen Verdächtigungen ruhendes Dreinreden sich plötzlich außer allem Conner mit seinem mächtigen Gönner setzte, ja sich selbst in's Elend, wenigstens in große Dürftigkeit verbannte? – War es so gewiß, daß der Anschlag, welchen Camuccini ohne Zweifel leitete, gegen den Grafen Michael gerichtet war? Dagegen sprach nicht mehr wie Alles, und je länger Lodovico über das Gehörte nachdachte, desto mehr wollte es ihn bedenken, als habe unzeitige Furcht im Schreckbilder vorgespiegelt, die nirgends als in seiner erhitzten Phantasie vorhanden waren.

Teresella war in Gesellschaft mehrerer Frauen und Mädchen zurückgeblieben, um den Tänzen zuzusehen, die auf den Rasenplätzen unter Guitarrenspiel und Tamburinerassel von immer neu herandrängenden heißblütigen Paaren aufgeführt wurden. Er wunderte sich, die heitere lachende Frau bei seiner Zurückkunft seltsam erhitzt und verstört zu finden. Ihr Auge schleuderte Zornesblitze aus thränen-feuchtem Gewölk. Mit Leidenschaft ergriff sie den Arm ihres Freundes und zog ihn, ohne ihre Gefährtinnen zu grüßen, mit sich fort aus dem brausenden Gedränge.

»Was hast Du, traute Seele?« fragte Lodovico besorgt. »Den Himmel Deines lieben Auges verschleiern Thränen,

Dein süßer Mund zuckt kramphaft, Deine Wangen glühen und wild und heftig fühl' ich das Klopfen Deines Herzens an meiner Brust! – Was Dir begegnet? – Hat Dich Jemand beleidigt?«

»Ja. Er war da – er wagte sich an mich zu drängen – mich zu verhöhnen!«

»Wer?«

»Der Verräther Tommaso!«

»War hier – hier bei Dir? Und wann, wann?«

»Vor wenigen Minuten.«

»Wohin hat er sich gewendet?«

»Nach den Höhen gegen Villa Poniatowski.«

»Dann warte hier bei Deinen Freunden – ich eile ihm nach und steche ihn nieder, wie einen Hund, wenn er nicht Abbitte leistet!«

»Freund meiner Seele, Leben meines Lebens, ich danke Dir, aber laß mich bei Dir bleiben! – Ich bin eine Römerin und trage die Waffe meines Volkes!«

Mit furchtbarem Aufblitzen ihrer schönen Augen zog die stolze leidenschaftliche Frau ein kleines scharfes Stilet aus dem Busen und ließ den glänzenden Stahl vor Lodovico's Augen im abendlichen Sonnenlicht funkeln. Dieser, selbst aufgeregt und ergrimmt, machte keine Gegenvorstellungen, sondern eilte an Teresella's Arm rasch nach den buschigen Höhen hinauf, die hier die Villa begrenzen. Auch hier gab es viele Menschen, die durch Gebüsch und über grasige Abhänge schwärmt, so daß es fast unmöglich war, eine ernste Frage ohne Zeugen mit einem feindlich gesinnten Manne zu verhandeln. Unter

einer Menge bürgerlich Gekleideter entdeckten auch bald die scharfen Augen des Malers seinen Feind. Schon hatte er ihn beinahe erreicht, da schritt ihm gegenüber von dem höchsten Hügel herab Camuccini, trat auf Tommaso zu und gebot ihm durch einen Wink, ihn zu begleiten. Camuccini schien den Maler nicht bemerkt zu haben. Dieser blieb erschrocken stehen. Auch Teresella erbebte. Beide sahen einander lange fragend an, dann folgten sie langsam dem abwärts schweifenden Zuge des Volkes, in dessen Wirbel Camuccini mit seinem Begleiter alsbald verschwand. –

Dies Begegniß hinterließ in unsren Freunden eine arge Mißstimmung, die sich auch unter dem fortdauernden Jubel des Volkes, dem zum Schlusse des Festes ein überaus glänzendes Feuerwerk auf Kosten römischer Großen versprochen worden war, nicht wieder verlieren wollte. Beide verstummtten und gingen in sich gekehrt schweigend neben einander her. Indeß war Teresella doch weniger befangen als Lodovico, oder ihr feuriges Temperament warf die hemmenden Fesseln, in die ein unglücklicher Augenblick sie geschlagen hatte, bald wieder ab. Unbefangener als ihr Gatte bemerkte sie dessen tiefe Niedergeschlagenheit.

»Warum so traurig?« sagte sie zärtlich zu ihm, den vollen Arm um seinen Nacken legend. »Du warst lange abwesend, ist Dir auch Uebles begegnet?«

»Mir?« antwortete zerstreut der Maler. »O – nein, so viel ich weiß! – Aber dies Einverständniß gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht, braves Herz, aber was thun?«

Lodovico schlug vor, die Villa zu verlassen und auf abgelegenen Pfaden heim zu kehren, um unterwegs ungestört sprechen, Ansichten hören und Rathschläge prüfen zu können. Teresella erklärte sich damit einverstanden.

»Du wirst Dich erinnern,« begann unser Freund, »daß ich seit dem Tage, wo unser großmüthiger Gönner mitten unter Priestern, wie ein Nachtgespenst aus dem Colosseum nach dem Coelius schritt, einer geheimen Furcht vor diesem sonderbaren Manne und seinem unbekannten Treiben nicht völlig Meister werden konnte. Briefe von meinem Vetter Stanislas und Gerüchte, die selbst hier über Camuccini mir zu Ohren kamen, verstärkten meinen Argwohn zwar nicht, aber sie ließen ihn doch nicht ganz einschlafen. Später nach unserer Verheirathung und erst vor Kurzem häuften sich die Anklagen, die Verdächtigungen, so sehr ich mich auch zu überreden suchte, die unreine Quelle derselben sei nirgend anders, als in dem verächtlichsten Neide, in widerlichstem Egoismus zu suchen. Ich konnte bisher, ich kann es noch bis heut nicht glauben, daß Camuccini Böses mit mir vorhat, denn ich habe ihm nie und nirgends Gelegenheit dazu gegeben, habe vielmehr immer nur Gutes von ihm gesprochen. Aber ich bin jetzt im innersten Herzen überzeugt, daß eine geheime weitverzweigte Partei, zu deren Mitgliedern Camuccini gehört, gegen meinen alten Oheim Böses sinnt, und dieser im Finstern schleichenden Gesellschaft wäre es allenfalls wohl möglich, mich als Mittelsperson zu mißbrauchen. Noch fehlen mir bestimmte Anzeichen,

daß meine Person den Umtrieben dieser Unbekannten dienstbar ist, ich vermuthe es nur, vermuthe es schon seit mehreren Tagen. Die heutige Begegnung unseres bisherigen Gönners mit unserm Todfeinde unmittelbar nach einer Dir zugefügten Beleidigung erhebt diese Vermuthungen zur Wahrscheinlichkeit. Darum laß uns aufmerksam, wachsam und klug sein!«

»Was aber können wir thun?«

»Wir können uns nach und nach zurückziehen, uns abschließen –«

»Und Camuccini, unserm bisherigen Wohlthäter den Rücken kehren?« fiel Teresella lebhaft ein. »Meinst Du nicht so?«

»Man würde unser Verhalten zuletzt wohl so nennen müssen.«

»Das geht nicht, das wäre Undank, das würde uns schaden!«

»So bleibt nichts übrig, als offene Aussprache.«

»Sie ist am besten, sie ist unser allein würdig.«

»Dann gehe ich Morgen zu unserm bisherigen Freunde und erkundige mich höflich, was ihn veranlaßt, mit unserm giftigsten Feinde vertrauliche Gespräche zu führen.«

»Und ich,« unterbrach ihn Teresella, »ich will es ihm tüchtig heim geben und zu Gemüthe führen, daß es ganz und gar nicht schön ist, zweierlei Gesichter zu haben und sie wie ein paar Larven nach Laune und Belieben auszuhängen. Das mag einer thun im Carneval, ein ehrliches Leben darf sich nicht damit befassen, soll nicht eitel Lug

und Trug in die Welt kommen! Gib Acht, mein Trauter, ich sage es ihm so frisch und rund, daß er in sich schlägt und mir es noch Dank weiß, er müßte denn ein Erzspitzbube und ein neunmal hart gesottener Sünder sein!«

Unter diesen Gesprächen erreichte das junge Paar seine Wohnung vor Porta Pia. War auch Lodovico nicht völlig gleicher Meinung, so wollte er sie doch nicht durch Widerspruch reizen oder ihre Willfährigkeit abstumpfen. Er hörte daher noch lange geduldig den Anschlägen zu, die sie in ihrer lebhaften naiven Weise machte, sich ganz den Einflüssen ihrer schöpferischen Phantasie überlassend.

Der milde Abend und die durchsichtig klare Luft, die auf den schönsten Tag eine zauberische Nacht folgen ließ, hielt die Liebenden noch geraume Zeit im Garten fest. Später entwarf Lodovico mit schnellem Griffel noch einige geistreiche Skizzen aus den Erlebnissen der letzten Tage, und als die Glücklichen auf gemeinsamem Lager für die trüben Eindrücke der letzten Tagesstunden im Schlummer Vergessenheit suchten, war Mitternacht nicht mehr fern.

Ein heiterer Traum entführte Lodovico in die heimathlichen Wälder, die er an der Seite seiner jubelnden Gattin mit wunderbaren Empfindungen durchwanderte. Die Sonne schien hell auf den grünen Waldpfad, der abwärts in ein Thal führte, aus dem das dumpfe Brausen stürzender Gewässer heraufscholl. Da knisterte es in dem dichten Gestrüpp und ein Eber brach hervor und stürzte auf ihn zu. Zusammenschreckend wachte er auf. Noch

glaubte er das Brausen des Wassersturzes zu vernehmen und indem er um sich blickte, hörte er im Nebenzimmer Geräusch, als würde Holz gewaltsam zersplittert. Völlig munter richtete er sich auf und schlüpfte von Teresella's Seite, die ruhig forschlief. Nur ein matter, trüber Dämmer erfüllte das Gemach. Er schlich zur Thür und hörte deutlich das Schlürfen behutsamer Tritte auf den Steinfließen.

»Sollten uns Diebe einen Besuch zugeschlagen haben?« sagte er zu sich, warf ein Gewand über und griff nach seinem Dolche. Im nächsten Augenblick stand er im angrenzenden Zimmer. Ein dunkler Körper schwang sich eben auf die Fensterbrüstung und wollte an der düstern Wand hinabgleiten. Mit wenigen Sprüngen erreichte der Maler den frechen Eindringling und packte ihn mit Riesenkraft an der Kehle.

»Elender Räuber,« donnerte er ihm zu, »wer bist Du? Ergib Dich oder Du bist ein Kind des Todes!«

Der Ergriffene vertheidigte sich mit Gewandtheit und Kraft, und da er auf dem Fenster stand, hatte Lodovico Mühe, ihm die Spitze zu bieten. Es begann ein heftiger, wilder Kampf, der nicht ohne Geräusch fortgesetzt werden konnte. Lodovico stieß während desselben wiederholt laute Verwünschungen aus, der Fremde, von dem Maler an der Kehle festgehalten, wehrte sich unter dumpfem Stöhnen. Ueber diesem Lärm war auch Teresella erwacht und rief jetzt angstvoll im Schlafzimmer nach Hilfe. Ein verzweifelter Stoß des Räubers verwundete unsren Freund am linken Arm. Er fühlte, wie das warme

Blut herabrieselte und glaubte nun ebenfalls keine Schonung mehr beobachten zu dürfen. Mit geschwungenem Dolch drang er auf den Fremdling ein, durchstieß ihm zweimal die Brust, wobei er von dem scharfen Eisen des Gegners eine zweite tiefere Wunde erhielt, und stürzte den zum Tode Getroffenen hinab.

In diesem Augenblicke stand Teresella neben ihm, vor Furcht und Zorn bebend.

»Was ist geschehen, mein Freund?« rief sie ihm zu.

»Ich glaube, man hat uns bestohlen. Wecke die Dienerschaft, damit wir sehen, wem wir diesen frechen Einbruch zu verdanken haben.«

Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster zeigte ihm dem schwer Getroffenen sich krümmend am Boden.

Man eilte hinaus, ein Diener mit Windlichtern folgte in größter Bestürzung.

Unter dem Fenster lag der Fremde, nur noch schwach röchelnd. Lodovico leuchtete ihm in's Gesicht und erkannte schaudernd Tommaso, den Trasteveriner.

»Tommaso!« schrie Teresella und verhüllte sich das Gesicht mit beiden Händen.

»Ja, es ist Tommaso, unser Todfeind! Und was ist dies?«

Er griff nach etwas Glänzendem im Sande und hob es auf. Es war das Etuis, welches den Schlüssel zu dem von Graf Michael erhaltenen Kästchen enthielt.

»O meine Ahnung!« sagte Lodovico erstarrend. Also mir, mir galt der Anschlag!«

Er kehrte sich um, die wankende Geliebte zu stützen und sah eine Gestalt in dunklem Gewande über die Gartenmauer gleiten.

»Das kam von unserm großmüthigen Gönner,« sagte er tonlos, »von Monsignore Camuccini!«

Tommaso war inzwischen verschieden. Lodovico machte keine Anstalt, den Entflohenen zu verfolgen. Er trug die Ohnmächtige in's Haus, wo er seinen Secretär erbrochen fand. Das zierliche Ebenholzkästchen war verschwunden.

SECHSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. GEWONNEN ODER VERLOREN.

Am neunundzwanzigsten November 1845 finden wir auf Mierslewski's Schlosse dieselben Personen wieder, die wir vor Jahresfrist hier kennen lernten, nur Stanislas von Sembronowski, damals ein eifriger Verehrer der schönen Gräfin, fehlt in dem vertrauten Kreise. Es hat sich in diesem Zeitraume nichts Wesentliches geändert. Derselbe Wohlstand, derselbe Prunk, die nämliche kecke Zuversicht der Männer verbunden mit chevalereskem Leichtsinn sind auch heut noch charakteristische Merkmale dieser verwegenen Aristokraten.

Aus den scheinbar ruhigen und zufriedenen Gesichtszügen der in lebhaftes Gespräch vertieften Männer spricht gespannte Erwartung, und die innere Unruhe, die immer Folge heimlich gehaltener Aufregung zu sein pflegt, gibt der Unterhaltung einen aphoristischen Charakter.

So will der Tag jedem Einzelnen eine Ewigkeit scheinen. Die Stunden schleichen langsamer denn je, als hätten sie bleierne Schwingen, und da Keiner dem Andern merken lassen will, wie sehr ihn die Erwartung peinigt, so quälen sich Alle in einem erzwungenen unnatürlichen Zustande herum, der aufreibend auf Geist und Körper wirkt. Am unbefangensten von Allen zeigt sich noch die

Gräfin, sei es, weil sie weniger von heftigen Leidenschaften beherrscht wird, oder sei es, daß die Verpflichtungen, deren sie sich als liebenswürdige Wirthin unterziehen muß, ihren Sinn vom Besonderen auf's Allgemeine lenken.

Zuletzt muß aber auch die langweiligste Stunde, der peinlichste Tag ein Ende nehmen, und so begrüßten denn die versammelten Männer im Schlosse Mierslewski's die untergehende Sonne mit erheiterten Mienen. Pater Joseph, der am Fenster fand und über die ärmlichen Stroh- und Lehmhütten des nahen Dorfes nach den waldigen Bergen blickte, über deren schwarz-grünen Kuppen die schneeigen Gipfel der Karpathen in den mattblauen Himmel emporragten, zog jetzt die Uhr und betrachtete sinnend den rasch vorrückenden Secundenzeiger.

»In drei Stunden ist die Frist abgelaufen,« sagte er zu dem alten General, der neben Mierslewski im geräumigen Zimmer auf und nieder ging. »Zu welchem Verfahren rathen Sie, wenn unsere Bemühungen sich erfolglos erweisen?«

»Ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt,« erwiederte der Gefragte, »daß ich es für Uebermuth halte, auf solche unsichere Grundlage Pläne von Wichtigkeit zu stützen!«

»Sie gehören zu unserm System, und das System muß aufrecht erhalten werden, sollten auch Hunderte dabei zu Schaden kommen!«

»Hol' Sie der Henker mit ihrem Systeme!« fuhr der alte Krieger barsch heraus. »Man foppt uns und wird uns verlachen.«

»Könnte Sie das geniren?«

»Beim Teufel, Herr Kaplan, es würde mich nicht blos geniren, es würde mich rasend machen. Ich vertrage nöthigenfalls Grobheiten, aber nicht Spott!«

Pater Joseph sah durch ein Lorgnon nach dem grauen Wege, der sich hinter dem Dorfe im Zwielicht des Abends verlor. Achselzuckend erwiederte er:

»Darin besteht der Unterschied zwischen weltlichen und geistlichen Streitern. Jene macht der Kampf und Glück im Kampfe übermüthig, stolz, Diesen verleihen sie Demuth und Bescheidenheit.«

»Alles rühmenswerthe Eigenschaften,« fiel Graf Mierslewski ein, »wenn man sich ihrer an passendem Ort und unter geeigneten Umständen bedient. – Aber wo bleibt mein Bruder?«

»Im Auftrage seiner Gebieter hat er sich auf kurze Zeit zurückgezogen,« sagte der Kaplan, sich devot vor dem Grafen verbeugend. »Wenn die gnädige Frau Gräfin seine Gegenwart beim Spiel wünschen sollten, habe ich Erlaubniß, ihn seiner Uebungen zu entbinden!«

Die funkelnden Augen des Grafen verriethen den Unwillen über die zwar bescheiden aber auch lächelnd gesprochenen Worte des Jesuiten, das Wohl des Vaterlandes ließ ihn aber den Groll verschlucken. Ohne den Kaplan einer Antwort zu würdigen, setzte er das Gespräch mit dem ergrautem General fort.

Vater Joseph sah wieder hinaus in die immer dunkler werdende Landschaft und folgte mit aufmerksamen

Blicken den Rauchwolken, die in wunderlichen Gestalten aus den niedrigen Hütten aufwirbelten. Inzwischen brachten zwei Diener Licht und ordneten den Spieltisch, bald darauf erschien die Gräfin wieder in der Gesellschaft, noch eben so liebenswürdig und reizend als vor Jahresfrist.

»Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich so lange die Stelle unseres galanten Feindes einnehme,« sagte der Pater, »bis er, von der Wunderkraft unseres Magnetes angezogen, wieder unter uns tritt. Ich verspreche mir davon die heiterste Unterhaltung.«

»Und wenn Ihre Zauber wirkungslos bleiben?« fragte die Gräfin.

Pater Joseph sah sie mit tiefem Blick ernst und schweigend an. Die schöne Frau schlug vor den eisigen Flammen dieses Blickes die Augen nieder und ein zarter Rosenhauch legte sich weich auf ihre Wangen. Der General hatte die Karten gemischt und bot sie der Gräfin zum Abheben. Sie that es lächelnd, man sprach über gleichgiltige Dinge und vertiefte sich bald so in das Spiel, daß es außer Gewinn und Verlust für Niemand ein anderes Interesse zu geben schien.

Eine Stunde später kam Alexander Mierslewski zurück. Er sah bleich und angegriffen aus und heftete ängstlich fragende Blicke auf den Kaplan, der sich munter und geistreich mit der Gräfin unterhielt.

»Vortrefflich,« sagte der Kaplan. »Der Herr Graf kommt eben zu rechter Zeit, um für mich einzutreten. So wird

das Glück Ihnen treu bleiben, Gnädigste! In Gemeinschaft mit mir würde es Ihnen von jetzt an jedenfalls dnm Rücken gewendet haben.«

Alexander Mierslewski nahm wirklich die Stelle des Kaplans ein, der nunmehr unthätig dem Spiele zusah und es sich nur angelegen sein ließ, die Gräfin anmuthig zu unterhalten. Verstohlen schielte er einige Male nach der Uhr, ein anderes Zeichen der Unruhe war an ihm nicht zu bemerken.

Auf der Schloßuhr schlug es acht. Der schrille Ton verklang heiser in der Luft. Draußen blieb Alles still, kein Wagen rollte, kein Hufschlag ließ sich hören. Pater Joseph's witzige Unterhaltung gerieth etwas in's Stocken. Dafür ward der alte General, der auf einmal mit großem Glück gegen Alexander zu spielen begann, in derber Soldatenweise sehr laut und unterhielt durch seine originellen Bemerkungen die Gräfin wo möglich noch besser, als der feine geistesgewandte Kaplan.

Da trat unerwartet ein Diener ein und meldete den Baron Stanislas von Sembronowski. Alle ließen die Karten sinken und sahen einander überrascht an, nur Vater Joseph lächelte triumphirend.

»Sie werden dem späten Wanderer, der nach so langer Irrfahrt wieder befreundete Menschen aufsucht, doch nicht abweisen,« sagte er, da Niemand ein Zeichen freundlicher Annahme gab. »Ein halb Verlorner kehrt zurück, das muß uns Anlaß genug sein zu herzlichem Frohlocken.«

Die Gräfin winkte dem Diener und nach wenigen Augenblicken trat der Abenteurer in den Salon.

»Willkommen, Cousin!« sagte die Gräfin, dem leichtfertigen Weltmanne ihre zarte weiche Hand zum Kusse überlassend.

Graf und General schüttelten dem Baron die Hand und umarmten ihn wiederholt, die beiden Jesuiten dagegen beschränkten sich auf bloße Verbeugungen.

Stanislas war munter, arglos und lebensfroh, wie ehemalig. Es hatte vollkommen den Anschein, als käme er von freien Stücken, um Verwandte zu besuchen und in ihrer Mitte einige frohe Tage zu verleben. Er nahm sogleich Platz neben der Gräfin und bemächtigte sich, wie in früheren Tagen, des Gespräches mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Naturells. In zierlichstem Redefluß entglitten die muntersten abenteuerlichsten Geschichten seinem lachenden Munde, und wenn man auch fühlte, daß die Seele seiner Erzählungen nicht Wahrheit sei, so mußte man doch zugeben, selten einen Menschen gehört zu haben, der mit solcher Grazie zu lügen verstand. Alle Anwesenden wurden durch Stanislas erheitert und selbst der Kaplan vergaß, daß er einem Todfeinde, dessen Vernichtung Zweck und Aufgabe dieses Zusammenkommens war, so große Aufmerksamkeit schenke.

Stanislas ließ es sich in keiner Weise merken, daß sein Besuch ein unfreiwilliger, durch eigenthümliche Verhältnisse gebotener sei, und die Uebrigen besaßen ebenfalls Takt genug, um den bloßen Zufall, das gute Glück für

den Veranlasser dieses überraschenden Besuches gelten zu lassen.

»Aber Kinder,« fiel der General dem Erzählenden in's Wort, »auf welcher neumodischen Equipage ist denn der Baron hier angekommen? So wahr ich hundert Schlachten mitgefochten, ich habe keinen Hufschlag vernommen!«

»Das haben Sie einzig und allein meinem Hange zu Ueberraschungen zu verdanken,« versetzte Stanislas. »Weil ich recht unerwartet, gleichsam vom Himmel herab in dieses von der schönsten Fee Galiziens beherrschte Schloß fallen wollte, ließ ich meine Equipage im letzten Orte, eine Meile von hier, und machte mir das Vergnügen, zu Fuße hieher zu wandern. Es war ja ohnehin eine Wallfahrt, zu der mich ein heiliges Gelübde zwang. Erinnern Sie sich noch, Cousine, was ich bei unserm letzten Zusammensein gelobte?«

»Ich habe ein sehr schwaches Gedächtniß, lieber Cousin!«

»So erlauben, Sie, daß ich es stärken darf! – Ich gelobte nicht mit lautem frivolem Wort, sondern mit stillem feierlichen Seufzer, daß ich keinen Jahrestag der Warschauer Revolution mehr erleben wolle, ohne den Genius der Begeisterung zu erblicken, den unsere uns glückliche Nation in der reizgeschmückten Gräfin von Mierslewski besitzt!«

»Vetter, Vetter!« sagte der Graf lachend. »Ich werde die Anbetung Ihres Genius als landesgefährlich verbieten müssen.«

»Thun Sie's, wenn Sie Schuld an meinem Tode sein wollen! Nur heut, als dem ersten Jahrestage dieses Gelübdes gestatten Sie mir, laute Andacht vor meinem Genius zu halten!«

»Und das führt Sie allein hieher?« lachte Mierslewski.
»Beim Himmel, das ist national polnisch!«

»So polnisch, daß wir den wackern Vertreter unserer glorreichen Nation auf polnische Weise leben lassen müssen,« rief der General. »Der zierliche kleine Seidenschuh der schönen Gräfin möge unser Champagnerglas sein!«

»Geduld!« bat Stanislas. »Erst Geschäfte, dann harmloser Genuss glücklicher Stunden! Sie Alle wissen, daß ich ein Todfeind jeglichen Geschäftes bin, und doch hat sich der Teufel darauf gesteift, gerade mir schon seit Monaten solche Packe Geschäfte aufzuladen, als hätte mich die Natur zu einem lombardischen Lastthier bestimmt!«

»Sie haben auch Geschäfte, Herr Baron?« fragte ungläublich lächelnd Pater Joseph. »Ja freilich, wenn dies mehr als Einbildung ist, dann halt' ich auf Erden nichts mehr für unmöglich!«

»Daraus möge Ihnen einleuchtend werden,« versetzte Stanislas, der mit größter Ungezwungenheit auf dies maskirte Spiel einging, »daß auch geübte Priester bisweilen von frivolen Laien noch etwas lernen können. Sie selbst z. B. sind bei meinem Geschäft noch ganz besonders betheiligt, und doch scheinen Sie nichts davon zu wissen!«

»Ach Sie meinen unsere Wette! – Und deshalb haben Sie sich wirklich auf den Weg gemacht, ich weiß nicht

wie viele Meilen weit her? Das nenne ich Wort halten, obwohl ich unverhohlen gestehen muß, daß ich es mit meiner gerühmten Pünktlichkeit nicht so gar genau genommen hätte!«

»Ein Ehrenwort muß man stets pünktlich einlösen. Das ist so Edelmannssitte.«

»Wohl gesprochen, Herr Baron! Damit Sie nun sehen, daß auch ich meines Versprechens eingedenk geblieben bin, sollen Ihnen gleich Dokumente vorgelegt werden, die hinsichtlich unserer Wette entscheidende Kraft haben. Lieber Bruder,« sagte er, zu Alexander Mierslewski gewandt, »darf ich Sie ersuchen, die bewußten Papiere aus meinem Zimmer zu holen?«

Dann sagte er leicht scherzend zu Stanislas, ihm die Rechte entgegenstreckend:

»Ich denke, es reichen sich vor diesen Zeugen ein paar Ehrenmänner die Hände.«

»Ich meinerseits habe nie daran gezweifelt,« versetzte Stanislas. »Ueberzeugen Sie mich, so dürfen Sie binnen wenigen Wochen über die Hälfte meines Vermögens verfügen.«

In diesem Augenblicke kam Alexander Mierslewski mit einer wohl versiegelten Rolle zurück. Pater Joseph empfing sie mit kühler Freundlichkeit. Die Uebrigen rückten näher zusammen und horchten gespannt auf die nächsten Worte des Kaplans.

»Nicht wahr, werther Herr Baron, es ward zwischen uns ausgemacht, daß die Hälfte Ihres Vermögens mir

zur Disposition gestellt werden sollte, wenn Graf Michael von Sembronowski binnen Jahresfrist aus freiem Entschlusse zur katholischen Kirche übertrete?«

»Darauf hin wettete ich mit Ihnen und ich erwarte, daß Sie längst schon von Ihren sanguinischen Hoffnungen zurückgekommen sein werden. Graf Michael ist protestantischer gesinnt, denn je, und wird den Papst nie als sein geistiges Oberhaupt anerkennen.«

»Ich glaube Ihren Worten, wenn Sie Beweise beibringen.«

»Das eigene mündliche Geständniß des Grafen!«

Vater Josephs bleiche Gesichtsfarbe wurde noch blässer. Mit etwas schwankender Stimme fragte er:

»Gewiß hat er seine Aussage auch schriftlich in Ihre Hände niedergelegt?«

»Es bedurfte dessen nicht, da mir ein gesprochenes Wort mehr gilt, als ein geschriebenes.«

»Dann bedaure ich, daß man Sie gröblich getäuscht hat. Entziegeln Sie selbst diese Rolle und überzeugen Sie sich durch deren Inhalt, daß Graf Michael von Sembronowski schon im Sommer dieses Jahres zur römisch-katholischen Kirche übergetreten ist.

Obwohl Stanislas durch seine Kundschafter gewisse Kunde erhalten hatte, daß Graf Michael dem Protestantismus treu geblieben sei, war er doch höchst begierig auf die Fälschungen, die Seitens der Jesuiten veranstaltet worden sein mußten, um zu diesem Zweck zu gelangen. Hätte der Baron von Nicol Bogecz nicht so detailirte Nachrichten über das Treiben dieser schlauen Partei

erhalten, so wäre er vielleicht dupirt worden, jetzt aber seit Wochen unterrichtet und vertraut mit den geheimsten Cabalen dieser Männer, so weit sie den Augen des Exjesuiten sichtbar geworden waren, konnte er nicht getäuscht werden, sich aber aus Klugheit wohl so stellen. Er brach daher mit blasirter Gleichgiltigkeit die Siegel und entfaltete das aus dem Umschlage fallende Papier. Es war das Testament des Grafen, mit dessen Wappen untersiegelt von seiner Hand unterschrieben. In sehr bestimmten Worten vererbte der Graf darin der Kirche, in deren Schoß er dereinst sterben würde, die Hälfte seiner sämmtlichen beweglichen Güter und erklärte, daß er nach reiflicher Ueberlegung aus innerster Ueberzeugung im Juli des laufenden Jahres zur alleinselig machenden Kirche übergetreten sei. Nachdem Baron Stanislas dies scheinbar ächte Document ruhig durchgelesen hatte, wandte er sich an Pater Joseph und fragte:

»Wie sind Sie zu diesem wichtigen Papiere gekommen?«

»Darüber kann ich Ihnen am Besten Aufschluß geben,« fiel Alexander Mierslewski ein. »Ich assistirte beim Uebertritt des Grafen in unsere heilige Kirche und in meine Hand legte er, da er sich krank und lebensmüde fühlte, seinen letzten Willen nieder.«

»Es scheinen hier seltsame Mißverständnisse oder gar Personenverwechslungen stattgefunden zu haben,« versetzte Stanislas, »denn wie ich bereits zu bemerken die Ehre hatte, behauptet Graf Michael, stets Protestant geblieben zu sein. Sie werden daher wohl gestatten, daß,

bevor ich unsere Wette für verloren erachte, eine nochmalige Besprechung mit dem Grafen erfolge.«

»Dies kann geschehen,« sagte Pater Joseph, »doch mache ich Sie auf den eigenthümlichen Fall aufmerksam, daß der Graf in Folge eines großen Familienunglückes, das ihn später getroffen, seines Verstandes nicht jederzeit mächtig ist und mithin seine Worte keine Beweiskraft haben dürften.«

»Haben Sie den Grafen gesprochen?«

»Er ist jedermann unzugänglich und lebt zurückgezogen auf einem abgelegenen Gute in Steyermark.«

»Bestimmen Sie eine Zeit, wo wir Beide dem unglücklichen Manne in Begleitung zweier zuverlässiger Aerzte einen Besuch abstatten. Dies scheint mir nur der Billigkeit gemäß zu sein.«

»Sehr gern, Herr Baron. Und wenn beide Aerzte von denen Sie den einen, ich den andern zu erwählen habe, meinen Ausspruch bestätigen –«

»Habe ich die Wette verloren.«

»Sie schwören?«

»Bei Allem was mir heilig ist!«

»Die Anwesenden sind Zeuge Ihres Schwures!«

»Ich nehme diese Zeugenschaft an. Jetzt bestimmen Sie die Zeit unseres Besuches!«

»Weihnachten wäre mir die passendste Zeit dafür.«

»Als geschäftsloser Mann stehe ich gern zu Diensten.«

Beide Männer reichten sich die Hände, worauf die so wichtige Angelegenheit für beendigt erklärt und der Rest des Abends in heiterer Geselligkeit zugebracht wurde.

Stanislas erklärte, daß er am nächsten Tage wieder abreisen und am Weihnachtsfeste den Pater zur Reise nach des Grafen stillem Asyl abholen werde. Der politischen Lage des Landes ward in den ferneren Unterhaltungen mit keiner Sylbe gedacht, und als die Gesellschaft sich trennte, hätte man glauben können, die innigste Freundschaft habe die verschiedenen Mitglieder zufällig zusammengeführt. Stanislas bezog die früher von ihm bewohnten Zimmer, und stellte sich, als wisse er nicht, daß er auf einem Vulkane seine Wohnung aufgeschlagen habe. –

Bei Tagesanbruch weckte ihn ein leises Klopfen. Pater Joseph trat ein und warf sich in einen Lehnstuhl vor seinem Lager. Er war ruhig und freundlich, wie am vergangenen Abende.

»Ich hoffe, Sie haben eine ruhige Nacht gehabt, Herr Baron,« redete er Stanislas an. »Meinen etwas unzeitigen Besuch wollen Sie mit der Eile Ihrer Abreise und der Dringlichkeit von mancherlei Geschäften entschuldigen, die mir hier zu besorgen obliegen. Habe ich einen Freund oder Feind der polnischen Sache vor mir?«

»Sie wissen, daß ich kein Mann der That, kein Freund von Geschäften bin,« versetzte Stanislas.

»Auch die Unthätigkeit kann bisweilen wichtige Folgen haben.«

»Ich kümmere mich nicht um das Allgemeine. Politischer Indifferentismus war von jeher die Fahne, zu der ich mich hielt.«

»Das Gerücht behauptet, Sie seien dieser Fahne schon seit geraumer Zeit untreu geworden.«

»Ohne Beweise strafe ich solche Gerüchte Lügen.«

»Man beschuldigt Sie verrätherischer Verbindungen in Wien!«

»Ich genieße das Leben, Herr Kaplan, und das war bisher, so viel ich weiß, noch Niemandem in den österreichischen Kaiserstaaten verwehrt.«

Pater Joseph fixirte den Baron einige Augenblicke, dann reichte er ihm die Hand.

»Ich möchte Ihnen nicht gern ein zweites Mal Uebles zufügen, Herr Baron, deshalb halte ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen! Man wird Ihrer Rückreise nach Wien keinerlei Hinderniß in den Weg legen, allein die schwerste Verantwortlichkeit wird Sie ereilen, wenn sich bestätigt, was man von Ihnen spricht! Sie sind beobachtet, Herr Baron, wo Sie gehen und stehen. Jedes Ihrer Worte, jeder Gedanke, den Sie nur flüsternd äußern, wird aufgezeichnet, und wehe Ihnen, wenn das Vaterland in der Stunde der Noth einen seiner unwürdigen Söhne in Ihnen erkennen sollte!«

»Sie sprechen bewundernswürdig. Schade, daß mir jede Fähigkeit abgeht, so große Worte nach Verdienst zu würdigen! – Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?«

»Gedenken Sie meiner Warnung! Nicht immer möchte ich die Großmuth zur Richtung meiner Handlungen machen!«

Mit diesen Worten verließ Pater Joseph den lebenslustigen Baron, der unbekümmert noch einige Stunden der

Ruhe pflegte, den Tag über in alter galanter Weise mit seiner schönen Cousine scherzte, und gegen Abend unangefochten und von Mierslewski ein Stück Weges begleitet, das Land seiner Väter, wohin ihn nie die Sehnsucht rief, wohlgemuth wieder verließ.

ZWEITES KAPITEL. HEITERE AUSSICHTEN.

In einer unter schwarzem Tannengebüsch versteckt gelegenen Schenke auf der Grenzscheide Mährens und Galiziens treffen wir vierundzwanzig Stunden später den Baron im Gespräch mit Nicol Bogocz. Beide Männer sitzen entfernt von der übrigen Gesellschaft, aus verwilderten schmutzigen Bauern und widerlich näselnden Juden gemeinster Art bestehend, an einem etwas reinlicher als das übrige Schenkgerät, hergerichteten Tische, mit schlechter Kost und noch schlechterem Branntwein sich labend. Nicol hört mit gespannter Aufmerksamkeit der Berichterstattung Stanislas' zu und macht sich über Einzelheiten auf ein Streifchen verräucherten Papiere kurze Notizen.

»Warum haben Sie meine Aeltern nicht besucht?« fragte der Exjesuit. »Sie hatten mir es doch versprochen und wissen, daß eine direkte Verbindung mit Männern aus dem Volke zur Zeitigung unserer Pläne unerlässlich ist.«

»Sollte ich mich, von dem arglistigen Kaplan und dem schleichenden Alexander beobachtet, so blos stellen? Rannte ich doch ohnehin schon in den Rachen des Löwen, der mich ohne Bedenken zermalmt haben würde, hätte ich nicht die größte Gleichgiltigkeit geheuchelt und

Alles von der lustigen Seite genommen. So gelang es mir wenigstens, heiler Haut dem Lager der Räuber wieder zu entschlüpfen, wenn ich ihre Wachsamkeit auch nicht gänzlich einschläfern konnte.«

»Sie würden zittern, ahnten sie, wer in ihrer Nähe lebt!«

»Dies den abgefeimten Schuften zu verbergen, war eben die Aufgabe, denn ich will doch hoffen, daß Sie Manns genug sein werden, um Ihre Rache auf Alle auszustrecken, die mitgeholfen haben, Sie elend zu machen?«

Nicol schleuderte Stanislas einen blutdürstigen Blick zu.

»Nichts davon, wenn Sie mein Freund, wenn ich Ihr Bundesgenosse bleiben soll,« sprach er. »Halten Sie nur das Nächste fest im Auge, meine Privatangelegenheiten werde ich ganz allein schlichten und zwar so, daß ich mir selbst Beifall zuklatschen darf, wenn es gelingt! – Jetzt ist die Frage, wie Graf Michael's Aufenthaltsort auszukundschaften und sobald dies geschehen, auf welche Weise ihm die neue Intrigue mitzutheilen ist? Lassen Sie hören.«

»Sollten unsere Gegner nicht unterrichtet sein?«

»Es ist möglich, obwohl ich daran zweifle. Eben auf die Unwahrscheinlichkeit, des Grafen Versteck so bald zu ermitteln, bauen sie ihr kühnes Gebäude. Kommt dann die Zeit heran, den Verschwundenen aufzusuchen, so heißt es, der Unglückliche habe in sichern Gewahrsam gebracht werden müssen da er seinen Umgebungen gefährlich werde und so wird das eigentliche Resultat so

lange verzögert, bis der Graf wirklich eines natürlichen oder unnatürlichen Todes stirbt und die Absicht der Ge- sinnungslosen auf hundert krummen Wegen doch zuletzt erreicht ist. O, ich kenne diese Methode des Verschiebens des Verwirrens aller Thatsachen, des systematischen Lü- gens, um das Unmögliche möglich, das Teuflische gött- lich zu machen! Und bei meinem Fluch, diese Schändli- chen werden triumphiren, wenn es uns nicht gelingt, die ganze Rotte mit ihrem blindgläubigen Anhange vor der Zeit in die Luft zu sprengen!«

Während dieser dem Baron nur leise zugeflüsterten Expectoration waren einige neue Gäste eingetreten, un- ter diesen auch zwei Juden, mit Bündeln und Sachen auf dem Rücken, wie die herumziehenden Trödler solche auf ihren Schacherzügen zu tragen pflegen. Schon bei ihrem Eintritt sprachen sie in ihrem schwer verständlichen Jargon sehr lebhaft, doch nur halblaut mit einander. Unse- re Bekannten verstanden nur bisweilen einzelne Worte. Häufig kamen die Namen Krakau und Grätz in dem Ge- spräch der Juden vor. Sie setzten sich ganz allein in einen Winkel, zogen verschimmeltes Brod aus den Taschen ih- rer fleckigen Rockelors, ließen sich Schnaps und Zwie- beln geben und hielten eine keineswegs sehr einladende Mahlzeit, während welcher der Aeltere eine von seinem jüngeren Begleiter empfangene Börse mit begehrlich zitternden Fingern öffnete und heimlich deren Inhalt gar behutsam nachzählte.

»Sag' ich, haste gemacht 'n gutes Geschäft, Ben,« sprach der Alte, als er den letzten Gulden mit zufriedenem Blick wieder in den langen dünnen Lederbeutel glichen ließ und die klebrigen Riemchen fest zuschnürte. »Is der Gott Abr'ams gewesen auf Deinen Wegen und hat gesegnet Deine Schritte! – Sollste bald gehen wieder unter die Ungläubigen, wenn se Gott schlägt mit Blindheit zu de Vortheil vor unsren Stamm.«

Im Eifer des Gespräches und angeregt von dem Gewinn, den irgend ein wucherisches Geschäft den Juden eingebracht hatte, waren sie lauter geworden, so daß Stanislas die letzte Rede des Aelteren deutlich verstehen konnte. Er horchte jetzt schärfer hin und sah ihn genauer an.

»Biste auch gewesen bei den großmächtigen Grafen, der gekommen is vor Kurzem zurück von seinen Reisen, die gekostet haben so viel schönes blankes Geld – o über de Thoren, zu werfen 's Geld auf de Straße mit Händen, um zu sehen blaue Luft und fremde Kräuter, die nischt 'mal gut sind, zu würzen 'ne Suppe!« –

Sein Begleiter gab in leiserem Tone Antwort, die den Alten höchst befriedigte.

»Was de sagst, Ben!« rief er noch lebhafter. »Spitzen, schwarze Spitzen hat se bestellt! – Und jung is se, haste gesagt, und schön, und von Seide sollen se sein, von starker Seide? – O Du machst mich glücklich, Ben, Du legst meinem elenden Leben zehn Jahre zu, Ben, Sohn meiner Rachel, die süß schlummert in Abr'ams Schooße!« –

»Auf Edelmannswort, sie sind es!« sprach jetzt Stanislas zu seinem Gefährten. »Es ist Japhet, der alte spitzbübische Wucherer, der mich um Tausende geprellt hat, wenn ich in Noth war und Geld brauchte. Der Kerl ist ein nichtswürdiger Schuft, das muß ihm der Teufel bezeugen, aber für Geschäfte hat er einen Instinct, der Bewunderung verdient. Mauschel Japhet ist noch in meiner Schuld, eine vortreffliche Gelegenheit, seine Gewandtheit zu unserm Vortheil zu verwenden. – He, Wirth!«

Der Gerufene kam mit demüthig abgezogener Mütze eiligst herbei und fragte, was der gnädige Herr zu befehlen habe?

»Schicke den Juden her, geschwind, sag' ich!«

»Zu des gnädigen Herrn Befehl!«

Japhet fuhr zusammen und zitterte am ganzen Leibe, als ihn der Wirth, der ebenfalls jüdischer Abkunft war, den Befehl des fremden Herrn überbrachte. Mit Schrecken erinnerte er sich, daß er unvorsichtig mit dem Gelde geklimpert hatte, und schon vertraut mit den Lauinen polnischer Herren, fürchtete er den kaum eingesackten Gewinn sogleich wieder unter Schimpfen und Stößen hergeben zu müssen. Dennoch wagte er sich nicht zu widersetzen und so kam er denn unter vielen tiefen Bücklingen an den Tisch unserer Bekannten, aus halb zugekniffenen Augen ängstlich fragende Blicke auf die Fremden werfend.

»Der gnädige Herr haben befohlen,« sagte er stotternd, die Pelzmütze verlegen in den schmutzigen Händen drehend. »As es is möglich, wird der arme Japhet thun, was der vornehme Herr die Gnade haben, zu befehlen.«

»Ei, ei, Japhet,« sagte Stanislas lachend, »hat Dich der Glanz der vielen Ducaten, die tagtäglich durch Deine Hände in Deine unergründliche Kasse laufen, so geblendet, daß Du nicht einmal Deine besten alten Kunden erkennst? – Du wirst unglückliche Geschäfte machen, wenn diese Kurzsichtigkeit zunimmt!«

Japhet riß jetzt die Augen so weit auf, wie möglich, und da er seinen alten Bekannten vor sich sah, verwandelte sich die Angst in ausgelassene Freude.

»Mein, mein,« rief er aus, sich ein paarmal auf den Hacken umdrehend, »mein, wie konnt' ich doch sein blind wie 'n Maulwurf, daß ich nicht erkannte schon von Weitem den Herrn Baron! – Hab' ich's gemacht recht mit de Briefer, drauf geschrieben standen nischt anderes, als blanke Namen?«

»Vorsichtig Japhet!« raunte ihm Stanislas zu. »Wir können belauscht werden, denn das Land wimmelt von Spionen. Hol Deinen Schemel und setze Dich zu mir. Die Zeche für Dich und Deinen geschickten Sohn werde ich bezahlen.«

»Geschickt, o geschickt! – Ja, Se haben gefunden 's rechte Wort für's Schmerzenskind meiner Rachel! – Se sein 'n graußmüthiger Mann, Herr Baron! Mögen Se leben so lange wie Methusalem!«

»Japhet,« sprach Stanislas, »ich werde mit Dir zufrieden sein und Dir zu ansehnlicher Belohnung verhelfen, wenn Du in meinen Diensten Dich treu erweist! Die Verschreibung –«

»Ich hab' Se bei mir, gnädiger Herr Baron! – Tausend Gulden Münz' werden Se mir drauf zahlen, as ich bin gewesen 'n treuer Diener! So haben mer's verabredet zu Krakau –«

»Du kannst mit Sicherheit auf meine Zusage rechnen, doch jetzt laß hören, ob Du geneigt bist, noch ein Nebenverdienstchen zu machen?«

»Mein! Bin ich nicht 'n armer Jüd, den mer stößt von der Thür, wenn er nischt hat Geld?«

»Du bist bekannt in allen kaiserlichen Staaten, nicht wahr?«

»Ob bin bekannt. Zähle ich doch schon sechsundsechzig Jahre und mußte ich doch wandern von meinem fünften Jahre an und mir verdienen mein Brod kümmerlich. So weit mer rechnet de Zinsen von 'nem Capital nach Zwanzigern so weit haben mich getragen meine Füße durch Wälder und Felder!«

»Bist Du auch jetzt noch gut zu Fuße, Japhet?«

»As es nicht mehr bin ich, is es doch mein Sohn, das Schmerzenskind von der Rachel. Und ich und mein Sohn, wir sind gewesen immer ein Herz und eine Seele im Leben von de Geschäfte.«

»Wenn Du verschwiegen bist und es ermöglichen kannst, mir binnen vierzehn Tagen den Aufenthalt eines

Mannes auszukundschaften, dem große Gefahr droht, so zahle ich Dir hundert Gulden.«

»Hm – hundert Gulden? – 's Is ist kein Geschäft, gnädiger Herr, hundert Gulden in vierzehn Tagen, wobei is unsicher der Ausgang!«

»So wollen wir hundertundfunfzig Gulden annehmen, Japhet, und für Deinen Sohn außerdem noch ein Trinkgeld, wenn Ihr mich rechtzeitig bedient.«

»'s Is gegen mein Gewissen, Herr Baron, ich kann's nischt verantworten! As ich Ihnen soll opfern meine Kräfte und meine Gesundheit und soll anstrengen meinen Witz, müssen Se nich sein geizig und müssen mer zahlen in Silber dreihundert Gulden.«

»Sei kein Narr, Japhet, denk' an die Verschreibung, an die vielen Zinsen, die Du von mir gezogen hast, und schlag' ein, Alles in Allem für zweihundert Gulden!«

»Ich will hören, worin besteht 's Geschäft,« sagte der schlaue Sohn Israels vorsichtig, »und dabei will ich überschlagen, ob ich's kann wagen für zweihundert Gulden, ohne zu haben allzu großen Verlust.«

Stanislas theilte dem Juden nach dieser Versicherung dasjenige mit, was er wissen mußte, um mit Erfolg thätig sein zu können. Es galt Michael Sembronowski's Aufenthaltsort zu ermitteln, um der jesuitischen Propaganda wo möglich den Rang abzulaufen. Anfangs hörte Japhet sehr aufmerksam zu, je länger aber Stanislas sprach, desto unachtsamer ward der Jude, und seine vor Geldgier funkeln den Augen verloren mehr und mehr ihren Glanz.

»Au wei!« unterbrach er plötzlich den noch immer sprechenden Baron. »In meinem Leben habe ich nicht gemacht ein schlechteres Geschäft! Bin ich doch gekommen im Umsehen um zweihundert Gulden gut Geld! – Mein, mein, is das 'n Verlust!«

Ganz erstaunt sahen Stanislas und Nicol den Juden an, der die wunderlichsten und lächerlichsten Grimassen schnitt.

»Hältst Du's für unmöglich, mein Verlangen zu erfüllen?« fragte Stanislas nach einer Weile, während Japhet fortfuhr, sein Gesicht wie ein gereizter Affe zu verzerren.

»Verloren! Zweihundert Gulden verloren im Umsehen!« jammerte abermals der Jude.

»Aber weshalb denn, Narr von einem Juden?« fuhr ihn Stanislas barsch an. »Sprich deutlich und laß Deine Fratzen.«

»Mein, mein, kann ich denn sprechen deutlicher? Habe ich nicht verloren zweihundert Gulden, da schon gefunden is der reiche Graf, den der gnädige Herr suchen?«

»Graf Michael von Sembronowski ist gefunden?« fiel lebhaft fragend Nicol Bogecz dem jammernden Juden in's Wort.

»As der Herr Graf heißt Michael und hat eine Tochter, lieblich anzusehen, wie eine weiße Lilie, so hat ihn gefunden mein Sohn Ben. Soll er doch schaffen der jungen traurigen Gräfin die feinsten schwarzen Spitzen von starker Seide! – O meine zweihundert Gulden!« –

Stanislas wie auch Nicol Bogecz glaubten anfangs, der Jude könne sich irren, es stellte sich aber bald heraus,

daß Japhet die volle Wahrheit gesagt hatte. Durch diesen freiwilligen Verrath, den ein egoistischerer und speculativerer Kopf unterlassen haben würde, faßten Beide eine bessere Meinung von dem Sohne Israels. Den Baron amusirte die komische Klage Japhets dergestalt, daß er ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen die versprochenen zweihundert Gulden zusicherte, worüber dieser in einen schwer zu beschwichtigenden Freudenjubel ausbrach.

»Mein Sohn, mein geschickter Sohn,« sprach er mit der leidenschaftlichen Lebendigkeit dieses noch immer mehr orientalischen als europäischen Volkes, »mein Sohn wird Ihr gehorsamer Knecht! Der Herr Graf halten auf ihn große Stücke, weil er is immer genau und nischt macht viel Geschwätz für umsonst.«

Ben ward jetzt herbeigerufen und ebenfalls in's Geheimniß gezogen. Die verbündeten Freunde einigten sich schnell über den Operationsplan. Stanislas fiel der Auftrag zu, einen ausführlichen Brief an seinen Verwandten zu schreiben. Er besorgte jetzt nicht mehr, daß Graf Michael ein offenes Bekenntniß für eine abermalige Verlockung seiner Feinde ansehen werde. In diesem Schreiben war Alles enthalten, was bis jetzt zur Kenntniß der Jesuitenfeinde gekommen war. Blieben auch noch viele Lücken auszufüllen, manche dunkle Stelle noch aufzuhellen, so ließ sich aus den mitgetheilten Thatsachen doch ein allgemeiner Ueberblick gewinnen. Dies genügte für's Erste, um die heimlichen Minirer entschlossen zu empfangen. Nicol legte dieser ausführlichen Darstellung

eine gedrängte Erzählung seines eigenen Schicksals, seiner Flucht und seines Abfalls vom Jesuitismus bei, flehte in rührenden Worten um Vergebung und bot dem Grafen Kopf und Hand zur Rache an.

Diese Briefe wurden dem einsylbigen Ben zu sicherer Besorgung an den Grafen eingehändigt mit dem Bedeu-ten, die ihm etwa zukommenden Antworten direct nach Wien an die Adresse des Barons zu senden. Japhet gab seinem Sohne noch mancherlei Verhaltungsregeln und väterliche Rathschläge mit auf den Weg, die sämmtlich darauf hinausliefen, nichts so hoch anzuschlagen als den Gewinn.

»Und jetzt, ehrlicher Japhet,« sagte Stanislas am Tage nach seinem Zusammentreffen mit dem Juden – denn die Anfertigung der Beglaubigungsschreiben hatte man bis zum andern Tage verschieben müssen – »jetzt sprich, wo-hin Du zuvörderst Deinen Wanderstab setzest? Ich hoffe, Du wirst mir zu Gefallen die krumme Straße, falls ich es für nöthig erachten sollte, der graden Handelsstraße willig vorziehen!«

»Krakau, gnädiger Herr, ist mein Wohnort und jetzt das Ziel meiner mühsamen schweren Reise. O, der Herr prüft hart seine Knechte, aber ich nehme die Züchtigung auf mit zerknirschtem Gemüth und demüthigen Herzens.«

»Du kannst es damit halten, wie Du willst, scheinheili-ger Hebräer,« versetzte der Baron. »Ich verlange von Dir ganz einfache, weltliche Dienste, und da Du nie Anstand nimmst, dafür reichliche Bezahlung zu fordern, so rech-ne nicht etwa auf besonderen Dank, sondern vollziehe

pünktlich meine Befehle, damit man Dir nicht später eines schönen Morgens das Fell über die Ohren zieht.«

Japhet fuhr unwillkürlich an die bedrohten Körperteile und bat flüsternd um die ferneren Aufträge des gnädigen Herrn.

»Kennst Du das Schloß des Grafen Mierslewski?« fragte Stanislas nach einem zuvor mit Nicol heimlich geführten Gespräche.

»So genau, wie den Kasimiercz in Krakau!«

»So schüttele den Staub von Deinen Füßen und schlage zuvörderst Deinen Weg dahin ein. Du hast doch irgend etwas Verkäufliches in Deinem Sacke?«

»Nischt, als zerlodderte Kleider, graußmüthiger Herr Baron,« versetzte mit lächerlicher Aengstlichkeit der Jude und verrieth dadurch, daß die schmutzige Hülle wohl auch Sachen von Werth beherbergen möge.

»Handelnd und verkaufend,« fuhr Stanislas fort, »wirst Du durch die Dörfer ziehen, häufig in den Hütten der Armen einsprechen und im ängstlichem Tone von den Gefahren reden, welche in Folge der schweren Bedrückungen und der Unzufriedenheit im Lande bevorstehen. Wie sich die Bauern dabei benehmen, was sie äußern, welche Drohungen ihnen entschlüpfen, was für Wünsche sie hegeln, darauf hast Du zu achten und der Wahrheit gemäß es mir zu melden. Du weißt, wo ich Briefe von Dir finde. Kommst Du auf diesen Geschäftswanderungen im Dorfe Mierslewski's zu einem Bauer, Namens Bogecz, so grüße ihn vom seinem Sohne in Rom und sage ihm, dieser

Sohn werde ihn bald besuchen und wichtige Nachrichten mittheilen. Es ist dies besonders wichtig, also vergiß es nicht!«

»Ew. Gnaden sollen zufrieden sein mit dem Japhet von Krakau. – Und die zweihundert Gulden –«

»Werden Dir ausbezahlt, sobald ich Antwort erhalte vom Grafen Michael.«

So endigte das zufällige Zusammentreffen der beiden Verbündeten mit dem geldgierigen Hebräer, dessen Brauchbarkeit als Spion Stanislas schon mehrmals erprobt und immer bewährt gefunden hatte.

»Jetzt,« sagte der Baron zu Nicol, als der Jude die Schenke verlassen hatte, in deren Versteck die Freunde ein paar Tage verweilten, »jetzt können wir bei gehöriger Vorsicht der Umtriebe Meister werden, die ein falsch geleitetes Volk in's Verderben stürzen und dazu die Besitzthümer eines großen Geschlechtes aus diesem Volke verwenden wollen. Auffallende Schritte, die uns verdächtigen möchten, können wir von diesem Augenblicke an vermeiden. Ich kenne seit meinem letzten Aufenthalte in Paris die Bestrebungen der demokratischen revolutionären Partei des polnischen Volkes so genau, daß unthäbiges Zusehen und Beobachten vollkommen genügt, ihre Wirksamkeit entweder ganz zu lähmen oder sie zu ihrem Verderben heimlich zu fördern. Sie graben sich und ihrem wahnsinnigen Unternehmen selbst das Grab, denn rücksichtslos, blind und fanatisch glauben sie an die Hilfe einer verwilderten Masse, die nach Freiheit dürstet, ohne zu wissen worin sie besteht. Sie will nur ihrer Ketten

ledig werden, die sie seit Jahren wuthknirschend schüttelt, und arglos reißen Diejenigen, die sie ihr geschmiedet und angelegt haben, sie selbst von den Händen ihrer Sclaven. Was anders kann die Folge davon sein, als ein allgemeiner Aufstand der Knechte gegen die Herren, eine Empörung der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker? Lassen Sie uns Anstalten treffen, daß zumeist Diejenigen gestraft werden, die gegen uns gefrevelt haben! Wir, die wir keiner Nationalität mehr angehören, wollen im allgemeinen Wirrwarr nur unsere Privatrache befriedigen!«

Bei Nicol Bogecz fanden diese Worte tiefen Anklang. Ohne zu fragen, welche Beweggründe den galizischen Edelmann veranlaßten, nur seine persönlichen Leidenschaften in einer Volksrevolution zu befriedigen, schloß er sich ihm an, weil er seine Menschenwürde zu furchtbar verletzt fühlte, um verzeihen zu können. Ihm war es gleichgiltig, wer im entbrennenden Kampfe siegte, wer erlag, wenn er nur sich gerächt und Diejenigen gedemüthigt sah, die ihn als willenlose Maschine gebraucht hatten.

Schwelgend in blutigen Phantasieen, die sein Groll in seinem Gehirn aufsteigen ließ, kehrte er an der Seite des sonderbaren Freundes zurück nach Wien, wo er still zurückgezogen lebte. Lange Zeit hoffte er, von dem Maler Lodovico Antwort auf seinen Brief zu erhalten. Es verging aber ein Tag nach dem andern, ohne daß eine Antwort eintraf, und nach und nach trat das Vergangene mehr und mehr in den Hintergrund seiner Seele, die sich jetzt

ausschließlich mit der Zukunft und deren wahrscheinlichen Ereignissen beschäftigte.

DRITTES KAPITEL. EINE UNTERREDUNG

Nochmals wird es nothwendig, unsere Aufmerksamkeit auf Rom zu richten, wo wir am Schlusse des vorigen Buches unsren Freund Lodovico in einer bedenklichen Lage verlassen haben. –

Ein Mord bleibt auch in der ewigen Stadt nicht verborgen, wenn schon es bisweilen vorkommen mag, daß man den plötzlichen Hintritt dieser oder jener Person natürlichen Ursachen zuschreibt. Lodovico konnte an Vertuschung des blutigen Ereignisses nichts gelegen sein, da der Getödtete mit räuberischen Absichten in sein Besitzthum eingebrochen und sein Tod Folge gezwungener Nothwehr war. Er zögerte deshalb nicht, am nächsten Morgen, als sich Teresella wieder erholt hatte, Anzeige von den Ereignissen der vergangenen Nacht zu machen. Tommaso lag in seinem Blute und wurde hier von der betreffenden Behörde aufgehoben. Lodovico's eigene Wunden, der erbrochene Secretär und andere unzweideutige Spuren frevelhafter Gewaltthat konnten die Gerichtspersonen über die Wahrhaftigkeit der Aussage des Malers nicht in Zweifel lassen. Indeß würde Lodovico wahrscheinlich mit einer Menge Unannehmlichkeiten Monate lang zu kämpfen gehabt haben, hätte man nicht bei Untersuchung des Leichnams ein Billet vorgefunden, das über die Anstifter des nächtlichen Attentates das hellste

Licht verbreitete. Dem Gericht mußte sehr viel daran gelegen sein, diese Personen in ihrem unheimlichen Dunkel zu lassen, da sie den empörten, tief beleidigten Maler höflichst ersuchten, den Vorfall nicht weiter beachten zu wollen und, um größere Störungen zu vermeiden, lieber einen dichten Schleier darüber fallen zu lassen. Ja es ward ihm sogar unter den Fuß gegeben, daß, wenn er diesem wohl gemeinten Winke folgen wolle, ihm eine Geldentschädigung für den erlittenen Verlust, den gehabten Schreck ausgezahlt werden solle!

Unser Freund war weit entfernt, irgend welchen Vorteil aus einem Verlust zu ziehen, der ihm unersetzlich blieb, weshalb er denn das Ansinnen höflich ablehnte. Dagegen fühlte er einen heftigen Drang in sich, dem Manne gegenüber zu treten und mit demselben ein offenes ernstes Wort zu reden, der ihn unlängst aus großer Bedrängniß gerettet und nun ohne sein Verschulden zu einem Todtschlag genöthigt hatte. Lodovico hätte blind sein müssen, wäre er nur noch einen Augenblick in Unge- wißheit geblieben, von wessen Hand ihm so große Unbill zugefügt worden sei.

Nach einem längeren Gespräch mit Teresella, die weniger der jähe Tod des Räubers, als die Person, die sie in dem Unglücklichen erkannte, in allen Tiefen ihres Gemüthes erschüttert hatte, – denn einem fühlenden Herzen wird der Gegenstand einer ernstlichen Neigung selbst dann nicht völlig gleichgiltig, wenn feindliche Mächte trennend dazwischen treten und den Geliebten in einen Gefürchteten und Verhaßten verwandeln, – war Lodovico

einig mit sich über den Schritt, den er zu thun im Begriff stand.

Es galt, jetzt im diesem entscheidenden Augenblicke den Lenker der Schicksale, in die er unbewußt so tief verflochten worden war, zu besuchen und Rechenschaft über sein Thun zu verlangen. Wie groß dieses Wagniß sei, verhehlte sich der Maler nicht, allein er fühlte sich in seinem Rechte und das Bewußtsein ernster Pflichterfüllung, verbunden mit einem reinen Gewissen, gab ihm Muth und Freudigkeit, und ohne die geringste Anwandelung von Furcht machte er sich auf den Weg.

Lodovico hatte zuvor Erkundigungen eingezogen, um für alle Fälle gesichert zu sein. Zu einer Stunde, wo er Ghiberti bestimmt in seiner Wohnung wußte, zog er die Schelle am Profefshaufe der Jesuiten, erhielt Einlaß und, was ihn einigermaßen überraschte, sogleich Zutritt zu dem Manne, den er zu sprechen verlangte. Unser Freund betrat zum ersten Male in seinem Leben die Räume dieses unheimlichen Gebäudes, dessen hallende Klänge er an der Seite des schweigsamen Führers mit einem Gefühl von Ehrfurcht durchwanderte. Als die letzte Thür hinter ihm zufiel und er sich dem alten zitternden Diener gegenüber sah, der im Vorzimmer des beschäftigten Secretärs Wache hielt, schlügen seine Pulse stärker, als gewöhnlich, und es kostete ihm einige Ueberwindung, ruhig und klar zu bleiben. Ein paar Secunden später war er allein mit dem Manne, den er hoch achten sollte und den er seit wenigen Tagen doch unter allen Menschen am tiefsten verachteten, am meisten hassen mußte. –

Seit vielen Jahrzehnten hat die Wissenschaft Versuche gemacht, den Kern des Menschen aus den Falten und Runzeln zu erkennen, die an der ihn umhüllenden Schale sichtbar werden. Männer von Geist und Talent haben ihr ganzes Leben daran gesetzt, aus der Bildung des Organismus auf die Seele zu schließen, die als belebende Kraft darin waltete, was aber auch immer Fesselndes, Geistvolles, Belehrendes aus den Doctrinen dieser Männer für den Gebildeten abgefallen ist; ein System zu Erforschung und Ergründung des geheimsten schöpferischen Seelen- und Gedankenlebens der Individuen hat sich doch nicht darauf erbauen lassen. Der heiße Wunsch der Forscher fraternisirte gewöhnlich unbewußt mit der Phantasie und so entstanden wohl geistreiche, anregende Hypothesen, nie aber ein auf unumstößlichen Axiomen ruhender Wahrheitssatz. —

Für den Psychologen und Physiognomen wäre es eine der belehrendsten Aufgaben gewesen, ihre Kunst und Wissenschaft an Ghiberti zu erproben. Dieser Mann hatte, wenn er wollte, die Miene eines Weisen, eines gottbegeisterten Apostels, und doch gab es auch Stunden, wo er diese Weltmaske abstreifte und ein Gesicht blicken ließ, vor dessen satanischem Ausdrucke Jedermann sich entsetzen mußte. Lange Uebung und eine Selbstbeherrschung, die in solchem Grade vielleicht nur großen und verdorbenen Geistern eigen ist, machten es dem Jesuiten möglich, zu jeder Minute beliebig die erhabene Maske mit der gemeinen Teufelsfratze, diese mit jener zu vertauschen, und wir zweifeln sehr, ob selbst ein Lavater

so großen geistigen Scharfblick besessen haben würde, um unter dieser strahlenden Hülle des fein geschulten Heuchlers die moralische, Verworfenheit des begabten Menschen herauszuerkennen.

Unsere Leser wissen bereits, daß Lodovico lange kein Lavater, überhaupt kein Herzenskundiger war. Er besaß nur eine Art Instinct, der für's gewöhnliche Leben wohl ausreichte und ihm, dem harmlosen Träumer, in der Regel solche Menschen zuführte, denen er vertrauen durfte. Seine große Natürlichkeit und Unschuld schärften für solche Begegnungen seine geistigen Fühlhörner, und er überließ sich diesem Instinct eben so gern aus Harmlosigkeit, als aus Bequemlichkeit. –

Lodovico hatte bestimmt erwartet, einen verlegenen, in seiner Haltung unsicheren Mann anzutreffen, denn er konnte sich nicht denken, daß Ghiberti über seinen Besuch im Unklaren sein könne. Und nun sah er nicht blos einen heitern Menschen mit hellem scharfem Blicke vor sich, sondern er entdeckte sogar eine Majestät in dem Pseudomonsignore, vor der er sein eigenes kleines Ich furchtsam zusammenschrumpfen sah. Nur in der Person hatte er sich nicht geirrt, und diese Gewißheit gab ihm wenigstens so viel Muth, daß er sein Auge vor dem Herrscherblicke des Jesuiten nicht niederschlug.

Als habe nie ein Zweifel darüber obgewaltet, ob Camuccini und Ghiberti zwei verschiedene einflußreiche Männer oder eine und dieselbe Person seien, begrüßte der Jesuit seinen ehemaligen Schützling, sprach seine Freude aus, ihn bei sich zu sehen und begann sogleich ein

so ungezwungenes, den Maler beherrschendes Gespräch, daß diesem gar keine Zeit zum Fragen übrig blieb und ihm die Lust, einen solchen Mann zur Rede zu stellen, bei jedem Worte, das er hörte, mehr und mehr vergehen mußte. Seine Verwunderung ging aber beinahe in starres Entsetzen über, als Ghiberti nach einiger Zeit das Gespräch kurz abbrach und mit bittendem Blick zu Lodovico sagte:

»Zu meinem größten Leidwesen, mein sehr werther Freund, werde ich Ihnen in einem recht unheimlichen Lichte erscheinen. Ihre furchtsamen, scheuen oder befangenen Blicke verrathen mir Ihre Gedanken, und um Ihnen eine fatale Einleitung zu ersparen, die Sie ja doch schon längst auf der Zunge haben, will ich lieber gleich selbst meinen eigenen Ankläger machen und mich Ihnen als Missethäter vorstellen, der einen wo möglich gelinden Urtheilsspruch von Ihnen erbittet.«

Da Lodovico umsonst nach Worten suchte, in die er seine Antwort einkleiden wollte, fuhr Ghiberti fort:

»Daß meine den edelsten Zwecken gewidmeten Bestrebungen durch verbrecherische Einmischung feindselig Gesinnter einen so schrecklichen Ausgang nehmen sollten, wer hätte dies ahnen, wer vorhersehen können! Lieber hätte ich meine rechte Hand, lieber diese meine beiden sehenden Augen verlieren, als Sie schuldlosen Jünger der Kunst in solche Gefahr bringen wollen! Gott und die heilige Jungfrau seien tausendmal gepriesen, daß Ihr Arm kräftiger war, als der jenes unseligen

Räubers, und daß Sie die gegen Sie geführten Stiche unschädlich machten!«

»Sie entschuldigen,« warf jetzt endlich der Maler ein, »wenn ich mir die dringende Bitte erlaube, mich etwas tiefer in das Complott blicken zu lassen, das, wenn nicht gegen mein Leben, doch gegen mein Eigenthum gerichtet war. Zugleich möchte ich aber auch den Grund erfahren, welcher dem von mir so hoch verehrten Monsignore Camuccini veranlaßte, mir zum Verderben sich in den gefürchteten Priester Ghiberti zu verwandeln?«

»Sie stellen da in Einem Athem und mit indignirtem Tone zwei Fragen an mich,« erwiederte Ghiberti, »zu deren Beantwortung mehr Zeit erfordert würde, als ich selbst einem so werthen Freunde, wie Sie es zu mir sind, zu schenken habe. Wären Sie nicht befangen und nur ein klein wenig geübter in Beurtheilung der Dinge dieser Welt, so würden Sie sich selbst sagen, daß hier eine gute That auf großen gefahrvollen, ja entsetzlichen Umwegen vollzogen werden sollte, und – ich sage es mit Stolz und Dank gegen den Höchsten – größtentheils auch vollzogen worden ist! – Ich könnte Ihnen hier eine lange Geschichte erzählen, müßte ich nicht deren Kenntniß bei Ihnen voraussetzen. Wozu also Zeit verlieren, wo es so nöthig zu sein scheint, durch Beleuchtung nur einiger weniger Punkte ein paar Männer, die es stets redlich mit einander meinten, vor dauernder Verfeindung zu hüten? Sprechen Sie also getrost, was Sie von mir zu wissen wünschen, und – die Hand auf's Herz – Ihre Wünsche sollen befriedigt werden!«

»Bevor ich eine Frage an Sie stelle,« versetzte Lodovico noch immer mißtrauisch und mit grollender Stimme, »möchte ich wissen, ob der Gönner Camuccini oder der Jesuit Ghiberti meine Worte hört und beantwortet?«

Der Jesuit zuckte die Achseln und versetzte mit einem Anfluge von Wehmuth:

»Gutes, harmloses Kind, wer mag von sich behaupten, daß er nur immer er selbst, d. h. sich in jedem Augenblicke gleich und treu sei? Das können nur Gott und die Heiligen! Wir unvollkommenen, sündenbelasteten Menschen, die wir zu ringen haben mit den Gebrechen der Natur Tag und Nacht, zu kämpfen mit dem Erbfeinde früh und spät, wir wissen nie, was und wer wir sind! Noch heute wie damals, als ich Sie zum ersten Male sah, bin ich Ihr Gönner und Freund Camuccini, wie ich nach dem Namen meines Stammschlosses heiße, als Secretär einer verfolgten, viel verkannten Gesellschaft aber nenne ich mich mit meinem Priesternamen Ghiberti.«

»Und doch läugneten Sie vor gar nicht langer Zeit, daß Sie die kirchlichen Weihen empfangen hätten!«

»Wären Sie unbefangen geblieben ohne diese meine ausdrückliche Versicherung?« erwiederte Ghiberti mit scharfem Aufblitz seiner mächtigen dunkeln Augen. »Ich wußte, daß Feinde Sie gewarnt hatten, daß Ihr Glaube an mich wankend geworden war, und um einen Mann, einen Künstler, den ich ehre, liebe, schätze, nicht ganz zu verlieren, gebot mir die höhere Menschenpflicht, einen Augenblick lang meinen heiligen Stand zu verläugnen.«

»Es sei,« versetzte Lodovico, »und gesetzt, diese Verläugnung sei eine unabwendbar nothwendige gewesen, war es dann auch die Art und Weise, mittelst welcher ich verlockt ward, Verräther meines Oheims zu werden, damit —«

»Warum stocken Sie?« fragte der Jesuit, da unser Freund Anstand nahm, den begonnenen Satz zu vollenden. »Sie sprechen Ihrem Freunde und Gönner, und Camuccini, sollte ich meinen, habe sich dem polnisch-deutschen Verlassenen gegenüber noch immer als Freund gezeigt.«

»Um diesen Freund in Ihnen nicht zu verlieren will ich eine bloße Behauptung Ihrer Feinde nicht für eine That-sache ausgeben. Es reicht hin, daß ich gegen mein Wissen und Willen der Verräther des Aufenthaltsortes meines alten Oheims ward und daß in Folge dieses Verrathes Ereignisse stattfanden, die auch der gewandteste Skeptiker schwerlich unter die Rubrik »wohlgefällig« würde einregistiren können.«

»Junger Mann,« erwiederte hierauf Ghiberti mit tiefem Ernst, »anklagen ist so leicht, daß sich ein Mann zu solchem Geschäft niemals hergeben sollte, wenn er nicht auch beweisen kann, daß seine Behauptung auf Wahrheit beruhe! – Ich will Ihnen zu Hilfe kommen, armer Leichtgläubiger! Ich will Dolmetscher Ihrer Gedanken werden, damit Sie begreifen lernen, daß im dunkeln Schooße der Nacht alles Glänzende und Herrliche geboren wird und daß Sie erst dann dupirt wurden, als Sie sich für wohl unterrichtet, für erleuchtet hielten!«

Camuccini-Ghiberti ließ geraume Zeit seine blitzenden Augen auf den verwirrten Zügen unseres Freundes ruhen und fuhr dann fort, in scherzend erzählendem Tone, der nach und nach lebhafter ward und endlich zu dröhnend stolzer Rede anschwoll:

»Einer Ihrer Landsleute, der Priester Emanuel empfiehlt mir Sie, nachdem er Sie aus drohender Lebensgefahr gerettet hat. Sie entdecken dem Helfer in der Noth Ihre Bedrängniß, dieser verspricht etwas für Sie thun, und wendet sich an mich. Ohne irgend ein anderes Interesse an Ihnen zu nehmen, als das mir die Menschenpflicht einflößt, beschließe ich, Sie kennen zu lernen, um aus Ihren Gesprächen einen Schluß auf Ihren innern Werth zu ziehen. So bereite ich unser Zusammentreffen in Villa Spada vor. Soll ich erst aussprechen, daß Sie mir gefielen, daß Ihr Gemüth, Ihr künstlerischer Eifer, Ihr großes Naturell mich entzückten, nachdem Sie die Folgen jener Unterredung in Ihrem fernernen Leben kennen gelernt haben? – Ein bloßer Zufall ließ mich erfahren, daß Sie ein Verwandter jenes Grafen Michael von Sembronowski seien, der, wie sich erst später zeigte, ein hartnäckiger Gegner aller apostolisch katholischen Bestrebungen war. Sie selbst nannten mir seinen damaligen Aufenthalt, von dem aus der eigensinnige Greis geheime Machinationen gegen unsere Kirche ersann und mit schlauer Hartnäckigkeit verfolgte. Ich benutzte später die von Ihnen erfahrenen Winke, um diese Machinationen zu vernichten und ich glaube nur als guter Katholik gehandelt zu haben, wenn mich dabei der Wunsch beseelte,

den Schmäher und Verächter unserer Kirche für uns gewinnen, der heiligen Mutterkirche wieder zuführen zu mögen. Kann es uns gleichgiltig sein, wenn wir Irrende in wildem Verblendungswahne dem Abgrunde zueilen sehen? Muß es nicht unsere Pflicht sein, sie zurückzuhalten, sie zu bekehren? Ich that nur was meine Pflicht, was mein Priesteramt mir gebot, und war bemüht, den Irrenden zur Erkenntniß zurückzuführen. Daß ein solches Unternehmen schwer und nur auf Umwegen zu erreichen sei, verhehlte ich mir nicht, Gott aber segnete mein Unternehmen und es wäre schnell zur Ehre Gottes und seiner Kirche gelungen, ohne die Dazwischenkunft gewissenloser Störer, denen es Genuß ist, das Gute im Entstehen zu zertreten und Alles das schlecht, verworfen, teuflisch zu nennen, was im Namen und unter dem Schutze der Kirche geschieht. – Graf Michael ward gewarnt – er floh aus Petrella – er kam nach Rom – er sprach mit mir – und hier, innerhalb dieser Mauern, die uns jetzt umschließen, ward von ihm selbst ein Contract aufgesetzt, der unserer heiligen Kirche die Hälfte seiner Besitzungen vermachte, wenn Graf Michael je aus freier Ueberzeugung ein Glied ihrer Gemeinde werden sollte. – Die Kinder dieser Welt, die Ungläubigen und Spötter verlachen das, was die Kirche und das Evangelium mit dem Namen Wunder bezeichnet, und doch geschehen noch täglich solche Wunder! Ich nenne die bald darauf erfolgte Bekehrung des Grafen, Ihres Oheims, ein solches, denn sie erfolgte urplötzlich, ehe ich es erwartete, und die

Nachricht davon erhielt ich durch ihn selbst. Dies, junger Mann, sind die Verfolgungen, die mir in Bezug auf Sie und Ihre Verwandten Schuld gegeben werden, dies ist der Verrath, zu dem Sie die Hand gereicht haben. Erblicken Sie darin eine Todsünde, nun gut, so scheiden Sie von mir als Feind und ich will Sie in Ruhe ziehen lassen, müssen Sie aber als guter Katholik mein Handeln billigen und läblich finden, so lassen Sie fernerhin allen Argwohn fahren, der ja ohnehin in Ihrer reinen Künstlerseele keinen Boden findet!«

Lodovico ward von dieser mit Wärme gesprochenen Rede nicht völlig beruhigt. Er fühlte die Lücken, die Ghiberti wahrscheinlich absichtlich darin ließ, und fand die weit bedenklicheren Ereignisse, die ihn persönlich betrafen, gar nicht berührt. Dies gab seinem Verdacht neue Nahrung und veranlaßte ihn zu einer Erwiederung:

»Ich mag im Unrechte sein,« versetzte er, »daß ich Verrath, heimliche Absichten und Zwecke vermutete, wo nur reines Wohlwollen obwaltete, allein noch kann ich mich nicht beruhigen, ehe Sie mir nicht genügende Aufschlüsse geben über die Gewaltthat, die man sich gegen mich erlaubt hat und als deren Mitwisser ich Sie betrachten muß. Meine Wohnung ward räuberisch überfallen und ein Kleinod mir geraubt, das mir unendlich theuer war. Ich erhielt es von meinem Oheime in dem Augenblicke, als er mich nach langem Grollen versöhnt in seine Arme schloß.«

»Auch diese ursprünglich widergesetzliche Handlung ermangelt keineswegs einer tiefen moralischen Basis,«

erwiederte Ghiberti. »Die Kirche und die Gesellschaft, deren Mitglied zu sein ich das Glück habe, muß sich zuweilen sonderbarer Mittel bedienen, um Schwäche vor ihrer eigenen Schwäche zu schützen. Es war uns wohl bekannt, daß Graf Michael mehrmals testirt hatte, und namentlich eins dieser Testamente mit ganz besonderer Sorgfalt geheim hielt. Als er seinen endlichen Uebertritt meldete, sollte er contractlich seine früher aufgesetzten Bestimmungen über die Erbfolge ausliefern. Er that dies nicht, indem er dieselben vernichtet zu haben vorgab. Nun hatten wir in Erfahrung gebracht, daß der Graf in seiner früheren düstern Geistesstimmung manches unternommen hatte, das bei seinem möglichen plötzlichen Ableben die größte Verwirrung hervorbringen und Prozesse über Prozesse entstehen lassen konnte. Dahin rechneten wir das Verschwinden eines Kästchens, dessen Inhalt bedeutend sein mußte, da er selbst oft so etwas angedeutet hatte. Niemand wußte, wer es besaß, Niemand konnte dem verschwundenen Kleinode auf die Spur kommen. Sie selbst wissen, daß ich es durch bloßen Zufall bei Ihnen entdeckte. Ich fürchtete die schlimmsten Folgen für Sie, wenn es in Ihren Händen blieb bis zum Tode des Grafen, und glaubte Ihr Bestes zu fördern, wenn ich es Ihnen entlocken könnte. Der große Werth, den Ihre Gemahlin darauf legte, hinderte mich an offenem Handeln. Eine List war hier, wo es ihrer Zukunft galt, nicht nur erlaubt, sie war durch die Umstände geboten. Tommaso sollte das Kästchen heimlich entwenden, aber des frechen Burschen Rachlust stempelte die That der Vorsicht

zum räuberischen Einbruch und er büßte dafür nach dem Rathschlusse Gottes mit dem Leben.«

»Und diesen Raub billigte die Kirche?«

»Die Kirche hatte keinen Raub befohlen.«

»Dennoch ward er vollzogen und die Kirche fand es nicht für nöthig, ihn zu entschuldigen.«

»Mein Sohn,« sagte Ghiberti, »es gibt Handlungen, es gibt Ereignisse, die man füglich Gottesgerichte nennen kann.«

»Sie besitzen also dieses Kästchen?« fragte der Maler.

»Nicht ich, die Kirche besitzt es.«

»Da es nichts desto weniger mein rechtmäßiges Eigentum ist, fordere ich es zurück mit dem Versprechen, keinen unwürdigen oder egoistischen Gebrauch von dessen Inhalte machen zu wollen.«

»Bedenken Sie, mein Freund, daß oft dem Einzelnen schaden kann, was einer Gesammtheit Segen bringt!«

»Dieser Grundsatz dünkt mir auf den vorliegenden Fall keine Anwendung zu verleiden.«

»Sie kennen den Inhalt jenes Kästchens nicht?«

»Ich wünsche, ich verlange ihn kennen zu lernen,« sagte Lodovico entschlossen.

»Als Laie haben Sie sich den Anordnungen der Kirche zu fügen,« erwiederte ebenso Ghiberti.

Unser Freund kämpfte heftig mit seinen Gefühlen. Er warf einen langen fragenden Blick auf den vor ihm stehenden Jesuiten. Dann sagte er mit zitternder Stimme:

»Ich bitte darum als um eine Gefälligkeit, die der Freund vom Freunde fordert, fordern darf.«

»Der Freund hat in diesem Falle nichts zu gewähren.«

»Monsignore Camuccini,« sprach hierauf mit mehr als gewöhnlichem Ernst der Maler, »speisen Sie mich mit solcher Antwort nicht ab als gedankenlosen Laien! Ich bin bereit, Ihren Worten zu glauben, Ihre guten Absichten anzuerkennen, aber ich kann eine Handlung, die mein Gewissen verdammt, nicht gut heißen. Ich bin ganz einfach bestohlen worden. Ob dies eine Person oder die Kirche gethan hat, gilt mir gleich!«

»Unbesonnener, Sie lästern!«

»Ich spreche meine moralische Ueberzeugung aus.«

»Der Laie hat keine Ueberzeugung in kirchlichen Angelegenheiten.«

»Es scheint mir, als sei dies eine sehr weltliche Angelegenheit.«

»Weil Sie kurzsichtig sind, junger Freund! – Seien Sie folgsam und fügen Sie sich dem Unabänderlichen.«

»Noch lebt mein Oheim, Monsignore,« rief Lodovico entrüstet.

»Noch – Sie haben Recht, aber die Tage der Sterblichen sind gezählet!«

»Darum will ich eilen!«

Lodovico verbeugte sich und wandte Ghiberti den Rücken, die Hand des Jesuiten hielt ihn zurück.

»Lodovico,« sagte er freundlich, »Sie werden mich doch nicht zwingen wollen, auch gegen Sie die Macht der Kirche aufzurufen? Bedenken Sie wohl, was Sie thun! Drei Tage gebe ich Ihnen Bedenkzeit!«

Schnell ergriff der Maler die Hand des Jesuiten.

»Ich nehme die Frist an,« rief er heftig, »und können wir binnen drei Tagen uns nicht auf's Neue als Freunde umarmen, so —«

»So?«

»So mag die Kirche thun, was sie zur größern Ehre Gottes verantworten zu können glaubt!«

Ghiberti schüttelte dem Maler lächelnd die Hand und Lodovico verließ das Profefßhaus der Jesuiten, um es nie wieder zu betreten.

»Der bleibt uns sicher,« sprach der Jesuit frohlockend. »Er ist ein Träumer, der vom Reiz des Augenblickes lebt. In einer Stunde hat er den Unmuth verarbeitet, der jetzt noch in ihm tobt. Lassen wir ihm Zeit zum Besinnen!«

Lodovico aber war enttäuscht. Ein Fremder, den er bei seiner Zurückkunft in der Villa traf, lobte die Aussicht und äußerte den Wunsch, sie zu besitzen. Lebhaft ergriff unser Freund diesen Gedanken und noch vor Abend war das reizende Besitzthum, auf dem er so glückliche Stunden verlebt hatte, in andere Hände übergegangen. Schon am nächsten Tage verließ Lodovico, von Teresella und einem einzigen Diener begleitet, die ewige Stadt, um zurück nach Deutschland zu reisen und dort seinen Oheim aufzusuchen.

Als die Frist abgelaufen war und Ghiberti persönlich von dem jungen Manne sich Antwort holen wollte, fand er die Villa von einem Unbekannten bewohnt und erfuhr zu nicht geringem Verdruß die Abreise seines entrüsteten Schützlings.

VIERTES KAPITEL. IN DER HÜTTE DES BAUERS.

Einige Tage vor Weihnachten war Hela allein in ihrer räucherigen Hütte. Sie kauerte neben dem Ofen und blies unermüdlich das qualmende Torffeuer an, über dessen schwach züngelnden Flammen ein abgenutzter Kessel mit brodelnder Speise hing. Das alte Weib sah wo möglich noch unheimlicher, wilder, hexenartiger aus, als vor Jahresfrist, wo wir zuerst ihre Bekanntschaft machten. Außer der täglichen Noth, womit die Elende ihr ganzes Leben lang zu kämpfen gehabt hatte, mochte der häufige Genuß des schlechtesten Brannteweins, dem sie, gleich ihrem riesigen Manne, leidenschaftlich ergeben war, am meisten beigetragen haben, ihrem runzelvollen Gesicht die Züge tiefster Gemeinheit einzugraben.

Bei ihrem unerquicklichen Geschäft vertrieb sich Hela die Zeit mit Singen, wenn man das heisere Gekrächz einer tonlosen Stimme, die von Musik seine Ahnung hat, so nennen wil. Diesem Gesange accompagnirte das Geklapper der in Ermangelung eines Schlosses nur mit einem morschen Strickende an den Pfosten befestigten Thür, die der Windzug hin und her bewegte. Daran gewöhnt, achtete Hela eben so wenig auf diese Störung, als sie der beizende Torfrauch zu geniren schien, der in Folge des fortdauernden Luftzuges die Stube mit graugelbem Nebel erfüllte.

Ein starkes Rütteln an der Thür machte das Weib aufsehen. Die Spitzen eines verwilderten Bartes flatterten durch den offenen Spalt, ein paar kleine, muntere, schwarze Augen funkelten unter dem überhängenden Pelzwerk einer schmutzigen Mütze und ließen die Alte gleich erkennen, daß ein Mann aus dem Stamme Juda Einlaß begehrte.

»Was soll's, Jude?« fragte Hela mürrisch, den Kessel vom Feuer hebend und den brandig riechenden Brei mit einem Spahn umrührend.

»Nischt ze handeln?« fragte der Hebräer, sein schmales Gesicht so weit wie möglich durch den Spalt schiebend. »Kann's lassen billig und will warten mit de Bezahlung, as de Mutter braucht 'n Stück warmes Zeug für'n Winter. – Komme grade des Wegs von Krakau mit saubere Waare, fein und billig und nich zu verwüsten!«

»Wir sind arme Leut und brauchen nichts,« sagte Hela ärgerlich. »Wenn's Mädel in der Hütte wär', möcht es sich's ansehen. Ein andermal, Jude.«

»Mutter Hela!« sprach der jüdische Handelsmann.

»Du kennst mich, Jude?«

»Seid Ihr doch die Frau vom Bogecz, as ich hab' recht gehört von de Leut, und hat mich doch gekost der Bogecz viel Thränen und Zeitverlust, weil ich hatte versprochen, ihn zu besuchen. – Is der Bogecz in der Hütt'?«

»Was hast Du zu thun mit dem Bogecz?« fuhr Hela auf, den Kessel an die Erde stellend und sich der Thür nähernd.

»Wollte, ich hätt' zu thun mit ihm gar nichts,« erwiederte der Jude, »as aber ein armer Jude muß handeln und wandeln und machen Geschäfte, um leben zu können, habe ich übernommen, dem Bogecz zu bringen eine Zeitung von einem Manne, der hat viel Geld und es meint gut mit den Armen.«

»Wenn Du, mit Bogecz reden mußt, so tritt ein,« sagte Hela, den Handelsjuden mit etwas heiterer Miene ansehend. Zugleich hakte sie den Strick los und stieß die Thür vollends auf. Unsere Leser erkennen in dem Eintretenden Japhet aus Krakau, den ein unglücklicher Zufall bis jetzt verhindert hatte, seines Auftrages sich zu entledigen. Nicht Spione der Gegner des Barons, wie er glaubte, sondern Handelsconcurrenten des eigenen Stammes hatten ihm Schlingen gelegt, ihn vor Gericht schleppen lassen und so lange herumgehetzt, bis sie glücklich ein ihm zugeschobenes Geschäft an sich gerissen hatten. So kam es, daß Japhet seinen Auftrag, der ihn nicht wenig ängstigte, beinahe vier Wochen später erst ausrichten konnte.

»Werd' ich müssen warten sehr lange, eh' ich kann sprechen den Bogecz?« fragte Japhet die alte Furie, indem er sich die vom Rauch thränenden Augen mit einem blau und roth gewürfelten Leinentuche abtrocknete und in wiederholtes Husten ausbrach; denn obwohl an unsaubere Zimmer gewöhnt und nicht eben schwierig in seinen Anforderungen, mochte ihm doch ein so uncomfortable Aufenthalt nicht häufig vorgekommen sein.

»Es ist Mittag,« versetzte Hela, »und wenn er nicht mit Jacob in die Schenke gegangen ist, um Neuigkeiten zu erfahren, so kann er jeden Augenblick hier sein.«

Japhet beruhigte sich mit dieser Vertröstung, schnürte seinen Schnapsack auf und zog ein Stück Semmel heraus, die er langsam verzehrte. Hela kümmerte sich nicht weiter um den Juden, rührte in dem prägelnden Brei, legte ein paar Torfziegel auf die qualmenden Kohlen und blieb unthätig vor dem Ofen hocken.

»Hat Eure Ehe gesegnet Gott mit vielen Kindern?« fragte Japhet nach einer Weile, da ihm bei der Schweigsamkeit des alten Weibes, deren wilde Augen wie feurige Kohlen in ihren tiefen Höhlen unruhig hin und her rollten, unheimlich zu Muthe ward.

»Gestraft Jude, willst Du sagen,« versetzte die Bäuerin brutal. »Wir haben drei Bälger groß ziehen müssen unter Hunger und Kummer, und nun sie groß sind, wissen sie uns noch keinen Dank! Die Hedwig heult den ganzen Tag eines lumpigen Kerls wegen, der ihr die Ehe versprochen und sie nachher hat sitzen lassen. Nicol, mein Jüngster, ist weit weg und so vornehm geworden, daß ihn mein Alter nicht leiden mag, und der Jacob kommt seit ein paar Monaten alle Nächte betrunken nach Hause und rauft sich dann mit Vater und Schwester. Kannst Du einen Psalm auf dieses Eheglück singen, Jude,« schloß sie unter rohem Gelächter, »so stimme die Harfe Davids.«

»Nicol!« murmelte Japhet, die Schlußworte des verwilderten Weibes nicht beachtend. »Nicol, ja so hieß er!«

»Kennst Du den Nicol?« fragte Hela barsch.

»Euren Sohn, Mutter? – O nein doch, nein, aber der Name liegt mir im Ohr.«

»'s Ist ist ein Pfaffe aus ihm geworden!«

»Ein Pfaffe – schon recht. Wie ein Pater sah er aus.«

»Wer, Jude?« rief trotzig das grimmige Weib.

»Hab' ich was gesagt, so ist's geschehen ohne mein Wissen,« versetzte Japhet schüchtern. »Ich bin geworden ängstlich und mein Kopf ist schwach von den vielen Fragen die Kreuz und Quer.«

Auf dem Hofe wurden jetzt Schritte und Stimmen laut, die sich schnell der Hütte näherten.

»Das ist der Bogecz,« sagte Hela aufblickend. »Er kommt in Begleitung und ist munter. Da kannst Du gleich Deine Zeitung anbringen.«

Noch während der letzten Worte trat der Galizier in die Thür, gefolgt von seinem stark angetrunkenen Sohne Jacob und einem untersetzten jungen Manne, dessen Livrée ihn als Diener eines reichen Adeligen des Landes bezeichnete.

Bogecz hatte sich wenig verändert, nur sprach aus seinem Auftreten ein größeres Selbstbewußtsein. Er grüßte den Juden nicht, würdigte Hela kaum eines Blickes, hing den breiten niedrigen Klapphut, den er trug, auf den Pflock in der Lehmwand und sagte zu seinem Begleiter, welcher den lallenden Jacob führte:

»Setz' ihn hinter den Ofen, Halam, dort mag er ausschlafen. Ich würd's ihm nachtragen, wäre er nicht hinterher immer drei Mann werth. – Das Essen, Mutter!«

Hela trug die brenzliche Speise auf und rückte dem Gast einen Schemel zurecht.

»Wo steckt's Mädel?« fragte Bogecz.

»Sie lief in's Holz, um Reißig zu lesen.«

»Gelt, die Kröte hat wieder den vermaledeiten Hunds-fot herumstreichen sehen mit der Büchse und wirft sich ihm in die Arme! Die Bestie läuft seit gestern in der Ge-gend herum. Wenn er das Mädel im Walde trifft, bläut er es durch, was in sofern gut wäre, als er mir dann die Arbeit ersparte, denn diese verfluchte Liebe treib' ich ihr aus und soll ich ihr alle Glieder einzeln vom Leibe hau-en! Crepiren muß die Canaille, wie ein Hund, der's Futter nicht mehr werth ist, und der Henker soll sich aus ihrer Haut ein paar Hosen gerben lassen! – Branntewein, Mu-ter, dein Essen muß der Teufel gesalzen haben, denn's schmeckt nach Ruß und Pech.«

»Es ist Einer da, Bogecz der Dir eine Zeitung zu bri-
gen hat,« sprach jetzt Hela, während sie eine schadhafte Flasche mit Branntewein auf den Tisch stellte. »Er wartet schon eine gute Weile.«

»Er soll noch eine Weile warten, bis ich satt bin,« ver-setzte Bogecz. »Wer ist's denn?«

»Ein Jude.«

»Ein elender Jude? – Wenn er Hunger bat, gib ihm die Speckschwarze, mit der ich die Säge streiche, wenn sie im Holze nicht mehr rutschen will.«

Japhet seufzte bei diesem mit thierischer Wildheit aus-
gestoßenen Hohne, faltete die zitternden Hände und be-gann mit halblauter Stimme zu beten.

»Halt's Maul, Jude!« rief Bogecz. »Ich mag Deine Klagelieder, die ja doch alle erlogen sind, nicht hören. Wo kommst Du her?«

»Gerades Weges von Krakau, Vater Bogecz,« sagte Japhet. »Ich sollte schon kommen vor vier Wochen, aber ich bin geschleppt worden vor Gericht von den Pharisäern.«

»Oho! Dann wird Deine Zeitung so altbacken geworden sein, daß man sich die Zähne daran ausbeißen kann. Sag' an, wie lautet sie?«

»Es hat mir sie aufgetragen ein graußer Herr, ein vornehmer Baron, Vater Bogecz! Geh' hin, Japhet, hat er gesagt, geh', und tritt in die Hütte des braven Mannes, der sich nennt Bogecz und viel erlitten hat auf Erden! Geh' und bring ihm einen Gruß von seinem Sohn Nicol —«

»Nicol?« fuhr Bogecz auf, das kurze Einschlagmesser wegwerfend.

»Von Nicol, hat er gesagt, Vater Bogecz, und es würde verstreichen wenig Zeit, bis zu dem Tage, der den Sohn führen würde an die Schwelle der Hütte seines Vaters. Und, hat er gesagt, wichtig und groß werden sein die Nachrichten, die er mitbringen wird aus Rom, wo der Papst thront in großer Herrlichkeit.«

»Jude,« sagte Bogecz, seine Riesengestalt vor Japhet hoch aufrichtend, »Dein Fleisch und Blut wird Bekannschaft machen mit meinem Beile, wenn Du mir denjenigen verschweigst, der Dich für diese Botschaft jedenfalls gut bezahlt hat! Also —«

»Es ist mir verboten, Vater Bogecz!«

»Gleichviel! Es ist auch verboten, den Menschen Hände und Füße abzuhauen, aber ich werd's dennoch thun, weil ich mich nächstens um alle Verbote der Welt nichts mehr kümmern werde, und mit Dir, Jude, mach' ich den Anfang, wenn Du verstockt bleibst. – Mein Beil ist scharf, wie ein Schächtermesser, Du magst Dich davon durch Dein eigenes Gefühl überzeugen.«

»Aber es geht mir grausam schlecht, wenn ich nenne den Namen des Edelmannes, der immer gewesen ist großmüthig gegen mich!« schrie Japhet.

»Er wird Dich vielleicht peitschen lassen, sobald er's erfährt. Das passirt hier zu Lande auch besseren Leuten, als elenden Juden, ich aber beraube Dich der Füße und Hände und dann, Japhet, hat alles Handeln und Wandeln, alles Schachern und Profitchenmachen für immer ein Ende! Heraus also mit der Sprache!«

»Gott meiner Väter,« seufzte Japhet, »Du siehst, daß ich bin gefallen in die Hand der Amalekiter und daß ich gezwungen werde zu thun, was nicht recht ist vor dem Gesetze, um zu retten mein elendes Leben! Stehe bei einem armen bedrängten Manne und laß ihn nicht zu Schanden werden vor dem Angesicht dessen, der vertraut hat meinem Worte!«

»Mach' dem Spektakel ein Ende und rede, Jude, oder ich hacke Dir zur Probe Zeigefinger und Daumen ab, damit Du kein Geld mehr zählen kannst!«

»So strafe mich Gott, als ich es nicht thue gezwungen! – Der Mann, der mir gesagt hat die Zeitung, heißt Baron Stanislas von Sembronowski!«

Japhet war bei diesem Geständnisse in die Kniee gesunken und lag jetzt tief gebeugt vor den Füßen des Galiziers.

»Stanislas von Sembronowski!« wiederholte Halam, der bisher keinen Theil an dem Gespräche genommen hatte, »Bogecz, das hat 'was zu bedeuten! Der Baron ist ein Feind unserer Feinde. Er macht eine Ausnahme von dem Gezücht, das nach mehr Freiheit schreit, um uns noch bequemer schinden zu können!«

»Und außerdem hast Du keinen Auftrag?« fragte Bogecz nachdenklich. »Ein Besuch meines Sohnes, so gern ich ihn sähe, kann mich nicht glücklich machen, denn er ändert die Zustände dieses Landes nicht.«

»Wie ist mir doch,« sagte Japhet. »Schlägt mir doch fehl mein Gedächtniß, seit sie mich haben geschleppt vor Gericht. – Ja doch, ja, so war's. – Der Herr Baron sprachen 'was von Glück, wenn der Bauer eingedenk bliebe der guten Sprüche.«

»Hurrah, es kommt von unsren Freunden!« rief jubelnd Halam und drückte im ersten Freudenrausche dem Juden die Hand. Jacob stimmte in seinem Taumel ebenfalls lallend in den Jubelruf ein und fiel dann in schweren Schlaf. Bogecz reichte Japhet die Branntweinflasche, um ihn für die Angst einigermaßen zu entschädigen, und der jetzt auf einmal als geachteter Gast behandelte Hebräer mußte auf eine Menge Fragen Antwort geben, aus denen er sich wohl abnehmen konnte, daß in den Gemüthern dieser ungebildeten wilden Bauern das Morgenroth einer unklarem Zukunft dämmerte, von der

sie schon jetzt berauscht waren und sich goldne Berge versprachen. Er hütete sich wohl, dem heftig Aufgeregten zu widersprechen, da er so schnell hoch in ihrer Gunst gestiegen war, und als sie ihn endlich genugsam ausgefragt hatten, verließ er unter vielen Danksagungen die Hütte des Bauers mit dem stillem Gelöbniß, sie nie wieder aus freiem Entschluß zu betreten. Am Thor des Hofs begegnete er einem schmächtigen Mädchen, das ein schweres Bund dürres Reißig auf dem Rücken trug. Sie sah kränklich aus, war aber mehr als hübsch zu nennen, obwohl ein Zug tiefer Schwermuth in ihr bleiches Gesicht eingegraben war. Aus ihren schönen sanften Augen sah sie den alten Mann so rührend an, daß der Jude tief von diesem Schmerzensblick ergriffen ward, schnell in seinen Rockelor fuhr, ein kleines weiches Paquet hervorzog und es dem Mädchen in die Hand drückte:

»Nimm's, nimm's armes Kind,« sagte er hastig. »Der Wind bläst kalt und das Tüchlein hält warm, wenn Du's schlingst um Deinen weißen Hals.«

Damit schlüpfte er zum Thorwege hinaus und überließ die unglückliche, von Liebesgram verzehrte Hedwig ihrem Staunen über das so ungewöhnliche, ja gradezu unglaubliche Geschenk eines Juden.

Das von Vater und Mutter gleich stiefmütterlich behandelte Mädchen blieb zögernd vor der Thür, der in schweren Torfgeruch gehüllten Hütte stehen, als sie das Jauchzen und Hurrahgeschrei der Männer hörte. Ein solcher Ausbruch wilder Lustigkeit war so ungewöhnlich, daß Hedwig wohl ein Recht hatte zu der Annahme die

drinnen Versammelten möchten von zu vielem Brannte-weingenuß berauscht sein. Diese Vermuthung steigerte sich zur Gewißheit, als sie in kurzen Pausen das hei-sere Lachen ihrer Mutter vernahm und auch diese Be-klagenswerthe der allgemeinen Unsitte verfallen glaub-te. Sie ließ daher ihr Reißigbündel geräuschlos auf die Erde gleiten, warf einen scheuen Blick auf die qualmen-den kleinen Fenster, die mehr unregelmäßigen Löchern glichen und wollte dem von ihr gefürchteten Tumult unbemerkt wieder entschlüpfen.

In diesem Moment entdeckte sie das scharfe Auge ihres Vaters, der ihr sofort gebieterisch zurief:

»Hierher, nichtsnutzige Dirne,« schrie er dem erschrockenen Mädchen nach, »und ein lustig Gesicht ge-macht, wenn Du nicht willst, daß ich Dir was aufspielen soll! – Heidi, jetzt hat Dein Herzblatt, der Godornik auf Dobrczielce am längsten den Fuchspelz getragen und uns die Peitsche um den Kopfe geknallt! Abgestiegen soll es nächstens heißen, und uns den Bügel gehalten, damit wir uns bequem in den Sattel schwingen können! – Da, trink auf die Zukunft der Armen!«

Um ihren jähzornigen Vater nicht aufzubringen, muß-te ihm Hedwig den Willen thun, obwohl ihr das Herz brechen wollte und ihre Lippen vor der Flasche zurück-bebten. Während sie einen Mundvoll hinunterschluckte, warf sie bittend einen fragenden Blick auf ihre Mutter, die sich lachend abmühte, den noch immer halbtrunke-nen Jacob durch Besprengen mit kaltem Wasser zum Be-wußtsein zu bringen.

»Ei, Mädel, was greinst' so?« sagte Hela. »Kannst immer mit jubeln, nu der Nicol kommt und sich losgesagt hat von den Vornehmen.«

»Bruder Nicol?«

»Es lebe das ächte Bauernblut!« schrie Bogecz. »Nieder mit den Panen, die uns verachten!«

»Dein gelehrter Sohn, Vater Bogecz, soll uns die Sprüche auslegen, wenn die andern Pfaffen nicht mehr Lust dazu haben,« bemerkte Halam. »Meinen Katechismus kann ich auswendig, ich sage ihn mir täglich vor mit Marocz, wenn wir die Pferde des gnädigen Herren in die Tränke reiten. Da fängt jeder Satz mit einem rothen Buchstaben an und schließt mit einem rothen Klecks. – Ha, ha, ha, es ist eine Lust uns zuzuhören!«

Hedwig hatte sich nahe an die Mutter gedrängt, so wenig Vertrauen sie auch dem unweiblichen Gemüthe derselben schenken konnte, um von dem heftig hin und wieder gehenden Männern nicht gestoßen zu werden. In ihrer schmalen Ecke dagegen gesichert, fragte sie den Vater:

»Ist's wahr Vater, daß Bruder Nicol zu uns zurückkehrt?«

»An den großen Zehen häng' ich den Juden auf und schlacht' ihn aus, wenn er nicht kommt,« schwur der wilde Galizier, »so wahr ich das Kriegshandwerk unter der Fuchtel gelernt habe!«

»Hat Nicol geschrieben, Vater?« fragte Hedwig auf's Neue. »Er schien uns doch ganz vergessen zu haben.«

»Ja, vornehm macht sich rar,« erwiederte Bogocz, »aber ich sage Dir, Mädel, wenn ein Gelehrter erst anfängt zu tanzen, so hört er nicht auf, bis ihm der Athem ausgeht. Meinem Jungen ein Hurrah!«

Halam und Hela stimmten so lebhaft ein, daß von diesem gewaltigen Schrei Jacob dadurch seine volle Besinnung wieder erhielt. Er raffte sich auf, taumelte nach dem Tisch, ergriff die Flasche und trank, so lange er Athem hatte.

»Bist Du nüchtern, Junge?« lachte Bogocz. »Dann noch ein Hurrah dem Familienfest! Auf die Vereinigung aller Unterdrückten gegen ihre Peiniger!«

Abermals stimmten die Aufgeregten mit vollen Kehlen ein, selbst Hedwig mußte, von Hela genöthigt, mit in den Freudenruf einfallen, so wenig sie auch die Veranlassung dazu begriff.

»Mutter,« sagte jetzt Bogocz, ein gesetzteres Wesen annehmend, »erkläre dem Mädel, was uns so vergnügt macht. Ich halt' 's nicht aus in meinen vier Pfählen. Drüben in Dobrczielce im langen Kruge sitzen ihrer an vierzig beisammen, die unsere Gesinnungen theilen. Sie müssen die Zeitung erfahren, die der Jude gebracht hat. Wir wollen uns gütlich zusammen thun und ein Wort im Vertrauen reden. Der Herr ist in Krakau mit einer ganzen Hetze seiner Genossen. Dort berathen sie den neuen Staat, den sie gründen wollen. Es ist uns versprochen worden, mit daran Theil zu nehmen darum wollen auch wir Rath halten und eine Verabredung treffen. Das neue Regiment muß fertig sein, wenn das alte zum Teufel geht.«

»Der Marocz ist auch dort,« sagte Halam. »Der springt deckenhoch, wenn er unsere Zeitung hört.«

»Also munter und aufgebrochen,« sprach Bogecz, »und daß ihr Weiber nicht Zeter schreit,« fügte er, die Faust drohend gegen Hela erhebend hinzu, »wenn wir nach Bauern Sitte zum Tanze aufspielen! Es soll ein Festfressen geben, als ob's ganze Jahr Wallfahrt wäre nach Czestochau!«

In ausgelassener Fröhlichkeit verließen die drei Männer Bogecz' Hütte und wanderten Arm in Arm, um den noch etwas taumelnden Jacob vor jeglichem Unfall zu bewahren, nach Dobrczielce. Japhet sah in der Schenke des Dorfes, die einer seiner Glaubensbrüder hielt, die Jubelnden vorüberziehen, und war froh, daß er ihnen nicht begegnete. Er fürchtete, durch seine Aussagen schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben, und ging still mit sich zu Rathe, was er jetzt wohl zu thun habe, um den Baron zu versöhnen, falls sein Benehmen diesem mißfällig sein oder gar gefährlich werden sollte.

FÜNTES KAPITEL. VOR DEM ERDBEBEN.

Begleiteten wir jetzt die Bauern nach Dobrczielce, so würden wir seltsame Scenen zu beschreiben und von furchtbaren Ausbrüchen feindseliger Gesinnungen zu erzählen haben. Wir verzichten indeß vor der Hand darauf, da wir nur zu bald von den Ereignissen zu solcher Einkehr in die vollgepfropften Versammlungsorte des niedern Volkes genöthigt sein werden. Gegenwärtig müssen wir uns nach anderen für unsere Erzählung wichtigen

Personen umsehen und einige inzwischen stattgehabte Vorfälle kürzlich erwähnen.

Unsere Leser erinnern sich, das Japhet's Sohn Ben mit Briefen von Sembronowski und Nicol nach Steyermark aufbrach, um den Grafen Michael aufzusuchen und diesem Begebenheiten von größter Wichtigkeit mitzutheilen. Zu gleicher Zeit setzte die Gegenpartei, vertreten durch Pater Joseph und den Grafen Alexander Mierslewski als ihre Mittel und Creaturen in Bewegung, um den Versteck des Grafen ebenfalls zu ermitteln und diesen selbst unschädlich zu machen! Sie hatte alle Ursache dazu, da Berichte aus Rom die Flucht des Malers gemeldet und die gemessensten Befehle enthalten hatten, jetzt, nun Leben und Ehre auf dem Spiele stehe, nicht mehr zu schonen. Ghiberti forderte Einsperrung oder Tötung Michaels, damit Lodovico ihn nicht auffinden, nicht mit ihm sprechen könne. Gelang dies, so blieb dem Orden die mit so vielen Opfern erschlichene Erbschaft und die großen Vorschüsse, die er der polnischen Erhebung gemacht hatte, waren mehr als zweimal gedeckt. Endlich ward von den Nachtmahlsbrüdern der Wunsch geäußert, den Tod des Grafen Michael das Zeichen, sein zu lassen zum Aufstande, damit in der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung Niemand Zeit gewinne, sich um das Ende des Greises, noch weniger um dessen verwickelte Privatangelegenheiten zu kümmern.

Waren die Jesuiten bisher in ihren Anschlägen immer über Erwarten glücklich gewesen, so verfolgte sie jetzt entschiedenes Unglück. Die Nachforschungen Joseph's

und Mierslewski's, obwohl von den schlauesten Emissären geleitet, führten zu keinem Resultate. Es zeigten sich von dem verschwundenen Grafen Michael so viele Spuren, daß bald eine mit er andern verwechselt ward und dadurch die Confusion immer schlimmer werden mußte. Ahnte man auch, daß die Spione sich absichtslos gegenseitig verwirrten, so konnte man doch nichts dagegen thun, wenn man nicht von jeder Nachforschung abließ.

Zu solcher Verwirrung wäre es schwerlich gekommen, hätten nicht die Feinde in der Person Nicol's einen trefflichen Anführer besessen. Dieser junge Mann, vertraut mit jesuitischen Künsten und durch lange Uebung selbst Meister darin, überdies von glühender Rachsucht gestachelt, weidete sich schon im Geiste an den heimlichen Qualen, die er dem verhaßten Orden bereiten wollte. Stanislas gab ihm unbeschränkte Vollmacht, als er sich von der Treue und Zuverlässigkeit seines Bundesgenossen überzeugt hatte, und Nicol traf nunmehr mit der Schlauheit und Bosheit eines Teufels seine Anstalten.

Ben's Sendung hatte den erwünschtesten Erfolg. Er kehrte früher, als zu vermuten war, mit genügenden Antworten des Grafen zurück, die zwar für Nicol kein Wort der Verzeihung enthielten, Stanislas aber die Gewißheit gaben, daß sein Verwandter vollkommen überzeugt sei und seine Rathschläge billige. Zugleich versprach er, die schlagendsten Belege für die Betrügerei der Jesuiten binnen Kurzem einzureichen, erklärte auf das Bestimmteste alle von diesen Männern über ihn ausgesprengten Gerüchte für boshafte Verläumdungen und

schamlose Erfindungen und traf sogar Einleitungen zu deren gerichtlicher Verfolgung und Bestrafung. Im Uebri- gen machte er die sehr klugen Rathschläge Nicol's zu den seinigen. Im heimlichster Stille verließ er seinen bishe- rigen Aufenthalt und brachte durch täuschende Verklei- dung des alten David sehr leicht dahin, daß zwei Grafen gleichen Namens nach verschiedenen Richtungen abge- reist zu sein schienen. Beide wurden von Unbefangenen für den wahren Michael gehalten und dadurch der erste Grund zu den späteren Irrungen der Spione Joseph's ge- legt.

Dies Alles geschah binnen wenigen Wochen. Die fest- gesetzte Frist, zu der sich Stanislas wieder mit seinen Gegnern treffen wollte, lief ab, und diese sahen in grös- ter Verlegenheit der Ankunft des Baron's entgegen. Ihre Verlegenheit stieg, als der Erwartete nicht kam, und doch war man froh, seiner nicht ansichtig zu werden. Es wäre nichts als schleunige Verhaftung desselben übrig geblie- ben, und diese scheute man in so bedenklicher, aufge- regter und schwer zu beherrschender Stimmung in allen Schichten des Volkes. –

Mit Rom und Paris blieben zwar die Emissäre in fort- währendem Verkehr, allein die von beiden Orten ein- laufenden Verhaltungsbefehle verwirrten mehr, als sie aufklärten. Die demokratischen Polen in Frankreich for- derten ungestüm Aufreizung der Massen und heimli- che Bewaffnung derselben; die kirchlich-politische Par- tei in Rom wollte dagegen den gemeinen Mann nur als

Nothwehr verwendet wissen, übertrug dem Adel die alleinige Verantwortung und schärfte den Priestern ein, das Heil der Kirche nicht aus den Augen zu lassen. Jede neue Depesche fragte ungestüm, ob man des Grafen Michael habhaft geworden sei und forderte immer heftiger den Tod des unglücklichen Mannes.

So viele sich kreuzende und gegenseitig aufhebende Verordnungen konnten der nationalen Angelegenheit nicht förderlich sein. Die Häupter und Leiter der Verschwörung fingen an, einander zu mißtrauen, und die alten Untugenden der Polen, Eifersucht und Mißgunst, so oft die Vernichter groß angelegter Pläne, regten sich in den Herzen Vieler. Dazu kam, daß unkluges Benehmen Einzelner außerhalb Galizien eine Gesamterhebung aller altpolnischen Landestheile fast unmöglich gemacht hatte. Zahlreich erfolgte Verhaftungen konnten zu weiteren verderblichen Maßregeln führen und die ganze weit verzweigte seit Jahren eifrig verbreitete Verschwörung zur Kenntniß der herrschenden Mächte bringen. –

War es zu verwundern, daß unter so ungünstigen Verhältnissen auch die Besonnensten nicht immer die weitesten Beschlüsse faßten? Daß selbst die Entschlossensten irre wurden an sich und Andern? Gemeinsames Handeln nach gemeinsamen Beschlüssen zu erzielen gehörte schon um die Weihnachtszeit zu den absolut unmöglichen Dingen. Die blos kriegerische Tapferkeit, der nationalpolnische Drang nach Kampf überwog um vieles die Berechnungen der Klugheit und übertäubte die Vorschläge der kühleren, aber umsichtigeren Köpfe. Auch das

Wort der Priester, sonst für den fanatisch katholisch gesinnten Polen eine Prophetenstimme, drang nicht mehr durch. Der Ungestüm der Jugend, die voll schwindelnder Hoffnungen und fröhlichen Muthes war, begehrte Kampf und wieder Kampf, und vermaß sich in tollem Uebermuth, die Heere dreier Mächte binnen wenigen Wochen zu schlagen, ja zu vernichten. –

Stimmungen sind ansteckend wie hitzige Fieber. Auch die ruhigsten Menschen werden oft davon ergriffen, der Verstand, die klare Ueberlegung scheint in Apathie zu versinken und blinde Leidenschaft sich einstweilen die Herrschaft über den Menschen anzumaßen.

Dieser Annahme mußte man sich anschließen, wenn man das Benehmen selbst älterer Männer beobachtete. Sie lärmten mit der Jugend, sie schwärmt mit den Enthusiasten von Schlacht, Sieg und Freiheit; sogar vor den Augen ihrer Diener verhehlten sie nicht die überreizte Stimmung ihres Wesens und die unmäßigen Hoffnungen, mit denen sie sich trugen. Der ältere Mierslewski, mit Kalugi und andern laut jubelnden Galiziern in stetem Verkehr, gehörte ebenfalls zu diesen politischen Phantasten und fand in seiner schönen für Polens Befreiung schwärzenden Gattin die reizendste Verführerin.

Nichts ahnend von diesen entsetzlichen Verwirrungen, die tausend Hände zu leiten glaubten, obwohl sie im Grunde aller Leitung entbehrten, überschritt Lodovico

mit Teresella die Grenzen Deutschlands. Dem künstlerischen Gemüthe unseres Freundes lag der politische Wirrwarr der Zeit zu fern, als daß er ihn hätte beunruhigen können. Zwar hatte er schon in Rom häufig von der Mißstimmung sprechen hören, die in seinem Stammvaterlande herrschen sollte, bisweilen war ihm auch wohl selbst ein Artikel in einer Zeitung zu Gesicht gekommen, der sich darüber ausließ; dies Alles aber gab ihm keinen Zusammenhang, verschaffte ihm keinen Ueberblick der politischen Weltlage. Ihm war daher die polnische Erhebung eine höchst gleichgiltige Sache, für die er sich vielleicht nicht einmal besonders interessirt haben würde, wenn sie auch glorreich gelungen wäre. Sein Denken beschäftigte nur der schändliche Betrug, den ein Freund, ein Priester ihm gespielt hatte und der, so weit er die Verhältnisse überschauen konnte, die Vernichtung oder doch Beraubung einer ihm theuern Familie beabsichtigte. Daß dieser Betrug, daß die ganze Intrigue, deren Mittelpunct er eine kurze Zeit gewesen war, einen so ernsten politischen Hintergrund habe, vermutete Lodovico nicht, und deshalb beschlich ihn durchaus kein bängliches Gefühl, als er sich mehr und mehr dem Schauplatze von Thaten näherte, deren entsetzter Augenzeuge er alsbald werden sollte.

Ohne die schlau getroffenen Vorsichtsmaßregeln Nicol's würde es unserm Freunde nicht schwer gefallen sein, seinen greisen Oheim aufzufinden, so aber hatte sein Umherstreifen in Steyermark keinen bessern Erfolg,

als die Bemühungen der jesuitischen Abgesandten. Lodovico durchreiste das entzückende Land von einem Ende zum andern, besuchte die Schlösser der Edelleute, die Städte, Weiler und Dörfer und vergaß auch nicht in Klöstern nach dem Verschwundenen zu forschen. Sein Eifer war und blieb fruchtlos und in der Angst seines Herzens, die mit jedem Tage wuchs und auch den Liebkosungen seiner schönen Gattin nicht mehr weichen wollte, härmte sich der junge Mann zum Schatten ab und machte Teresella ernsthaft besorgt um seine Gesundheit.

Wir müssen es eine Schickung der Vorsehung nennen, daß der besorgte Maler auf seiner Entdeckungsreise niemals mit einem Abgesandten Pater Joseph's zusammentraf, die in gleicher Absicht das Land durchzogen. Es kam vor, daß wenige Stunden vor ihm einer dieser Spione an Orten gewesen war, die er ebenfalls berührte. Zum Glück begegneten sich die Forschenden nirgends unmittelbar, wodurch jedenfalls großes Unheil verhindert wurde.

Dieser fruchtlosen Irrfahrt wäre Lodovico überhoben gewesen, hätte er sich nach Wien gewandt und dort den Baron Stanislas aufgesucht. Denn während unser Freund ruhelos von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt wanderte, bald allein, bald in Teresella's Gesellschaft, und immer in Furcht schwebte, mit der Nachricht vom Tode des Grafen erschreckt zu werden, lebte dieser, sicher vor jeder Nachstellung, auf dem Schlosse eines alten Freundes und Waffengenossen in Ungarn. Dieses Schloß lag unfern der Grenzen Galiziens und eignete sich ganz besonders zur Beobachtung und Ueberwachung der Dinge, die in dem

aufgeregten Nachbarlande täglich zur Erscheinung kommen konnten.

Hier war auch Victorie, deren geistige Kräfte nach und nach wieder erstarkten, gegen jeden Angriff wohl geborgen, und Graf Michael, dessen kriegerischer Muth sich schon in Rom wieder belebte, war in der abgeschiedenen Stille des zwischen undurchdringlichen Wäldern gelegenen Bergschlosses ernsthaft mit strategischen Arbeiten beschäftigt. Seit er nämlich in Folge der Eröffnungen, die er durch Stanislas' und Nicol's Vermittelung erhielt, über die geheimen Zwecke der zu veranstaltenden Insurrection gänzlich aufgeklärt worden war, bereitete er sich vor, im Augenblick der wirklichen Schilderhebung das Schwert für Oesterreich zu ergreifen und, treu dem polnischen Naturell, als Parteigänger gegen die Insurgenten zu fechten.

Von diesem Vorhaben war nur Stanislas unterrichtet, der überhaupt jetzt bei dem Grafen in hoher Gunst stand. Die Behändigkeit dieses Lebemannes verbunden mit seiner fröhlichen Laune, die Alles von der heitersten Seite betrachtete und sich um ernste Fragen gar nicht zu bekümmern schien, leistete dem greisen Polen jetzt wesentliche Dienste. Durch ihn erfuhr Graf Michael, was er zu wissen wünschte; die Briefe des Barons meldeten ihm unter der Maske lustiger und leichtfertiger Geschichten die wichtigsten Vorfälle, die Fortschritte in den Vorbereitungen der aufständisch Gesinnten, ihre wahrscheinlichen Anführer und die Orte, wo allem Vermuthen nach die ersten entscheidenden Schläge geschehen dürften. Nach

diesen Winken traf Graf Michael seine Vorkehrungen, bestellte inzwischen nochmals sein Haus, machte ein ausführliches Codicill zu seinem Testamente, ernannte, im Fall ein schneller Tod ihn abrufen sollte, einen Vormund für die leidende und sorgsamster Pflege so bedürftige Victorie, und sah nun mit der Gelassenheit eines in Stürmen und Gefahren ergrauten Helden den Dingen, die da kommen sollten, entgegen.

Darüber waren Wochen vergangen, das Jahr hatte gewechselt, nasses unbeständiges Winterwetter, wie es ungewöhnlich ist in diesen Breiten, die im Lande zerstreut wohnenden Adelsfamilien mehr auf sich angewiesen, und dadurch einige Stockung in den lebhaften Verkehr der Hauptleiter des verbrecherischen Unternehmens gebracht. In den Städten verdeckte Maskenscherz und Tanz das drohende Gespenst, das aus tausend und aber tausend frohen Gesichtern heimlich grinste. Nichteingeweihte mußten getäuscht, Sorglose von der schrecklichen Stunde, die von Tage zu Tage näher heranrückte, furchtbar überrascht werden.

So brach der Februar an. Graf Michael lauerte noch ruhig auf seinem versteckten Schlosse und wartete auf Nachrichten von Stanislas. Plötzlich, grade als er nicht darauf gefaßt war, trafen diese ein, und ein Jude, unser alter Bekannter Japhet, der sich nach den zuletzt gemachten Erfahrungen auf polnischem Boden nicht mehr

für sicher hielt, war deren Ueberbringer. Der alte Trödler und Wucherer hatte seine Erlebnisse dem Baron gebeichtet der sich an der Angst des Furchtsamen königlich amusirte, ihn eine Zeit lang in Zweifel ließ über das ihm bevorstehende Geschick, später aber dem Schelme gutherzig verzieh, was er freilich leicht konnte, da die Geständnisse Japhet's so großen Segen gestiftet hatten. Denn die Nachricht von dem Aufbrausen des alten Bogecz klang den beiden Verbündeten Stanislas und Nicol wie Musik.

Die Mittheilungen des Barons waren äußerst wichtig. Nach ihnen konnten die Polen in jedem Augenblicke die Fahne der Empörung aufpflanzen.

Graf Michael wollte nicht säumen. Er siegelte diejenigen Papiere, die er unter allen Umständen geborgen wünschte, schleunigst ein, legte in wenigen kurzen Wörtern ein Billet an Nicol bei, adressirte Alles an Stanislas und übergab dies sein Vermächtniß demselben Boten, der ihm die letzten Nachrichten eingehändigt hatte, ihm Eile und gewissenhafte Besorgung wiederholt anempfehlend.

Noch stand jetzt dem Grafen eine schwere Prüfung bevor. Er wollte von Victorie Abschied nehmen. Hier aber stieß er auf ein Hinderniß, das er nicht vorbedacht hatte. Das unglückliche Mädchen weigerte sich mit solcher Hartnäckigkeit, den Vater zu verlassen, daß Graf Michael nur zwei Wege vor sich sah. Er mußte entweder seinen Plan bei den kommenden Ereignissen sich zu betheiligen, ganz aufgeben, oder Victorie mit sich nehmen. Einige Stunden war er unschlüssig, was er thun sollte. Sein

Herz rieth ihm, der Tochter zu Liebe ein so gefahrvolles Unternehmen aufzugeben, seine Ehre und der Wunsch, frühere unwürdige Thaten durch heldenmüthige Aufopferung zu sühnen, dem Kampfplatze zuzueilen. Victories kräftiges Auftreten gab dem Ausschlag.

»Ich bin Polin,« sagte sie ruhig, aber fest. »Ich begleite Dich. Dein Schicksal wird auch das meinige sein. Was habe ich zu verlieren, da ich mein Leben durch einen traurigen Irrthum längst schon verloren habe?«

Graf Michael fügte sich in das Unvermeidliche. Auch er verließ ungern sein einziges Kind. An seiner Seite wußte er es am sichersten, konnte er doch im Nothfall sein Leben für dasselbe lassen.

So ward verabredet, daß Victorie ihn in Männertracht begleiten sollte. Erst, wenn der Kampf beginnen werde, wollte sie bei Treugesinnten Zuflucht suchen und das Ende desselben in der Nähe der streitenden Parteien abwarten. Nachdem man sich darüber verständigt hatte, reisten Vater und Tochter in ihrem Reisewagen nach Galizien ab.

Hier verlassen wir einstweilen die einem ungewissen Schicksale Entgegengehenden, um Stanislas und dessen Freund wieder aufzusuchen. –

Diese hatten bisher scheinbar unthätig die Zerstreuungen der Hauptstadt mit unbesiegbarem Humor genossen, ohne den Zweck, der sie festhielt und Tag und Nacht beschäftigte, aus den Augen zu verlieren. Wohlbehalten traf Japhet wieder bei ihnen ein, fast zu derselben Stunde erreichte endlich auch Lodovico die Residenz und kam hier mit Stanislas zusammen.

Der junge Mann war so erschöpft von seinen Irrfahrten, so aufgerieben von Sorgen um den alten Oheim, den er kaum noch unter den Lebenden zu finden hoffte, daß er sich in einem fieberhaften Zustande befand. Frei athmete er wieder auf, als er nun sichere Kunde von dem Verschollenen erhielt, und ein an ihn gerichteter Brief von Neuem die wohlwollenden Gesinnungen des Greises ihm zweifellos darthat. Da er des Kästchens beraubt worden war, so hatte der Graf durch ein zweites nach seinem Tode zu eröffnendes Paquet ihm nochmals seinen letzten Willen kund gethan und somit auch alle Zweifel gehoben, die in Folge jenes Raubes dem Maler manche trübe Stunde bereitet hatten.

Mit seltsamen Empfindungen empfing Nicol das an ihn gerichtete Billet. Er erbrach es mit zitternden Händen, wer aber beschreibt sein Staunen, seinem Jubel, als er darin die Worte las:

»Victorie hat Ihnen vergeben, ich werde ihrem großen Beispiele folgen, *wenn ich todt bin!*« Graf Michael von Sembronowski.

Diese Großmuth rührte und erschütterte den Exjesuiten auf's Tiefste.

»Ich muß ihn wiedersehen,« rief er aus, »ich muß mich ihm zu Füßen werfen und seine Kniee umfassen! Ich muß in Victorie's engelsanften Augen lesen, daß sie mir wirklich vergeben hat, daß sie mich nicht verachtet, nicht verdammt! Nur ihre Hand kann das Unrecht, das ich ihr zugefügt habe, von meinem Haupte nehmen!«

»Sie sehen?« erwiederte Stanislas. »Das ist unmöglich!
 – Vielleicht schon in diesem Augenblicke sind die Würfel
 gefallen und leidenschaftlicher Kampf wüthet in Ihrem
 Vaterlande!«

»Um so besser! Habe ich doch zwei Hände, um Theil
 daran zu nehmen. Die Rache der Jesuiten hat meine
 Mannheit, nicht die Kraft und den Muth des Mannes in
 mir gebrochen. Auch ich eile nach Galizien!«

»Und ich werde Sie begleiten!« rief Lodovico. »Wir tref-
 fen dort wenigstens mit unsren gemeinsamen Feinden
 zusammen. Lassen Sie uns für die Schmach, die sie uns
 jenseits der Alpen angethan haben, auf heimathlichem
 Boden Rache nehmen!«

Stanislas widerstand diesem Ansinnen, das ihm zweck-
 los schien, lange. Er erschöpfte sich in Gründen, um sie
 zu einem andern Entschluß zu bewegen, allein weder sei-
 ne Beredtsamkeit noch sein Spott konnten den jungen
 Männern eine andere Ueberzeugung beibringen. Und als
 auch Teresella ihren Entschluß billigte, ihn männlich edel
 und schön fand, mußte der Baron die Segel streichen, um
 nicht feig zu erscheinen. Die Umstände nöthigten ihn,
 sich einem Unternehmen anzuschließen, für das er sei-
 ner genußsüchtigen Natur nach gar keinen Sinn hatte.
 Jetzt, wo er durch Vermitteln und heimliches Spioniren
 ein Ziel erreicht sah, das seinen Feinden verderblich wer-
 den mußte, hätte er sich am liebsten zurückgezogen und
 den endlichen glücklichen oder unglücklichen Ausgang
 in träger Ruhe gern abgewartet.

Die gebieterische Macht besserer Naturen riß ihn mit fort und zwang ihn, einen Muth zu zeigen, den er nie besaß, nie besessen hatte.

Lodovico's und Nicol's Eifer ließ ihm keine Ruhe. Sie drängten mit Ungestüm zur Abreise. Nur der Abschied des Malers von Teresella führte noch eine kurze Verzögerung herbei. Dann jagten die drei von den verschiedensten Gefühlen erschütterten Männer wohl bewaffnet mit den schnellsten Rossen den Grenzen Galiziens zu.

SECHSTES KAPITEL. DIE SCHAAR DER RACHE.

Es kann nicht Zweck unserer Darstellung sein, die entsetzliche Katastrophe zu schildern, womit der unselige Aufstand Galiziens im Februar 1846 endigte. Die Zeitgenossen haben zum Theil darüber zu Gericht gesessen und in späteren Tagen wird die Geschichte, von keiner Leidenschaftlichkeit getrübt, ihr ruhiges Endurtheil darüber fällen. Unser Bestreben kann nur dahin gehen, die Schicksale derjenigen Personen, die uns so lange beschäftigt haben, an denen wir Theil nehmen, die wir lieben oder hassen, auch unter jenen blutigen Wirren noch zu verfolgen, in welche sie durch die Macht der Verhältnisse mit hineingerissen wurden.

Wir haben schon angedeutet, daß aus Mangel an Einigkeit unter den Verschworenen und weil die Interessen der leitenden Parteien in ihrem innersten Wesen nicht mit einander harmonirten, dem ganzen Unternehmen ein Alles überblickendes und gebietendes Oberhaupt fehlte. Vielleicht ist es auch der Fluch aller Revolutionen, daß im

Beginn jeder dem Buchstaben nach ungesetzlichen That jene ruhige Klarheit, die ein hervorragendes Kennzeichen gesetzlich begründeter Ordnungen ist, immer vermißt wird. Nur kühne und glückliche That und in Folge derselben rasches und umsichtiges Handeln drücken dem verbrecherischen Beginnen den Stempel der Weihe auf und sichern ihm dann unter günstigen Umständen Fortschritt, Dauer und endliche Anerkennung.

Von alledem ist bei dem letzten so unglücklichen und blutigen polnischen Aufstande kaum eine Spur zu entdecken. Der Unfriede der leitenden Häupter unter sich, die ganz heterogenen Zwecke, die sie im Auge hatten, die fast beispiellose Beteiligung der Priesterschaft, deren Ziel mit demokratischer Staatsumbildung schon des Princips wegen nichts gemein haben konnte, und die Hast, mit der der Aufstand gleichsam um jeden Preis improvisirt wurde, verkündigten schon im Voraus einen unglücklichen Ausgang. –

In den Orten Mierslewski, Dobrczielce und Melosgora hatten die kühnen Besitzer die Organisation des Aufstandes unternommen. Das Landvolk, der arme, darbende, verwilderte, durch die härteste Behandlung tückisch und boshaft gewordene Bauer war seit Jahr und Tag soweit bearbeitet worden, daß er mit den wunderlichsten Erwartungen einer Aenderung der bestehenden Ordnung der Dinge entgegensah. Die zahllosen Emissäre, welche unter hundert Verkappungen das Land im allen Richtungen durchzogen, hatten dieser begriffslosen, halb thierischen Masse eine Zukunft vorgespiegelt von der sie

nichts verstand, als daß sie darin frei sein, eigenes Besitzthum haben und mit den Gütern der Besiegten ihrer Unterdrücker, nach Belieben sollten schalten können. Des ersten Winkes gewärtig stand diese furchtbare Waffe, ohne Führer von Haus aus eine ungezügelte Räuberhorde, jederzeit schlagfertig da.

Wohl vertraut mit dem großen Einflusse, welchen die Geistlichen auf diese uncultivirten Menschen ausüben, war diesen das Los zugefallen, unmittelbar vor dem Ausbruche der Insurrection, von der Kanzel herab oder vom Altare aus das Volk anzureden, und den Kreuzzug zu predigen, gegen die Unterdrücker der polnischen Nationalität. Die wilden Blicke der überall zahlreich Versammelten verhießen den Edelleuten todesmuthige treue Bundesgenossen, die nur angeführt zu werden brauchten, um die verhaßten Fremden niederzumetzeln.

Pater Joseph hatte das Geschäft, die Masse zu begeisterter Freiheitsthat aufzurufen, von Mierslewski übernommen. Diesem Manne standen alle Gaben zu Gebote, durch welche man auf die Menge wirken kann – glänzende Beredtsamkeit, Feuer der Sprache, Ueberzeugungskraft und die seltene Kunst, sich Jedem verständlich zu machen. Seine Rede an viele Hunderte hatte daher auch einen fabelhaften Erfolg. Die Zuhörer stoben aus einander, sammelten sich in Haufen und verlangten von dem begeisterten Jesuiten selbst angeführt zu werden.

Die Gebrüder Mierslewski frohlockten schon im Stilien, warfen sich auf bereit gehaltene Pferde und sprengten der nächsten Stadt zu, wohin der Zug sich wenden

sollte, um daselbst die Revolution und Freiheit der polnischen Nation zu verkündigen.

Pater Joseph war sehr zufrieden mit der Wirkung seiner Rede. Er riß das Crucifix vom Altare, rief den beiden Grafen zu:

»Es geht nach Wunsch. Eilen Sie, ich folge auf dem Fuße mit den fanatischen Bauern!« und stellte sich an die Spitze des regellosen wunderlich bewaffneten Haufens.

Schon war die Schaar geordnet und einigermaßen militärisch abgetheilt, schon wollte der Jesuit mit ihr das Dorf verlassen, wo die Weiber lärmten, die Kinder schrien und lachten; als die Erscheinung eines einsamen Wanderers, der athemlos von der entgegengesetzten Seite in's Dorf kam, die Scene plötzlich verwandelte.

»Ein Wort mit diesen Leuten, Herr Kaplan!« rief er Joseph schon aus einiger Entfernung mit boshaftem Lächeln zu, »und der Segen des Gekreuzigten, der Ihnen als Fahne und Schwert dient, wird Ihr Unternehmen begleiten!«

Beim Schall dieser Stimme erblaßte Pater Joseph, begann zu zittern, und das Crucifix entsank seiner Hand. Wenn ein Todter aus dem Grabe erstanden wäre, wenn die Erde sich plötzlich geöffnet hätte, der Himmel auf ihn niedergestürzt wäre, er würde nicht mehr erschrocken, nicht so tief und tödtlich in seiner Seele verwundet worden sein.

»Nicol Bogecz!« stammelte er schaudernd. »Nicol Bogecz unter den Lebenden!« wiederholte flüsternd die

angstgeschwellte Lippe und stier, wie ein Geistesabwesender blickte er auf den blassen, schmächtigen, schrecklich lächelnden jungen Mann, der so übermüthig, so stolz und siegesgewiß sein Haupt zu ihm erhab und dessen scharfe herzlose Blicke wie kalte Dolchspitzen ihn schohnungslos durchbohrten.

»Nicol, mein Junge!« rief jetzt auch der alte Bogecz, der Einer der Ersten unter den aufgeregttesten Bauern stand und das Wort des Angriffes kaum erwarten konnte. Den rohen Natursohn, in rauhen erniedrigenden Verhältnissen aufgewachsen, überraschte doch das Vatergefühl, obwohl er nie mit großer Liebe an Nicol gehangen hatte, dessen vornehmes Wesen ihn frühzeitig abstieß und von sich entfernte.

»Freut mich, daß Du Wort hältst,« sprach er vergnügt, »obschon Du etwas spät kommst. Aber verflucht abgehungert siehst Du aus,« setzte er hinzu. »Wenn dies von der geistlichen Kost herkommt, muß sie noch dünner und magerer sein, als unser Haferbrei. – Nun Gott verdamm' mich, das soll jetzt aufhören, denn, wie Du siehst, sind wir eben dabei, auszuziehen und wieder etwas Ordnung in die Welt zu bringen. Den schlechten Wirthschaftern soll das Maß gemessen, der Krug gefüllt werden, und wenn's da irgendwo hapert, wird's um Haut und Haare gehen! Darum, mein Junge, haben wir auch Sensen und Dreschflegel mitgenommen. Jene sind für die Vornehmen, diese für die Gemeinen, und der da, der Schwarzrock, unser hochwürdiger Herr Kaplan, der ist unser General. Ein Hurrah dem geistlichen General!«

Schon schrieen einzelne Stimmen aus dem Haufen, da gebot Nicol Ruhe, furchtsam verstummten die Schreier. Nicol ergriff die Hand seines Vaters und deutete mit der Linken auf Joseph.

»Der da, Vater, soll Euch führen?« sagte er. »Laßt ab von ihm, er hat Euch betrogen!«

Die Menge stutzte, Bogecz maß den kecken Sprecher mit drohenden Blicken.

»Berührt ihn nicht, den Elenden, von Gott Verfluchten!« rief jetzt, sich schnell sammelnd, der Kaplan. »Er ist ein Verworfener, von der Kirche Ausgestoßener! Der Bannfluch hat ihn getroffen!«

»Verlorener Sohn!« murmelte Bogecz und wich zurück. Nicol stand allein, ihm zunächst Pater Joseph. Er sah ein, daß hier nur entschiedenes Handeln ihn retten konnte. Gelang es dem Jesuiten den rohen Haufen zu beherrschen, so konnte er im nächsten Augenblicke zerrissen oder in Stücke gehauen sein. Er griff zu einem Mittel, das auf rohe Naturmenschen seine Wirkung nicht verfehren konnte.

»Vater,« sagte er, dem riesigen, wild blickenden Bauer behutsam näher tretend. »Weißt Du, weißt Du ich so schmächtig und blaß aussehe? Weil ich keine Kapaune mehr essen kann. Seiner Hochwürden, der Herr Kaplan, hat ganz Recht. Ich bin ausgestoßen, bin nicht mehr Priester, und das Alles bloß deshalb, weil mir die Kapaune widerstehen.«

Mehrere aus dem Haufen lachten, Bogecz ward ungeduldig.

»Uns widerständen sie nicht, wenn sie uns in's Haus flögen,« sagten ein paar der Aufgewecktesten, »aber die Herren Geistlichen sind immer so hungrig.«

»Welcher Unsinn!« murmelte Bogecz. »Bist Du im Bann, so kannst Du meinetwegen auf dem Miste verfaulen.«

»Das kann wohl noch kommen,« versetzte Nicol, »zuvor aber magst Du erfahren, warum mir die Kapaune nicht mehr schmecken. Gib Acht, Vater! Dein Sohn –«

Die letzten Worte flüsterte Nicol dem Galizier heimlich in's Ohr.

Bogecz schrie auf, wie ein angeschossener Eber.

»Ich spreche die Wahrheit Vater, beim ewigen Gott, der über uns waltet, und dieser ist's, der es vollbracht hat!«

»Ha, so soll er verr –«

»Nicht jetzt, nicht hier, Vater!« fiel Nicol dem Wüthen- den in die Rede und hemmte den aufgehobenem Arm, der gegen Joseph einen furchtbaren Schlag mit dem kurzen Beile führen wollte.

»Er muß sterben von meiner Hand!« stöhnte der schäumende Galizier.

»Das soll er, sobald Du Alles erfahren hast. Nicht ihn allein, auch andere Schuldige soll die Strafe ereilen! – Verlaß ihn, sage den Andern, daß auch sie ihn verlassen! Höre mich an und dann handele! – Wo sind wir sicher vor Störung?«

»Du hast Recht – Gott schütze Dich, Nicol,« erwiederte Bogecz, dem unglücklichen Sohne die Hand schüttelnd.

Dann wandte er sich zu dem murmelnden Haufen der Bauern.

»Meine Brüder,« sprach er zu den Unschlüssigen, »Ihr wißt, daß ich lange die Muskete getragen und es bis zum Korporalstock gebracht habe, da ich oft genug Bekanntschaft mit ihm machte. Ein Soldat versteht 's Kriegshandwerk besser, als ein Priester. Gehorcht also mir und laßt den Schwarzrock laufen. Der da – auf Nicol deutend – wird's Euch beweisen, daß er ein schlechter Kerl ist, der so thut, wie das andere Tyrannengesindel, einen Kopf kürzer gemacht zu werden verdient! – Kommt, meine Brüder! Im langen Kruge wollen wir Rath halten, die Zeche soll Euch nichts kosten. Nieder mit den Betrügern, den Heuchlern! Es lebe das Haus Oesterreich, es lebe der Kaiser!«

»Hurrah hoch!« brüllte die Menge, schwenkte die Mützen, klirrte mit den Sensen und Gabeln, schlug mit den Dreschflegeln zusammen.

»Nach Dobrczielce!« schrieen die Einen, »Tyrannenblut!« heulten Andere, die wilden Augen unter struppi gen Braunen wie blutgierige Tiger rollend und die Fäuste drohend gegen den Himmel erhebend. »Freiheit!« – Keine Robott mehr!« »Tod den Aufrührern, den Edelleuten!« tobten Hunderte in wilder Raserei durcheinander, nahmen Bogecz und Nicol in die Mitte und rissen Beide unter fortwährendem Geschrei und gräßlichen Verwünschungen gegen die Edelleute in das von Weibern und Kindern wimmelnde Dorf, das sich alsbald in einen Schauplatz größter Unordnung und Zügellosigkeit verwandelte.

Den immer wilder sich gebehrdenden Männern gesellten sich halb berauschte Mädchen und Frauen freiwillig zu, in den allgemeinen Racheruf der entzügelten Horde einstimmend. Andere wurden von ihren Männern gezwungen, dem Zuge sich anzuschließen, um Zeuge und Theilnehmer der Greuel zu sein, die der Haufe im Begriff stand zu verüben. Zu diesen gehörte Bogecz' Tochter, während ihre rohe Mutter, einen kurzen Pfeifenstummel rauchend und eine Hacke kräftig schwingend, muthvoll neben ihrem Manne einherschritt und die Herrschergewalt über dem zahlreichen Trupp mit ihm theilen zu wollen schien.

Hedwig, schwach und schüchtern, schloß sich in schwesterlicher Zärtlichkeit an Nicol an und begehrte von ihm zu erfahren, was die sich mehr und mehr erhitzende Menge beabsichtigte.

»Bruder,« rief das geängstigte Mädchen, »Bruder, erbarme Dich mein! Hindere diese Entsetzlichen an nutzlosem Blutvergießen! Rette die Schuldlosen! – Du bist ja Priester, auf Dich werden sie hören!«

Nicol hegte einige Zweifel hinsichtlich der Gewalt, die ihm seine Schwester zuschrieb. Ein Wort von ihm, das zündend in diese ungebildeten, großentheils verwildernten Gemüther fiel, hatte wohl hingereicht, sie die Fesseln, die sie so lange in träger Dumpfheit getragen hatten, abzuschütteln zu lassen, die in ihrem Freiheitsgefühl ungestüm Fortstürmenden eben so leicht wieder zu zügeln, getraute er sich nicht. Und selbst, wenn er eine so dämonische Macht besessen hätte, würde er doch sehr

wahrscheinlich Anstand genommen haben, schon jetzt Gebrauch davon zu machen. Nicol wollte und suchte Rache, und in dem wütenden Menschenknäuel, aus mehreren hundert Bauern bestehend, hatte er das geeignetste Corps gefunden, um von ihm unterstützt seine schwarzen Rachegedanken zur blutigen That werden zu lassen. Er begnügte sich daher, die jammernde Schwester, die im Allgemeinen wenig beachtet wurde, nach Kräften zu beruhigen, während sein funkeldes Auge sich an den schauerlichen Drohungen und entsetzlichen Gebehrden labte, unter denen sich der meuterische Haufe in großer Schnelligkeit durch die Sümpfe nach Dobrczielce fortbewegte.

Schaudernd erkannte Hedwig den Weg, den sie vor langen Monden dereinst in kalter Winternacht allein zurückgelegt hatte. Damals beflügelte die Liebe ihre Schritte, erfüllte ein einziger süßer Gedanke ihr ganzes Wesen. – Es drohte ihr Gefahr, sie wußte es, aber achtlos muthig, freudenvoll stürzte sie sich ihr entgegen, denn sie war glücklich in dem Gedanken, geliebt zu sein. –

Wie anders war dies binnen wenigen Monaten geworden! Godornik hatte sie treulos verlassen nachdem er die Blüthe ihrer Jugend herzlos gebrochen, und schon seit drei Monaten lebte er mit einem andern Weibe in glänzenden Verhältnissen! – Seitdem verzehrte sich Hedwig in stillem Grame, denn laut werden durfte sie ihren Schmerz nicht lassen, wenn sie nicht von dem unerbittlich harten Vater gemißhandelt werden wollte.

Ungeachtet der Schändlichkeit, die Godornik aus weltlichen Rücksichten und rein egoistischen Zwecken an ihr begangen hatte, hing sie doch noch immer mit voller Seele an dem Ungetreuen. Oftmals hatte sie fröstelnd des gräßlichen Schwures gedacht, den ihr Vater vor Jahresfrist gethan, und selten verging eine Nacht, daß sie nicht im Traume den unwürdigen Geliebten mit Bogecz im Kampfe erblickte. Der Instinct des Herzens sagte dem unglücklichen Mädchen, daß jetzt die Zeit gekommen sein möchte, wo der unversöhnliche grimmige Vater seinen Schwur halten dürfte. Godornik lebte noch immer auf Schloß Dobrczielce und dahin wälzte sich zunächst der mehr und mehr anschwellende Haufe. Vergeblich strengte sie ihren armen schwachen Kopf an, um ein Mittel zu ersinnen, das den Bedrohten retten könnte, jede Minute brachte sie dem verhängnißvollen Orte näher, ohne daß sie dem wahrscheinlichen Opfer einen Wink von der Gefahr, die ihm bevorstand, geben konnte.

Als der schreiende Troß die Hütten des Dorfes erreichte und den viel besuchten Krug aufsuchte, der schon lange ein Hauptsammelplatz der zechenden Bauern war, athmete Hedwig etwas leichter auf. Man beachtete vor der Hand das Schloß nicht, wo Godornik wohnte, sondern setzte sich im langen Kruge fest.

Bald floß der Branntewein in Strömen und erhitzte die Masse der Bauern zu thierischer Wildheit. Bogecz betrachtete sich durchaus als Anführer, gab Befehle und erhielt Gehorsam, was in sofern kein Wunder war, da sie

den Wünschen Aller vollkommen entsprachen. Er redete mit den Muthigsten, wobei Nicol ihm stets zur Seite blieb. Mit jedem Worte steigerte sich die Erbitterung. Hella raufte sich vor Wuth die grauen Haare und gebehrde sich wie eine Furie. Es mußte ein furchtbarer Stachel in den Worten des riesigen Galiziers liegen, denn Jeder-mann gerieth in eine Art Raserei und schrie nach Rache.

»Die Pfaffen müssen sterben!« schrieen Diese, »die Edelleute müßten in ihren Schlössern verbrannt werden!« riefen Jene. Ein allgemeiner Vertilgungskrieg schien beschlossen zu sein und in naher Ausführung zu stehen.

Nach Verlauf einer Stunde wimmelte ganz Dobrczielce von bewaffneten halbtrunkenen Bauern. In einiger Entfernung fielen Schüsse und verkündeten, daß weit im Lande der Aufstand begonnen hatte. Niemand aber wußte, wer ihn leitete und gegen wen er eigentlich gerichtet war. Die Bauern beseelte jedoch nur ein Wunsch – blutige Rache zu nehmen an ihren Peinigern, die ihnen jetzt als Tyrannen und Empörer doppelt verhaßt waren.

Schon unterwegs waren Lodovico und Stanislas mit den aufrührerischen Bauern zusammengetroffen, da sie vor dem Dorfe auf die Rückkehr Nicol's gewartet hatten. Sie mußten sich, um dem Tode zu entgehen, den Wüthenden anschließen und gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen.

Nach einigen Stunden wüster Schwelgerei gab Bogecz das Zeichen zum Aufbruch. Der Abend begann zu dämmern und hie und da stiegen röthliche Rauchsäulen über den Waldsäumen und in der bebauten Ebene auf.

»Nach dem Schlosse!« schrie Bogecz, und unter laut gellendem Rachegeschrei wälzte sich der wuthentbrannte Haufe gegen den nahen Edelsitz.

Der Besitzer war nicht zu Hause, auch Godornik nirgends zu entdecken. Man erfuhr, daß sie schon am frühen Morgen zu Kalugi aufgebrochen seien, um sich einer Menge dort zusammenkommender Edelleute anzuschließen. Godornik's Weib ward ergriffen und hohnlachend niedergestoßen. Dann warf man Feuerbrände in die Gebäude, und als die Flammen auf vielen Seiten ausbrachen, verließ der Zug unter wüstem Geschrei den brennenden Edelhof. Das Schloß Kalugi's war der nächste Ort, gegen den nun die Horde der entmenschten Rächer sich wendete. Halam und Marocz schienen am meisten zu diesem Entschlusse beigetragen zu haben.

Lodovico nahm Nicol bei Seite und sagte zu ihm:

»Sind wir denn unter Mordbrenner gerathen? Wie soll diese Raserei endigen?«

»Es sind die Rächer verjährter Frevelthaten. Die Nemesis bricht über die Schuldigen herein, lassen wir sie gewähren, da es nicht in unserer Macht steht, sie zu hindern.«

»Dies ist ein Morden, keine Revolution!«

»Die Revolution, dünt mich, ist schon besiegt. Das Volk steht auf gegen seine Unterdrücker und erspart es der Regierung, die Empörer zu überwältigen.«

»Man wird die Unschuldigen mit den Schuldigen erschlagen!«

»Geschieht im Kriege je etwas Anderes?« versetzte Nicol. »Mögen die es verantworten, die den blutigen Sturm über das Land heraufbeschworen haben.«

»Träfen wir nur auf den Grafen, damit wenigstens dieser gerettet würde!«

»Er ist gerettet, da er sich uns anschließen muß.« –

Es war inzwischen Nacht geworden. Die Flammen von Dobrczielce beleuchteten weithin das winterliche Gefilde und die zerstreuten Dörfer, welche die Bauern berührten. Ueberall schlossen sich auf den ersten Ruf Massen neuer bewaffneter Haufen an und vermehrten das Getümmel, den Siegestumult der Zerstörer. Man erreichte die Heerstraße und zog auf dieser rasch fort. Nach einiger Zeit tauchte ein dunkelflammendes Licht über dem Gefilde auf.

»Das Auge von Melosgora!« jubelte die Menge und klirrte mit den blinkenden Sensen.

Aus der Ferne vernahm man das Rollen eines Wagens.

»Was ist das?« fragten Viele und die Horde machte Halt. Bogecz gebot Ruhe und als man den schnell heransausenden Wagen, den vier muthige Rosse zogen, erkennen konnte, riefen ihm die Vordersten ein donnerndes Halt zu.

»Macht Platz,« antwortete der Kutscher. »Ein polnischer Edelmann kehrt von der Reise zurück.«

»Ein Edelmann! Ein Blutsauger! Ein Empörer! Zerreißt ihn in Stücke!« grölten die Rasenden.

»Es ist kein Empörer, sondern ein Freund der Ordnung,« antwortete eine Stimme, die Nicol das Blut gerinnen machte.

»Alle Edelleute sind Empörer!« schrie Bogecz und schwang sein Beil, das im matten Schein des Feuers blutig funkelte. »Nieder mit ihm!«

Mehr denn zwanzig Hände stürzten sich auf die Pferde, Andere rissen den Kutscher vom Bock und schlugen mit Dreschflegeln auf ihn. Bogecz selbst als der Vorderste schwang sich auf den Wagentritt und traf mit furchtbarem Schlag die Stirn des Greises, der sich hoch aufrichtete im Wagen.

»Vater, Vater halt ein!« schrie Nicol. »Es ist Graf Michael von Sembronowski, ein edler Mann, dem ich schweres Unrecht abzubitten habe!«

Gefolgt von Lodovico und Stanislas warf sich der ehemalige Jesuit auf die herandrängende Schaar der Bauern. Verzweiflungsvoll rangen die entsetzten drei Männer mit den wilden Mördern. Vater und Sohn packten sich wie geifernde Tiger, aber die übermenschliche Kraft des riesigen Bogecz schleuderte sie zurück, und mit kaltem Blute führte er einen zweiten tödlichen Streich gegen den

Grafen. Sterbend sank der Greis in Lodovico's ausgebretete Arme. Er verschied, den Namen seines Neffen lallend. Victorie, ebenfalls zum Tode getroffen, lag an Nicol's Brust. Sterbend lispelte sie seinen Namen und berührte mit versöhnendem Kusse seine Lippen.

Die entsetzliche Unthat war vollbracht. Jauchzend wälzte sich die Mordbande weiter, was sie an Kostbarkeiten fand, mit sich schleppend.

Nicol und Lodovico knieten neben den Erschlagenen. Stanislas lehnte bewußtlos an dem umgestürzten Wagen. Das röthliche Licht auf dem Thurme von Melosgora flammte melancholisch über den blutbespritzten Leichen.

SIEBENTES KAPITEL. DAS AUGE VON MEOSGORA.

Ingrimmig zerdrückte Pater Joseph eine Verwünschung zwischen den Lippen, als durch Nicol's unerwartete Dazwischenkunft die seiner Ansicht nach so gut wie gewonnenen Bauern von ihm abgefallen waren. Er sah jetzt mit Entsetzen, wie sich von der künstlich geschlungenem Kette ein Glied nach dem andern lösen und sie gänzlich vernichten würde. Als gähne der schauerliche Abgrund dicht vor ihm, in den hinab ein dunkels Schicksal ihn zu stürzen drohte, und mache ihn erbeben, schloß er mechanisch die Augen und kehrte dem heulend fortziehenden Haufen den Rücken.

Das plötzliche Wiederaufstauchen Nicol's, den er wirklich für todt gehalten hatte, verursachte dem Pater großen Kummer. Als kluger Kopf mußte er sich sagen, daß dieser begabte junge Mann, an dem sich der Orden

so beispiellos hart vergangen hatte, nicht blos von ungefähr in diesem großen entscheidenden Augenblicke hier angekommen sei. Er vermutete, daß der schwer Gemiß-handelte schon geraume Zeit mit den Feinden des Ordens, die in dem gegenwärtigen Falle auch Feinde der Revolution waren, in engster Verbindung gestanden haben möge, und schnell erklärte er sich aus diesem ihm bisher unbekannt gebliebenen, ja kaum zu vermutenden Umstande die Fruchtlosigkeit seiner letzten gewagten Versuche, den Grafen Michael in seine Gewalt zu bekommen.

Nach den so eben erlebten Vorgängen war ein glücklicher Ausgang der Empörung, die wie Joseph wußte, an diesem und dem nächsten Tage im ganzen Lande ausbrechen würde, kaum zu erwarten. Die Macht, von deren Unterstützung er das Meiste erwartet hatte, die Masse des Volkes war, von einem richtigen Instinct der Selbst-erhaltung und von einem unklaren Gefühl für Recht geleitet, den Aufständischen untreu geworden. Wußte man auch nicht, was auf andern Puncten des Landes geschehen sein konnte, so ließ sich doch befürchten, daß das einmal gegebene Beispiel Nachfolger finden und so zwei gegen einander wüthende Revolutionen auf einmal erzeugen würde.

Unter solchen trübseligen Umständen mußte man nur das Nächste zu retten suchen. Erhaltung des eigenen Lebens und Wahrung der höheren Interessen der Gesellschaft, für die Pater Joseph bis jetzt die Kräfte seines ganzen Lebens geopfert hatte, lag ihm vor Allem ob und darauf richteten sich jetzt all seine Gedanken.

Die Gräfin Mierslewski, diese Vorgänge nicht ahnend, mußte zuerst in Kenntniß gesetzt werden, denn, wie die Sachen jetzt standen, war Sturm, Plünderung, ja Mißhandlung und Todtschlag aller derer, die mit den Bauern nicht gemeinschaftliche Sache machten, sehr wahrscheinlich. Eine Belagerung auch nur von wenigen Stunden hielt Mierslewski's Schloß nicht aus. Auch besaß der Graf nicht hinlängliche Pulvervorräthe, um sich mit Nachdruck längere Zeit vertheidigen zu können, und endlich konnte man sich ja auch auf die Treue und Ergebenheit der Diener, die meistentheils Söhne robotpflichtiger Bauern waren, nicht verlassen.

Dies schnell überdenkend, kehrte Pater Joseph in's Schloß zurück und verlangte sogleich die Gräfin zu sprechen. Emma nahm ihn auf der Stelle an und begrüßte ihn mit begeistert glänzenden Augen.

»Ist es geschehen?« fragte sie lebhaft, den Jubel ihres Herzens kaum bewältigend, denn ihre patriotische Begeisterung ließ sie ein Mißlingen des furchtbaren Beginnens gar nicht annehmen.

»Es ward versucht und – es ist mißlungen!« erwiederte zögernd der Kaplan.

»Mißlungen! – Unmöglich!«

»Geben wir deßhalb noch nicht alle Hoffnung auf, gnädige Gräfin,« fuhr Joseph möglichst ruhig fort. »Was hier mißglückte, kann anderwärts guten Erfolg haben. Leider sind wir in einem bösen Irrthum befangen gewesen! – Die Bauern auf deren Mitwirkung wir so sicher rechneten, denen man goldene Berge verheißen hat, die sich

seit Monaten der Idee so günstig zeigten und kaum den Tag des Ausbruches erwarten konnten; sie haben uns den Gehorsam aufgesagt und die Waffen gegen uns gekehrt! – Noch wundere ich mich, daß ich lebendig vor Ihnen stehe!«

»Man muß diese Rebellen niederschießen,« rief die Gräfin entrüstet. »Wo sind sie? Ich will unter sie treten und sie zu Ihrer Pflicht zurückführen.«

»Sie würden sich nur unnützerweise einer großen Gefahr aussetzen, gnädige Frau. – Hören Sie das Gebrüll? Es ist das Jauchzen dieser Halbwilden, zu deren Anführer sich jener Bogecz aufgeworfen hat, dessen Sohn Ihrem Hause so großen Dank schuldig ist.«

Und nun erzählte der Kaplan in größter Kürze, wie der todtgeglaupte Nicol im entscheidenden Augenblicke unter die Bauern getreten sei und seinem Vater sein Schicksal mitgetheilt habe. Er schloß mit der beruhigenden Bemerkung:

»Noch bin ich überzeugt, daß ohne die störende Dazwischenkunft dieses unseligen Menschen, der durch seinen Leichsinn die größten und glorreichsten Pläne unseres heiligen Ordens vernichtet hat, die blödsinnige Masse mir blindlings gefolgt wäre. Bogecz' Abfall zog die Andern nach, sein Fluch hallte wieder in den Herzen der Uebrigen. – Zum Glück gibt es nicht überall einen Nicol und so haben wir ja noch immer die Berechtigung das Beste zu hoffen.«

»Mein Gemahl muß auf der Stelle benachrichtigt werden,« sagte die Gräfin.

»Wenn Sie glauben, daß die Dienerschaft treu und zuverlässig ist –«

»Sie fürchten?«

Pater Joseph zuckte die Achseln und sah die schöne Frau nur bedenklich an.

»Es wäre entsetzlich!« rief erblassend die Gräfin aus.

– »Verrathen von den Unterthanen, verrathen von den eigenen Dienern!«

»Dies nennt man Empörung!« sagte der Pater boshaft kalt. »Es würde nie Revolutionen geben, wenn alle Dienner, alle Unterthanen ihren Herren ewig treu blieben.«

Die Gräfin fühlte die schreckliche Wahrheit dieser boshaften Bemerkung und warf sich seufzend in die Ottomane.

»Lassen Sie den Muth nicht sinken, gnädige Frau,« fuhr Pater Joseph fort. »Noch ist nichts verloren, wenn die Ueberrumpelung der Städte gelingt und anderwärts das Landvolk sich mit Kraft für den Aufstand erklärt. Eine vereinzelte Rotte meuterischer Bauern sprengen zwanzig Edelleute auseinander und jagen sie in alle vier Winde.«

»Wenn sich aber auch in andern Ortschaften dieser schmachvolle unpatriotische Sinn zeigt und die Massen sich überall gegen uns erklären?«

»Dann, gnädige Frau, kann für den Adel Galiziens die Sterbestunde geschlagen haben! – Noch ist dies nicht zu fürchten, glaub' ich, doch möchte ich nach dem so eben Erlebten zu Vorsichtsmaßregeln rathen. – Der Graf, Ihr Gemahl, versprach nach erfolgter Ueberrumpelung

des nächst gelegenen Fleckens zurückzukehren. Bis dahin sind wir in jedem Falle geborgen, denn vorerst hat sich die Meutererbande nach Dobrczielce begeben. Benutzen Sie die vergönnte Frist, die werthvollsten Besitzthümer zusammenzuraffen. Auch ich mache mich reisefertig. Denn kommt der Haufe zurück, so möchte ich keinen Deut für mein Leben geben. An diesem nicht unwahrscheinlichen Falle ist auch für Sie, gnädige Frau, nur Heil in der Flucht. Dem ersten Anprall dieser Wüthen den sich entgegenstellen wollen, wäre ausgesprochener Wahnsinn. Sie werden plündern, brennen und morden, wohin sie sich werfen. Erst wenn sie sich müde gerast haben, wird man sich ihrer wieder bemächtigen und sie in unzerreißbare Fesseln schlagen können.«

»Aber wohin, mein Freund, wohin sollen wir fliehen, da ja in diesem Augenblicke schon ganz Galizien im Aufstande sein muß?«

»Lassen Sie darüber den Grafen entscheiden,« versetzte Pater Joseph. »Ich höre ihn soeben in den Hof sprengen. Sein Bruder begleitet ihn. Die Pferde sind weiß von Schaum – der Graf trägt den linken Arm verbunden – alles Zeichen, daß es zum Kampfe gekommen ist.«

»Ich zittere,« flüsterte die Gräfin und stützte sich auf den Arm des Paters, um ihrem Gatten entgegen zu gehen.

Mierslewski trat mit seinem Bruder hastig in's Zimmer.

»Du blutest, theurer Freund, Du bist verwundet!« rief die Gräfin aus und schloß den Geliebten in ihre Arme.

»Diese nichtswürdigen Hunde!« murmelte der Graf.

»Sie widersetzen sich?« fragte der Pater.

»Mit einer Hartnäckigkeit und Wuth, der wir vergeblich die Spitze boten. Der alte General schoß unter sie, als weder Zureden noch Drohungen verfingen. Da stürzte sich die tobende Menge auf ihn, riß ihn vom Pferde und zermalmte den Unglücklichen mit ihren nägelbeschlagenen Stiefeln. Mir und Alexander stand gleiches Schicksal bevor, hätten wir uns nicht durch Flucht gerettet.«

»Also Alles verloren,« jammerte die Gräfin.

»Nicht doch, liebe Emma!« erwiederte der Graf. »In Krakau wird die Revolution siegen, von dort aus werden wir starke Unterstützung erhalten. Nur für den Augenblick müssen wir uns zu retten suchen, da einige Stunden im Umkreise alles Landvolk gegen uns aufgestanden ist und jedem Edelmannen den Tod geschworen hat. – Schon sind Hunderte von Bauern, bewaffnet, wie Zigeunergesindel und Mordbrenner, im Anzuge. Binnen ein paar Stunden können sie hier sein. – Ich will nicht auf sie warten, da dieses Haus auf keine Belagerung eingerichtet ist. Mögen sie es zerstören, wenn es nicht anders sein soll. Wir fliehen noch in dieser Stunde, Graf Kalugi wird uns mit Freuden einen Zufluchtsort in seinem festen Schlosse gestatten. Auch ist er besser auf solche Wechselsefälle bedacht gewesen, als ich, so daß nöthigenfalls die ersten Stürme zügelloser Bauern mit Glück abgeschlagen werden können. – Nur rasch, damit uns die Schandbuben nicht zuvorkommen!« –

Mierslewski betrieb die Abreise mit solcher Eile, daß Pater Joseph daraus auf große und nahe Gefahr schloß. Was es im Schlosse an Waffen gab, wurde mitgenommen.

Kostbarkeiten, Pretiosen und wichtige Papiere ebenfalls eingepackt und zwei Reisewagen mit den nöthigen Koffern belastet. Von Dienern gestattete der Graf seiner Gemahlin nur zwei erprobte junge Mädchen. Er selbst begnügte sich mit seinem alten Kammerdiener und zwei Bedienten nebst zwei Kutschern. Alle Uebrigen ließ er zurück, ihnen die Sorge für sein gefährdetes Eigenthum anvertrauend.

»Elende Hunde!« sagte er, als er seine Gemahlin in den Wagen hob. »Ich weiß bestimmt, daß sie den Räuberbanden freiwillig die Thore öffnen sobald sie sie erblicken. Es ist eine Empörung, über deren Frechheit man erstaunen müßte, ginge sie von bessern Individuen aus!«

Ohne noch einen Blick auf sein Eigenthum zu werfen, das er gewisser Zerstörung überließ, befahl er dem Kutscher, auf einem Seitenwege, von dem er hoffte, daß er von räuberischem Gesindel noch nicht überfluthet sein würde, nach Kalugi's festem Schlosse zu fahren.

Die Flüchtigen – denn so müssen wir sie nennen – erreichten auch wirklich, begünstigt durch die Ausdauer ihrer jungen und muthigem Rosse, Melosgora unangefochten und bei guter Zeit. Mierslewski vermutete nur die Dienerschaft im Schlosse zu finden, denn er wußte, daß Kalugi es übernommen hatte, eine stark bevölkerte Stadt mit seinen Vertrauten anzugreifen, die Beamten gefangen zu nehmen oder nöthigenfalls sie unschädlich zu machen. Er ward daher sehr unangenehm überrascht durch das ordnungslose Getümmel, das auf dem geräumigen

Hofe herrschte, wo eine Menge Reitpferde auf- und abgeführt wurden von bewaffneten Dienern, wo Kutscher schimpften, Reitknechte fluchten und Jeder nach Belieben zu schalten, und zu lärmern das Recht zu haben schien.

Bald ergab es sich, daß Kalugi mit vielen Edelleuten schon seit Stunden in großer Eile zurückgekommen war. Zwar hatte die Dienerschaft etwas Zuverlässiges nicht erfahren, allein die Bestürzung Aller, die bedenklichen Mienen des so entschlossenen Gebieters und seine auffallende Ruhe, selbst die Verstöße der Diener nicht stören konnten, ließen vermuten, daß etwas ganz Außerdentliches, etwas sehr Ernstes geschehen war.

Kalugi empfing seine Gäste freundlich, konnte sich aber doch nicht enthalten, in seinem Unmuthe die überflüssige Bemerkung zu machen, daß es ihn mehr freuen würde, wenn sie nicht gekommen wären.

»Ich fürchte,« sagte er, »daß wir uns gegenseitig Mitt-heilungen sehr verwandter Art zu machen haben. Ich wenigstens kann und will einem Freunde nicht verbergen, wie übel es steht, wie trostlos die Aussichten sind. Unsere Expedition ist nicht allein völlig verunglückt, wir haben auch noch eine Schlappe davon getragen, und zwar durch einen Angriff rasenden Bauernvolkes, das schlechterdings von einer Empörung gegen den Kaiser nichts wissen will. Ich wollte, man hätte meinen Rath befolgt und für hinlängliche Quantitäten Gift gesorgt! Wie Ungeziefer wollte ich die Bestien zu Hunderttausenden krepiren sehen. Lieber das Land entvölkern und ohne Volk

leben, als mit solchen unsinnigen Thoren, die nicht begreifen, was die Freiheit und Ehre des galizischen Edelmanns verlangt.«

»Sie werden sich noch erinnern,« erwiederte Pater Joseph, »daß ich von jeher die ungestüme Bearbeitung dieser urtheilsunfähigen Massen durch demokratisch gesinnte Emissäre nicht billigte. Das Volk, dumm und gedankenlos, hält sich immer nur an's Wort, nicht an den Sinn, an die Sache selbst, nicht an den Begriff derselben, und verwechselt dadurch Gutes und Böses. Auch war es nicht weise, den Druck so weit zu treiben, wie Sie, Herr Graf, es immer für gut fanden. Was anders konnte dabei herauskommen, als Haß gegen den Bedrücker und die Lust, bei erster Gelegenheit Rache zu nehmen? – Ich fürchte, ich fürchte, die Folgen dieses und manchen andern Mißgriffes werden wir jetzt schwer zu erdulden haben!«

»So recht!« versetzte ärgerlich der heftige Kalugi. »Das fehlte noch, daß wir uns gegenseitig in die Haare geriethen und in der dringendsten Noth einander verließen! Der Teufel mag schlau genug sein, diese verstockten Brannteweinsäufer zu ergründen! Wenn ich unter sie trat und ihnen zu trinken auftischen ließ, küßten sie mir Rock und Stiefel, und dann grade am eifrigsten, wenn ich sie erst hatte durchpeitschen lassen. Wie soll man solches Vieh behandeln? – Und jetzt, als wäre ein Dämon unter sie gefahren, machen sie Front gegen uns, weichen nicht Pistole, nicht Säbel, stechen nieder, wen sie erwischen und haben mir bei allen Heiligen geschworen, nicht eher

zu ruhen, bis sie auch mich erschlagen und sich in meine Güter getheilt haben!«

»Communismus, reiner Communismus!« sagte Alexander Mierslewski. »Ghiberti hat recht gesehen. Er beklagte, daß die aus Paris abgeschickten Emissäre dies gefährliche Mittel zur Aufregung des galizischen Volkes ergriffen hatten. Bei seiner tiefen Entzittlichung oder vielmehr bei dem völligen Mangel sittlicher Durchbildung und bei dem stets wachen Gefühl, unwürdig behandelt worden zu sein von uralters her, mußten diese Lehren schreckliche Früchte tragen.«

»Was hilft das Alles jetzt,« versetzte Kalugi. »Der Wurf ist gethan und allem Anschein nach mißlungen. Nun gilt's, rasch und gewandt sein und sich seiner Haut wehren. Lebendig kriegen mich diese Bestien nicht und sollt' ich mich selbst in die Luft sprengen! Uebrigens kann der Rumor nicht gar lange dauern. Die Truppen der Regierung, die schon gerüstet an den Grenzen stehen, müssen jetzt gegen die Mordbrenner ziehen, wie sie gegen uns losgehetzt worden sein würden, wenn die Fahne der Revolution siegreich auf den Mauern der Städte geweht hätte.«

»Glauben Sie, dieser Umschwung wird uns etwas helfen?« erwiederte Graf Mierslewski. »Täuschen Sie sich nicht! Schlagen wir uns glücklich durch das Gesindel, so tragen wir unsre Köpfe doch dem Schaffott entgegen. – Wir mußten siegen; da es das Schicksal nicht wollte, ist es ganz gleichgültig, auf welche Weise wir umkommen.«

»Ich aber sage, es ist nicht gleichgiltig!« rief Kalugi aus. »Es gibt nur *eine* Art, uns dem Tode mit Ehren zu überliefern und diese heißt: mit polnischer Tapferkeit kämpfen bis zum letzten Hauche!«

»Sie haben das rechte Wort gesprochen, Graf Kalugi!« fiel die Gräfin Mierslewski ein und reichte dem ritterlichen Manne die Hand. »Mag die Nachwelt unser Beginnen verdammen, wenn sie sich dazu berechtigt glaubt, auf unserer Ehre als polnische Edelleute darf nicht der kleinste Makel haften. Darum stimme ich Ihnen bei: Kampf mit altpolnischem Muthe bis zu Sieg oder Tod! Haben wir ja doch nichts zu verlieren als das Leben, und das ist ohne Freiheit keinen Athemzug werth!«

Die Gräfin eroberte sich durch diese heldenmüthige Aeußerung einen begeisterten Zuruf der vielen galizischen Cavaliere, die mit Kalugi nach dem verunglückten Auszuge in dessen festes Schloß zurückgekehrt waren. Mit den Bedienten der Fremden belief sich die Zahl der Männer auf einige funfzig, die alle mit Waffen und Munition reichlich versehen waren. Als ein Glück betrachtete man es, daß mehrere Diener Kalugi's, die am Morgen mit ihm ausgeritten waren, sich während des Rückzuges verloren und wahrscheinlich den widerspänstigen Bauern sich angeschlossen hatten. Halam und Marocz waren schon seit einigen Tagen abwesend im letzter Zeit als halsstarrig bekannt und deshalb Kalugi recht froh, mit einem Male alle Leute los geworden zu sein, auf deren unbedingte Ergebenheit er sich nicht verlassen konnte. Die Zurückgebliebenen kannte er als treu, auch mußte die

allgemeine Gefahr im Fall eines Angriffes sie zu tapferer Vertheidigung nöthigen, da ihnen schwerlich ein besseres Schicksal, als ihren Gebietern bevorstand wenn eine blut- und beutegierige Rotte trunkenen Gesindels des Schlosses Meister werden sollte.

An Flucht durch das aufgeregte Land war nicht zu denken, mithin entschloß man sich einstimmig zum Widerstande. Der Vorrath an Lebensmitteln reichte auf mehrere Tage hin, drei bis vier Tage konnte bei vorsichtigem Gebrauch der Pulver- und Kugelvorrath vorhalten. Es bedurfte nur einiger Vorkehrungen zu tüchtiger Befestigung, um den Feind wohlgerüstet empfangen zu können. Kalugi, Mierslewski und einige andere in der Kriegs- und Vertheidigungskunst erfahrene Edelleute trafen diese, und so konnte mit Einbruch der Nacht Melosgora für ein gut befestigtes und auf den gefährlichsten Stellen wohl vertheidigtes Schloß gelten.

Die Nacht brach trüb, kalt und windig an. Der Wächter auf dem Thurme, ein alter, halbtauber Mann, der schon zwei Geschlechtern treu gedient hatte, entzündete mit eintretender Dämmerung das übliche Steinkohlenfeuer in dem eisernen Korbe, das dem Wanderer als Leitstern diente und vom Volke »das Auge von Melosgora« genannt wurde. Niemand dachte daran daß diese weit in's Land hinein leuchtende Flamme die Rächerbanden anlocken und den Bewohnern des Schlosses verderblich werden könnte. -

Die von Bogecz geführter Horde begrüßte diese Flamme mit einem Hurrah und schritt nach der Ermordung

des Grafen Michael und seiner Tochter in grader Richtung darauf zu. Ein zweiter nicht kleinerer Haufe näherte sich dem Schlosse von der andern Seite. Beide trafen fast zu gleicher Zeit in der Nähe desselben ein und hielten in geringer Entfernung eine kurze Berathung, worauf sie unter wüthendem Geschrei von allen Seiten mit großer Kraft den Sturm begannen.

Es mochte etwa acht Uhr Abends sein. Da sie nur wenig Schießwaffen bei sich führten, mußten sie die Thore zu erbrechen suchen, um Eingang zu gewinnen. Dies setzte sie den wohlgezielten Schüssen der Vertheidiger dergestalt aus, daß sie großen Verlust erlitten. Dadurch steigerten sich aber Wuth und Erbitterung in dem rasenden Schwarme, der fast auf tausend Menschen angewachsen war. Trotz der muthigsten Gegenwehr sah die Besatzung doch sehr bald ein, daß sie einer solchen Horde, die sich immer durch neue Kämpfer verstärkte, nicht lange würde widerstehen können. Die Thore brachen zusammen unter den Axthieben der Angreifenden, und was die Schärfe des Eisens nicht vermochte, das gelang den Feuerbränden, die man überall, wo sich Holzwerk zeigte, in Menge anhäufte.

Zwei kurze Stunden genügten, alle Eingänge zu sprengen, und nun wälzte sich der Strom der wüthenden Bauern in solchen Massen in den Hof und die innern Zugänge des Schlosses, daß es schon jetzt für erobert gelten konnte. Bogecz, Halam und Marocz befanden sich unter den Ersten, und so viele Schüsse auch auf diese Tollkühen

abgefeuert wurden, sie blieben durch ein Wunder fortwährend unverletzt.

Bogecz befeuerte seinen Muth durch den Ruf: »Godornik!« Halam und Marocz diente der Name »Kalugi« zum Feldgeschrei. Beide Männer hatten die luxäugigen Galizier unter den tapfersten Vertheidigern entdeckt, ihr Tod war die Aufgabe ihres Lebens geworden.

Von namenloser Angst getrieben, war Hedwig ihrem Vater immer zur Seite geblieben, ohne Theil an den Gewaltthätigkeiten zu nehmen. Sie hoffte noch immer, im Augenblicke höchster Noth den ehemaligen Geliebten zu retten, ihn mit ihrem Leibe decken zu können. Und wirklich gelang es dem muthigen aufopfernden Mädchen, Godornik mitten im Gewühl der Kämpfenden zu finden, aus dem Getümmel zu entfernen und durch dunkle Gänge in einen noch nicht bedrängten Theil des Schlosses zu retten.

Mittlerweile waren die Gebäude auf mehreren Seiten in Brand gerathen. Der Wind jagte die Flammen bis in die höchsten Giebel hinauf und wirbelte sie auf zu hohen Feuersäulen.

Auf einer schmalen Treppe stießen Godornik und Hedwig auf Kalugi, der erschöpft vom Kampfe hier einige Augenblicke verschnaufte.

»Wo ist Mierslewski? Wo die Gräfin?« fragte Kalugi.

»Die Grafen halten die Rotte an der untern Treppe im Schach,« erwiederte Godornik. »Die Gräfin mit den übrigen Frauen wird von einer alten Hexe bewacht, der Priester kämpft wie der heilige Georg mit des Grafen Bruder im Schloßhofe.«

»Vorwärts!« befahl Kalugi. »Noch können wir uns retten, wenn wir die hintere Treppe des Wachthurmes erreichen, ehe sie von den Flammen ergriffen wird. Diese Seite des Schlosses ist frei, der Weg von dort in den Wald kurz. Im Walde sind wir geborgen. Vorwärts! Wer ist das Mädchen?«

»Eine Freundin der ich schon einmal in dieser Nacht mein Leben verdanke.«

»Eile!« schrie der Graf. »Ich höre die Stimme meiner Todfeinde.«

Langsam stiegen die Flüchtlinge die schmale finstere Treppe hinauf. Hinter ihnen tobten die Flüche der rachedurstigen Diener, die Kalugi einst so grausam gemißhandelt hatte. Hedwig erkannte unter den Verfolgern auch den fürchterlichen Ruf ihres Vaters. Seine Stimme war heiser, pfeifend. Das einzige Wort. »Godornik«, das er tausendmal ausgestoßen hatte, klang wie das Rachegeeschrei eines Geistes.

Die Fliehenden erreichten die Höhe des Thurmes. Hier fanden sie den alten Wächter todt. Der Schlag mochte ihn vor Schreck getötet haben. Neben ihm an der äußern

Mauer, so nahe, daß ein ausgestreckter Arm ihn erreichen konnte, hing der Eisenkorb mit dem jetzt niedergebrannten Feuer. Nur die Kohlen glühten noch dunkelroth im Winde.

Kalugi stieß die niedrige Thür, welche auf die Hintertreppe führte, mit dem Fuße auf. Glühend heißer Dunst schlug ihm entgegen und spitze Flammen züngelten aus der Tiefe herauf.

»Ha, auch dieser Ausweg ist also versperrt!« sagte er mit der Ruhe der Verzweiflung. »Erwarten wir denn den Feind, wie es Polen geziemt!«

Er kehrte seine doppelläufige Flinte um, denn seine Munition war verschossen, und machte sich bereit, die Verfolger mit Kolbenschlägen zu empfangen. Neben ihm stand Godornik, hinter diesem ein Bild des tiefsten Grames, die unglückliche Hedwig.

Jetzt erschienen mehrere Bauern, hinter diesen Halam, Marocz und Bogecz. Die Ersten, von den Kolbenschlägen getroffen, stürzten nieder, allein bald waren die Unglücklichen entwaffnet und in der Gewalt der erbarmungslosen Sieger.

Mit gräßlichem Freudengescrei erfaßten die beiden ehemaligen Diener Kalugi's ihren entwaffneten Gebieter.

»Was meinst Du, Halam, das wir mit dem gnädigen Herrn anfangen? Soll er reiten?«

»Besser, er brennt,« lachte Halam. »Das Feuer im Korbe will verlöschen. Das Auge von Melosgora wird heut zum letzten Male die Gegend erhellen. Mag es aus Kummer darüber blutige Thränen weinen!«

»Hinein mit ihm in den Korb,« brüllte Marocz. Nervige Fäuste packten den Unglücklichen, hoben ihn auf und schleuderten ihn, daß die feurigen Kohlen über ihm zusammenschlugen, in den Eisenkorb. Dann schrieen sie hinunter in das Gewühl der tobenden Menge:

»Kalugi erdrückt das Auge von Melosgora!«

Im Rachegebrüll der Bauern erstarb das Todesröheln des unseligen Schloßherren.

»Der hat seinen Lohn empfangen,« sagte jetzt Bogecz zu Godornik. »Was fange ich nun mit Dir, Du Schuft, an?«

»Vergib ihm, Vater!« wimmerte Hedwig, die den Geliebten mit kalten Armen fest umschlungen hatte.

»Fort, Dirne!« rief der grimmige Bauer, »oder ich halte meinen Schwur!«

Godornik, niedergedrückt von den Riesenfäusten des Galiziers, verschmähte es, um sein Leben zu bitten. Er wußte, daß sein Ende gekommen sei und sah dem Tode trotzig entgegen.

»Erbarmen! Gnade!« jammerte noch einmal Hedwig, mit der Kraft der Liebe den Leib des Treulosen umklammernd. »Er war mein, er war mein Gatte vor Gott!«

»War er?« schrie Bogecz wüthend auf. »Ei, Mann und Weib sind ein Leib! So fahrt denn Beide vereint zur Hölle!«

Mit übermenschlicher Kraft hob der Bauer die sich fest Umklammernden vom Boden auf, trug sie an die steinerne Brüstung, schrie den mit hundert Mordwaffen bewehrten Bauern zu: »Die Sensen hoch!« und ließ die Doppelast aus seinen Händen gleiten.

Ein nicht endendes Hurrah begleitete auch diese Unthät des entmenschten Vaters, der ruhig hinabsah auf den mit blutigen Leichen bedeckten Hof und die Flammen des zusammenstürzenden Schlosses.

Ueber die ferneren Greuel dieser Mordnacht und die Bacchanalien, die neben der Brandstätte von den Siegern gefeiert wurden, lassen wir mit thränenden Augen einen Schleier fallen.

ACHTES KAPITEL. SCHLUSS.

In den waldigen Vorbergen der Karpathen irrten am Morgen nach dieser grauenvollem Mord- und Brandnacht eine Menge Flüchtlinge zerstreut und unstät umher. Die Meisten zitterten vor Frost, Hunger und Erschöpfung. Viele waren kaum dürftig bekleidet, Andere, namentlich Frauen des hohen Adels, gingen in kostbaren Gewändern mit Edelsteinen und Juwelen beladen, händeringend einher. Männer gab es unter diesen Unglücklichen verhältnismäßig nur wenige, denn bei weitem die Mehrzahl war dem ergrimmten, zum reißenden Thiere gewordenen Bauer zum Opfer gefallen. Nur einige Greise, kräftige Männer, die sich durchgeschlagen hatten, und zarte, dem Knabenalter kaum entwachsene Jünglinge waren die rathlosen Begleiter der Beklagenswerthen.

Vom platten Lande her krachten fortwährend Schüsse, bald vereinzelt, bald in Salven, ein Zeichen, daß man

sich noch hartnäckig entweder mit regelmäßigen Truppen oder gegen die Bauern schlug. Die Flüchtlinge achteten, betäubt von dem furchtbaren Unglück, das urplötzlich über sie hereingebrochen war und Vielen Alles, Aeltern, Geschwister, Freunde, Verwandte nebst irdischen Glücksgütern aller Art binnen wenigen Stunden geraubt hatte, wenig darauf. Abgestumpft durch das Uebermaß der Leiden schritten sie halb bewußtlos vorwärts, um in irgend einem Schlupfwinkel dem Beil der erbarmungslosen Mörder zu entgehen.

Hin und wieder in dem Thälern gab es einzelne Häuser, deren Bewohner schwerlich bei den Greueln der vergangenen Nacht betheiligt waren. Dennoch wichen die Flüchtigen diesen dürftigen Hütten der Armuth aus, da sie überall lauernde Mordgesellen fürchteten.

Wir überlassen die Unglücklichen ihrem zweifelhaften Geschick und betreten ein größeres, an einer Gebirgsstraße gelegenes Gehöft, das seinem Aeußern nach wohlhabenden Leuten zugehören muß. Die Wände sind weiß gekalkt, die Fenster blank und hell, das Holzwerk mit frischer grüner Farbe lustig angestrichen. Gastlicher Rauch wirbelt aus dem Schornstein in den windigen grauen Morgen auf, und in dem von Schuppen und Scheuern umschlossenen Hofe stehen Wagen und Ackergeräth in bester Ordnung, was auf polnischen Wirthschaften zu den seltensten Ausnahmen gehört.

Es waren deutsche Ansiedler, die hier neben Ackerbau und etwas Schmuggelhandel auch noch eine Wirthschaft

für Fuhrleute hielten und sich vortrefflich dabei befanden. Sie waren schon solange im Lande, daß sie für nationalisirt gelten konnten, doch hatten sie die heimischen Gewohnheiten nicht mit den polnischen vertauscht. Mitten unter lauter Bildern von Schmutz und Unordnung oft wunderlich genug mit prunkendem Glanz übergoldet, waren sie einfach, reinlich, bescheiden, thätig und ordnungsliebend geblieben. So hatten sie sich ein hübsches Vermögen erworben und lebten in der romantischen Gebirgsstille recht zufrieden.

Hier hatte am vergangenen Wende ein Mann Obdach gesucht, den die Wirthsleute seinem Aeußern nach für einen Handlungsreisenden hielten. Er fuhr in einer ihm selbst zugehörenden Kalesche, war modern gekleidet und hatte das Betragen solcher reisenden Kaufleute. Er kam aus Krakau, wie er versicherte, um den dortigen Unruhen auszuweichen, hatte Galizien auf dem gradesten Wege eilig durchschnitten und wollte angeblich nach Ungarn. Auf weiteres Befragen erfuhren die Wirthsleute nur, daß es überall zum Aufstande gekommen sei, über den Erfolg desselben aber noch kein Urtheil gefällt werden könne. Sonderbarerweise zeigte der Reisende eine große Aengstlichkeit und blieb nur ungern die Nacht über in der einsamen Waldherberge. Er bat den Wirth dringend, ja auf seiner Hut zu sein und komme etwas Bedenkliches vor, ihn sogleich davon in Kenntniß zu setzen! Der Wirth vermutete, der Reisende möge viel Geld bei sich führen und Beraubung fürchten.

Wirklich verging auch die Nacht nicht ruhig. Bald nach Mitternacht wurde ungestüm an's Thor geklopft und Einlaß begehrte. Ungern öffnete der Wirth, nachdem er seinem Gast pflichtschuldigst Mittheilung gemacht hatte. Er ward sehr überrascht, als ein eleganter Wagen, mit drei Pferden bespannt, von denen eines verwundet war, in den Hof rollte, drei mit Blut bespritzte Männer vom Bock und dem Bedientensitz stiegen und einige Erfrischungen schleunigst begehrten. Auf Befragen des Wirthes theilten sie ihre Erlebnisse mit und verschwiegen nicht, daß sie zwei Opfer der Wüthenden, von denen Gott gewichen sei, im Innern des Wagens mit sich führten.

Der Fremde hatte dieser Erzählung in einiger Entfernung zugehört. Jetzt trat er näher, begrüßte die bestürzten, blutbesudelten Männer und stutzte, als er einen derselben schärfer in's Auge faßte. Die Verwunderung, das Erkennen war gegenseitig.

»Emanuel, mein Retter!« rief Dieser.

»Lodovico,« sprach etwas verlegen Jener, und Beide umarmten sich mit Herzlichkeit.

»Das ist ein trauriges Wiedersehen,« sagte unser Freund, der mit seinen Begleitern die Leichen des Grafen Michael und seiner Tochter hieher gebracht hatte, um sie fernerer Mißhandlung und Schändung zu entziehen. Fast möchte ich es beklagen, je mit Ihnen zusammengetroffen zu sein, denn ich bin grausam getäuscht, furchtbar hintergangen, schmachvoll gemißbraucht worden, und das

jammervolle Elend, das in diesem Augenblicke über eine ganze Nation hereinbricht, das namentlich diesen edlen Menschen das Leben gekostet hat, ist die Folge einer Reihe von Täuschungen und Verführungen entsetzlichster Art!«

»Ich begreife Ihren Schmerz, mein theurer Freund und Landsmann,« versetzte der uns bekannte Emissär Emanuel, dessen deutsches Gemüth nicht so ganz unter dem Druck jesuitischer Bildung zermalmt worden war, daß er das Grauenvolle der Ereignisse, an denen er vielfach mitgewirkt hatte, nicht tief hatte empfinden sollen, »ich beklage diesen furchtbaren Ausgang der gewaltsamen Erhebung eines ganzen Volkes, aber ich kann darin keine Zufälligkeit, sondern nur den Finger der Vorsehung entdecken.«

»O wäre es so! Faßten die verblendeten Unglücklichen aller Nationen es doch so auf!« rief Lodovico tief erschüttert aus. »Sie würden dann nicht an allem Geheiligten rütteln, alle edelsten Bande, welche die Menschen als Brüder unter sich an einander ketten, zerreißen, und blinder Leidenschaft oder im Finstern schleichenden von gewissenlosen Menschen angezettelten Verrätherplänen folgen! – O wie ich sie hasse, diese ewig lächelnden Schurken! Diese klugen Köpfe mit süßen Worten auf den Lippen und Gift im Herzen! – Wie heiß ich wünsche, daß Gott ein Wunder thäte, um die Welt von dieser Pest für immer zu befreien!«

»Seien Sie nicht ungerecht, mein armer Freund!« erwiderte Emanuel. »Sie müßten alle Geschichte und in

der Geschichte Gott selbst verdammen, der sich in ihr ja doch immer und immer dem Menschengeschlecht, offenbart hat und ewig offenbaren wird, wollten Sie einer Hand voll Menschen alle die Greuel aufbürden, die binnen vierundzwanzig Stunden verübt worden sind, vielleicht noch Wochen und Monate lang verübt werden! Es ist ein Zusammenwirken vieler Ursachen, die verheerende Wuth eines Vulkans, der seinen Flammenschoß lange sorgsam mit Gluth genährt hat. Was Einzelne beigetragen haben, um diesen Sturm zu entfesseln, wer mag, wer darf das ermitteln, wer gar behaupten wollen, er wisse es? Oder wären Sie wirklich so geistig stolz, daß Sie glauben könnten, ein absichtslos von Ihnen genannter Name habe wesentlich so ungeheure Weltgeschicke fördern helfen? – War Ihre Hand dabei mit thätig, auch ohne Ihren Willen, nun so sei Ihnen dies ein Beweis, daß Gott Sie ausersehen hatte, ein wichtiges Werkzeug zu werden in seiner Hand! – Freilich, wir, die wir damals rechneten und überlegten, wir hatten ein anderes Ziel im Auge, wir wollten nur den Glanz und Triumph der Kirche, Gott aber, dem allein Ehre gebührt, Gott ließ uns rechnen und bauen, um am Ende das Gebäude mit einem Hauche seines Mundes niederrzürzen und uns damit zu sagen: Wisset, ihr Kurzsichtigen, daß Euer Thun mir nicht wohlgefällig ist und daß ich Euch vernichten werde, wenn Ihr nicht ablasset von diesen Wegen des Wahns und des geistigen Stolzes!«

»So sprechen Sie als Mensch, nicht als Priester, am wenigstens als Mitglied der Gesellschaft, die ihren egoistischen Interessen Alles, selbst Glaube, Liebe und Seligkeit opfert.«

»Ich spreche meine Ueberzeugung aus,« sagte Emanuel mit glänzendem Auge.

»Dann können Sie nicht mehr Jesuit sein,« rief Lodovico.

»Und wenn es so wäre – wenn ich gleich Ihnen auf der Flucht begriffen wäre?«

»O ich würde Sie als Bruder umarmen und das schuldlos vergossene Blut für gesühnt halten, da es doch *eine* Seele gerettet hätte!«

»In meine Arme denn, Lodovico! Ich bin Ihr Bruder!«

Erst jetzt erkannte der Emissär die Begleiter des Malers. Sie hielten sich jedoch fern von ihm, da in Beiden Erinnerungen auftauchen möchten, die für freundschaftlichen Verkehr sich nicht eigneten. Stanislas war seit der Abreise aus Wien sehr ernst, Nicol seit der entsetzlichen Unthat seines Vaters still und sinnend geworden. Lodovico hatte keine Veranlassung, sie in ihren Gedanken zu stören, und benutzte jetzt die Gelegenheit, um sich mit Emanuel über Mancherlei auszusprechen.

»Ich habe schwere Kämpfe zu überstehen gehabt,« sprach Emanuel, »ehe ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß ich einer schlechten Sache diene, daß überhaupt der Geist jesuitischer Lehren vom heiligen Geiste nicht belebt sei. Zweifel begannen sich erst bei der Verurtheilung Nicol's zu regen, aber ich unterdrückte sie gewaltsam, um

in dem Werke, das ich fördern sollte, nicht gestört zu werden. Nun merkte ich bald, daß je mehr unser Wirkungskreis sich erweiterte, desto allgemeiner verbreiteten sich Zwietracht, Feindschaft, Unglauben, Verdächtigung unter Brüdern Eines Volkes. Und doch wirkten wir im Namen Gottes, für ein himmlisches Reich, zu des Herren größerer Ehre! – Ich begann zu schwanken, zu zaudern, aber ich war so gut überwacht, daß mir nicht Zeit zum Selbstdenken gelassen wurde. – Befehle verdrängten Befehle, eine Verordnung hetzte die andere; mir blieb kaum Zeit, um die Bedürfnisse des Körpers zu befriedigen. Dennoch sah ich deutlich, daß aus all diesem Thun kein Segen erblühen könne! – Zuletzt erhielt ich sogar Auftrag zu klar ausgesprochenem Morde. Es galt dem Grafen, der doch in anderer schrecklicher Weise sein Schicksal erfüllt hat. Zum Glück fand ich die Spur des Verfolgten wirklich nicht, so daß ich guten Grund mich zu entschuldigen hatte. – Was später geschah, kennen Sie. Mein Entschluß stand fest, wie ich sah, daß der Aufstand mißlingen müsse, daß Gott gegen uns sei und ein furchtbares Strafgericht über ein verblendetes Volk hereinbreche, floh ich, und beim ewigen Gott, der mich gerettet hat, nie sollen mich diejenigen wiedersehen, in deren Auftrage ich den Namen des Allmächtigen gelästert habe!« –

Es war jetzt die Reihe an Lodovico, das Vertrauen Emanuel's seinerseits ebenfalls durch eine Beichte zu erwiedern. Was er zu erzählen, zu bekennen hatte, wissen wir.

»So,« endigte er, »so schloß meine Freundschaft mit Camuccini oder Ghiberti, den ich durch Ihre Vermittelung kennen lernte, und den ich immer dar wie einen Vater geliebt haben würde, hätte ich nicht ohne mein Zuthun den ursprünglichen Charakter und die wahre Gesinnungsart dieses eben so begabten, als sittlich tief gesunkenen Mannes kennen gelernt. Was sollte ich noch in Rom, nun ich mich nirgends mehr sicher fühlte? Mit dem Verlust meines Vertrauens schwand auch die Freude an Rom's Kunstschatzen. Selbst die Natur wollte mir nicht mehr gefallen. Teresella theilte meine Furcht, meine Abneigung gegen die Menschen. Wir konnten nur auf einer Reise gesunden, nur wieder zufrieden werden, wenn es uns möglich ward, den so lange verkannten und so beharrlich verfolgten Grafen zu retten. – Schon glaubten wir ihn außer Gefahr, als diese von einer Seite ihn in den Tod riß, von der ich nichts für ihn fürchtete. Die blinde Wuth der Leidenschaft erschlug ihn. Er starb versöhnt an der Seite seiner Tochter, und uns bleibt nun nicht übrig, als die verstümmelten, fast unkenntlich gewordenen Leiber der Erschlagenen christlich zu bestatten. Auf ungarischem Boden wollen wir sie in der ersten Kirche beisetzen, die wir finden, dann nach Wien eilen und von dort aus das Nöthige besorgen, um sie unter militairischem Geleit nach Polen abführen und neben ihren Ahnen in die Gruft senken zu lassen. Ich hoffe, Sie werden jetzt, wo und die traurigsten Schicksale zu Freunden gemacht haben, uns auf unserer trübseligen Reise begleiten.«

Emanuel nahm dieses Anerbieten dankbar an. Man wollte nur den Tag abwarten, um mit weniger Gefahr die schlechte Gebirgsstraße passiren zu können. Längere Zeit so nahe dem Schauplatz der blutigen Metzeleien zu verweilen, die ein uncivilisirtes Volk in blinder Rassei begin, hielten Alle für gefahrvoll. Auch zeigte sich's schon in der Dämmerung, daß ihre Befürchtungen nicht grundlos waren. Man hörte wiederholt dumpfes Rollen, wie von einer Menge abgefeuerter Gewehre, während es in der Nacht ganz ruhig geblieben war, und die einzelnen Gestalten, die eiligst und möglichst versteckt im nahen Walde dem hohen Gebirge zuflogen, ließen vermuthen, daß der Feind nicht mehr fern sei und der Aufstand der Bauern sich in rasender Schnelligkeit allen Kreisen des unglücklichen Landes mitgetheilt habe.

Die nunmehr durch so wunderliche Schicksale innig Vereinigten beschleunigten ihre Reise nach Kräften. So erreichten sie Wien schon am fünften Tage. Unterwegs zogen sie über die späteren Vorgänge in Galizien, so oft es sich thun ließ, Erkundigungen ein und erfuhren neben mancherlei Irrthümern die Einäscherung von Melosgora und den Tod so vieler Allen mehr oder weniger bekannten theuern oder verhaftsten Personen.

»Gott selbst hat mich gerächt,« sagte Nicol, als ihm der Tod des Pater Joseph und seines Pathen Alexander Mierslewski mitgetheilt ward. Beide hatten bis zuletzt mit bewundernswürdiger Tapferkeit mitten unter niedersürzenden brennenden Balken und glühenden Ziegeln

gefochten, eine Menge Bauern getötet, waren aber endlich von den Massen erdrückt, mit Sensen niedergemäht worden. So fest und tiefgewurzelt war in ihrer Seele die Ueberzeugung von der Erhabenheit ihrer Zwecke, daß sie sterbend noch Beide laut ausriefen »zur größeren Ehre Gottes!«

Fühlte Nicol seine Rachlust gekühlt durch das traurige Ende zweier Männer, die Zeugen gewesen waren der Qualen, die man ihm zugefügt hatte, so sträubte sich doch sein Haar vor den Unthaten seines Vaters. Dieser ungebändigte Mann schien durch die Nachricht von seiner Verstümmelung in ein wildes Thier verwandelt worden zu sein. Er berauschte sich im Blute und hetzte seine Bande von Mord zu Mord. Schon war sein gefürchterter Name in Aller Munde, und wohin der Wütherich sich wendete, da suchten die Einwohner aller Stände und jeden Alters nur Heil in der Flucht. Seit er das Leben der eigenen Tochter seiner Rache geopfert, kannte Bogecz kein Erbarmen mehr. Er brannte und mordete, weil ein teuflisches Gelüst ihn stachelte und er in eine Art Wuth verfiel, wenn er nicht brennende Schlösser und im Blute schwimmende Menschen um sich sah.

Von Hela hörte man nichts mehr. Wahrscheinlich war sie in der allgemeinen Raserei so vieler Tausende von ihrer eigenen Umgebung mit erschlagen worden. Auch die schöne Gräfin blieb verschollen. Wir wollen hoffen, daß das Schicksal sie mitleidig durch einen schnellen und sanften Tod den Schrecken entzückt haben wird, die den Lebenden noch bevorstanden. –

In Wien ließ es Lodovico sein erstes Geschäft sein, im Beisein des Barons Stanislas von Sembronowski und Nicol's das Vermächtniß des Grafen Michael zu öffnen. Zuerst fiel ihm ein Brief in die Augen, der eine treue Erzählung der Intriguen enthielt, welche die Jesuiten gegen ihn angezettelt hatten um sich seines Vermögens zu bemächtigen. Nicol's Erscheinen in Petrella unter der Maske des Grafen Dolmo ward ausführlich geschildert und dabei des selbst irre geleiteten jungen Mannes liebenswürdige Eigenschaften eben so vorurtheilsfrei hervorgehoben, als sein späteres frevelhaftes Verfahren streng und hart getadelt. Vieles, was dem Grafen unbekannt geblieben war, hatte Lodovico bereits von Stanislas und Nicol erfahren, und zu manchen Einzelheiten war ihm persönlich der Schlüssel in Rom aufgedrängt worden. Am Schlusse des Briefes sprach Graf Michael den Wunsch aus, Lodovico möge Rom verlassen, seine Tochter Victorie, wenn sie ihn, den Grafen überleben solle, zu sich nehmen und ihr in den trüben Tagen ihres wahrscheinlich kurzen Lebens ein treuer Freund und liebevoller Rathgeber sein. Die Beilage des Briefes enthielt das Testament des alten Polen, das nach so vielen Wandelungen doch endlich in unverfälschter Gestalt in die Hände desjenigen kam, von dessen Charaktertreuherzigkeit anzunehmen war, daß er keinen unwürdigen Gebrauch davon machen würde. Der Graf setzte den Maler mit Victorie zu gleichen Theilen zum Erben all seiner Güter und seines sämmtlichen Vermögens ein. Nach dem Tode Victoriens,

bestimmte der Testator, daß ein Drittel auf die Nachkommen Lodovico's, der Rest aber den übrigen Mitgliedern der Familie Sembronowski vererbt werden solle.

In früheren Tagen und unter glücklicheren Verhältnissen würde Stanislas über solch einen Zuwachs seines großen Privatvermögens in lebhaften Jubel ausgebrochen sein, jetzt aber konnte er sich kaum darüber freuen. Die bisher unverwüstliche Lebenslust dieses Mannes war gebrochen, der Brand- und Blutgeruch von den Mordstätten Galiziens hatte ihn tief gedemüthigt. Er konnte nie wieder froh werden.

Nicol lebte sehr still und abgeschlossen und schon wenige Wochen nach der blutigen Katastrophe fand man ihn eines Morgens todt in seinem Zimmer. Es blieb ungewiß, ob ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht hatte oder ob sein plötzliches Verscheiden einem schnell und spurlos wirkenden Gifte zugeschrieben werden mußte.

Emanuel zog mit seinem Beschützer Lodovico nach Steyermark auf das reizende in prächtiger Berglandschaft gelegene Schloß, das dem Grafen vor seinem letzten Aufreten zur Zuflucht gedient hatte. Daß der allem Schönen und Guten so warm ergebene junge Mann an Teresella's Seite, deren Jugendkraft und Naturfrische die erlebten Schrecknisse bald überwand, glücklich geworden sei, werden unsere Leser nicht bezweifeln.

Hier könnten wir unsere Erzählung schließen wenn wir es nicht für unsere Pflicht hielten, noch einen Blick auf diejenigen Personen zu werfen, deren schreckliche Wirksamkeit so große und erschütternde Folgen gehabt hatte. Für diese waren die Metzeleien der galizischen Bauern ein harter Schlag, für ihr System eine ungeheure Niederlage. Die Nachrichten darüber, die von den Emisären in ausführlichen Berichterstattungen den leitenden Obern eingesandt wurden, veranlaßten eine Zusammenberufung aller derjenigen, welche an dem geheimnißvollen Nachtmahl Theil genommen und die Berathungen in den Höhlen des Coelius mit gepflogen hatten.

Es wäre nutzlos, hier der Beschlüsse zu erwähnen, welche diese neue Versammlung faßte. Nur so viel sei angedeutet, daß sie sich abermals feierlich zu innigem Zusammenwirken verbanden und einstimmig den Fluch der Verdammung über Nicol und Emanuel aussprachen. Die Namen dieser Abtrünnigen wurden unter Verwünschungen verbrannt.

Ghiberti bereute seine Thaten nicht, wohl aber beklagte er laut die Schwäche der Menschen und ermahnte die treu Gebliebenen, über sich selbst zu wachen und die Lehren ihrer heiligen Gesellschaft in Zukunft gewissenhafter zu befolgen.